This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

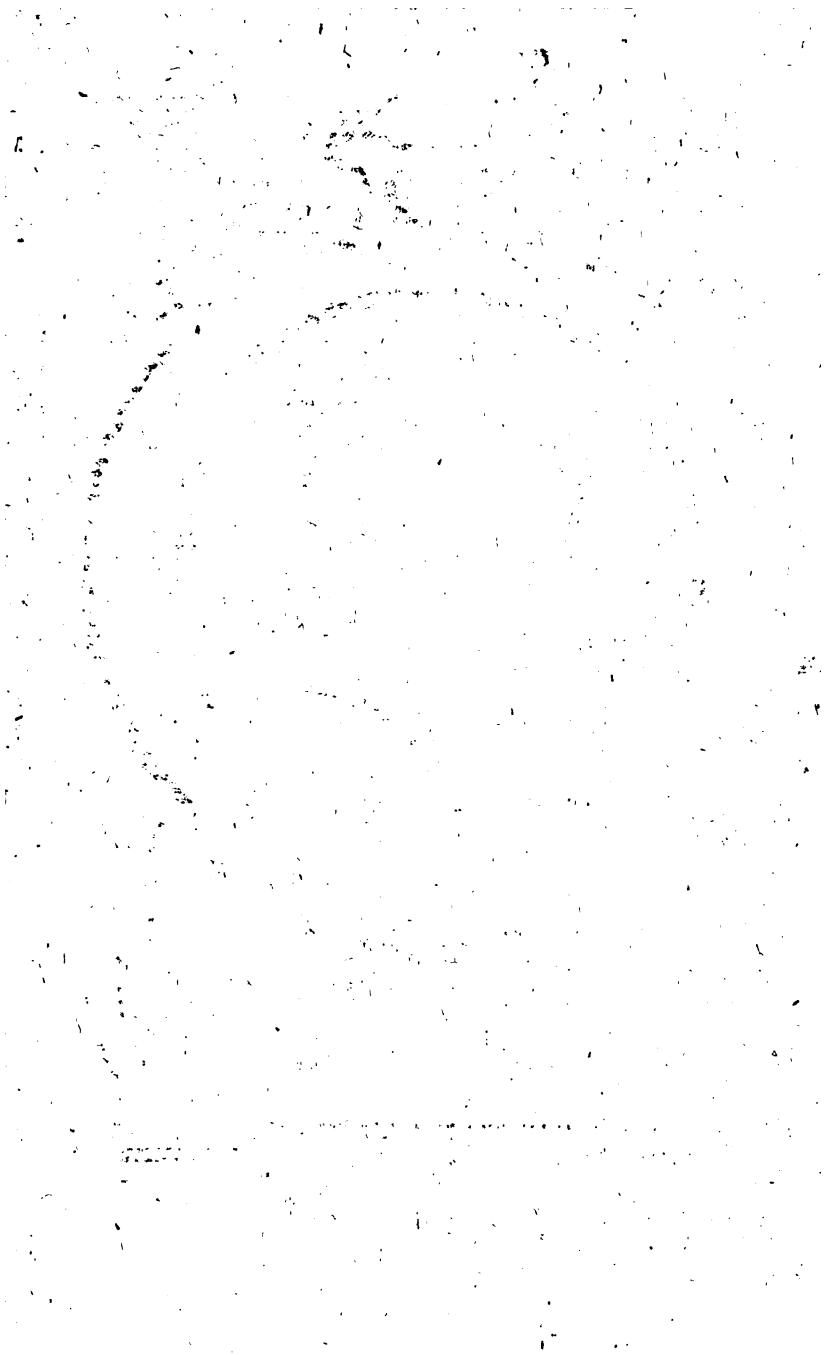
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Z
1007
.A3



Speck del.

J. C. Berger sculps et Berol.

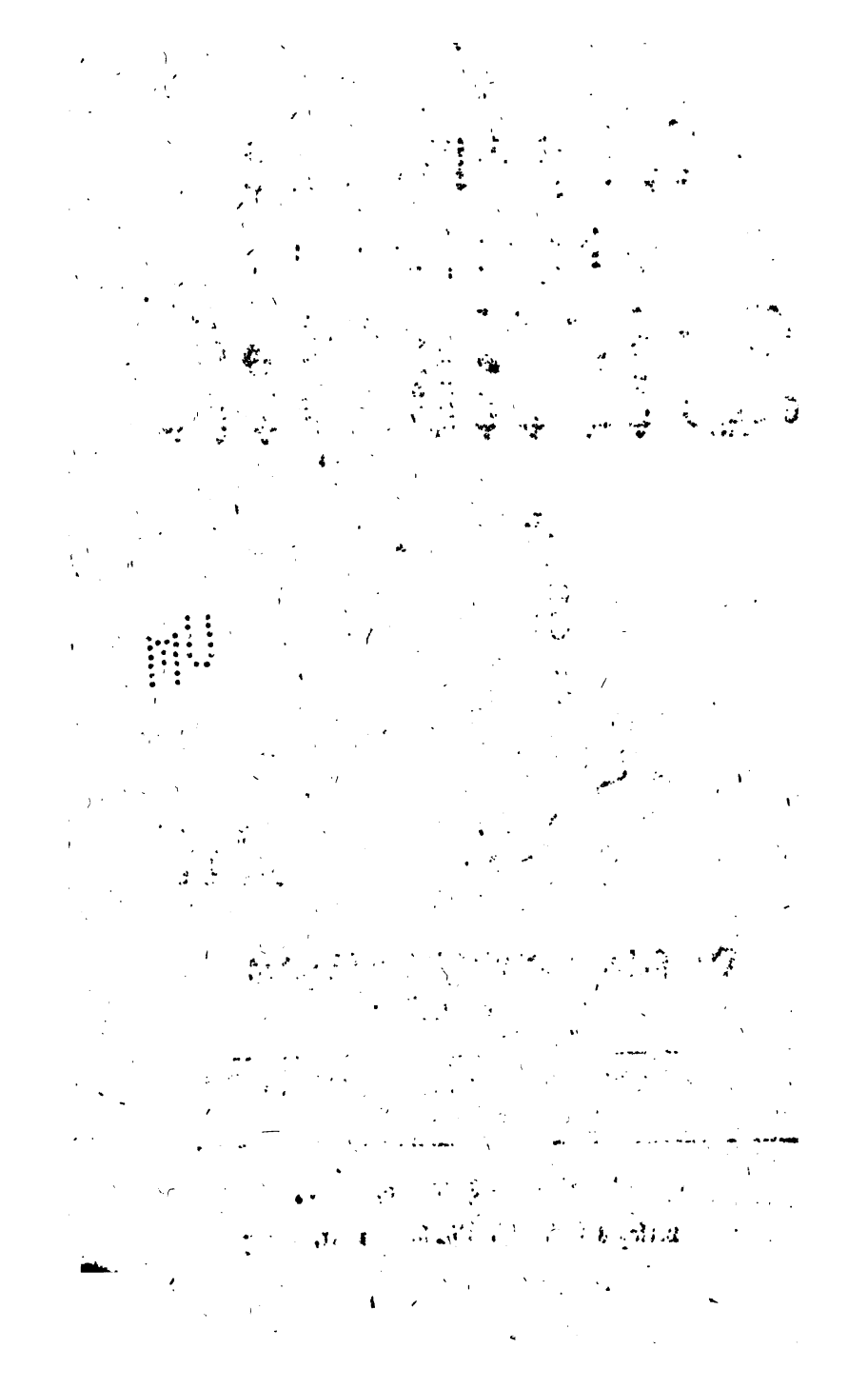
Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.V.H

Des sieben und vierzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächſiſchen und Churbrandenburgiſchen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1781.



Faculty Research Prog.
de gruyter
2-27-31
23643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des sieben und vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Abhandl. von dem Staate des hohen Erzstifts Salzburg. 3

II. J. J. Ferbers physik. metallurg. Abhandl. über die Gebürge und Bergwerke in Ungarn. 28

III. Nouveaux Mém. de l'Ac. R. des Sc. et de B. L. 1778. 46.

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Etwas zur richtigen Beurtheil. des nur Etwas zur Prüf. über des H. C. Coners Sendschr. 59

Ungerechtigk. davon sich der ungenannte Vertheid. des H. C. Coners zu Esens theilhaftig gemacht hat. Erst. Beweis. 62

Vertheidigung des größern Jeversch. Katechismi in zwey Sendschr. 64

Auszug aus des C. Coners theol. Briefen. 67

J. C. Jani Versöhnungswerk J. C. — vertheidigt. 67

Auszug aus des C. Coners theol. Br. 68

Anmerkungen über — Hrn. Meene beyde letzte Schriften. 69

C. G. Salzmann, über die wirksamste Mittel, Kindern Religion beyzubringen. 72

J. Ch. Schmalings kurzer Begr. der christl. Glaubenslehre vor die Katechumenen. 75

J. C. Lavaters, 4 Pr. von der Liebe.

M. J. G. Rosenmüllers Pr. über die Reden Jesu am Kreuz. 76

J. Jochims Beytr. zur Beurth. und Beförder. des Chriſtenthums. 78

R. Simons kritiſche Hiſtor. der Ueberſetz. des N. T. 2te Abth. 78

D. C. Baſthólms geiſtl. Redekunſt. 79

D. G. C. B. Moſche Samml. einiger Caſualpr. u. Reden. 3

H. G. Terrenners Pr. ganz und Stückweiſe für die lieben Landleute.

Neueſte Samml. von Erndtepr. für Stadt- und Landleute. 79

J. F. Fedderſens Beyſp. der Weish. und Tugend aus der Geſch. 2te Samml. 88

Zur Beförderung einer Gott wohlgefälligen Verwaltung des Predigtamts. 88

Erbauungen für Jedermann für die Bedürfniſſe unſerer Zeiten. 84

Handbuch für angehende Prediger. 8. 9. Th. 87

D. G. Niemeyer, über böſe und ſchlechte Zeiten. 87

Entwurf zum Lehrbuche der Religion. 87

D. C. A. Döderleins theol. Abhandl. über den ganzen Umfang der Religion, 1r B. 3s St. 2r B. 4s St. 90

D. Bahrdts Verſ. über die Beredtſamk. nur für meine Zuhörer. 92

A. S. Steinbarts Anweiſ. zur Amtsberedſamk. chriſtl. Lehrer unter einem aufgeklärten und geſitteten Volke. 92

J. G. Mayeri hiſtoria diaboli. 93

2. Rechtsgelahrheit.

D. J. B. C. Eichmanns Erklär. des bürgerl. Rechts. 2r Th. 93

Deduktionsbibliothek von Deutſchland. 2r, 3r B. 99

Beytr. zur der juriſt. Literatur in den Preuſſ. Staaten. 3r 5te 6te Samml. 100

D. C. F. Walchs verm. Beytr. zu den Deutſchen Rechten. 2r Th. 102

J. L. C. Pütmanni elementa juris criminalis 103

G. L. Meucken introd. in doctrinam de actionibus forenſibus. 105
Meditat. über verſch. Rechtsmaterien. 1r B. 106

3. Arzneygelahrheit.

H. A. Wrisbergii obſerv. anatom. de nervis viſcerum abdominal. Pars. I. 109
B. Ramazzini's Abh. von den Krankh. der Künſtl. und Handwerker, verm. von D. J. C. G. Ackermann. 111
L. L. Marſinna Betracht. über die Ruhr. 114
C. Strack de enervando variolarum miaſmate.
Daſſ. Deutſch. 119
Bajonn Nachr. zur Geſch. von Cayenne und dem franz. Gujane. 1r Th. 120
Eb. Abh. von Wundenentzündungen und Geſchwüren 120
Samml. auserleſ. Abh. zum Gebr. praktiſch. Aerzte. 6n B. 1s St. 122
I. I. Plenck doctr. de morbis venereis.
Ebend. aus dem Latein. überſ. von E. v. Waſſerberg. 124

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Naamach, ein Schauſpiel. 125
Kinderkomödien nach Löper und Schink. 126

5. Weltweisheit.

J. M. H. Gericke Verſ. einer allgem. Abhandl. von der Beſchaffenh. und Anwendung der Erhohlungen. 127
Des Erreurs et de la Verité, II Edit. 130
Philoſ. Betracht. eines Chriſten über Toleranz. 144

6. Mathematik.

L. A. G. Schraders Grundſ. der Natur in der Geburt, dem Leben und Tode der Menſchen. 148

L. H. Röhl Anl. zur Steuerbaumskunst. 150
Beschr. einer neuerfundenen Hebmaschine zum Ausroden der Stöcke in den Waldungen. 154

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

C. H. v. Plumenek geäusserter Einfluß in das allgem. Wohl der Staaten der ächten Freymaurerey.
Anacius Platonis 174
Chymische Hochzeit Chr. Rosenkreuz.
Allgem. und Generalreformation der ganzen weiten Welt. 177
Mytho-Hermetisches Archiv, aus dem Franz. des Hrn. Th. du Plessis. 1r B. 1r 2r Th. 179
Abh. von dem Ursprung der Fröschen, aus dem Lateinisch. übers. von J. Chr. von Auersperg. 183
D. J. C. Schäffers Abbildung und Beschreib. der elektr. Mühle und einer Reinlichen Elektrophors. 184
J. Webers Besch. des Luftelektrophors. 186

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

J. E. von Baumeister Vers. einer Staatsgesch. v. Steyermark. 187
J. B. A. Galletti Gesch. und Beschr. des Herzogthums Gotha. 3 Th. 189
Th. Augents Reisen durch Deutschland, aus d. Engl. 195
Müllers Samml. russisch. Gesch. 5r Th. 200
G. Ossermeyers Gedank. von den alten Bewohnern des Landes Preussens. 206
Histor. diplom. Magazin fürs Vaterland. 2s St. 208

9. Gelehrtengeschichte.

H. G. a B. Catalogus nonnullorum rariorum librorum. 208

J. G. C. Adleri deſcriptio codicum quorundam Cufico-
rum — 198
C. B. Lengnich Hevelius. 205

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

D. R. Lowths Jeſaias, aus dem Engl. von J. Benj. Koppe. 3 B. 207
C. F. Schnurrer diſp. de pentateucho arabico polyglotte 230
C. C. Tacitus über Lage — Germanien, aus dem Lat. von K. G. Anton. 233
Des Tacitus Annalen. 2 B. 235
Xenophontis Cyropaedia, cura *I. C. Zeunii*. 243
Xenophontis memorab. Socratis, cura *F. A. Stroth* 251
Aeſchyli tragoediae, — *v. Brunk.* 256
Werke des Plato, 2r B. 256
Repertorium für bibl. und morgenländ. Litteratur. 7r Th. 257
J. G. Scharfenberg prol. de Iolephi et verſionis Alexandr. conſenſu. 258
W. F. Hezel, über die Quellen der Moſaiſchen Urgeſch. 260

11. Deutſche Sprachlehre.

J. C. Adelung Verſ. über den Urſprung der Sprache, 265
Ebend. deutſche Sprachlehre. 266

12. Erziehungsſchriften.

Hamburg. Kinderalmanach für das Jahr 1781. 281
J. F. G. Schellers kurzgef. Gedank. über die Bildung des Herzens. 283
C. G. Heyne's Nachr. von der gegenwärt. Einrichtung des königl. Pädagog. zu Ilfeld. 287
Perſchke Briefw. über das Erziehungsinſtitut zu Nachterſtedt. 292

Pädagogiſche Geſpräche. 1r Th. 293
J. S. Bocks Lehrbuch der Erziehungskunſt. 293

13. Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft.

Springers Verſuch eines Handbuchs für diejenigen, welche die Kameralwiſſenſchaft nicht als ein Handwerk lernen — 296
J. M. L. patriot. Br. über verſch. Gegenſtände, den Reichthum und die Glückſeligk. eines Landes betr. 298
Vom Anbau und Commerce des Krapps. 301

14. Vermiſchte Nachrichten.

Deutſche Encyklopädie, 4r B. 302
Hanauiſches Magazin. 5r Jahrg. 303
Ein Leſebuch für Söhne und Töchter. 305
Verſuche des O. Gleichmäßige. 305
Schwäbiſches Magazin auf das Jahr 1780. 306

Nachrichten.

Widerlegung einer Nachricht. 307
Beförderungen. 308
Todesfälle. 309
Druckfehler. 310
Bekanntmachung verſchiedener Schriften. 311. 312

I.

Abhandlung von dem Staate des hohen Erzstifts Salzburg und dessen Grundverfassung, mit Urkunden begleitet. Salzb. 1780. in Fol.

Nach der Vorrede hat der ungenannte Verfasser diese statistische Schrift bereits A. 1765 geschrieben, zu der Zeit, wie von Churbayerscher Seite verschiedene Schriften von dem *iure regio in ecclesiasticis* oder der Landeshoheit der Herzoge in Bayern über die Bayerschen Bischöfe in den Jahren 1763 und 1764 herausgekommen sind. Diese sucht eigentlich der Verf. in dieser Schrift, die er nur für eine privat Schrift ohne höhern Auftrag ausgiebt, zu widerlegen. Er schreibt aber doch in der Vorrede, und sonst überall in einem sehr hohen und starken Ton, der sich für einen privat Schriftsteller fast nicht geziemet, daher wir seinem Vorgeben kaum Glauben geben. Er sagt z. B. in der Vorrede „— dem berühmten Kanzler von Ludewig in Halle, dessen fruchtbarer Geist, und gelehrte Kühnheit neue Welten zu schaffen fähig war, stieg fast die erste Lust auf, die Herzoge Deutschlandes, und bevorab den in Bayern auf einen königlichen Stuhl zu setzen. — Bis hieher, und da dieser Satz sich in den Gränzen der Lehrsäle in Ingolstadt einschloß, machte er gerade das Aufsehen, wie andere neue Schulhypothesen oder metaphisische Speculationen, die ein muthiger Lehrer mehr aus Begierde neue Dinge zu sagen, als aus innerer Ueberzeugung auf die Katheder bringt. Es hielt

aber nicht lange, daß sich diese schmeichelhafte Lehre mit ihrem Afterurheber nach München, und durch die alldortige Rathsstellen bis in das Kabinet drang. — Dergleichen Arbeiten und Anschläge der Bayerschen Gelehrten sind nun durch den Druck aller Orten ausgepoſaunet, und die Erfahrung giebt, daß das reizende Bild des *iuris regii* sich der Denkungsart aller Bayerschen hoh- und niedern Gerichtshöfe, von dem ersten bis zum letzten Beamten, ja bis auf den Gerichtsknecht bemächtiget habe. Sogar den gemeinsten Köpfen der Bürger und Bauren träumt davon. Alles hat jetzt Muth genug, die Rechte und Gränzen der Nachbaren aus einem eingebildeten Vorrechte ihres Landesherrn zu stöhren, und zu mißhandlen. Die im Bayerschen Kreis entlegene geistlich und weltliche freye Reichsmitstände, auf deren Rechnung Zepter und Krone geschmiedet wird, schweigen. Sie geben stille Zuschauer ab, und lassen ihre Gegner alles in Tag hinein schreiben. Solle gleich der Grund dieser Sanftmuth auf dem Vertrauen ruhen, welches man billig auf die Wahrheit setzt; so solle doch die Liebe zur Wahrheit so vieles wirken, daß man das übel belehrte Publikum von irrigen Begriffen und Vorurtheilen reinige, und auf gründlichere Einsichten führe. —" Dieses ist die Gelegenheit seines Entwurfs, sagt also der Verf. und die Anleitung, seine Absicht zu errathen. Er will sich wenigstens gern diesen Schein geben, aber die wahre Absicht erräth man doch, wenn er gleich zuletzt versichert — daß hierbey weder ein Partheygeist, noch ein höherer Auftrag, noch ein Eigennutz, sondern ein bloßer privat Antrieb zur Erforschung der Wahrheit die Feder geführet habe. —"

Das Werk selbst ist in VII. Abschnitte eingetheilet. Der erste handelt von der Staats-Verfassung des Erzstifts Salzburg unter der Regierung der Fränkischen Könige Merovingischer Stammes, und zur Zeit der Bayerischen Herzoge Agilolfingischen Geschlechts. In dem ersten §. gestehet er, daß den Bayerische Herzog Theodo (und zwar durch Theodo den letzten, so ums Jahr 700 regierte) durch den heil. Rupert das Bischofthum Salzburg gestiftet, und mit seinen Erbgütern reichlich dotiret hat. Seine Nachfolger, die Herzoge Theodobert, Hugbert, Otilo, und Tassilo, hätten in der Folge die Stiftsgüter mit vielen Gütern in dem Salzburg, Atter, Ping, Thiem, Isen, Trie, Donau und Füsgaum vermehret, woraus der gröste Theil des Stifts bestehet. Er beurtheilet demnach die Bayerischen Herzoge aus den *Legibus Baiuvariorum* blos als Statthalter der ersten Fränkischen Könige, und führet aus denselben viele Stellen an, so ihre Macht allerdings sehr einschränken. Doch gestehet er, daß die Einsetzung der Herzoge nicht blos von den Fränkischen Königen, sondern auch von der Wahl der Nation abgehangen. Weil sie aber doch mehr Rechte ausgeübet, als man einem gemeinen Statthalter gemeiniglich verstattet, so sucht er solches damit zu entschuldigen, daß sie öfters sich die Entfernung der Fränkischen Könige, und ihre bekannte Schläfrigkeit zu Nutzen gemacht, und sich mehr herausgenommen, als ihr Amt mitgebracht. Allein, sagt er S. 13, sie wurden bald zum Gehorsam gebracht, und als Rebellen bestrafet, welches er besonders, wie zu vermuthen war, mit dem Beyspiel des Herzogs Tassilo beweiset, und also den Schluß machet, daß die Herzoge des Agilolfingischen Stammes blos Merovingische Statthalter gewesen

sind. S. 17. u. f. w. führt er die Einwürfe der Bayerschen Schriftsteller, wovon einige Grund haben, andere aber allezeit zweifelhaft bleiben, zu widerlegen; aber die Widerlegung will nicht allemal überzeugen. Z. B. daß der Theodo dem heil. Rupert die Erlaubniß gab im ganzen Lande herum zu reisen, und sich einen Ort auszusuchen einen bischöflichen Sitz zu errichten (*Brevis Notitia de ecclesia Salisburg. Cap. I.* die der Verf. selbst sehr oft anführet, — Theodo Dux dedit ei potestatem circuire regionem et sibi eligere locum ad Episcopii sedem — womit *Vita S. Ruperti ap. Canisium Tom. II.* überein kömmt,) denselben, wie er ihn ausgesuchet, mit den ansehnlichsten Gütern bewidmete, und dieses alles that aus eigner Gewalt, nicht mit Einwilligung des Königs oder vorhergängiger Erlaubniß, solches läßt sich von einem so eingeschränkten Statthalter, wie ihn der Verf. beschreibt, nicht denken. Vielmehr ist es lächerlich, daß er S. 26. diese wichtige Handlung, die allemal nicht einen so sehr eingeschränkten Herren und einen bloßen Statthalter anzeiget, sondern einen Fürsten, der außer der Lehnsverbindung freye Hände hatte, daß er sage ich, diese Handlung zu seiner Amtspflicht macht, und als eine Schuldigkeit, wozu er als Statthalter verbunden, ansiehet. Der Herzog gab zu dieser neuen Stiftung die ansehnlichsten Güter in der herumliegenden Gegend (wie er selbst gestehet,) und so gar den zehnten Theil der Landesherrl. Zollgefälle und zwar alles aus eigner Macht (*Brevis Notitia Cap. I.* — tradidit ad eandem sedem idem Theodo Dux — decimam partem de *teloneo*, quod ibi *in dominicum* tollitur, et reliam decimam de sale. —) Ferner schreibt *Aribo in vita S. Corbiniani* von dem Herzoge, daß er sein Land unter seine Söhne vertheilet,

ist, ohne das geringste von einem Fränkischen Könige und dessen Einwilligung dabey zu gedenken. — Eo tempore erat ibi Theodo Dux *insignis potentia* — provinciam ipsam sibi et soboli illius in quatuor partes divisit. — Den stärksten Beweiß für die Statthalterschaft der Herzoge hat der Verf. aus den alten Legibus Baiuvariorum zu nehmen gesucht, allein er hat sie zuweilen unrichtig ausgelegt z. B. in den *Legib. Baiuvar. Tit. II. Cap* 20. steht — Dux vero, qui praeest in populo, ille *semper de genere Agilolfingorum fuit et debet esse* — qui de genere illorum fidelis Regi erat et prudens, ipsum constituebat Ducem ad regendum populum illum — Hiervon bringe ich seine Auslegung nicht heraus. — „Dem Volke wird zwar auch die Freyheit gelassen, einen Herzog aus dem Geschlechte der Agilolfinger zu wählen, jedoch mit dem Geding, wenn einer vorhanden, der dem König getreu und sonst tüchtig ist. —„ Genug, daß die Fränkischen Könige nicht nach Gefallen einen Herzog setzen konnten, wie es bey einem simplen Beamten gewöhnlich ist. Auf solche Art sind mehr Stellen ausgelegt. Ueberhaupt zweifelt noch Nic. ob aus diesen Gesetzen, so die Fränkischen Könige gegeben, und zu ihrem Vortheil vielleicht mehr hinein setzen lassen, als ihnen zukam, ein untrüglicher Beweiß von der Formula Ducatus Bavariae und den Rechten des Herzogs zu führen ist. Vielmehr ist von diesem Periodo die Vermuthung, daß da der Herzog das Stift eigentlich fundiret, solches reichlich dotiret, und seine Nachfolger noch weit mehr und fast den größten Theil der Grafenlande dazu geschenket, sie gewisse Vorrechte, wie fast alle Fundatores, sich werden vorbehalten haben, die allerdings eine Subordination des Bischofs nach sich gezogen, und bewirket haben. Aber hierauf

hat sich der Verfasser nicht recht eingelassen, sondern diesem Vorwurf auszuweichen, setzt er die Herzoge so tief herunter, daß man sie für die eingeschränktesten Beamten halten soll. Aber die Handlungen, so man von ihnen aufgezeichnet findet, erweisen das Gegentheil, und nur blos dieses, daß zwar die Fränkischen Könige des ersten Stammes schon eine gewisse Oberherrschaft über die Herzoge von Bayern gehabt, sie aber gröstentheils nur in einer Lehnsverbindlichkeit bestanden hat. Was zuletzt mit dem Tassilo vorgieng, war die Uebermacht des Kaisers, und die Untreue der Großen seines Landes Schuld. Wäre er aber blos nur sein Beamter gewesen, würde der Kaiser nicht so viele Nachsicht gebraucht haben. Kaiser Carl der Große machte sich viele Völker unterwürfig, auch die Slavischen Völker, sie blieben aber unter ihre eingeborne Fürsten und bey ihrer Regierungsform ꝛc. Sobald er auch mit seinem Fränkischen Heer aus dem Lande fort war, so hörte die ganze Oberherrschaft auf. Dennoch machen die Fränkischen Annalisten von dieser Oberherrschaft (milit sub origum) so viel Gepränge, daß man glauben sollte, die Völker wären seine wirkliche Unterthanen gewesen ꝛc. Man muß den prahlerischen Ton ihrer Annalisten kennen, wenn man ihre Nachrichten brauchen will. Sie machten es wie die Römer mit ihren hocherhabenen Aufschriften ihrer Münzen — *subacta* oder *devicta Germania* u. d. m. Man muß sie also mit vieler Vorsicht brauchen.

II. Abschnitt, von der Staatsverfassung des Erzstifts unter den Karolingischen Königen, S. 31. u. f. w. Nachdem der Kaiser den Tassilo im J. 788 seiner herzoglichen Würde entsetzet, und seine Söhne der Succession unfähig erkläret hatte, ließ er Bayern durch

durch Grafen ꝛc. regieren. In dieser Lage konnte es wohl nicht fehlen, daß, wie der Verf. schreibt, das Erzstift an Würde, Ansehen und Freyheiten zugenommen. Sein Nachfolger übergab seinem ältesten Sohn Luthar die Regierung in Bayern. Bey der Theilung unter die Söhne Ludovici German. bekam Carlmann Bayern, Kärnthen und Mähren, und nannte sich einen König in Bayern. Unter Karl dem Dicken ward Bayern wieder mit dem deutschen Reiche vereiniget, und blieb in der Verfassung bis zum Tode Ludewigs des Kindes. In diesem Zeitraum findet man einige ansehnliche und mächtige Grafen in Bayern, worunter Gisulf und sein Sohn Erchko, besonders Luitpold waren, allein keine Herzoge. Daß während dieser Regierung die großen Stifter in Bayern ansehnliche Befreyungen erhalten, daran zweifelt niemand, und der Verf. hat sie hier S. 56. u. f. ꝛc. der Länge nach angeführet. Daß sie damals immediat unter den Kaisern und Königen gestanden, auch die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen ausgeübet, u. dgl. m. auch der Bischof von Salzburg bereits im J. 798 die erzbischöfl. Würde erhalten, sind lauter Wahrheiten; wenn man aber den Einwurf machte, daß Ludewig der Deutsche, Carlmann, Arnulf ihm diese Freyheiten als wirkliche Herzoge in Bayern, so an die Stelle der Agilolfinger gekommen waren (die zum Theil sich auch *Reges Baiuvariae* genannt,) gegeben, so würde die Sache doch eine andere Gestalt gewinnen. *Regino* ad A. 907 schreibt schon — *Luitpoldus dux* (Bavariae) occisus est, cui filius suus *Arnulphus* in Ducatu successit, — mithin muß auch schon Luitpold damals mehr als ein Statthalter ꝛc. gewesen seyn.

III. Abschnitt, von der Staatsverf. des Erzstifts unter den K. Conrad I. und Heinrich I. Unter dem Herzog Arnulff, dem die damalige Chronikanten, als Geistliche, den Beynamen des Bösen aus der Ursache beygelegt, weil er die alten Rechte der Herzoge wieder hervorsuchte, und den Geistlichen nicht gewogen war, sondern sie in ihre Schranken brachte, bekam die bisherige Regierungsform eine ganz andere Wendung. Allein hier beugt der Verf. gleich im ersten §. S. 72. damit vor, daß man aus Usurpationen keine Folgen auf ewige Rechte ziehen könne. Nachdem er in den ersten Paragraphen weitläuftig gegen den Kanzler Ludwig und seine Lehrsätze, die freylich viele Einschränkung leiden, und auch gegen seine Anhänger losgezogen, und weitläuftig erwiesen, daß der Herzog Conrad von allen deutschen Völkern gewählet, so man gerne zugestehet, so greift er die Handlungen des Herzogs Arnulffs an, und macht sie zu lauter Usurpationen. In vielen Stücken hat er Recht; allein wer konnte demselben verdenken, daß er viele alte Vorrechte, so die Agilolfinger ausgeübet hatten, die von den Carolingern unterdrückt waren, und welche eigentlich der ganzen Bayerschen Nation gehörten, wieder hervorsuchte. Vielleicht könnte man auf eben die Art die Unterdrückungen der Karolinger (wenn man so weit, und auf den alten freyen Zustand der deutschen Völker vor der Fränkischen Unterjochung zurück gehen wollte) auch als Usurpation angeben. Was S. 87. u. f. wegen die Meichelbeckische Urkunde wegen der Abtey Wasaburg von dem Herzoge Arnulff eingewandt ist, benimmt ihr nichts allen Werth, und sie bleibt immer ein Beweiß der Macht des Herzogs und der Subordination der Stifter. Wozu noch mehr Handlungen kommen, wovon ich nur die anführen will, daß der

Erzbi-

Erzbischof Adelbert von Salzburg zum Herzoge bey seinem Heereszuge nach Italien, die ordentliche Heeresfolge geleistet — Ducis militiam secutus est. Nimmt man noch hinzu, daß der König Heinrich V. ihm aus freyen Stücken, ohngeachtet er sich gegen ihn aufgeworfen hatte, die Erlaubniß gegeben, die Bischöfe in seinem Lande wieder anzustellen, wenn einer stirbt, so läßt sich einigermassen vielleicht vermuthen, daß der König überzeugt gewesen, daß dem Herzoge dergleichen Vorrechte zustünden; sonsten er schwerlich gegen ihn so freygebig gewesen wäre, zumal in der Lage, wie Heinrich damals war, daß er von dem Könige zu Regensburg völlig eingesperret, sich seiner Gnade überlassen muste. Man leugnet nicht, daß er sich vielleicht in einigen Sachen etwas mehr herausgenommen, allein alles, wie der Verf. thut, zu Usurpationen zu machen, geht allerdings zu weit. Es kömmt auch hierbey auf die Frage, die S. 109. gemacht ist, nicht an, ob er dieses Recht ausgeübet, oder nicht, genug er konnte es thun, und vielleicht fehlte nur die Gelegenheit, daß ein Bischof starb. Wenn also der Verf. beym Schluß des Abschnittes S. 115. den Herzog einen königlichen Pfleger in Bayern nennet, so braucht er allerdings einen Ausdruck, der sehr übel passet, und sich für ihn als einen privat Schriftsteller nicht gezimet; denn er war unstreitig ein mächtiger Fürst seiner Zeit, aber freylich der Geistlichkeit verhaßt.

IV. Abschnitt, von der Staatsverfassung des Erzstifts unter den K. Otten, und den übrigen Sächs. Fränk. und Schwäb. Kaisern. In demselben sucht der Verf. zu beweisen, daß das Erzstift Salzburg und alle übrige Hochstifter in Bayern beständig immediat unter den Kaisern gestanden, und der Gewalt des Her-

zogs

gegs gänzlich befreyet, und alles wie zu den Zeiten der Karolinger bey ihnen beschaffen gewesen, und das Recht, so Arnulff über die Bischöffe von dem K. Heinrich erhalten, mit demselben erloschen sey. Es ist wahr, daß nach Arnulffs Tode dessen Söhne von der Erbfolge ausgeschlossen sind, und der K. Otto *I.* das Herzogthum an ihres Vaters Bruder Berthold vergeben, weil jene ungehorsam gegen den Kaiser gewesen waren. Nach dessen Tode übergieng der Kaiser abermal die Söhne Arnulffs, und das Herzogthum bekam der Bruder des Kaisers, nach dessen Tode ward dessen Sohn *Henrico* Herzog, und hierauf abermals dessen Sohn *Henricus sanctus*, so hernach Kaiser ward. Die Nachkommenschaft *Arnulfi mali* blieb völlig verdrungen. Hieraus zieht der Verf. die Folgen, wie weniges Recht sie an dem Herzogthum gehabt, und daß selbiges blos von der Gnade der Kaiser abgehangen, mithin blos die Gestalt eines königlichen Amtes beybehalten hätte. Allein es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob die Söhne des Arnulffs mit Recht von der Erbfolge ausgeschlossen sind, und ob man den Bayerischen Ständen ihr altes Wahlrecht nicht mit Gewalt entrissen hat, indem zuweilen die Kaiser in damaligen Zeiten sehr stark despotisirten. In der Folge gelangte bald dieser bald jener zu dem Herzogthum, bis solches endlich im Jahre 1070 an Welf *I.* einen Schwäbischen Grafen vergeben ward, bey dessen Nachkommen es so lange verblieb, bis der Herzog Heinrich der Löwe 1180 in die Acht erkläret, und das Herzogthum an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einen wirklichen Descendenten des Arnulffs, verliehen ward. Noch glaubt der Verf. beständig, daß auch in diesem Zeitpunkt die großen Fürsten kein Erbrecht an ihre Länder hatten, weil es bey einem

Chroni-

Chronikanten des XIV. Jahrhunderts gelesen, daß der Kaiser dem Sohn Ottens von Wittelsbach, Ludwig, blos aus Gnaden 1183 solches gegeben hätte, nur *Ludovicus puer Ducatum per gratiam Regis obtinuit.* — Allein, wenn man allzeit die Gerechtsame der deutschen Fürsten, nach den öfters sehr unschicklichen Ausdrücken dieser Leute, die in ihren Klöstern von dem damaligen Staatsrechte sehr schlecht unterrichtet waren, beurtheilen wollte, so würde es übel damit aussehen. Der Verf. hat ja schon selbst daher anerkannt, daß von Guelf I. an, dessen Nachkommen bis zur Achtserklärung Henrici Leonis ununterbrochen Baiern besessen, nicht schon ein Erbrecht, hatten. Niemand wird auch von diesem Zeitpunkt an zweifeln, daß solches nicht bereits allgemein gewesen ist. Einzelne Fälle bey diesem oder jenem Hause machen keinen Beweiß. Und wozu soll der angeführte angeblich erste Lehnbrief von A. 1208 dienen? Soll er beweisen, daß der Herzog Ludewig damals zum erstenmal mit dem Herzogthum belieh en ist, weil der Verf. keinen ältern gesehen hat, so ist dieser Beweiß schlecht, weil in dem Zeitpunkt wirkliche Lehnbriefe noch sehr sparsam gegeben sind, überdem folget auch daraus noch nicht, daß kein älterer existiret, genug das Erbrecht war längst ohne Lehnbrief gegründet. S. 136. u. f. w. geht er die Wahlgeschichte der Bischöffe durch, wo er zeigen will, daß der Herzog dabey kein Vorrecht gehabt hat. Allein man findet doch Spuren genug, daß die Wahl — *assensu Ducis* geschehen ist. S. 149. u. f. w. wird von den Regalien der Erzbischöfe gehandelt, wie sie solche von den Kaisern erhalten ꝛc. Daran zweifelt auch niemand, indem die weltlichen Fürsten in derselben lagen, daß sie Zölle, Münzrechte ꝛc. von jenen erhielten.

dem S. 155. beschreibt er weitläuftig die Kirchenvögte ꝛc. und führt aus dem IX. X. und XI. Jahrhundert eine Menge derselben an. Er hat aber nicht bewiesen, von wem sie bestellet sind. Vielleicht waren sie von den Herzogen gesetzet, denn da das Erzstift ursprünglich von den Bayerschen Herzogen fundiret und dotiret ist, so gehörte ihnen, wie bey vielen andern, ursprünglich auch das Vogteyrecht, wenigstens hätte der Verf. das Gegentheil beweisen müssen. Von den ältesten Zeiten hat er es wenigstens nicht gethan, mithin bleibt der Punkt wegen der herzoglichen Obervogtey noch zweifelhaft.

S. 166. u. f. w. sucht er die Unmittelbarkeit nicht sowohl der Bischöfe, als auch aller übrigen Fürsten in Bayern ꝛc. zu behaupten. Wenn man die Zeiten unterscheidet, so hat er allerdings Recht, daß die Markgrafen von Oesterreich, Steyermark, die Grafen von Tyrol ꝛc. abgerissen, und zu besondern Herzogthümern ꝛc. gemacht sind; wenn er aber die Grafen von Neuburg, Pogen ꝛc. auch unter solche rechnet, so werden die Bayerschen Schriftsteller wohl schwerlich solches zugeben.

S. 175. wird als was besonders angeführt, daß die Kaiser zuweilen in Bayern öffentliche Gerichte gehalten ꝛc. Wer wird daran zweifeln, da die Kaiser aller Orten, wo sie hinkamen, concurrentem iurisdictionem hatten. Auch darinn mögte er wohl Grund haben, daß, wenn gleich die Erzbischöfe von Salzburg und andere Fürsten, auf den Landtägen der Herzoge erschienen sind, solches nicht allemal eine Unterwürfigkeit anzeiget, wenn sie sonst frey und unabhängig waren. Allein man findet doch in diesen Urkunden die Ausdrücke — principes terrae nostrae — convocatis principibus suis — in praesentia *principum terrae nostrae*

noſtrae videlicet Henrici Ratisbonenſis Epiſcopi, Ottonis Friſingenſis Epiſcopi, Ottonis Comitis palatini (de A. 1140 Ducis Leopoldi *in Orig. Guelf. Tom. II. p. 554.*) ſo allerdings von Bedeutung ſind. Ich finde bey dem *Oefele Tom. II. S. R. B. p. 141.* eine Urk. der Herzoge von Niederbayern vom J. 1322. in welcher ſie verſprechen — dem Erbern Erzbiſchoff von Salzburg und ſeinen Unterthanen, den Biſchoffen zu Regensburg, Paſſau, Chiemſee und Freyſingen, keine Vordrung oder Steuer, die unpillig iſt, oder wir nicht Recht haben, zu nemen, von den vorgenanten Erzbiſchoff und Biſchoffen und männiglich von aller Pfaffheit. —„

In 3 Abſchnitt. von der Staatsverfaſſung des Erzſtifts Salzburg nach Abgang der Schwäb. Kaiſer im XIII. Jahrh. bis jetzo. S. 204. u. f. w. wird die Unabhängigkeit des Erzſtifts in dieſen Zeiten erwieſen aus den K. Lehnbriefen, aus der angeblichen Erlöſchung des Herzoglichen Anſehens in der Provinz (weil kein Kaiſerl. Hofgericht in Bayern anzutreffen, allein in Ober- und Niederſachſen war auch keines,) aus dem freyen Gebrauch der Regalien, aus dem Rechte den Städten Stadtrechte zu geben, und auf dem Lande Landrechte (A. 1328,) aus verſchiedenen Bündniſſen, ſo die Erzbiſchöffe mit den Herzogen geſchloſſen ꝛc. ꝛc. Zuletzt ſchließt alſo der Verf. S. 239. Jeder — muß vielmehr die allweiſe Vorſicht prüfen, daß ſelbe das Erzſtift gegen die heftige Anfälle der Herzoge, gegen die neidiſche Abſichten, und Unbilde der Zeiten geſchützet, und deſſen unmittelbaren Reichsſtand — ſo blühend und unverſehrt erhalten hat. Das Erzſtift kennet daher niemand außer dem Kaiſer und Reich ober ſich. Nur dieſen geſteht es ein ius regium — Das ius regium eines einzelnen Reichsſtandes, wenn man darunter mehr als ein Regale, und

eine der königlichen Macht gleichkommende Landeshoheit begreifen will, ist, deutsch zu sagen, in unserm Reiche eine Gattung der politischen Chimären — dieses sind Erfindungen und Geschöpfe heuchlender Gelehrten, und eigens dazu gelöhnter Diener. —

VI. Abschnitt. Einleitung in das Erzstiftliche Salz- und Bergbauregal. S. 241 ꝛc. Aus dem *Congesto Arnonis* ist angeführt, daß schon in den Zeiten der Agilolfingischen Herzoge bey der Stiftung in diesen Gegenden Gold und Salz gefunden, und erzielet ist. Strabo sagt gleichfalls — in Noricis auri solum ferax fuisse repertum. — Der Herzog Theodo schenkte bey der Stiftung dem H. Rupert — in loco qui vocatur *Salinas* fornaces viginti, et totidem patellae, et tercia pars de putiatorio — Decimam de Sale — in loco qui vocatur *Hal* (Hallein) unum putiatorium integrum." Beyläufig wird hier auf die Bayerschen Salzwerke zu Reichenhall eine nicht unwahrscheinliche Anlage gemacht, woraus man schließen muß, daß sie nach der ersten Stiftung auch hieher gehöret. Nach den angezogenen Urkunden K. Ludwigs des Deutschen und Ludewig des Kindes ist das Stift schon damals mit dem Bergwerksregal begnadiget worden, mithin wird hier S. 247. der Hr. von Lory in seinen Bayerschen Bergrechte widerleget. S. 249. wird aus Urk. und Archivnachrichten erwiesen, daß die Salzwerke zu Reichenhall zu den ersten Stiftsgütern gehöret, wovon hernach einige Theile an das Domkapittel, Kloster St. Peter ꝛc. gekommen sind, (weil aber in den angeführten Dokumenten nur steht — in Halle, so ist die Frage, ob nicht Hallein, wie der Verf. selbst S. 243. zweifelhaft ist, statt Reichenhall gemeint ist) andre aber an verschiedene Bayersche Grafen ꝛc. Der Verf. glaubt also S. 252.

daß

daß Reichenhall mit seinen Salzwerken unter die Karolingische ertheilte Freyheiten gehöret, und Herzog Heinrich der Stolze der erste sey, so sich daselbst eingeschlichen. Sein Nachfolger soll noch mehr um sich gegriffen haben, und weil endlich der Erzb. Albert auf eine grausame Art die widerspenstigen Bürger durch Abbrennung der St. Reichenhall dahin brachte, daß sie sich noch mehr auf die Seite der Herzoge gewandt, so soll nach und nach mehr von den Gerechtsamen in Abgang gekommen seyn, wie kleine Auszüge aus ungedruckten Urkunden wahrscheinlich machen, die, wenn sie ganz ediret wären, weit mehr überzeuget hätten. Durch einen Vergleich von A. 1219 aber sind noch einige Rechte der Erzbischöffe allhier gerettet, die auch noch durch einen andern Vergleich von A. 1275 zum Theil geblieben sind, bis sie nicht lange hernach zu Ende dieses Jahrh. völlig aufgehöret. Von dem Salzwerke zu Hallein hat der Verf. einige Data angegeben, daß selbiges bereits im X. Jahrh. von dem Erzstifte genutzet ist. Im J. 1141 sind schon 24 Salzpfannen daselbst gewesen S. 254. Ein anderes Salzwerk in dem Bertholsgadenschen Gebürge Duval gehörte gleichfalls dem Erzstifte, bis das im J. 1108 gestiftete Kloster daselbst von dem K. Friedrich I. 1156 ein Privilegium erschlichen hat, so im Auszuge S. 258 vorgelegt ist, wodurch zugleich dem Erzstifte sonsten noch mehr entzogen seyn soll.

S. 265. beweiset der Verf. daß, obwohl das Salzwerk zu Reichenhall gegen Ende des XIII. Jahrh. gänzlich in Bayersche Hände gekommen, die Erzbischöffe doch so gutherzig gewesen, daß sie das Holz aus ihren Wäldern freywillig zu dem Salzsieden hergegeben, so aber A. 1525 in eine Receßmäßige Versicherung gegen einen bestimmten Preis verwandelt

eine der königlichen Macht gleichkommende Landeshoheit begreifen will, ist, deutsch zu sagen, in unserm Reiche eine Gattung der politischen Chimären — dieses sind Erfindungen und Geschöpfe heuchlender Gelehrten, und eigens dazu-gelöhnter Diener. —„

VI. Abschnitt. Einleitung in das Erzstiftliche Salz- und Bergbauregal. S. 241 ꝛc. Aus dem *Congesto Arnonis* ist angeführt, daß schon in den Zeiten der Agilolfingischen Herzoge bey der Stiftung in diesen Gegenden Gold und Salz gefunden, und erzielet ist. Strabo sagt gleichfalls — in Noricis auri solum ferax fuisse repertum. — Der Herzog Theodo schenkte bey der Stiftung dem H. Rupert — in loco qui vocatur *Salinas* fornaces viginti, et totidem patellae, et tercia pars de putiatorio — Decimam de Sale — in loco qui vocatur *Hal* (Hallein) unum putiatorium integrum.“ Beyläufig wird hier auf die Bayerschen Salzwerke zu Reichenhall eine nicht unwahrscheinliche Anlage gemacht, woraus man schließen muß, daß sie nach der ersten Stiftung auch hieher gehöret. Nach den angezogenen Urkunden K. Ludwigs des Deutschen und Ludewig des Kindes ist das Stift schon damals mit dem Bergwerksregal begnadiget worden, mithin wird hier S. 247. der Hr. von Lory in seinen Bayerschen Bergrechte widerleget. S. 249. wird aus Urk. und Archivnachrichten erwiesen, daß die Salzwerke zu Reichenhall zu den ersten Stiftsgütern gehöret, wovon hernach einige Theile an das Domkapittel, Kloster St. Peter ꝛc. gekommen sind, (weil aber in den angeführten Dokumenten nur steht — in Halle, so ist die Frage, ob nicht Hallein, wie der Verf. selbst S. 243. zweifelhaft ist, statt Reichenhall gemeint ist) andre aber an verschiedene Bayersche Grafen ꝛc. Der Verf. glaubt also S. 252.

daß

daß Reichenhall mit seinen Salzwerken unter die Karolingische ertheilte Freyheiten gehöret, und Herzog Heinrich der Stolze der erste sey, so sich daselbst eingeschlichen. Sein Nachfolger soll noch mehr um sich gegriffen haben, und weil endlich der Erzb. Albert auf eine grausame Art die widerspenstigen Bürger durch Abbrennung der St. Reichenhall dahin brachte, daß sie sich noch mehr auf die Seite der Herzoge gewandt, so soll nach und nach mehr von den Gerechtsamen in Abgang gekommen seyn, wie kleine Auszüge aus ungedruckten Urkunden wahrscheinlich machen, die, wenn sie ganz ediret wären, weit mehr überzeuget hätten. Durch einen Vergleich von A. 1219 aber sind noch einige Rechte der Erzbischöffe allhier gerettet, die auch noch durch einen andern Vergleich von A. 1275 zum Theil geblieben sind, bis sie nicht lange hernach zu Ende dieses Jahrh. völlig aufgehöret. Von dem Salzwerke zu Hallein hat der Verf. einige Data angegeben, daß selbiges bereits im X. Jahrh. von dem Erzstifte genutzet ist. Im J. 1141 sind schon 24 Salzpfannen daselbst gewesen S. 254. Ein anderes Salzwerk in dem Bertholsgadenschen Gebürge Duval gehörte gleichfalls dem Erzstifte, bis das im J. 1108 gestiftete Kloster daselbst von dem K. Friedrich I. 1156 ein Privilegium erschlichen hat, so im Auszuge S. 258 vorgelegt ist, wodurch zugleich dem Erzstifte sonsten noch mehr entzogen seyn soll.

S. 265. beweiset der Verf. daß, obwohl das Salzwerk zu Reichenhall gegen Ende des XIII. Jahrh. gänzlich in Bayersche Hände gekommen, die Erzbischöffe doch so gutherzig gewesen, daß sie das Holz aus ihren Wäldern freywillig zu dem Salzsieden hergegeben, so aber A. 1525 in eine Receßmäßige Versicherung gegen einen bestimmten Preis verwandelt

worden, und jetzo zu einer Schuldigkeit gemacht wird. Indeſſen blieben die Salzwerke zu Hallein unangefochten, auch der freye Handel und Ausfuhr in andere Länder. Wie es vor Alters mit der Ausfuhr zu Waſſer nach Paſſau und beſonders von da nach Böhmen durch die Lürger zu Lauffen beſchaffen geweſen, wird S. 284. weitläuftig erwieſen, und dargethan, daß das Erzſtift darinn vormals von den Herzogen nie beeinträchtiget worden. Wie aber die Erzbiſchöffe Leonhard und Matthäus auf das Salz einige Aufſchläge, zumal im Jahr 1529 machten, ſo widerſprach man von Bayerſcher Seite ſtark, es kam aber doch zum Vergleich, dennoch, ſagt der Verf. S. 308. — wußte es Bayern ſo zu ſpielen, daß die Hauptfrage, ob Salzburg ohne der Herzoge Bewilligung ſein Landesprodukt zu ſteigern befugt, nie aus dem Grunde entſchieden ward. Endlich, ſagt er S. 304, verſahe es der Erzb. Wolff Dieterich, und ließ ſich durch die Friedfertigkeit ſo weit hinreißen, daß er ſich im J. 1589 zu einem ewigen Salzvergleich mit Bayern genähert. —„ Durch denſelben erhielte Bayern die Participation der Hälfte von den künftigen Salzkaufs Mehrungen d. h. von den erhöhten Kaufpreiſen. Allein es blieb hierbey nicht, ſondern weil noch weiter Mißhelligkeiten entſtanden, ſo ward der Vergleich 1594 aufgehoben, und der Erzbiſchoff überließ den ganzen Handel des Halleiniſchen Salzes zu Waſſer, ſo bisher der Herzog mit den 3 Städten Borghauſen, Schärding und Paſſau zugleich gehabt, nunmehro an die Herzoge allein. Doch kam es 1611 abermal zu großen Streitigkeiten, der Herzog Maximilian bemeiſterte ſich der Stadt Salzburg, nahm den Erzb. gefangen, und in der Lage ward mit dem Domkapittel ein abermaliger Hauptvertrag über den Salzhandel

handel geschlossen, der bis 1766 gegolten, damals aber von neuem statt der bisherigen Participation, in eine Separation verändert worden, so daß Bayern nunmehr die Auflage und den Profit beym Verkauf (der sonst gemeinschaftlich war) allein ziehet, und für jede Hallfahrt (deren es 322. bekömmt. Diese 322. Hallfahrten machen 250 Salzpfunde aus. Ein jedes Salzpfund hält 240 Salzstöcke, davon jeder Stock einen Centner wiegt, mithin begreift 1 Salzpfund allemal 240 Centner Salz, also machen diese 322 Hallfahrten 60000 Centner Salz,) 200 Gulden in Salzburg am Kaufgelde bezahlet. Hier macht der Verfasser S. 306. eine wichtige Anmerkung für Salzburg. — Er wundre sich, daß das Erzstift mit dem Halleinischen Salze gegen Bayern so viele Complimente mache. — Da Bayern aufs Getraide, Vieh, Flachs ꝛc. so starke Mauth und Accise legte, wodurch jährlich aus dem Erzstifte auf 200000 Gulden gezogen würden, so würde es wohl die höchste Zeit seyn, daß man dieser heimlichen Aussaugung des Erzstifts vorbeuge, und entweder bey dem ausgehenden Salz durch Accise sich schadlos halte, oder in Absicht des Getraides solche Anstalt mache, daß dafür nicht so viel Geld nach Bayern geschleppt würde.„ —

S. 308 u. f. w. wird der Ursprung des Salzwerks in dem Bertholsgadischen Gebürge Tuval am Scheffenberg deduciret, wie die Pröbste sich desselben nach und nach angemasset, und man Salzburgischer Seits bey Vermehrung der Salzwerke zu Hallein solches vernachlässiget, und den Mitbau aufgegeben. In der Folge trat es durch einen Vergleich die Salzwerke pfandesweise an Salzburg 1409. ab, wie aber der Pabst Calixt 1455. das Stift Bertholsgaden dem päbstlichen Stuhl unterwarf, und der Kaiser Sigismund demselbi-

selbigen auch favorisirte, so ward ein anderer Vergleich 1458. getroffen, wornach zwar Bertholsgaden die Salzwerke behielte, unter der Bedingung, daß die Ausfuhr sehr eingeschränkt ward. Welches letztere hernach 1540. auch mehr nachgegeben ist, bis der Probst Wolfgang im J. 1556. den übrigen Rest des Pfandschillings völlig abtrug, worauf ein neuer Vergleich errichtet ist, der aber nicht recht ausfiel, zum Vortheil der Probstey. Doch der Probst Pütrich erhielte im Jahr 1591. eine Cassation von dem K. Rudolf über diesen Vergleich, er nahm den Herzog Ferdinand von Bayern zum Coadjutor an, und dieser ängstigte den Erzbischoff mit einem schweren Proceß bey dem Reichshofrath, und weil auch abseiten Bayern dem Stift sehr zugesetzet ward, so kam der Erzbischof in Hitze und griff zu den Waffen, bemeisterte sich Berthdlsgaden und verlohr darüber sein Stift. Endlich ergieng A. 1627. ein Urtheil von dem Reichshofrathe dahin, daß der Erzbischof sich keiner Superiorität über Bertholsgaden als einen unmittelbaren Reichsstand anzumaassen, die übrigen Punkte aber wegen der Salzausfuhr, der Mehrung des Kaufgeldes, der Participation ꝛc. darüber ward das Erzstift in possessorio geschützet. Worauf abermal ein Vergleich 1628. gemacht ist, wobey das Erzstift die Participation an der Mehrung des Kaufgeldes verlohren, und in Zukunft nur 5 Kreutzer von einem Fuder erhält, und die freye Ausfuhr ist auf 80 Pfund Fuder vermehret, wobey es noch bis jetzo geblieben und durch einen Hauptvertrag von A. 1734. bestätiget ist.

Von S. 336 u. f. w. wird der Zustand der übrigen Bergwerke von XIII. Jahrh. her beschrieben. Man hat schon seit diesem Jahrhunderte und den folgenden durch das ganze Salzburgische Stift vielerley Art

Berg-

Bergwerke von verſchiedenen Erzten gebauet, die aber anfänglich, wie in andern Ländern faſt bloß durch Gewerbe betrieben ſind. Der Erzbiſchof bekam nur den Bergzehnten, und hatte das Wechſelrecht, ſo darinn beſtand, daß die Gewerke das Metall nach einem beſtimmten Preis dem Erzb. Wechſelamte überlaſſen mußten, wobey das Erzſtift ein ordentliches Berggericht zur Aufſicht ꝛc. hielte. Vom J. 1342. iſt die erſte Bergwerksordnung vorhanden, ſo Erzbiſchof Heinrich den Bergrichtern, Fröhnern, Wechslern, Grubenmeiſtern ꝛc. vorgeſchrieben. Erzbiſchof Ortolph verpachtete das Berggericht, Frohn und Wechſel ꝛc. für 1500 Fl. Der Erzb. Pilgrin 1384. für 4500 Fl. Beſonders ließ dieſer Pilgrin einen Namens Hans Schmiedinger kommen, der Hüttrauch, Arſenik, und Realgar bearbeiten, und einen Revers von ſich ſtellen mußte, daß er dieſe Kunſt niemand mittheilen, auch auſſer Salzburg nicht treiben wolle, folglich muß ſolches damals noch ſehr unbekannt geweſen ſeyn. Die Eiſenbergwerke kamen beſonders unter dem Erzbiſchof Eberhard III. in große Aufnahme. Auch auf Gold und Silber ward in der Erztwieß in der Gaſtein gearbeitet. Sein Nachfolger Eberhard der IV. brachte im J. 1427. die Gold- und Silberbergwerke im Zillerthal empor, und unter dem Erzbiſchof Johann kamen die Silberbergwerke im Leogang, und die von Eiſen im Gerichte Raſchenberg und in der Abtenau in rechten Gang. Von Hans Schmelzer von Kremnitz findet ſich ein Revers von A. 1443. an den Erzb. Friederich, „daß er, das ihm und ſeinem dreyjährigen Sohn lebenslang überlaßne Bergwerk und Silbererzt in dem Leogang nach Bergwerks Rechten arbeiten und das Pfund des gebrennt lauteren Silbers um 4 Pfund 4 Schilling Pfennig auf die Fürſtliche Cam-

ner liefern wolle.„ Der Erzbischof Burghard machte im J. 1463. eine neue Bergordnung für die disseits des Tauren im Pinzgau, Gastein und Pongau gelegene Bergwerke. Derselbe war überhaupt sehr aufmerksam für die Aufnahme derselben. Einen gewissen Johann Schnabel vergönnete er im ganzen Stifte auf Alaun zu suchen, mit dem Bedinge, daß der zehnte Theil dem Erzstifte zufallen sollte. Sie kamen aber unter dem Erzbischof Bernharden noch mehr empor. Dieser ließ eine öffentliche Verordnung im J. 1477. ergehen an die Bergrichter im Pinzgau, im Zillersthal, im Gastein, im Pongau, zu Ramingstein, und zu Friesach (woraus man also sieht, wo die Bergwerke im Erzstifte liegen), daß jedermann erlaubt seyn sollte, allerley Erzt, es sey neuer Schurfs, oder verlegener Bau aufzuschlagen, und zu bauen, unter der Bedingung, daß er in den ersten 10 Jahren nur den Frohn, nämlich den 10ten Kübel auf den Halden leisten, in den folgenden 30 Jahren darauf, über die Frohn von jeder Mark Silber einen Rheinischen Gulden, von einer Mark Gold aber 9 Rh. Gulden geben, und nach Verlauf dieser 30 Jahre das Gold und Silber in den Fürstlichen Wechsel um leidliches Preis liefern solle. Die Bergwerke waren also im Salzburgischen Stifte in Aufnahme, wenn aber der V. aus des Dückers Salzburgischer Chronik S. 228 annimmt, daß von einer Berggrube Kron in der Gastein jährlich 80000 Dukaten Ertrag und Ausbeute gewesen, so wird er es niemand verdenken, der daran zweifelt. Unter dem Bischof Matthäus kamen schon die Bergwerke in Abgang. Der V. kann sich nicht entbrechen S. 353 zu gestehen — daß der Erzbischof in seiner Bergordnung bewilliget, daß die Gewerke, so schon vorhin der Lutherischen Lehre zugethan, noch

noch ferner, dafern sie sich ruhig verhalten, geduldet; die aber, so in Zukunft sich dazu bekennen, sich aus dem Lande begeben sollen. Allein, schreibt er, „seitdem sich die Gewerke in der Religion getheilet, und einige aus dem Lande gezogen sind, scheint es, daß die Aufnahme des Bergwesens einen merklichen Stoß erlitten.„ Der Erzb. Marx Sittich suchte zwar auf verschiedene Art dem Verfall vorzubeugen, allein es half nicht viel, die Gewerke nahmen ab, einige stunden gutwillig davon ab, andere verkauften ihre Antheile an die Kammer, und noch mehr verdarben. Zuletzt führt der Verf. S. 355 noch an, daß durch die Mißgunst des Schicksals von ihren Bergwerken vieles verlohren, nämlich von selbigen im Zillerthal, Windischmattrei, und Lenaberg hat es durch jüngere Verträge dem Hause Oesterreich die *Cumulativam* abgeben müssen, und von den Bergwerken zu Gmündt und Hüttenberg in Kärnthen hat das Erzstift das mehreste verlohren, und was man gelassen, ist in einen sehr niedrigen Stand herunter gesezet.

VII. Abschnitt, von dem Münzrechte des Erzstiftes. Der Verf. beweiset gar richtig gegen den Ludewig ꝛc. daß die Fränkischen Könige sowohl wie die Sächsischen das Münzrecht unter ihre Reservaten gerechnet, und bloß nur einige Stände zumal zuerst Geistliche damit begnadiget haben. Ob der Begnadigungsbrif über das Münzrecht, so das Erzstift von dem K. Otto III. im J. 996. erhalten, den er S. 359 im Auszuge aus dem Archiv beybringet, der erste sey, oder nur eine Bestätigung, läßt er unentschieden. Unter die Münzen, so zu Reichenhall 1757. ausgegraben sind, die Obermayr in seiner Nachricht von Bayerschen Münzen beschrieben hat, sind auch verschiede-

Münzordnung von A. 1406. die Münchner ꝛc. Pfennige zu 6 loth fein, und 10 loth Zusatz ausgemünzet sind. S. 387. Im XV. Jahrh. fieng man in Deutschland häufiger an goldene Münzen zu prägen. Es riß aber auch dabey bald, so gut wie bey dem Silber, grosse Unordnung ein. Im Jahr 1402. ward von Reichs wegen festgesetzet, den Goldgülden zu 22½ Karat fein zu prägen. Im J. 1409. ward er schon auf 22 Karat, 1433. auf 19 Karat, und 1495. gar auf 18½ Karat herunter gesetzet.

Zuletzt beweiset der Verf. S. 418. u. f. w. mit Grunde, daß dem Erzstifte das Condirectorium im Münzwesen bey dem Bayerschen Kreis, wie im J. 1760. geschehen, von Seiten Bayern nicht streitig gemacht werden kann, und daß selbiges auch sein Recht damals behauptet hat. Die Gründe so S. 421. angeführet sind, lassen keinen Zweifel übrig. Aus solchen wollen wir noch beyläufig anmerken, daß daselbst angegeben ist, Salzburg habe seit 200 Jahren über 40 Millionen an Gold- und Silbermünzen prägen lassen, und zwar aus seinen eignen Bergwerken. Woraus man also gewissermaßen die Wichtigkeit der Salzburgischen Bergwerke beurtheilen kann.

Die zwey letzten Abschnitte von dem Salzwesen, Bergwerken, und Münzwesen sind die besten und gründlichsten in dem ganzen Werke, wovon die Nachrichten aus dem Archive genommen, recht gut angewandt, und verarbeitet sind. Sie sind um so schätzbarer, weil man überhaupt von der Verfassung des Salzburgischen Staats wenig gründliche Kenntniß hat, weswegen Recens. sich auch die Mühe gegeben, etwas weitläuftig die Nachrichten und Bemerkungen zu extrahiren. Man muß dem V. die Gerechtigkeit wie-

wiederfahren lassen, daß er allen Fleiß angewandt, die archivalischen Urkunden fleissig genutzet, auch davon viele mit eindrucken lassen, und mit einer guten Kenntniß der mittlern Zeit und des damaligen Staatsrecht versehen gewesen, nur treibt er zuweilen seine Critik zu weit, macht die alten Herzoge zu klein noch in den XI. XII. und XIII. Jahrhunderten, und will uns einbilden, daß sie damals auch noch bloß Carolingische Beamte gewesen. Sie waren im XII. Jahrhunderte so klein nicht, wie er sich einbildet, oder sich den Schein giebt, und selbst in den Bayerschen Schriften, so dieses Punkts wegen in den J. 1763 und 1764. heraus gekommen sind, findet man Spuhren genug, so von vielen großen Vorrechten der Herzoge in Bayern in Absicht der Stifter zeugen. Nur hat man es auch an dieser Seite wohl etwas zu hoch getrieben mit dem sogenannten *jure regio &c.* Wenn von beyden Seiten etwas nachgelassen wird, so mögte vielleicht das rechte Verhältniß zwischen beyden Staaten eine richtigere Bestimmung erhalten. Noch wird nicht leicht ein Kenner so wenig von der einen als andern Seite von ihren wechselseitigen Befugnissen völlig überzeugt seyn.

Von der Schreibart des V. mit wenigen etwas zu gedenken, so haben wir seinen Styl recht gut gefunden, etwas zu scharf drückt er sich aus, da er doch den Schein eines Privatschriftstellers haben will, sonst aber sind seine Gedanken richtig, und passend angebracht. Nur zuweilen will er witzig schreiben, wie S. 429 — Es hat sich veroffenbaret, wie der Bayerische Witz sich auf eine sehr unglückliche Art entwickelt habe, als man sich zu Sinne kommen lassen, das Jus regium der Bayerschen Herzoge auf die Bühne Deutschlands zu stellen. Dergleichen Stellen giebt

es

es mehr, die den Verf. nicht kleiden wollen. Die vielen Provinzialwörter, und die ſchlechte deutſche Verbindung ꝛc. wollen wir ihm ſonſt gern ſchenken, weil die deutſche Sprache in der Gegend noch nicht völlig ausgebildet iſt, wenn er z. B. ſchreibt — erziegelt ſtatt erzielet, — den richterlichen Gewalt erſtrecken ſtatt die richterliche Gewalt ausüben, — die Unbilde, die Unbilde der Zeiten — der unüberwindliche Schilde — ꝛc.

Hk.

II.

Phyſikaliſch-Metallurgiſche Abhandlungen über die Gebürge und Bergwerke in Ungarn; von Johann Jakob Ferber, Profeſſor in Mietau ꝛc. Nebſt einer Beſchreibung des Steiriſchen Eiſenſchmelzens und Stahlmachens, von einem Ungenannten. Mit Kupfern. Berlin, bey Nicolai. 1780. S. 328. gr. 8.

Die über die ungriſchen Bergwerke erſchienenen Schriften ſind weder zahlreich, noch zur gehörigen Kenntniß derſelben hinlänglich. So gut die Schriften von Delius und dem Abte Poda ſind; ſo hat man doch die Naturgeſchichte dieſer Gebürge und alle übrige Theile des Bergbaues, das Zugutmachen der Erze, u. ſ. w. nicht gehörig bearbeitet. Schlüters Bemerkungen ſind zu alt, zu allgemein, zu kurz, und unzureichend. Der Verf. ſammlete ſeine Nachrichten, auf ſeinen mühſamen, durch höchſte Erlaubniß begünſtigten Reiſen; ſammlete auch an vielen

len Orten allerley geschriebene Aufsätze über einzelne Gegenstände des Bergbaues, die theils für die Kaiserlichen Bergakademisten, theils von Ausländern entworfen waren: und liefert also den Kern der, nicht ohne Mühe und Kosten eingesammleten Nachrichten, mit Auslassung dessen, was sich in den, vom V. aufgeführten Schriften, über die ungrischen Bergwerke befindet. Auch sind viele interessante historische Nachrichten von der ersten Aufnahme der ungrischen Bergwerke und ihrem Ertrage beygefügt: wozu Hr. F. sich eines geschriebenen, dem Kaiser überreichten Berichts eines ungenanuten Verfassers auch mit Vortheil bedient hat. Ohnerachtet der drey deutschen Abhandlungen über das steirische Stahl- und Eisenschmelzen, hält Hr. F. mit größtem Rechte die angehängte Beschreibung nicht für überflüssig.

Erster Abschnitt. Von den niederungarischen Bergstädten. Kremnitz soll 770, Schemnitz 745 erbaut, und vermuthlich von den Sachsen zuerst betrieben seyn. Jene ist dem Range nach die erste Stadt; aber der Bergbau zu Schemnitz ist ungleich stärker, und weitläuftiger. 1) von Schemnitz. Hr. F. schätzt den ohngefähren Ertrag der Gold- und Silberbergwerke auf 5 Millionen Gulden; den vom Kupfer auf 42000 C. die Gebürgsart ist Saxum metalliferum, worinn bey den Gängen, Quarz, Kalkspat und Kies, in den höheren wildern Gebürgen Strahlschörl eingemischt sind. Die Steinlagen dieser Gebürge schießen von Abend gegen Morgen etwas ein, und laufen der Länge nach vom Mittag gegen Mitternacht fort, bis sie an die Karpathischen Gebürge anschließen: auf der andern Seite erstrecken sie sich bis Bugganz. Ueber das Saxum metall. setzt sich zu Zeiten andere Steinart auf: als 1) Kalkstein mit Versteinerungen, (woraus die

die warmen Bäder bey der Glashütte hervorsprudeln, 2) Thonschiefer, Eisenerz, auch wohl Magneten enthaltend; in den mit Glimmer, und rother Eisenerde gemischten, findet man auch Versteinerungen. 3) Steinkohlenflötze. — — Man hat 3 mächtige Erzgänge, die unter sich und mit dem Granflusse genau parallel laufen, (wie Zipser's seltene Charte sehr gut zeigt) sie fallen vom Abend in Morgen. Der Spitaler Gang ist 14–18 Lachter mächtig: die vornehmsten Gangarten sind Zinnopel, drusiger Quarz, Kalkspat, u. s. w. die mildern setzen nicht in die Teuffe: diejenigen, welche weniger als 2 Loth Silber halten, heißen Pochgänge; die übrigen, Erze. Der Biberstollnergang ist dem ersten gleich: der Theresiengang ist mehrentheils ein Bleygang: ausser diesem sind mehrere Nebengänge. Der helle und durchsichtige Quarz (Glas) zeigt sehr edle Erze an: besonders wenn er drusigt ist. Andere (die sogenannten Greise) zeigen arme Erze an: die Bemerkungen der Crystallisation ist also für den Bergmann wichtig. Einige fette Letten sind sehr silberreich; und in den gröbern Lettenklüften liegen nicht selten gute Erzklumpen. Sehr zerfressener eisenschüssiger Quarz, von schmutzig gelben Ansehen, hält gemeiniglich gediegen Gold. Es ist ein falsches Vorurtheil, daß sehr schmale Klüfte an den mächtigen Gängen nicht sehr reichhaltig sind. Statt der Salbänder trennt ein Riß, ein, kaum einen Messerrücken dicker, Letten, hin und wieder die Hauptgänge vom Gesteine. Das Glaserz hält 160 Mark Silber ohne Gold: der reiche Bleyglanz bis zu 200–300 Loth güldisches Silber im Centner: der grobwürfliche, 2 Loth; der stahldichte ½ Quent: der Spath von verschiedener Natur, 3–5 Loth Silber; auch der Quarz und Zinnopel ist haltig — Die Tiefe der Schächte

und

und Stollen, ausführlich: der Magdalenenschacht ist der tiefste: (189 Lachter.) — Die Kammer bezahlt an die Gewerkschaften für jede Mark Silber 19–21 Gulden: für die Mark Gold 74–76 Dukaten. — Auszüge aus Hrn. F. zu Schemnitz angestellten Grubenbefahrungen. — Erze im Pachner Stollen von 5–14 Lachter mächtig: in vielen Gruben mußten die Arbeiter, der Hitze wegen (vermuthlich von den Kiesen) fast nackend gehen. Die Gangart ist Zinnopel (der auch zu Zeiten taub ist,) Quarz, Kalkspat, Gypsspat, bläulicher und schwarzer Letten, grüner Eisenvitriol, Halotrichum, Kies von mannigfaltiger Gestalt: ist er an Glaserz, oder andere reiche Erze angeflogen, nennt man ihn hier Blachmann, das zu Kremnitz Weißgulden bedeutet. Die reichen Erze sind sehr selten: die mehresten bestehen hier aus Bleyglanz, Blende (Glauch) und wenigem Zinnober. Schnurerz nennt man schichtweise gerundete, oder gewölbte schmale Lagen von Zinnopel, bläulichen Letten, Blende und Bleyglanz neben einander, dem Clausthaler blauen Heinz etwas ähnlich. — H. Dreykönigsstollen ist fast die einzige Schemnitzer Grube, wo Spießglas, und zwar in sternförmig strahlichter Gestalt, auf Quarz oder Spath bricht. Im Christinenschacht findet man das Glaserz von mancherley Gestalt; oft als einen Ueberzug der Quarzkristallen, in welchen es zu Zeiten auch nebst Luftblasen, Wassertropfen u. dergl. eingeschlossen ist. Alt Allerheiligengrube soll keine Spur von Bley zeigen: das weisse Federerz ist noch nicht gehörig untersucht; es soll gegen 100 Loth Silber im Centn. halten. Der Hofer Erbstollen giebt öfters haarförmig Gold. — Der Kaiser- und Moderstollen bauen auf einen goldhaltigen Quarzgang. Windischleithen: hier findet sich ein schwärzlicher

glimmerichter Eiſenſtein, den der Magnet zum Theil roh anzieht. Die zehneckigten granatförmigen Eiſenkriſtallen ſollen 100 Loth Silber im C., und ein weißgrauer weicher Letten zum Theil 28 Loth Silber halten: auch findet man gediegen Haarſilber, Rothgülden- und Glaserz; gänſekothig, dunkelblauliches Silbererz mit ſchwarzen, und grünlichen Flecken, zu 6—800 Loth, kupfergrünes Anlaserz, und Kupferblau: weiſſen, ſchwarzen, grünen, ſapphirblauen Bleyſpath. Im A. v. Paduaſtollen trifft man gediegen Gold und Silber, Glaserz in kriſtalliniſcher Geſtalt (doch ſelten) viel Röſchgewächs, Rothgülden auf Quarz, graues ſilberhaltiges Federerz an. — Von den Künſten und Bergwerksmaſchinen. — 6 Waſſerſäulen — 6 Feuer- eine Luftmaſchine (welche letzte jetzt aber abgeſtellt iſt.) 8 Roß- 5 Stangenkünſte. — Beſchreibung und Abbildung einer guten, von Höll erfundenen Waſſerſäulenmaſchine. — Wetterwechslungmaſchine: die eine, ein Kamin mit einem Rauchfange: die andere ein, an den einen Ulm eines Stollen an der Sohle ſchreg angelehntes Brett, wodurch eine Abtheilung der Stollen gemacht wird, darinn friſche Wetter vor Ort ziehen, und durch den Stollen wieder herauswechſeln. Bey dem Treiben braucht man keine Tonnen, ſondern lederne Säcke: die eiſernen Treibſaile ſind abgeſchafft: (ſie haben doch großen Nutzen, wenn ſie ſo, wie auf dem Oberharz, von Drathe gemacht ſind). Da in dieſer Gegend kein Fluß zu dem Aufſchlagewaſſer vorhanden iſt; ſo werden die Tagwäſſer durch mehr als 30000 Lachter lange Graben geſammlet: Art der Vertheilung deſſelben. — Vom Gruhenbaue: der Querbau, da man mit dem Feldort im Liegenden des Ganges ſtollmäſſig fortgeht. Bey mächtigem Gange legt man eine Straſſe 9′ breit, 6′ hoch gegen

gen das Haltgende an, und verſetzt darnach die Straße mit tauben Bergen gut. Von dieſer erſten Straße 22′ weiter wird zugleich die zweyte Straße eben ſo angeleget: iſt die erſte ſchon auch nur halb verſetzt; ſo kann zwiſchen ihr, und der 2ten, die dritte angelegt werden u. ſ. w.; welches alles durch die gegebene Figur deutlicher wird. — Eintheilung der Grubenarbeiter, Gedinge, Erzkauf, Erzſcheidung. — Aufbereitung der Erze zu Schemnitz, durchs Pochen, Schlämmen, und Waſchen. — Das Schmelzweſen zu Schemnitz, und bey den dahin gehörigen Hütten: es ſind Bleyhütten: und Rohhütten, auf welchen durchs Roh- und Friſchſchmelzen, alle Silber-Erze, Schliche und Kiesſchliche verarbeitet werden. Den Bleyglanz bringt man in offne Roſtſtädte, den Schlich in Flammöfen, wie auf dem Harze. Das Bleyſchmelzen der groben Bleyglänze geſchieht mit Zuſatz vom Eiſenſtein in einem Krummofen. Es würde beſſer ſeyn, den Eiſenſtein gepocht, mit dem Schlich zu verröſten; dieſer würde alsdenn nicht zuſammenſintern: und der Stein erforderte hernach nicht ſo viel Hitze; folglich weniger Kohlen- und Bleyverbrand: den letzten zu verhüten, mußte man den Ofen nicht ſo ſehr vor jedesmaligen Aufſetzen niedergehen laſſen; und das Gebläſe nicht ſo ſtark anlaſſen. — Das Silberſchmelzen beſteht aus dem 1) Roh- und 2) Friſchſchmelzen. 1) Zu den Friſchſchlacken und Kiesſchlich ſetzt man Kalk, oder Eiſenſtein zu. Das Rohlech wird offen, 2–3 mal geröſtet, alsdenn mit Silbererzen, geröſtetem Friſchlech und Eiſenſtein, auf dem Friſchofen geſchmolzen und darauf in den Stichtiegel vor dem Ofen, worinn geſchmolzen Bley und Glöthe ſich befindet, gelaſſen: worauf das Bley den Silbergehalt aus dem Lech in ſich zieht; (Reichbley). Hie-

von werden 58 Centner auf einmal abgetrieben, und alsdenn fein gebrannt: endlich das Gold ausgeſchieden. — Verzeichniß der Bergbeamten, Grubenaufſeher, und Arbeiter (2600) zu Schemnitz. Die ganze arbeitende Mannſchaft kann auf 3500 angeſetzt werden. — Pochwerks- und Hüttenperſonalſtand zu Schemnitz in allem 600 Perſonen. — Von dem Obermirthſchafts- und Waldungsinſpektoratamte zu Schemnitz. Jährlich werden 50000—60000 Klafter-Kluft- und Kohlholz gefällt; und überdem noch jährl. 8000 Stämme zu Bauholz verwendet. — 800 Holzſchläger, 300 Köhler. — Von dem Obriſtkammergrafenamte: an daſſelbe kommen alle Berichte von den übrigen Bergkammergerichten, und zu Bergſachen gehörigen Aemtern. Es iſt die oberſte Berggerichtsappellationsſtelle aller Nieder- und Ober-Ungariſchen Bergſtädte: es ſteht unmittelbar unter der Hofkammer zu Wien. Wöchentlich iſt eine Berg-Poch-Hüttenconſultation. Dieſe Protocolle, wie auch die, vom Kremnitz und Neuſohl eingeſchickten, werden vom Obriſtkammergrafenamt hernach von Wort zu Wort durchgegangen, abgeändert, oder bekräftiget. — Vom Berggerichte.

II. Von Kremnitz. Wahrſcheinlich ſind die Bergwerke ſchon über 1000 Jahr alt. Von 1740 bis 1759 (mit eingeſchloſſen) ſollen an bergfeinem Silber und Gold an 42¼ Millionen Gulden eingekommen ſeyn. Die Gebürge zu Kremnitz ſind eben die, wie zu Schemnitz: nur ſollen jene 100 Lachter höher liegen, als dieſe: äuſſerlich ſind ſie weiſſer, mit häufig einliegenden kurzen Schörlſtrahlen: die Gebürgsart iſt gröſtentheils vitrioliſch, und zerfällt. Der Hauptgang iſt am Tage, und unter der Dammerde

ſehr

sehr mächtig, mit häufigen tauben Mitteln durchsetzt: in der Teuffe verschmälert er sich sehr. Verschiedene Klüfte und Gänge legen sich theils an, theils ziehen sie sich, als Trümmer ab: sie sind, mehr als die Schemnitzer, durch einen schwärzlichen Lettenbesteg getrennt. Die Hauptgangart ist ein sehr dichter, und schwerer milchfarbigter Quarz; seltener sind Drusen: auch findet man sehr langes Haartrichum. Der herrschaftliche Grubenbau erstreckt sich über 3500 Lachter in der Länge: die Aufschlagewasser werden durch einen Kunstgraben von 10285 Lachter zugeführt. Der seichteste Schacht ist 66, der tiefste 158 Lachter seiger. Die Erzanbrüche bestehen größtentheils in den Pochgängen von dem quarzigten Hauptgange, der viel angeflogen Rothgülden, Röschgewächs und Goldkies hält. Selbst der derbe, kein Erz äusserlich verrathende, Quarz ist gold- und silberhaltig, und 100 Centner halten 3 Quent Anreibgold, und 10–12 C. Kiesschlich, die 1–3 Q. Gold, 8 L. 3 Q. Silber geben. An den Nebenklüften brechen zuweilen reichere Erze; als gediegen Gold, Glaserz, derbes Rothgülden und Weißgülden. Röschgewächs, oder sehr sprödes mit güldischem Kies vermengtes Glaserz, findet sich in allen Gruben, körnicht. Rothgülden hat man am häufigsten in S. Annenschacht. Vom Matthiasschachte sahe der Verf. in einen Quarzkristall eingeschlossenes Rothgülden; und zu Neusohl ein kuglicht gewachsenes dunkles Rothgülden. Silberfahlerz und Schwarzgülden (Blachmann) findet sich sehr derbe: auch trifft man wohl ein sehr schönes und reiches Weißgülden an. Das Spiesglas ist in langen Strahlen; oder auch derb, und dickstrahligter, zu Zeiten auch feinstrahlig und kleinspeisig: es bringt, oder nimmt, nach Beschaffenheit die Golderze. Die Goldgänge werden

gepocht, geschlemmt, und alsdenn das meiste Gold durch Queckſilber herausgebracht (Goldauszug; Anreiben.) Den Schlich thut man nämlich in einen langen hölzernen Trog, ſetzt das nöthige Queckſilber und etwas Waſſer hinzu, und reibt es mit der Hand hin und her, bis es binnen $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{2}$ Stunde ſich zu einem Amalgama vereinigt, aus dem das überflüſſige Queckſilber durch ein Tuch herausgepreßt wird. Man legt die Klumpen auf ein durchlöchertes eiſernes Blech, welches in einen kegelförmigen Trichter paßt, der mit der engern Oeffnung in einem thönernen, halb mit Waſſer angefüllten Topfe ſteht, der Trichter paßt genau in einen Windofen, und wird verſchmiert: über ſeinem Rand ſchließt völlig ein Topf, auf den man groſſe Kohlen legt, und von oben das Feuer anmacht. Nach 2 Stunden ſetzt man das wieder herausgenommene Blech $\frac{1}{2}$ Stunde auf glühende Kohlen, und es wird darauf in einen waſſerbleyernen Tiegel ohne Zuſatz, (ſo wie das Silber) geſchmolzen. Nach dieſem Goldauszuge hält der C. Kiesſchlich noch 1—3 Qu. und der Silberſchlich 2—4 Loth güldiſch Silber. — Beſchreibung und Figur eines Kremnitzer Pochwerks. Das Schmelzen begreift das Roh- das Anreicher- und das Friſchſchmelzen unter ſich. Bey dem erſten werden die geringhaltigen Erze durch Zuſatz der Friſchſchlacken und etwas Kalk- oder Flußſtein zu Rohlech. — Zum Anreichern gehören faſt gleiche Theile einmal geröſteten Rohlechs, und $3\frac{1}{2}$—$6\frac{1}{2}$ löthigen Silberſchlichs $\frac{1}{16}$ Kalk- oder Flußſtein: hiedurch wird das angereicherte Rohlech an Silber 9—13 löthig: die Schlacken enthalten noch $\frac{1}{2}$—1 Qu. Silber. Jenes wird 2 mal geröſtet; nachher kömmt es ins Friſchen, oder Verbleyen. Zu dieſem nimmt man 18 bis 20 C. geröſtetes Friſchlech, 14—20 C. angereichertes

chertes Leb, 30 E. Erzschlich von 6 — 20 L. 4 C. Kalk- oder Flußstein. Nach dieser Arbeit wird das Bley abgetrieben; das Silber fein gebrannt, und das Gold davon geschieden. Zu diesem Endzwecke hat man ein Scheidewasserbrennen von Salpeter und weissen Vitriol in eisernen Kolben; mit vorgelegten starken gläsernen Ballons, welche an dem obenliegenden Gewölbe mit einer starken offenen Röhre versehen sind, worein ein kleiner Alembick festgeklebt wird, aus dem die Dämpfe in einen andern kleinern Recipienten übergehen. Das Scheidewasser wird vom Silber durch die Destillation abgezogen; dieses ausgeglüht, und in wasserbleyernen Tiegeln zusammengeschmolzen. Das hier zu vermünzende Gold wird mit etwas wenigem von dem, mit Schwefel cementirten, Kupferkalk versetzt. Verzeichniß der Bergbeamten. — Das sämmtliche Arbeitsvolk beläuft sich auf 740-750 Mann. — Das Berg- und Waldamt.

III. Von Neusohl. Die hier befindlichen hohen Kalkgebürge sind von weißgrauer, und schwarzer Farbe, und ruhen auf dem bey den vorigen 2 Gruben angegebenen Erzgebürgstein, von welchem, zwischen jenen, zu Zeiten, einige Gebürge hervorragen. Nahe am Herrengrunde findet man ein bald bläuliches, bald graues Saxum metallifer. mit vielem Glimmer: hinter jenem, ganze Ketten von kalkigtem Tropfsteine. Die Gangarten sind grauer Thonschiefer, blättrig und glimmerreich; fester körnigter Quarz (der bandweise bricht;) Gips, (wovon einige Drusen durch und durch grün gefärbt sind). Ausser diesen Gangarten, worinn die Erze brechen, kommen noch folgende Mineralien vor: als sogenannte Eisenblüthe; weißbräunlicher Stahlstein; Halotrichum; grüner Eisen-, blauer

Kupfer- und weiſſer Zinkvitriol, von welchem letztern einige Abänderungen ganz roſenfärbig ſind (vermuthlich von beygemiſchtem Kobold.) — Die eigentlichen Erze ſind gelbes Kupfererz; Fahlkupfererz (zu 1—5 L. Silber im C., und einigen Denarien Gold) welches ein ſpröderes Kupfer giebt. Beyde geben unter 3—4 Pf. Kupfer im C.: es wird gepocht, über Heerd gewaſchen, und ſo das, in der quarzigen Gangart am häufigſten enthaltene, Gold, aus den Schlichen gezogen. Das Fahlkupfererz iſt in der ſelenitiſchen Gangart am reichſten; und giebt auf dem Pfeiffer-ſtollen 16 Pf. Kupfer, und der Centner von dieſem 15 Loth Silber. Kriſtalliniſches Fahlerz iſt ſelten; auch Kupfergrün, Kupferblau und Malachit. Das Cementwaſſer wird durch, nach Winkeln gelegte Bretter, in dem Cementkaſten aufgehalten, um ſich zur Auflöſung des hereingeworfenen Eiſens deſto länger zu verweilen. — Man gewinnt dabey jährlich 30 bis 50 C. Kupfer. — Das natürliche Berggrün leitet man in 12, unter einander, über Tag ſtehende, breite hölzerne Kaſten, durch Rinnen; welches, nach dem Herausnehmen blos getrocknet wird; es ſey vermuthlich dem Gypſe zuzuſchreiben: (dieſer müßte alsdenn wohl mit Kalkerde überſetzt ſeyn; ſonſt verläßt die Säure die Kalkerde nicht, indem ſie näher mit derſelben verwandt iſt, als mit Metallen.) — Verzeichniß der Bergbeamten; die Anzahl der Arbeiter iſt 570. Das Fahlerz wird vorher geröſtet: hernach im Krumofen roh geſchmolzen: zu 100 Pahren Erz ſetzt man 50—80 Pahren Kalkſtein 30 C. Roſt- oder Kupferſchlacken. Die zweyte Arbeit iſt das Röſten der Rohleche, 8—9 mal, in 4—6 Wochen: alsdenn halten ſie ohngefähr 2½ L. Silber; in der Gaar 30½ Pf. Kupfer. — Hierauf kömmt das Roſtſchmelzen: das

Roh-

Rohlech wird in demſelben Krummofen, ohne Kalkſtein durchgeſtochen; und nur ſo viel Schlacken, als zur Erzeugung der Baaſe nöthig ſind, zugeſetzt. Vom einem verſchmolzenen Roſte fallen 60—70 C. Königskupfer: (von dem Gelberze 80—92 Pf. Gaarkupfer; vom Fahlerz 7½ L. Silber, 80 Pf. Gaarkupfer:) 4 bis 5 C. Oberlech: dieſes wird bey der Anſetzung eines andern Lechroſtes mit zugeſchlagen: das Königskupfer aber, wenn es nicht ſaigerwürdig iſt, ſogleich in die Speißhütte gebracht: hierzu muß es wenigſtens 9¼ löthig ſeyn; oder bey geringern Gehalt von 5 L. an, ſetzt man ſie reichern Erzen zu. Beym Beſchicken nimmt man zu ¼ C. 256 Pf. Bley; und jener muß wenigſtens 16 L. Silber halten: allein der Bleyzuſatz richtet ſich nicht nach dem Silbergehalt; ſondern er muß allemal das angegebene Verhältniß zum Kupfer haben. Je reiner das Bley iſt, deſto beſſer zieht es das Silber aus: indeſſen kann man jenes alsdenn doch nur 6¼ löthig rechnen. Der Friſchofen iſt ſchmal und kurz, damit die Metalle nicht lange im Ofen bleiben, ſich an den Seiten feſtſetzen, oder verbrennen. Das Kupfer muß zuerſt ſchmelzen, damit ſonſt nicht ein großer Theil des Bleys verbrenne. — Der Saigerheerd iſt von Ziegeln, hinten 2′, vorne 1½′ hoch; die Gaſſe zwiſchen den 2 Mauern iſt 10″ breit; die Scharten ſtehen 2″ von einander: 5 Friſchſtück, 5 bis 8″ von einander, werden zugleich eingeſetzt. In ½ Stunde, nach dem Anfeuren des Saigerheerds fängt das Bley an zu fließen; das Saigern dauert 4—5 Stunde. — Der Darrofen iſt 10′ lang, 6½′ breit, überhaupt 5½′ hoch: das flache Dach iſt 1′ 3″ dick; und hat 5 Gaſſen, 6″ von einander entfernt. Iſt das Bley herunter und haben ſich die Darrlinge geſetzt: ſo macht man die Ventile einen nach dem andern auf, bis die

Dörtner roth tropfen: die Arbeit dauert 20—30 Stunden. — Der Krätzofen ist 2′ breit, 2′ lang, 4′ hoch: zu jedem Krätzstück setzt man 50—75 Pfund Bley zu, um das Silber in sich zu nehmen. Das Schmelzen geschieht ohne Vase: die Krätzstücke werden wie die Frischstücke, gesaigert; nur nimmt man von jenen 6 Stück zugleich. Die gesammleten Krätzschmelzschlacken werden mit Eisenschlacken beschickt, in einem Krummofen mit der Vase aufgeschmolzen. — Durch das Spleisen werden die Gelbkönigkupfer, das Cementkupfer, die abgesaigerten, und gedorrten Kienstöcke ins Feine gebracht. Der Ofen ist 8′ im Durchschnitte breit, 4′ im Lichten, vom Laimboden bis an das Gewölbe hoch: dieses ist von Werkstücken gemacht, und kann 30 Jahre dauren. Ist das Kupfer von der Hitze des Flammofens weiß; so läßt man das Gebläse durch 2 Formen an. Man setzt auf einen Ofen 46 bis 50 C. Königskupfer: wovon 40—44 C. Gaarkupfer, und 6—11 Pfund Rothkupfer fallen. 50 C. Kienstöcke geben 38—40 C. Gaarkupfer: und aus den Abzugsschlacken eines C. dergleichen Kienstöcke, 13—14 Pfund Rothkupfer. Die in der Gaare nicht 80 Pfund haltenden Gelbkönigkupfer werden erst ohne Zusatz geschmolzen: und hernach mit eben so viel gedörrten Kienstöcken auf Gaar gespliſſen; aus 50 C. dieser Mischung erhält man 39—40 C. Gaarkupfer. — Vom Abzugschlackenschmelzen. — Von der Schlackenwascherey der Schlackenhaufen der Alten: man schätzt den jährlichen Nutzen auf 8000 Fl. — Von dem Treiben zu Tajova, welches in einigen kleinen Umständen und Gebräuchen von dem zu Schemnitz und Kremnitz üblichen, verschieden ist. Der Abgang im Feuer auf dieser Hütte ist überhaupt an Kupfer, auf 11, am Bley auf 22, am Silber auf 27

Pro-

Procente. Der Centner geschmeidiges Kupfer kömmt an Schmelzkosten gegen 5½ Fl. und doch tauget es zum Messing nicht. — Vom Neusohlischen Kupferhammer. Man hat in Allem 4 Platten- und 2 Austiefhammer. Erst giesst man das gespliſſene Kupfer zu Schrote (runden Scheiben) in einem breiten niedrigen Giesofen, der mit einem Gebläse versehen ist: es geschieht, um das Kupfer von allen Unreinigkeiten und Schlacken gänzlich zu reinigen. Der Kupferschmidtmeister glüht die Schrote wohl aus, theilt sie in 4 Stücke; und breitet jedes Stück mit allezeit wiederhohlten Ausglühen unter dem Hammer so lange aus, bis es die abgezweckte Dünne hat. Alsdenn werden 12, auch mehrere Bleche zusammen, am Rande überschlagen, und kommen alsdenn unter den zugespitzten Austiefhammer, so oft bis sie, unter wiederhohltem Glühen, ihre erforderliche Größe haben. Dieser Kupferhammer versorgt auch die Münze, mit den zur Silberbeschickung nöthigen Kupfern, wozu die 4—6 löthigen Kupfer, (im C.) genommen werden: man schmelzt sie, schöpft sie mit der Kelle aus, in Wasser, das man bewegt, um sie gehörig zu körnen; trocknet sie, und schlägt sie in Fässer ein. In dem Drathzuge wird vor sämmtliche 3 Bergkammern der nöthige Drath verfertigt. — Das Wald- und Rechnungswesen. — Die Kammerverwaltung. — Das Berggericht. Zu der Neusohler Kammer gehören auch die zu Rohnitz und Thaisholz befindlichen Eisenwerke, nebst den dazu gehörigen Gruben am Sirk, zu Rustoua, Suchodolina, Hiadla und Poinik. Die Eisenerze, und Glasköpfe unter getreuſten, dendritischen, kammähnlichen, strahlichten Gestalten hat Hr. v. Born beschrieben, besonders ist die bläulichte, kieselichte und stalaktitische Uebersinterung der Poiniker Glasköpfe

pfe sehr schön. Zu Magurke bricht ein gutartiges Spiesglas auf Quarzgängen, und zuweilen gediegenes Gold im Spiesglase. Der zu Altsohl brechende, zu Gypsbildern, und Poliren dienende, Gypsspath hält zu Zeiten Asbest in sich eingeschlossen. Zu Rhimazombat bricht gediegen Gold in Wasserbley. Zu Nagyoros hat man einen rothbraunen, säulenförmigen, wie Schörl prismatischen Granat, der Querspaltungen, wie einige Basalte hat, nur waren die Gelenke nicht hohl und convex, wechselsweise in einander passend. In den oben bemerkten Eisenwerken bekömmt man so viel Eisen, als die 3 Bergkammern nöthig haben. — Die mehresten Bergwerke in der Liptauer Gespannschaft sind gegenwärtig niedergelegt: doch bauen einige auf derbes, und grobstreifigtes Spiesglas, wo man zu Zeiten einige edle Silbergänge; z. B. ein gelbbraunes, und grünlichtes gänseköthiges Erz entdeckt. Vor Zeiten bauete man viele Goldgänge in der Liptau, wovon aus Dr. Möller's 2 Berichten hier Nachricht ertheilt wird. Die Gangart sey weisser Quarz mit Kies und Antimonium eingesprengt: das Gold sey darinn gediegen, und alles könne, bloß im Pochwerke, ohne Schmelzen gewonnen werden: es finde sich aber in den Gängen sehr ungleich vertheilt.

IV. Von Bugaanz oder Backa Banya. V. Von Königsberg, Ui-Banya. VI. Von Dülle, oder Belo-Banya. VII. Von Libeten. Da das, aus den vorigen Beschreibungen Ausgezogene, (so wenig es auch von den in diesem vortrefflichen Buche aufgezeichneten Merkwürdigkeiten enthält) doch schon einen so großen Raum einnimmt: so sieht sich Rec. eben deswegen gezwungen, sich bey dem Gegenwärtigen und Folgenden, fast bis zu bloßen Rubrikenanzeigen einzuschränken.

Zwey-

Zweyter Abschnitt. Von den Oberungrischen Bergstädten. Alle stehen unter den daselbst errichteten 2 Kaiserlichen Oberberg- und Inspectoratämtern zu Schwölnitz, und zu Nagybania: indessen appellirt das letzte an das erste; beyde senden vor sich Berichte nach Wien, und erhalten eben so von daher Befehle. Unter dem Oberbergamte zu Schwöllnitz, steht Schwöllnitz, Stooß, Schwödler, Einsiedel, Göllnitz, Krumbach, Boradschod, oder Wagendrüßel, Unter- und Obermetzseiffen mit dem Bergstädtchen Jossau, Topschau, Rosenau, Iglo oder Neudorf, und Wallendorf. — Die sämmtliche zum Behuf der kupferhaltigen Bergwerke zu Schwölnitz arbeitenden Köpfe sind 4000; die jährlichen Kosten 130000 Fl., der Ueberschuß 18000 Fl. Unter dem Oberbergamte zu Nagybania gehören Nagybania, Felsebania, Laposbania, Sargobania und Mitzbania, Felsöbania, Kapnick. Die Einkünfte von den Nagybanischen Königl. Bergwerken, den 11 Kammergütern, der Herrschaft Olakapos belaufen sich jetzt auf 300000 Fl. allein der Ueberschuß bleibt nur 50000 Fl. — Die Gänge zu Fölsebania halten Gold, Silber, Bley: auch bricht etwas Vitriol, rother Arsenik und Spiesglas. Man rechnet jährlich bis 100 Mark Gold, 3000 Mark Silber, 3000 C. Bley, 1500 C. Glöthe. Die Kapnikser Erze halten, Gold, Silber, Bley, sehr wenig Kupfer, mit Arsenik und Spiesglas: sie müssen erst alle zu Schlich gezogen werden: doch bricht auch ein mittelmässig Silbererz. Das Gold wird durch Quecksilber ausgezogen: der Schlich geröstet, geschmolzen, abgetrieben. In den Königl. Gruben gewinnt man jährlich 500 M. Silber; gegen 130 Mark Gold: die Gewerkschaften können es auf $\frac{1}{4}$ bringen: man hat hier Grund zu grossen Hoffnungen für die Zukunft.

Auf-

Auſſer dieſen Mineralien findet man noch in Ungarn Verſteinerungen; (z. B. Holz, Elephanten-Backzähne; verſteinte Conchylien, Korallen, Echiniten, jede Sorte in einem beſondern Lager, ohne Vermengung,) natürliches mineraliſches Alkali, zu Debreczin, und ohnweit Preßburg; einen Salzſtock bey Schonar, der mit Thon umgeben, und durch ſolchen vor Waſſer verwahrt wird: in manchem Steinſalz findet man eingeſchloſſene Waſſer- und Luftblaſen. Auch giebt es in der Marmoroſch kleine helle Quarzkriſtallen: und im Michalova-Fluß Ballasrubine von granatähnlicher Geſtalt. Vielfarbiger Jaſpis iſt bey Ungarn und Fünfkirchen häufig: auch ſagt man dies vom Pechſteine. Die ſchwarze glaſigte Lave findet man, als abgerundete Geſchiebe bey Tokay, und am Fuſſe der Berge in der Marmoroſch. Eine ins violette ſpielende Abänderung um Tokay hält man für Luchsſaphir. Asbeſt bricht zu Leutſchau.

Beſchreibung des Eiſenſteinſchmelzens zu Eiſenerzt in Steyermark. 1) Von der Struktur eines Floßofens: das Schmelzen geſchah ſonſt im Stück- oder hohen Ofen; allein durch die Floßofen erhält man nicht nur viel mehr und beſſer Eiſen; ſondern erſpart auch ſehr viele Kohlen. Mit 5 im Umtriebe ſtehenden Ofen macht man eben die Quantität Eiſen, als vormals in 12 Stück- und Hohenöfen: und man braucht um die Hälfte weniger Kohlen als bey den Stückofen, und $\frac{1}{4}$ weniger, als bey den Hohenofen. Der Floßofen iſt ein von 4 gleichen, 3 Klafter breiten Wankern geformtes Viereck, deſſen Seiten ungleich dick ſind. Er wird mit feuerhaltigem Leim ſo ausgefüllt, daß nur in der Mitte, oder vielmehr der Bruſtſeite zu, eine eyförmige Oeffnung übrig bleibt. Wenn

vom

vom Mittelpunkte des Eingangs des Ofens, ein Senkbley herab gelassen wird; so muß das Senkbley nicht auf die Mitte des Bodensteins, sondern der Schußseite zu liegen, an der Schnur an der Brustseite ist der weiteste Abstand, und dieser verursacht, daß der Ofen inwendig schief, oder überhängig stehet. (Hintersässigkeit des Ofens.) Hierdurch wird gehindert, daß die Form nicht abgedruckt werden, oder das Erz über derselben sich anlegen kann: sondern das meiste Erz kömmt vor der Form. Ueber den Eingang des Ofens wird der Kranz gesetzt, der die Röststatt des Eisens vertritt. — Vorbereitung zum Schmelzen. — Zweyter Abschnitt. Vom Schmelzprocesse: die Erzbeschickung muß in der gehörigen Vermischung der thon- und kalkartigen Erze bestehen. Ist der mit Kohlen ganz vollgefüllte Ofen bis zum Eingange leer geworden; so wird mit 8—10 Faß zugleich ½ Kübel Erz aufgegeben: nach dessen Niedergehen trägt man auf dieselbe Art wieder ½ Kübel Erz ein, in der Folge aber immer einen ganzen Kübel. Um das Rösten gehörig zu verrichten, müssen die jedesmaligen Sätze Erz recht hoch geschüttet, und das Erz mehr seitwärts herum aufgeschürt, und die groben Kohlen zusammengestossen werden. — Die thönerne Form wird horizontal gesetzt. Das Schmelzen auf hart oder sprödes, und weiches Eisen kömmt auf die Haufenschüttung und die Form an: bey diesem hat man mehr geringe Haufen, und die Form wird scharf gerichtet; bey jenem muß schon über das gewöhnliche Maaß Kohlen aufgesetzt werden. Jährlich kommen von den Floßöfen in Eisenerz und Rädmerisch 120000 C. Roheisen. Den Abgang des Eisens beym Schmelzen ersetzt das Waschwerk, welches man ohngefähr auf 10000 Centn. anzuschlagen pflegt. — Beschreibung der Steyerischen Ham-

Hammermanipulation auf Eiſen und Stahl. Erſter Abſchnitt. Vom Floſſenzerren auf Eiſen. Zweyter Abſchnitt. Vom Floſſenzerren auf Stahl-Harz-Zerrenhammer. So gut die ganze Einrichtung beſchrieben iſt; ſo verſtattet doch der Raum nicht, mehr davon anzuführen. Recenſ. ſetzt nur noch hinzu, daß er dieſes ſehr ſchätzbare Buch des Hrn. F. jedem Mineralogen unentbehrlich und jedem Bergbedienten, der ſeinen Vorfahren nicht handwerksmäſſig bloß nachfolgt, für ſehr nöthig hält. Aber auch der Statiſtiker, und der Cameraliſt können viel daraus lernen, weil die ganze Einnahme, und dann der Ueberſchuß nach abgezogenen Koſten, immer angegeben ſind. Ueberhaupt hält Recenſ. dies Werk für eins der wichtigſten, die in der vorigen Meſſe erſchienen ſind: und es verdient einen ausgezeichneten Platz in der Büchersammlung jedes Naturkenners mit dem größten Rechte: ſo wie auch der, um die Mineralogie und Metallurgie ſchon ſo ſehr verdiente Verf., den aufrichtigſten Dank für dieſen neuen Beytrag von jedem Liebhaber der Natur und Kunſt erwarten kann.

Ew.

III.

Nouveaux Mém. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. année 1778. Berlin, bey Decker. 1780. 494 Quartſ. 5 Kupfert.

Den Anfang macht die Lobſchrift auf Voltäre, ſchon wegen ihres hohen Verfaſſers, und der Umſtände, unter denen Er ſie aufgeſetzt hat, merkwürdig. Aber dieſe äußere Wichtigkeit, nicht in Betracht gezogen, Voltäres Werth mit warmer Empfin-

pfindung, doch so richtig g schätzt bringt ihm mehr Ehre, als die wortre chen Apotheosen seiner Landsleute.

In der Geschichte, befindet sich Hrn. Silberschlags Beschreibung seines Uranometers, nebst dessen Abbildung. Hr. Toaldo, vertheidigt den Einfluß des Monds in den Stand des Barometers, besonders gegen Hr. Frisi, der berechnet hatte, daß diese Wirkung unmerklich seyn müsse. Bey der Rechnung ist die Trägheit und besonders die Federkraft der Luft aus der Acht gelassen worden. Hr. Dubois beschreibt den Bohack und verbessert, was Hr. von Büffon einem polnischen Schriftsteller hierinn zu viel getrauet hat. Auch eine Quadratur des Kreises ist an die Akademie gekommen; es wird aber nicht erwähnt, ob sie untersuchet worden. Lobschrift auf Lambert.

Physische Klasse.

Hr. Marggraf, über die Erde, die sich in der letzten Mutterlauge des Kochsalzes findet, und die Basis des Bittersalzes ausmacht. Hr. M. Untersuchungen dieser Erde stehen in den Abh. 1760. Eine davon veranlaßte ihn, diese Erde, die für sich im Feuer nicht schmelzt, mit andern zu versetzen. Gleiche Theile von ihr, und gewaschenen gepulverten Kiesel, in einem lutirten Tiegel, hielten drey Stunden heftiges Schmelzfeuer aus, ohne daß das Mengsel geschmolzen, oder einigermaaßen verändert schien. Mit weissem Porcellanthon zeigte sich ein Schein von Schmelzen. Die Masse gab mit Stahl Funken. Mit Präcipitat des Sublimats von Flußspath, durch die Solution von Sal Tartari (Mem 1768.) und Beymischung anderer Materien ist die Masse geflossen, hat am Stahle Funken gegeben, und nach Beschaffenheit der Mischung, unterschiedene Farben gezeigt. H. Hrn.

Hammermanipulation auf Eiſen und Stahl. Erſter Abſchnitt. Vom Floſſenzerren auf Eiſen. Zweyter Abſchnitt. Vom Floſſenzerren auf Stahl-Hartzerrenhammer. So gut die ganze Einrichtung beſchrieben iſt; ſo verſtattet doch der Raum nicht, mehr davon anzuführen. Recenſ. ſetzt nur noch hinzu, daß er dieſes ſehr ſchätzbare Buch des Hrn. F. jedem Mineralogen unentbehrlich und jedem Bergbedienten, der ſeinen Vorfahren nicht handwerksmäſſig bloß nachfolgt, für ſehr nöthig hält. Aber auch der Statiſtiker, und der Cameraliſt können viel daraus lernen, weil die ganze Einnahme, und dann der Ueberſchuß nach abgezogenen Koſten, immer angegeben ſind. Ueberhaupt hält Recenſ. dies Werk für eins der wichtigſten, die in der vorigen Meſſe erſchienen ſind: und es verdient einen ausgezeichneten Platz in der Büchersammlung jedes Naturkenners mit dem größten Rechte: ſo wie auch der, um die Mineralogie und Metallurgie ſchon ſo ſehr verdiente Verf., den aufrichtigſten Dank für dieſen neuen Beytrag von jedem Liebhaber der Natur und Kunſt erwarten kann.

Ew.

III.

Nouveaux Mém. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. année 1778. Berlin, bey Decker. 1780. 494 Quartſ. 5 Kupfert.

Den Anfang macht die Lobſchrift auf Voltäre, ſchon wegen ihres hohen Verfaſſers, und der Umſtände, unter denen Er ſie aufgeſetzt hat, merkwürdig. Aber dieſe äußere Wichtigkeit, nicht in Betracht gezogen, Voltäres Werth mit warmer Empfin-

pfindung, doch so richtig geschätzt bringt ihm mehr Ehre, als die wortreichen Apotheosen seiner Landsleute.

In der Geschichte, befindet sich Hrn. Silberschlags Beschreibung seines Uranometers, nebst dessen Abbildung. Hr. Toaldo, vertheidigt den Einfluß des Monds in den Stand des Barometers, besonders gegen Hr. Frisi, der berechnet hatte, daß diese Wirkung unmerklich seyn müsse. Bey der Rechnung ist die Trägheit und besonders die Federkraft der Luft aus der Acht gelassen worden. Hr. Dubois beschreibt den Boback und verbessert, was Hr. von Büffon einem polnischen Schriftsteller hierinn zu viel getrauet hat. Auch eine Quadratur des Kreises ist an die Akademie gekommen; es wird aber nicht erwähnt, ob sie untersuchet worden. Lobschrift auf Lambert.

Physische Klasse.

Hr. Marggraf, über die Erde, die sich in der letzten Mutterlauge des Kochsalzes findet, und die Basis des Bittersalzes ausmacht. Hr. M. Untersuchungen dieser Erde stehen in den Abh. 1760. Eine davon veranlaßte ihn, diese Erde, die für sich im Feuer nicht schmelzt, mit andern zu versetzen. Gleiche Theile von ihr, und gewaschenen gepulverten Kiesel, in einem lutirten Tiegel, hielten drey Stunden heftiges Schmelzfeuer aus, ohne daß das Mengsel geschmolzen, oder einigermaaßen verändert schien. Mit weissem Porcellanthon zeigte sich ein Schein von Schmelzen. Die Masse gab mit Stahl Funken. Mit Präcipitat des Sublimats von Flußspath, durch die Solution von Sal Tartari (Mem 1768.) und Beymischung anderer Materien ist die Masse geflossen, hat am Stahle Funken gegeben, und nach Beschaffenheit der Mischung, unterschiedene Farben gezeigt. II. Hrn.

Achard erſte Abhandlung über die Dephlogiſtikation, phlogiſticirter Luft. Daß Luft, wie andere Auflöſungsmittel, wenn ſie, und was aufgelößt werden ſoll, beyde warm ſind, ſtärker auflöſe, iſt leicht zu erachten, ſie kann aber immer noch etwas bey einer gelinden Wärme als eigentlich erfodert wird, aufgelößt erhalten. Hr. A. hatte im Winter auf einen Ofen, der täglich zweymal geheizt ward, ein Gefäß mit etwa 20 Pf. Queckſilber geſetzt, um wohl zu trocknen; die Wärme der Luft war zwiſchen 14–18 reaum. Grade, das Queckſilber erfodert faſt 400, in Dünſte verwandelt zu werden. Nach etlichen Tagen, fieng er, und noch zwo Perſonen, die ſich in dem Zimmer mit ihm beſtändig aufhielten, an zu ſaliviren: alſo mußte die Luft bey dieſer Wärme doch Queckſilber in ſich genommen haben. Elementariſche Luft nimmt das Brennbare leicht und begierig ein, damit geſättigt nennt man ſie phlogiſtiſche. Mit Säuren vereinigt ſich elementariſche Luft ſchwach und ſchwer. Findet man alſo Luft merklicher mit bekannten Säuren verbunden, ſo wird die Vereinigung durch eine andere Subſtanz ſeyn vermittelt worden, und dazu ſcheint ſich Brennbares zu ſchicken, das ſowohl mit Elementarluft als Säuren Verwandtſchaft hat, doch, wie es ſcheint, mehr mit jener, als mit Salpeterſäure, denn wenn man Salpeterluft zu gemeiner bringt, ſo verbindet ſich ein Theil von jener Brennbaren mit dieſer, und die Säure præcipitirt ſich, weil ſie nur vermittelſt des Brennbaren aufgelößt war. Wenn man Salpeterluft als eine Miſchung von Elementarluft und Salpeterſäure vermittelſt des Brennbaren anſieht, ſo laſſen ſich alle ihre Eigenſchaften daraus erklären. Salpeterluft, nimmt nach Zuſatz einer andern Art von Luft weniger Raum ein, weil ſie decompo-

nirt wird, in den einen Theil ihres Brennbaren, in die zugesetzte geht desto mehr, je weniger Brennbares die zugesetzte enthält. So zeigen die Eudiometer an, wie viel Brennbares in einer Gattung Luft enthalten ist, aber, wie tauglich die Luft zum Othemhohlen ist, nicht anders, als in sofern es das Brennbare allein ist, was sie zum Othemhohlen untauglich macht. Entzündbare Luft unterscheidet sich von der Salpeterluft nur durch die Säuren, die sie enthalten, derselben unterschiedene Verwandtschaft mit dem Brennbaren, und der unterschiedenen Entzündbarkeit des Schwefels, der aus Verbindung seiner Säure mit dem Brennbaren entsteht. Fixe Luft besteht aus Elementarluft, und einer, der fixen Luft wesentlichen Säure. Die Luft, die sich aus Körpern durch zugegossene Säuren absondert, wird nicht dadurch in fixe verwandelt, daß sie Säure aus dem Körper, oder dem, was ihm beygefügt worden, in sich nimmt, sonst hätte fixe Luft, durch unterschiedne Säuren aus einerley Körper gezogen, unterschiedene Eigenschaften und Luft aus Körpern, die keine Säure enthalten, nicht die Eigenschaften fixer Luft. Hr. A. ist geneigt, diese der fixen Luft wesentliche Säure, mit Hrn. Bergmann, Luftsäure zu nennen, sie hat mehr Verwandtschaft mit der Luft als sonst eine bekannte Säure, darum läßt sich fixe Luft durch andere Säuren nicht decomponiren. Phlogisticirte Luft, vom Brennbaren zu befreyen, fiel Hrn. A. nach vielen Versuchen, eine Detonation mit Salpeter ein. Er krümmte eine etliche Fuß lange gläserne Röhre, so daß von ihrer untersten Beugung ein paar Schenkel aufwärts giengen, die sich endlich ohngefähr horizontal zogen. Die unterste Beugung mit Thone bekleidet, und Salpeter hineingethan: an das eine Ende der Röhre ward eine Blase voll phlogistischer

Luft gebunden, aus andern eine Leere, und die Erde mit dem Salpeter, über Kohlen gebracht, so muß die Luft, welche aus der Blase gedrückt ward, durch den geschmolzenen Salpeter gehen, und ward dephlogisiirt. Mit fixer Luft, mit Luft die durch todte Thiere verdorben war, mit entzündbarer Luft hat er eben den Versuch andere mit erwartetem Erfolge angestellt. III. Hr. Achard, über Mittel, Bewegungen auf der Oberfläche einer flüssigen Materie zu hemmen. In einem Kasten voll Wasser, drehte Hr. A. einen Cylinder um seine horizontale Axe; der Cylinder hatte Flügel angesetzt, die das Wasser in Bewegung brachten; so entstanden Wellen, von denen ein Schiffchen auf dem Wasser getrieben ward, und nach einiger Zeit zu Grunde gieng. Er goß Oehl auf das Wasser, das sich nicht einförmig ausbreitete, sondern in Tropfen zerstreute. Das Schiffchen gieng später und erst nach heftigern Bewegungen des Wassers zu Grunde. Allerdings hatte das Oehl die Bewegungen des Wassers gehindert; aber nicht wegen seiner Flüssigkeit, denn auf kaltem Wasser, wo es geronnen schwamm, hinderte es noch mehr. Hr. A. schloß also, es hinderte sie nur, als ein leichterer Körper, band an das Schiffchen, hohle gläserne Kugeln, und fand, daß es viel später zu Grunde gieng. Er glaubt also, zu Beruhigung der See um ein Schiff, sey das Oehl wenig brauchbar, da es zumal sogleich von den Wellen weggeführt würde. Wasserdichte, leere Gefässe, etwa von Blech an Tauen vom Schiffe ausgeworfen würden besser Dienste thun. IV. Hr. A. über eigne Schweren, und Federkraft der unterschiedenen Arten von Luft. Fixe Luft ist schwerer als gemeine, entzündbare und dephlogisticirte sind leichter. Leichtere Luft läßt sich durch eben die Kraft, nicht so sehr zu-

sam-

ſammendrucken, breitet ſich von eben der Wärme nicht ſo ſehr aus. Verſuche vom Wachsthume der Pflanzen in unterſchiedenen Gattungen von Luft. V. Hr. A. über Ausbrütung der Eyer durch Elektricität. VI. Hr. Gleditſch, von der Mandragora. Linnés Atropa, Gen. Pl. Ed. VI. p. 99. n. 249. Nächſt der botaniſchen Beſchreibung, viel unterhaltende Nachrichten den damit getriebenen Aberglauben betreffend, auch aus einem alten Manuſcripte des Dioſcorides auf der Kaiſ. Bibliothek ein Bild, wo eine Weibsperſon, der Dioſcorides eine Alraunwurzel vorhält, dabey ein todter Hund liegt, nach der vom Joſephus erzählten Fabel, wie ſie müßte ausgezogen werden. Dieſes Bild iſt hier in Kupfer geſtochen. VII. Hr. A. über die Farben der Pflanzen. Der Hr. Gr. de Mouroux hatte in den Miſc. Taurinenſ. V. B. gemeldet, die Blumen enthielten, ein feuerbeſtändiges färbendes Weſen, das in der Aſche bleibt, und die Farbe der Blume, oder eines andern Theils der Pflanze, dem Glaſe mittheilte. Hr. A. hat bey den vielen Verſuchen, die er hierüber angeſtellt, nichts dergleichen gefunden. Er hat aber die Pflanzen in porzellanen Gefäſſen verbrannt, auch die Vitrification in dergleichen verrichtet. Die gewöhnlichen können metalliſche Theilchen abgeben, die zulänglich ſind, Glas zu färben. VIII. Hr. Beguelins Witterungsbeobachtungen zu Berlin 1778. Aus 1769..1778; iſt die mittlere Barometerhöhe 28 pariſer Zoll 0,14 Lin. die mittlere Wärme des Mittags; 9,6064 reaumuriſche Grad, 80 zwiſchen Eis und ſiedendem Waſſer, der Nacht mittlere Wärme 5,88. Die angebliche jährliche Verminderung der Wärme beſtätigt ſich durch dieſe Beobachtungen nicht, vielmehr iſt die Wärme der fünf letzten Jahre größer. IX. Hr. A. beſchreibt zwey neue Eudiometer, bequemer

mer als Lavoisiers und Magellans seine. Allerdings setzen sie auch nur die Menge des Phlogistischreinen der Luft an. Das ist doch am meisten die Ursache ungesunder Luft, obgleich mehr statt finden, z. E. Dünste welche die Lunge angreifen, wie die von Salpetersäure. X. Hr. A. lehrt, daß die Asphyxie vom Brennbaren eingeathmeter mephitischer Dämpfe herrühre, also durch Einblasen oder Einathmen dephlogisticirter Luft gehoben werde, welches er mit Versuchen an Thieren bestätigt.

Mathematik.

I. und II. Hr. de la Grange, über die Aufgabe, eine Kometenbahn aus 3 Beobachtungen zu bestimmen. Geschichte dessen, was darinn gethan ist, und Vorschriften, die Grössen, die man zu fernerer Berichtigung annehmen, und sie nicht blos herumtappend, zu errathen, auch unterschiedene allgemeine lehrreiche analytische Bemerkungen, z. E. beym Gebrauche dreyer Beobachtungen, wenn man auch die Zwischenzeit unendlich klein setzte, darf man das Stück der Kometenbahn nicht für geradelinicht annehmen, denn das hieße zwey nächste Elemente einer krummen Linie, in eine gerade Linie legen. III. Derf. über die Theorie der Fernröhre. Der Weg eines Strahles durch eine gegebene Menge von Gläsern, auf eine einfachere Art gesucht; Carteſens und Eulers Formeln mit einander zu vergleichen. IV. Derf. lehrt einen Satz analytisch finden, den Lambert synthetisch dargethan hatte, daß bey der elliptischen Bewegung eines Planeten, die Zeit durch einen Bogen zu bestimmen, nur auf die große Axe der Ellipse, die Summe beyder radiorum rectorum, die den Bogen begränzen, und die Sehne ankömmt. Der Satz ist außer seiner eignen Merkwür-

digkeit auch bey Berechnung der Kometen brauchbar. V. und VI. Bernoulli, sonst historische und astronomische Untersuchungen über den Polarstern und die Sternbilder zunächst am Pole an. Jetzo was die Chineser davon sagen ist freylich den Nachrichten gemäß, so die Europäer ertheilen, und die Hr. B. mit seinem bekannten Fleisse sammlet, vergleichet, prüft. Er hat zwar selbst in Petersburg chinesische Himmelscharten gesehen, aber nichts darauf als chinesische Züge, die man ihm nicht erklären können, und Linien, die, wie Freret schon gemuthet, die Sterne zusammenziehen, die zu einem Sternbilde gehören, aber unsere Constellationen zu erkennen, nicht so leicht gefunden als Freret sagt. VII. Hr. Schulze lehrt die Zeitgleichung analytisch finden. Erst den Theil, welcher auf die Bewegung der Sonne ankömmt, durch die bekannte Reihe für die Gleichung des Mittelpunkts der Sonne, dann, was von der Schiefe der Ekliptik herrührt, durch Hrn. de la Grange Reihe, die Reduktion der Ekliptik auf dem Aequator zu finden, dazu er auch seine Methode mittheilt. Ein Auszug aus dieser Abhandlung mit zugehörigen Tafeln findet sich in den Berliner Ephemeriden 1781, 1782.

Philosophie.

I. Hr. Beguelin, über die Einheiten der Natur. Nach richtigen Bemerkungen über die nothwendige Dunkelheit metaphysischer Untersuchungen, wobey doch selbst die Mannigfaltigkeit der Systemen nicht ohne Nutzen sey, erklärt sich Hr. B. Das Folgende betreffe Alles nur eine Hypothese. Sie ist kurz folgende: Die Organisation jedes Theilchens, gehe viel weiter als unsre Sinne reichen, aber doch bleibe die Zerlegung zusammengesetzter Maschinen, endlich bey ursprüng-

lichen stehen, deren Organisation des Schöpfers unmittelbares Werk sey, und das seyen die wahren Elemente, die wirklichen Einheiten der Natur, über welche man in der Zerlegung nicht gehen könne. Hr. B. setzt dieses durch unterschiedene Fragen deutlich auseinander. Versteht man unter Materie, eine homogene Masse, ohne andere Eigenschaften, als Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, so sind weder die ersten Einheiten (unités primitives) noch welche von ihren Theilen materiel. Diese ersten Einheiten sind ausgedehnt, weil sie Theile, einen von dem andern unterschieden, haben; undurchdringlich, weil zwo oder mehrere ihrer Theile, nicht zugleich eine Stelle einnehmen können, aber organisirte mit Kraft versehen, können sie nicht blosse Materie genannt werden. Die ganze Maschine, wie sich der göttliche Verstand sie vorstellte, erhielt auf einmal das Daseyn, durch die einfache Handlung des göttlichen Beyfalls. Eben das gilt auch von den kleinsten Theilen der ersten Einheiten, nur mit einiger Einschränkung. Um nicht in das eingebildete Unendliche zu verfallen, muß man bey so einfachen Theilen der Maschine stehen bleiben, daß sie zwar an Zahl und wesentlichen Eigenschaften bestimmt sind, aber keine fernere Zerlegung zulassen. Dergleichen Theile einer ersten Maschine sind die gegebene Einheit, auf welche sich die Größen der vollständigen Wesen beziehen. Nicht selbst eine Größe, aber das Element der Größen, wie in der Arithmetik die Einheit, nicht Zahl, sondern Element der Zahlen ist. Respective Größe können sie haben, mit einander verglichen, aber mit dem Ganzen, dessen Bestandtheile sie sind. Theile außer einander, hat ein solcher Theil nicht, ist also in der Bedeutung nicht ausgedehnt, hat folglich auch keine Gränzen der Ausdehnung,

keine

keine Figur. Heißt einer ausgedehnt, was Wirkungssphäre hat, und Figur, dieser Wirkungssphäre Grenzen, so haben diese Theile dergleichen Ausdehnung und Figur. Diese Elementartheile der ersten Einheiten, sind nicht mehr Maschinen, sondern Elemente der Maschinen der Größten, des Ausgedehnten, weiter als auf sie geht keine Zerlegung. Unläugbar ist übrigens, daß jedes Zusammengesetzte, Einfaches zum voraus setze. So bleibt die Körperwelt ein wahres wirkliches Ganze, wie Sensorium und Sens es uns vorstellen. Man ist nicht genöthigt, eine bloße Erscheinung aus ihm zu machen, die Wirklichkeit der Bewegung oder der Wirkungen und Gegenwirkungen der Körper zu läugnen . . . alle physische Wahrheiten auf Illusionen zu bringen, die aufs sinnreichste gewebt, immer gegen die ersten Notionen des gemeinen Menschenverstandes anstoßen. Dieses, als Antwort auf die Frage: Ob die Zerlegung der zusammengesetzten Wesen nicht auf leibnitzens Monaden oder Wolfs einfache Wesen führe? (Dem Rec. war diese Frage bey den ersten Theilen der ersten Maschinen eingefallen. Da sie nach Hrn. B. ohne Theile, Ausdehnung, Figur, in der gemeinen Bedeutung dieser Wörter sind, nur Kraft besitzen, so könnte man sie leicht für Wolfische einfache Wesen annehmen. Nur würde man die Wirkungssphäre weglassen, wenn man etwa einfachen Wesen keine Wirkung außer sich zugestehen wollte. Daß Empfindungen blos Veränderungen der Seele sind, die nach gewissen Gesetzen mit dem übereinstimmen, was außer ihr vorgeht, aber gewiß ganz was anders als was außer ihr vorgeht, das ist ja wohl seit Cartesens Zeiten ausgemacht, und in dieser Bedeutung auch sicher die ganze Körperwelt für uns Erscheinung. Dieser Satz ist nicht wider

den gemeinen Menſchenverſtand, ſondern wie meine Sätze Leibnitzens, gemeiner Menſchenverſtand, durch philoſophiſche Scharfſinnigkeit berichtiget und erhöht. Freylich geben Leibnitzens Monaden keine Rechenſchaft von den ſieben Farbenſtrahlen, aber ſoviel bisher abzuſehen, eſſen Hrn. B. erſte auf einmal erſchaffene Maſchinchen, eben ſo wenig. Allemal entſtunden doch aus ſolchen Maſchinchen in uns unzälbarer Mengung und unbegreiflicher Verbindungen die Körper, deren Eigenſchaften wir kennen. Was wir von dieſen Körpern empfinden, wäre immer das Reſultat von der uns gänzlich unbekannten Spielen dieſer erſten Maſchine, alſo die Vorſtellung davon immer ganz was anders als die auseinander geſetzten Vorſtellungen von dieſen Spielen ſeyn würden; Und ſo was hat man ja lange vor Leibnitzen Erſcheinungen genannt, z. E. was man in der ſphäriſchen Aſtronomie zuerſt kennen lernt, und in der theoriſchen Rechenſchaft davon giebt. Die Philoſophen, denen es ſeltſam vorkömmt, daß die Körperwelt Erſcheinung ſey, befinden ſich ohngefähr in Mr. Jourdain Umſtänden als er lernte, daß er Zeitlebens Proſa geredet habe.) Noch: ob die Einheiten der Natur der Perception fähig ſind? Die Beantwortung, mit gehörigen Beſtimmungen hat hier nicht Raum. Nur einen Gedanken daraus, das Syſtem der vorherbeſtimmten Harmonie zu erſparen, das Hr. B. die Beyfallswürdigſte Erklärung, der allgemein angenommenen Meynung von der Vereinigung zweyerley Subſtanzen nennt. Wenn nun etwa dieſes Syſtem nicht wahr wäre? Wenn ſich im Thiere, dem man Empfindung nicht abſprechen kann, eine erſte organiſirte Einheit befände, die fähig wäre, äußere Eindrücke zu empfinden? Sie würden wie andre erſte Einheiten, nach Hrn. B. Syſtem nur durch des Schöpfers

unsers Willen zerstörbar seyn. . . . Hr. B. drückt sich über dieses mit vieler Behutsamkeit aus, wovon man den Grund leicht einsieht. (Da auch denn einfachen Wesen, ob es fortdauern, ob es Geist bleiben soll, allemal auf den Willen des Schöpfers ankömmt, so schien dem Recensenten, so wenig er geneigt ist, die Seele für ein zusammengesetztes Wesen anzunehmen, doch der, welcher das thäte, nie deswegen die Unsterblichkeit zu läugnen.) II. Hr. Formey über die alten gerichtlichen Verfahren, gegen die angeblichen Zauberer. Gegenwärtigen Aufsatz hat einer vom Hrn. Begnelin veranlaßt, der angebliche Hexereyen in der Schweiz betrof. Es ist Schade, daß Hr. B. nicht für gut befunden, ihn drucken zu lassen. Hr. F. führet unterschiedene französische Beyspiele aus der Encyklopädie an, und endigt mit einem zur Zauberey gehörigen Kapitel aus des la Croze philosophischen Cursus, der 1726, 27, sein Lehrer war, Hr. F. ist ihm 1739 gefolgt. L. Cr. folgt dem Scholastiker Purchot. empfahl sich aber durch viel historische Kenntnisse. Er bestreitet den Wahn der Zauberey mit guten Gründen. III. Einige Maximen, die bey philosophischen Meditationen zu beobachten sind, vom sel. Cochius. Das Verfahren, durch welches die Geometern zur Gewißheit gelangt sind, hat man in der Philosophie verachtet, zusammengesetzte und undeutliche Begriffe nicht zerlegt, übereilt entschieden. Allerdings ist es schwerer, Qualitäten als Quantitäten zu zerlegen, aber desto mehr Fleiß wäre dabey nöthig, und desto mehr müßte man dabey Uebereilung vermeiden. Vorschriften, die Begriffe betreffend, mit dem Beweise der Existenz Gottes a priori erläutert. Der Begriff des vollkommensten Wesens scheint aus allen Vollkommenheiten, also gar sehr zusammengesetzt

aber alle Vollkommenheiten lassen sich auf eine einfache absolute Idee bringen, deren Möglichkeit keinen Beweis nöthig hat, die Möglichkeit und Wirklichkeit enthält. Hier endigt sich der Aufsatz, wo man ihn weiter ausgeführt wünschte. IV. Vom Pernety, über die Fehler. Einige rühren von der Erziehung, andere von der Gemüthsart her. Unterschiedene, so richtig geschildert, daß die Verbindlichkeit sie zu vermeiden sich gleich zeiget.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Merian, vierter Aufsatz, über den Einfluß der Wissenschaften auf die Poesie. Schilderung der römischen Poesie, von ihrem ersten Ursprunge an, bis auf Constantin den Großen, da Optatian Porphyre Bilderverse bewundert wurden.

Eb.

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Etwas zur ruhigen Beurtheilung des nur Etwas zur Prüfung über des Herrn Conſiſtorialraths Cramers Sendſchreiben, an ſeine nächſten Amtsbrüder und verſtändige Zuhörer. Halle, bey Hendel. 1779. 91 Seiten, 8.

Nach kennen wir kein beſſeres Lehrbüchlein, das bey dem katechetiſchen Unterricht der Jugend im Chriſtenthume zum Grunde gelegt werden könnte, als des Herrn D. Ch. H. Diterich allgemein bekannten Auszug aus Mildertmanns Anfang zur Glückſeligkeit nach der Lehre Jeſu. Man kann dienet ſich auch deſſelben ſeit mehreren Jahren in und außerhalb den preußiſchen Staaten mit großem Nutzen, und Hr. C. Rud. Cramers führte es dieſerhalb zu Eſſen mit allerhöchſter Genehmhaltung ebenfalls ein. Einſichtsvolle Prediger, die dem Werth des Diterichſchen Büchleins kennen, billigten ſeinen Vorſatz und andre Leute würden weder hieraus, noch aus dem Sendſchreiben des Hrn. C. etwas arges vermuthet haben, wenn nicht unverſtändige Eiferer gekommen wären, und ihnen Argwohn in den Kopf geſetzt hätten. An ſolchen fehlte es damals aber auch im Harlinger Lande nicht. Vielleicht hat der anonymiſche Verf. der Etwas zur Prüfung über des Hrn. C. R. Cramers Sendſchreiben ꝛc. viel Mühe, die unruhigen Chriſten wider dieſen würdigen Mann einzunehmen. Nachdem auf ſolche Art der erſte Lerm geblaſen war, hub bald ein mächtiger Federkrieg im Lande an, und die Grenznachbaren miſchten ſich mit darein. Ein Vertheidiger des Angegriffenen fand für dienlich, dem Präſes die vorliegende kleine Schrift entgegen zu ſetzen, um den Eindruck, den ſeine Broſchüre in vielen Häuſern auf ſchwachmüthige Gelehrte und Ungelehrte gemacht hatte, zu ſchwächen. Das war auch leicht gut, denn wenn man ſolchen Ueberpeter, die, wie der Präſes,

nige. Mit dem Glauben oder Nichtglauben, dem Wahrhalten oder Nichtwahrseyn deſſen, was gelehrt wird, hat es gute Weile, wenn es nur gelehrt wird. Denn der Prediger, den die lutheriſche Kirche beſoldet, muß auch lutheriſch lehren, nach dem billigen Sprichwort: Des Brod ich eſſe, des Lied ich ſinge. Ob jemand das glaube und aus eigener Ueberzeugung in der heiligen Schrift findet, was er zu lehren gehalten iſt, darauf kommt es nicht an, denn das iſt wieder eine ganz andere Frage. Der Verf. muß es vergeſſen haben, daß ſchon mehr als ein Verfechter ſymboliſcher Lehrformeln, wenn die Herren der damit behaupteten Infallibilität ihrer Verfaſſer wegen ins Gedränge kamen, den einzigen zu ſeiner Rettung übrig bleibenden Ausweg gewählt hat, zu ſagen: Diſtinguendum eſt inter libertatem *credendi* et *docendi*. Die erſtere verſtatte man einem jeden gern. Aber die letztere könne eine Kirchenpartey, vermöge ihrer Societätsrechte, keinem, der Lehrer in ihr wäre, zugeſtehen. Wer ſie verlange, müſſe von ihr ausgehen, damit ſie keinen Prediger beſolde, der ein anderes, als das Sektenchriſtenthum lehrte.

Daß die Lehrer der lutheriſchen Kirche gleichwohl in facto nicht in allen Stücken Luthern folgen, und mancher Meynung, die er öffentlich geſagt, bis auf dieſen Tag nicht beygetreten ſind, hat der Verf. durch die S. 74 — 76 angeführten Urtheile Luthers über den Brief an die Hebräer, die Briefe Jacobi und Judä, unwiderſprechlich bewieſen. Und was S. 81 — 88 darüber angemerkt wird, daß die Apoſtel ſowohl, als die Reformatoren ſich in ihren Vorträgen und Schriften vielfältig nach der Vorſtellungs- und Denkungsart ihrer Zeitverwandten gerichtet haben, ohne daß deßhalb die geringſte Beſchuldigung eines ſtrafbaren Betruges auf ſie fallen könte, iſt auch keinem Zweifel unterworfen.

Die Gegenpartey des V. blieb ihm die Antwort nicht ſchuldig. Man erhielt ſie ihm in einer Schrift unter dem Titel:

Ungerechtigkeiten, worüber ſich der ungenannte Vertheidiger des Herrn Conſiſtorialraths Coners zu Eſſen theilhaftig gemacht hat, vorgeſtellet, nebſt kurzer Beurtheilung meiner Religionsſtreitigkeiten, von einem Verehrer der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Erſter Beytrag. 1780. 183 Seiten, 8.

Der

Der Verf. vertheidigte in diesem Bogen wider Hrn. Coners Vertheidiger auf alle die Schmähungen, welche dieser dem gelehrten und redlichen Herrn Jani, Pastor zu Sunnix, aus dessen Feder das Etwas zur Prüfung geflossen war, in jener kleinen Schrift soll angethan haben. Wer über den angerichteten Unfug in der ostfriesischen Kirche, der Hrn. Coners und seinen Freunden zur Last gelegt werden, über die Verstümmelung und Verdrehung der christlichen Lehre, die in des einen Sendschreiben und des andern Etwas zur richtigen Beurtheilung sichtbar seyn soll, über ihre Abweichung von der Bibel, und der Augsburgischen Confession, da sie unter dem Glauben etwas anders als die gläubige Ergreifung und Zueignung des Verdienstes Christi verstünden, und in der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders, von der vikarischen Genugthuung Christi, u. s. w. irrig wären, weil sie nicht auf die durch den leidenden und thuenden Gehorsam des Erlösers uns erworbene, und im göttlichen Gericht zugerechnete Gerechtigkeit Christi drängen, sondern sich darüber, wie alle Neologen und neue Reformatoren ausdrückten; wer, sage ich, hierüber einen gedehnten Commentar lesen will, der lese diese Ungerechtigkeiten. Stellen aus Lüthers Werken und aus den Schriften neuerer lebender und verstorbener gelehrten Männer von ganz verschiedenem Geiste, als der Herren Erneſti, Teldich, Spalding, Köppen, Büsching, Seiler, Meier, Silberschlag, Jacobi, Niemeyer, Simonis, Alberti, Göze, Töllner, Cleſ, Töſſelt, Miller, Schlegel, Jochims, Beyer, Kanzlers Cramer und Mag. Kindleben, werden darinn in großer Menge seltsam genug unter einander gemischt, und zum Beweise angezogen, daß sie mit Hrn. Coners, ohnerachtet er sich auf einige von diesen Gelehrten berufen hätte, ganz und gar nicht übereinstimmten. In Socins, Osterodts, Crells Schriften, sagt der Verf., im Rakauischen Catechismus und bey andern Unitariern finde man wohl Hrn. Coners Meynungen, aber bey keinem von jenen eben genannten Männern, die samt und sonders gründlicher von der vertretenden Genugthuung Christi dächten, und noch Vertheidiger des alten Evangelii wären. Ich selbst habe die Ehre, mich einiger zu finden, da ich in der Bibl. Anhang zum XIII—XXIV. B. S. 243 so glücklich gewesen bin, ein wahr Wort wider Hrn. D. Dietelmaier zu sagen, das der Verf. wider seinen Gegner brauchen kann, „ob es gleich, wie er hinzusetzt, „zur Vertheidigung der Neologen

geschrieben war." Die Unzufriedenheit des Verf. mit den Herren Semler, Teller und Jerusalem versteht sich von selbst. Ich ehre, sagt er S. 63 von den beyden ersten, „ihre „Gelehrsamkeit. Was aber nicht aus dem Glauben gehet, das „ist Sünde." (Man sieht, daß der Verf. diese Schriftstelle nicht versteht, wie würde er sie sonst hier in dem Zusammenhange anführen.) „Nach meinen Einsichten und Gewissen „muß ich deswegen auch bekennen, daß ich mit ihren Religions„meynungen, besonders in Ansehung der Erlösung, die durch „Jesum Christum geschehen ist, unmöglich übereinstimmen kön„ne, und auch daher denjenigen für verdächtig halten muß, der „diese Männer für sich anführe." In Ansehung des Herrn Abts Jerusalem aber beklagt er S. 67. mit andern wehmüthig, „daß er in einigen wichtigen Punkten noch zuletzt die An„zahl derer vermehrt habe, welche, da sie nicht nur viel Gelehr„samkeit, sondern auch große Aemter und Würden besitzen, im „Stande sind, mit vereinigten Kräften die protestantische „Kirche ganz umzukehren, und ich weiß nicht, welchen Lehr„begriff, mit der größten Kränkung der Gewissensfrey„heit, einzuführen." Dergleichen beyläufige Urtheile über Gelehrte, die dem Verf. mißfallen, gehören unter die Allotrien, deren er viele in diesen Blättern treibet. Darinn muß ich ihm aber Recht geben, daß er es lächerlich an dem Gegner findet, Hrn. Jani so ofte vorzurücken, er habe durch sein Etwas zur Prüfung wider die Hr. C. R. und Inspector Coners schuldige Subordination gehandelt. Was gehen denn kirchliche und bürgerliche Amtsverhältnisse den einen und den andern, in so fern sie Gelehrte und Schriftsteller sind, an? Im Militarstande darf in Dienstsachen der Hauptmann gegen den Stabsofficier nicht raisonniren. Hoffentlich wird diese Subordination doch nicht in die Kirche und gelehrte Republik eingeführt werden sollen.

Vertheidigung des größern Jeverschen Katechismi in einem Sendschreiben an seine Hochwürden, den Herrn Professor der Theologie, D. Johann Peter Miller, zu Göttingen von Heinrich Meene, Consistorialrath und Superintendent in Jever. Jever, 1780. zu bekommen bey dem Hofbuchbinder Trendtel. 8. 61 Seiten.

Verthei-

Vertheidigung des gröſsern Jeverſchen Katechismi in einem zweyten Sendſchreiben — — — — Jever, 1781. 8. 80 Seiten.

Wer hätte glauben ſollen, daſs Hr. M. Verfaſſer obigen erſten Beweiſes der Ungerechtigkeiten ꝛc. wäre, er bekennt ſich aber S. 66. des 2ten Sendſchr. öffentlich dazu, weil ihn einige entdeckt hätten. Die Urſache, warum der ehrwürdige Greis in dieſem unbedeutenden Streite die Feder ergriffen, iſt folgende: Hr. D. Miller hatte vor nunmehr dreyzehn Jahren in der Fortſetzung der Mosheimiſchen Sittenlehre Th. IX. S. 398. an dem gröſsern Jeverſchen Katechismus, den Hr. M. verfaſſet, getadelt, daſs ſo viel ſchwere theologiſche Fragen, die nicht in ein ſolches Buch gehörten, wären mit eingerückt worden, und vor nunmehr drey Jahren hatte er dieſen billigen Tadel in ſeiner Katechiſirkunſt wiederholt. Hr. Meene würde dies ihm zu nachtheilig dünkende Urtheil von ſeinem gelehrten Werke auch wohl ruhig verſchmerzt haben. Allein da Hr. Coners in den Erläuterungen ſeines Schreibens an ſeine nächſten Amtsbrüder, Hrn. Millers wörtliche Kritik über den Jeverſchen Katechismus angebracht hatte, und ſie nunmehr auch in das Oſtfrieſiſche und Jeverſche Publikum kam: ſo ſahe ſich Hr. Meene zu einer Ehrenrettung genöthiget, welche er denn in dieſen beyden ungemein höflichen und ergebenen Sendſchreiben an Hrn. D. Miller der gelehrten Welt vorlegt. Ihr Inhalt beſteht in Rechtfertigungen gegen die Millerſche Kritik; — in unmuthsvollen Beſchwerden über Hrn. Coners übertriebene und zur Verwirrung blöder Chriſten dienen ſollende Reformirſucht, zu weit gehende Abkürzung der Religionswahrheiten und giftigen Socinianismus, der aus einigen Stellen ſeiner Schriften deutlich hervorleuchte, in andern aber hinter gewiſſen Wörtern, wobey Hr. C. reſervationes mentales hätte, verſteckt wäre; in Sticheleyen auf die verächtlichen Neulinge und gegen ihre Vorfahren, beſonders Luthern, ſehr undankbaren Katechismusverbeſſerer unſerer Zeiten; — in Vertheidigungen des Dekalogus wider diejenigen, welche behaupteten, daſs er nicht die ganze chriſtliche Sittenlehre enthielte, oder wohl gar die Verbindlichkeit der zehen Gebote für uns Chriſten leugnete, wie die Herren Leſs und Semler (S. 54. 1. Sendſchr.) ſollen gethan haben. (Ohne alle Einſchränkung wohl nimmermehr, denn die allgemeine Verbindlichkeit der Chriſten zu dem, was im Deka-

logus unwandelbares Natur- und Moralgesetz ist, kann und wird kein Gottesgelehrter, kein vernünftiger Mensch je leugnen) — in Erörterungen und Bestätigungen der schriftmäßigen athanasianischen Dreyeinigkeitslehre, die „in unsern zügellosen Zeiten, wie Hr. M. sagt, Einige mit der Allg. deutschen Bibl. nicht mehr glauben wollten“ — in Wehklagen über den Meineid der Geistlichen, die zur Augsburgischen Confession, wie der Soldat zur Fahne, geschworen haben, und sie doch verlassen, ohngefehr aus den Gründen, aus welchen P. Merz über Luthers Gelübdbrüchigkeit klagt — in Zurechtweisungen des Beurtheilers der Jänischen Schrift: Etwas zur Prüfung ꝛc. und Berichtigungen seiner Citaten aus des Theodoretus und Socrates Kirch. Gesch., die arianischen Streitigkeiten und das Nicänische Symbolum betreffend — und endlich in Abfertigungen eines Lübeckischen Recensenten, der schon vor zehn Jahren in einem Stücke der Nachrichten von den merkwürdigsten theologischen Schriften unserer Zeit den Quedlinburgischen Katechismus weitläuftig recensirt hat. Zur Belehrung desselben wird eine aus Versehen in der Druckerey verstümmelte Antwort auf die Frage des Katechismus: „Warum nicht der Vater und nicht der heilige Geist, „sondern der Sohn im menschlichen Fleische der Erlöser der „Menschen geworden sey,“ hier ergänzt, daß sie nämlich in „ihrer Vollständigkeit so lauten muß: „Es war dem weisen „Rathschluß Gottes völlig gemäß, daß die mittelste Person in „der Gottheit unser Bruder, Mittler und Erlöser wurde: weil „dieses nicht nur die zweyte Hauptwohlthat Gottes, „sondern auch das zweyte Stück war, das die Wieder„herstellung unserer verlornen Glückseligkeit, die der „Vater mit dem Sohne und dem heiligen Geiste, in „dem ewigen Friedensrath gleichsam verabredet hatte, „nothwendig und unentbehrlich machte,“ eine Ergänzung, die jenem Recensenten mehr Licht in den Zusammenhang der Gedanken des Katecheten geben soll.

Ich habe aus diesen beyden Sendschreiben soviel Kenntniß von dem Jeverschen, über 2000 Fragen enthaltenden, größern Katechismus bekommen, daß ich wohl einsehe, ihrem Verf. sey weder durch Hrn. Millers noch Hrn. Coners Tadel zu nahe geschehen. Es stehen wahrlich ganz originale Fragen und Antworten darinn. Aber der gute alte Mann ist seiner Sachen, wie er sie sich seit mehr als einem halben Jahrhundert in seinem Kopf gedacht und rangirt hat, so gewiß, meine

meint es mit der kirchlichen Orthodoxie, außer welcher er weder gründliche Theologie noch wahres Christenthum für möglich hält, so ehrlich, preiset so feyerlich den gnädigen Schutz des Allmächtigen, durch den die Augsb. Confession bey allen heimlichen und offenbaren Anfällen ihrer Feinde noch da ist, und hofft so fest, es würden auch in der Jeverschen Provinzialschule erzogene Juristen und Mediciner durch seinen Katechismus vor Unwissenheit, Unglauben und Ruchlosigkeit bewahrt bleiben, wie die Ostfriesischen Christen durch die neue Auflage der Glaubenslehren und die zergliederte Augsburgische Confession des Hrn. G. Sup. Hähn, daß es Sünde von meiner Seite seyn würde, dem gutherzigen Greise durch die geringste Bedenklichkeit, nur durch eine lächelnde Mine dazu, bey den Sätzen, die er für so ausgemacht wahr hält, seine Freude zu stören. Ich will ihm wenigstens zeigen, daß die Allg. deutsche Bibl. nicht stets die Orthodoxen mit dem heftigsten Ungestüm herunter macht, (wie er es (S. 25. Ungerechtigkeiten) zu nennen beliebt, wenn sie den großsprecherischen und in ihrer kümmerlichen Schulweisheit über gründliche Theologen sehr superklug daher fahrenden hämischen Ketzermachern, am rechten Ort etwas kräftig die Wahrheit sagt), sondern daß ich das Alter mit allen seinen Schwachheiten zu ehren wisse.

Auszug aus des Consistorialraths Coners theologischen Briefen. Den neuen Angriff des Predigers Jani wider denselben betreffend. Bremen, bey Förster, 1780. 8. 174 Seiten.

Vielleicht machte es die besondere lokale Lage, worinn sich Hr. Coners findet, nothwendig, Hrn. Jani auf alle seine Controverspschriften zu antworten, wie es in diesen Briefen in Ansehung des Buchs:

Das Versöhnungswerk Jesu Christi, ingleichen Erbsünde und natürliches Verderben vorgestellt, erwiesen, und gegen neuere Einwendungen vertheidiget, von Johann Christian Jani. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1780.

Geschehen ist. Da bey solchen Streitigkeiten viele Leser gewöhnlicher Weise der Meinung desjenigen von den streitenden Partheyen beytreten, dessen Schrift sie zuletzt gelesen haben, so hat Hr. Coners vermuthlich nachtheilige Eindrücke von eben gedachtem Buche erwartet, weil Hrn. Jani seines Gegners Meynungen von dem Mittlersgeschäfte Jesu ganz anders vorspiegelt, als sie wirklich sind, indem er solche Stellen, wo sich dieser über die Lehre von der Versöhnung bestimmt und deutlich erklärt, wegläßet, und nur andere, wo Herr Coners allein von Christo, als dem Lehrer der Welt redet, hinsetzet, um alsdenn dem Leser sagen zu können: Sehet ihr nicht offenbar in dem Manne purum putum *Socinianum*. Ich bedaure Hrn. Coners, wenn er sich um des Ostfriesischen Publikums willen zu immer neuen höchst verdrießlichen Rechtfertigungen gegen so einen Gegner gezwungen siehet. Um verständiger und der streitigen Sachen kundiger Leser willen hätte er es gar nicht nöthig. Die sehen mit einem halben Auge, daß er Recht und jener Unrecht hat. Denn Hr. Jani, so ein ehrlicher Mann er sonst seyn mag, ist und bleibt deutsch zu sagen, ein seichter Schriftsteller, dem es an Philosophie, gesunder Schriftauslegung, kaltblütigem Prüfungsgeiste, kurz an allem fehlt, was ein gründlicher Theologe, der mit Beyfall zur näheren Erforschung der Wahrheit öffentlich disputiren will, haben sollte. Ich würde in Hrn. Coners Stelle kein Wort wider ihn weiter verlieren, und mir gewiß mit diesen Briefen die edle Zeit nicht verdorben haben. Wenn man Leute vor sich hat, denen es an dem ersten Sinn uns zu verstehen mangelt, so muß man sich gar nicht mit ihnen abgeben. Mag ihnen doch der undenkende Haufe beyfallen! Was liegt denn daran? — Auch der

Auszug aus des Herrn Consistorialraths Coners theologischen Briefen, den neuen Angriff des Herrn Predigers Jani wider denselben betreffend, in einem Sendschreiben an den Herrn Verfasser etwas beleuchtet von Heinrich Meene, Consistorialrath und Superintendent in Jever. Jever, 1781. zu bekommen bey dem Hofbuchbinder Trendtel. 8. 131 Seiten.

Wird

Wird Hrn. Coners nicht zu dem, der verschuldete Rotten und Aergernisse in der Kirche angerichtet hat, herabwürdigen können, ob es gleich Hr. Meene aus dessen Schriften der Welt klar vor Augen legen will. Ist doch in der ganzen Brochüre Animosität des Herzens und Schwäche des Geistes vorn und hinten sichtbar. So ein Mann nimmt gar leicht an noch so gegründeten Lehrmeinungen ein Aergerniß, wenn er glaubt, daß sie die ganze christliche Religion zu Grund und Boden stürzen. Aber für genommenes Aergerniß darf auch niemand verantwortlich seyn. Und da der alte verdiente Superintendent den jüngern unverdienteren Pastor Jani einmal in seinen Schutz genommen hat, so muß Hr. Coners es sich um so weniger wundern lassen, daß beyde pro axis et focis so heftig wider ihn streiten. Ermüdender und uninteressanter kann in der Welt nichts zu lesen seyn, als ein polemischer Schriftsteller, der die Wahrheit oder Unwahrheit theologischer Lehrsätze und Bibelerklärungen darnach entscheidet, ob selbige dem in Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern unserer Kirche verfaßten Jeverschen Katechismus conform oder nicht conform sind. — Die herausgekommenen

Anmerkungen über des Consistorialraths und Superintendenten in Jever Herrn Heinrich Meene beyde letzte Schriften und darinn wider den Herrn Consistorialrath Coners in Esens enthaltene Ungerechtigkeiten; von einem Verehrer der Wahrheit und Aufrichtigkeit. Bremen, bey Förster, 1781. 8. 51 Seiten.

Möchten wohl den Streit verlängern, aber nicht beylegen. Sie schieben die Vorwürfe, die Hr. M. dem Gegenpart gemacht hatte, auf ihn selbst zurücke. Und damit ist nichts gewonnen. Sicherlich wird auch Hr. M. die Sachen, die ihm der Verf. klar zu machen sucht, nun nicht um den kleinsten Grad heller sehen, als er sie vorher sahe. Denn ihm ist ein für allemal jeder noch so einsichtsvoller christlicher Religionslehrer, der nicht buchstäblich den ganzen Wust der Scholastik nach seinem Katechismus mitlehrt, ein verblendeter Leiter des Volks, ein Neologe, der wichtige Lehren des Christenthums ausmerzt, und von keinem ächten Lutheraner als ein Glaubensbruder angese-

hen werden kann. Hat man wohl Beyspiele, daß ein 70jähriger Greis zu andern Einsichten, als er vorlängst gehabt, gebracht worden? Was hilft denn alles Disputiren mit ihm? Hrn. C. Freunde sollten Hrn M., um seiner Jahre willen, in Gottes Namen, das letzte Wort lassen.

Br.

Christian Gotthilf Salzmann, Pfarrer in Erfurt, über die wirksamste Mittel Kindern Religion beyzubringen. Leipzig, bey Crusius. 1780. 14 B. gr. 8.

Wie wohl wirds einem, wenn man unter dem Gedränge so vieler unreifen Schriften und Projekte über das Erziehungswesen, womit wir nun einmal von Messe zu Messe beschenkt werden, von ohngefähr auf ein Buch stößt, das in jedem Betracht vortrefflich ist, und dessen Verfasser philosophischen Scharfsinn, gesunde Menschen- und Weltkenntniß, warmen Eifer, die Summe der menschlichen Glückseligkeit zu vermehren, mit einem edeln Witz und einer guten einnehmenden Schreibart verbindet! So haben wir diese Schrift des Hrn. Salzmanns gefunden, worinn er sich auch beyläufig als den Verfasser der Predigten für Hypochondristen, und der in dieser Bibliothek mit Recht gerühmten Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde zu erkennen giebt. Er wird, wenn er so in diesem Fache fortarbeitet, sich immer würdiger machen, an die ehrenvolle Reihe unsrer besten Pädagogen, unsrer Resewitze, Rochowe, Campen, die er kennet und schätzet, anzuschliessen. Rec. glaubt wohlgesinnten Aeltern und Erziehern das Büchlein nicht besser anpreisen zu können, als wenn er sie mit dem Inhalt kürzlich bekannt macht.

Religion ist ihm nicht blosse Erkenntniß, sondern religiöse Gesinnung, d. i. nach seinen eignen Worten eine solche Gesinnung, nach der wir uns, Gott und andre Dinge, die auf uns eine Beziehung haben, von der rechten Seite ansehen, und ihren wahren Werth in Verhältniß gegen einander bestimmen. Dieses erläutert der V. im 1. Abschnitt, zeiget mit triftigen Gründen, wie man mit sinnlicher Belehrung den Anfang des Religionsunterrichts machen, und dann erst zur Offenbarung fortschreiten müsse, und beantwortet sehr gut einige Einwürfe, welche seinen Vorschlägen gemacht werden dürften. Er fordert, (Abschnitt 2.) daß in

in diesem Unterricht alles Unangenehme vermieden und ihm die möglichste Anmuth ertheilt werde, mit einem betrübenden, aber leider allzuwahren Rückblick auf die hergebrachte Weise und das gewöhnliche Katechisiren, wo diese wichtige pädagogische Regel in Ansehung der Zeit, des Orts, der Personen, der Sachen, der Ordnung, der Lehrart und der Sprache selbst, so sehr versäumt wird. Er will den Unterricht in vier fortschreitende Grade abgetheilt haben. — Im ersten Grad empfiehlt er den Unterricht durch blosse Erzählungen, die an sich eine der angenehmsten Unterhaltungen für Kinder sind; aber noch nicht biblische Geschichte, welche, wie er überzeugend darthut, sich für solche Anfänger nicht schickt, sondern Erzählungen aus der kindischen Sphäre, die Geschichte junger Menschen, und rückt eine Theorie dieser erzählenden Unterweisung ein, welche niemand gereuen wird, ausführlich im Werke selbst nachgelesen zu haben. Er wünscht, daß zu dem Ende aus dem Vorrath guter Erzählungen, die wir besitzen, ein unter gewisse Kapitel geordneter Auszug gemacht, mehrere Romanen für Kinder, wie Campens Robinson verfertigt, und daß zur angenehmen Wiederhohlung kleine Kupfer und Liederchen besorgt werden möchten. Die Fabel schließt er mit Rousseau gänzlich aus. (Hierinn kann Rez. nicht beypflichten; er gebraucht zu Zeiten die Fabel nach Campens Manier.) — Im zweyten Grad des Unterrichts (Abschnitt 3.) will er die Kinder zur Offenbarung geleitet wissen, um ihre Erkenntniß dadurch theils zu bestätigen, theils zu erweitern. Hier kommt alles darauf an, daß ihnen der so wirksame Glaube an die göttliche Offenbarung beygebracht werde. Hierzu giebt unser V. vier Mittel an, 1) das Zutrauen zum Lehrer, welches im Anfang hinreicht; 2) die innere Vortrefflichkeit der Schriftlehren, und die genaue Verbindung, worinn sie mit unsrer Glückseligkeit stehen; eben so schließen wir ja aus der Einrichtung des Universums auf einen höchstweisen Werkmeister, 3) den behutsamen Gebrauch der vorzüglichsten Wunder und der deutlichsten Weissagungen zum Nebenbeweise; 4) eigne Empfindung von den heilsamen Wirkungen der Wahrheit. Welches übrigens die Lehren der Schrift seyen, die für Kinder gehören, traunet er sich nicht zu bestimmen, wiewohl er für sich es entschieden hat. Nur erlaubt er sich eine Anmerkung über die Lehre von Christus; hier müsse nicht mit der Frage: wer ist er? der Anfang gemacht werden, sondern mit der Schilderung seines liebenswürdigen Charakters, der bey sanften Kinderseelen Liebe und Zutrauen erwecke; darauf müssen die durch ihn

erhaltenen Wohlthaten ihnen so nahe, als möglich gelegt werden (aber die durch ihn geschehene Versöhnung liege noch ganz ausser der Sphäre kindischer Fähigkeiten. Die merkwürdige Ausführung hievon S. 134. f. verdient beherzigt zu werden;) und dann könne er ihnen auch in seiner itzigen Größe gezeigt werden. Auch in diesem Grad des Unterrichts empfiehlt er die erzählende Unterweisung nach dem uns von Gott selbst hiezu gegebenen Winke, und ertheilt einige Vorschriften, wie man die Haupthegebenheiten der Schrift vortragen solle. Auch hier wünscht er gute biblische Kupfer, und empfiehlt, nachdem er gezeigt hat, zu welchen kühnen Entschliessungen eine kurze Sentenz, in welche ein fruchtbarer Gedanke gehüllt ist, die menschliche Seele bringen könne, dem Gedächtniß der Jugend die erklärte Wahrheit in kurzen und wohlgewählten biblischen Sentenzen einzuprägen. Wenn auf diese Weise das Kind einen Schatz von Wahrheiten gesammelt, und die Dinge aus dem Gesichtspunkt, woraus ihr wahrer Werth beurtheilt werden muß, betrachten gelernt hat; wenn es so gereizt worden ist, den Urtheilen andrer beyzustimmen, und diesen Urtheilen durch göttliches Urtheil Gewicht gegeben worden: dann läßt er (Abschnitt 4.) den dritten Grad des Unterrichts folgen, wo das Kind seine eigne gesammelte Ideen und seine eigne Urtheile zur Prüfung und Berichtigung vortragen soll. Hiezu schlägt er die vertraute freundschaftliche Unterredung vor, welche man die Sokratische nennt, und welche man, wie er richtig erinnert, auch nach Christus die christliche nennen könnte. Er zeigt in einem Beyspiel den Unterschied dazwischen, und einem gewöhnlichen katechetischen Examen, rückt ein vortreffliches Muster einer solchen Unterredung über die Allmacht Gottes ein, und thut einige Vorschläge, wie diese Lehrart bey allen ihren großen, jedoch überwindlichen Schwierigkeiten in Gebrauch gebracht werden könne. — Im vierten Grad des Unterrichts (Abschnitt 5.) sollen Kinder, die sich zum Genuß des Abendmahls vorbereiten lassen, mit den Vorstellungsarten ihrer Kirche von den Geheimnissen des Christenthums erst bekannt gemacht werden, doch so, daß man sich weder zu lange dabey aufhalte, und Theologie statt Religion lehre, noch den Kindern diese Vorstellungsarten so wichtig mache, als ob sie das Hauptwerk der Religion wären, und man in diesen Punkten nicht ohne Gefahr der Seligkeit irren könne. Dieses, behauptet er mit Recht, lehre weder die Schrift, noch die Erfahrung, vielweniger die Vernunft, ja die religiöse Gesinnung leide darunter; indem der übertriebene

„ſene Menſch, welchem man ſolchen Vorſtellungsarten, leider! „beylegt, ein heimliches Mißtrauen gegen Gott erzeuge, die „Glaubwürdigkeit der chriſtlichen Religion vermindre, die allge„meine von Jeſu ſo nachdrücklich empfohlene Menſchenliebe ſchwä„che, und leicht den einen in Sicherheit, den andern in Ver„zweiflung ſtürzen könne.*

Dieſes ſind die Grundlinien des Werks; wobey wir aber der Kürze halber manche gute nicht gemeine Bemerkungen, wie auch

* Ueber den letzten Umſtand läßt ſich der V. alſo aus: „Ich habe „zwar immer nach meinen Einſichten gehandelt; ich habe um „Erleuchtung gebetet; ich bin dem Weg redlich nachgegangen, „der mir gezeigt wurde; meine Fehler erkenne ich mit herzlicher „Wehmuth, und glaube, daß ich ohne Jeſu Vermittelung keine „Belohnung hoffen darf. Aber wenn die richtige Vorſtellung „von dieſem oder jenem Geheimniſſe die einzige Bedingung iſt, „unter der ich die Seligkeit erlangen ſoll, und ich irrete mich „darinne: ſo bin ich ewig verlohren, und finde da meinen „Platz, wo der Habſüchtige, der Geile, der Trunkenbold den „Lohn ſeiner Thaten empfängt.„ Nun dieſen gräßlichen Satz behauptet der unerleuchtete Eifer noch immer mit lauter Stimme und fühlloſem Herzen, wie dieſes unter andern der mannfeſte Kölniſche Pater, Simplicianus Haan in einer 1780. zu Mülheim am Rhein gehaltenen Predigt über das menſchenfreundliche Thema; kein Proteſtant kann ſelig werden, gezeigt hat. Gleich im Eingang dieſes Meiſterſtücks heißt es: „das weiß ich „gar wohl, m. B. daß es meine Widerſacher ſehr fühlbar em„pfinden werden, wenn ich ihnen ohne Einſchränkung ſo rund „daherſage: Niemand auſſer der Römiſchkatholiſchen Kirche „kann ſelig werden, alle, die drauſſen ſind, werden ewig „verdammt werden. — Indeſſen vergeben ſie es mir, wenn „ich von den Unkatholiſchen ſo ſpreche, wie Paulus von Die„ben, von Räubern, von Geizhälſen und andern ſprach: „Weder die Diebe, weder die Geizhälſe, noch die Vollſäu„fer, noch die Flucher, noch die Räuber werden das Reich „Gottes beſitzen.„ Wir würden dieſes Simplicianus in der allg. D. B. nicht erwähnt haben, wenn die Kontroversspredigt nicht am Niederrhein Aufſehen gemacht hätte; nicht auf den Vortrag eines eifrig katholiſchen, aber einſichtsvollen Raths von der Düſſeldorfiſchen Regierung konſtsirt, und nachher durch den allgewaltigen Einfluß der Möncherey in integrum reſtituirt, und in, wo möglich, noch elenderen theologiſchen und juriſtiſchen Scharteken vertheidigt worden wäre. Dieſer Lärmen ſoll inzwiſchen die gute Wirkung gehabt haben, daß die Regierung darauf aus iſt, der Tobſucht der unſeligen Kontroverſiſten Schranken zu ſetzen. Warum das unnütze gemeinſchädliche Schelten und Streiten nicht ganz abgeſchafft?

auch die schöne Abhandlung von der Nothwendigkeit und dem Nutzen der Offenbarung S. 100 f. haben übergehen müssen. Wie wahr und gut ausgedrückt ist unter andern die Stelle wegen des durch Glauben an göttliche Offenbarungen angestifteten Jammers, S. 113. „Viel Jammer hat der Glaube an göttliche Offenbarungen in die Welt gebracht, das ist unleugbar. „Wer will aber im Stande seyn, sein Verhältniß zu der Summe des Guten zu bestimmen, das dadurch in die menschliche „Gesellschaft gebracht wurde? Die einzige Reformation wieget „schon Inquisition und Bluthochzeit, und manchen andern durch „blinden Religionseifer angerichteten Jammer weg. Diese waren lokalverheerendes, aber auch vorbeygehendes Ungewitter; „diese (jene) ist wohlthätiges Licht, das auf die ganze Welt, „das auf die spätesten Jahrhunderte wirket.„ Auch den Schluß der Schrift können wir nicht umhin hieherzusetzen; weil er dem Herzen des V. Ehre macht: „Es ist nicht Liebe zum Sonderbaren, nicht übertriebenes Zutrauen zu mir selbst; es ist Wahrheitsliebe, Trieb, verjährten, die menschliche Glückseligkeit „zernagenden Vorurtheilen einen Streich nach meinen wenigen „Kräften beyzubringen, die mich bewog, dieses (über die kirchliche Vorstellungsarten von den Geheimnissen) so freymüthig „niederzuschreiben. Und eben deswegen habe ich das feste Vertrauen, daß der Gott der Wahrheit, vor dem die geheimsten „Falten meines Herzens offen liegen, meine Arbeit nicht ohne „allen Nutzen seyn lassen werde.„

In der Vorrede wird unter andern der Satz ausgeführt, wie die Vervollkommnung des Menschen, wenn sie sich bloß auf die Vergrößerung seines Wirkungskreises und Vermehrung seiner Güter beschränkt, ihn elend macht; aber auch ein Beförderungsmittel seiner Glückseligkeit wird, wenn seine Gesinnungen in eben dem Verhältniß berichtigt und verbessert werden. Wir hoffen die Beystimmung des aufgeklärten Publikums, werde Hrn. S. zur Ausarbeitung der andern hier versprochenen wichtigen Materien anfeuren, und er werde es sich nicht irren lassen, wenn auch hin und wieder ein unberufener Eiferer, dem sein Buch an einigen Orten nach S. 136. Aethiopisches Manuscript wäre, aufstünde, und in den Haufen hinein schriee, Hic niger est, hunc tu, Romane!

J. Ch.

J. Ch. Schmaling's kurzer Begriff der christlichen Glaubenslehre vor (für) die Katechumenen. Leipzig, bey Crusius. 1780. 2½ Bogen 8.

Der V. trägt auf diesen wenigen Blättern die Glaubenslehren nach dem System und den Glaubensbüchern seiner Kirche, der er aufrichtig ergeben zu seyn S. 4. versichert, aphoristisch in einer gedrängten Kürze, und mit vieler Deutlichkeit vor; so daß, wenn gleich Rec. ihm in Absicht mancher kirchlichen Dogmen nicht beystimmen kann, er der Art des Vortrags das gebührende Lob doch gern wiederfahren läßt, und einem ähnlichen kurzen Begriff der christlichen Sittenlehre mit Vergnügen entgegen sieht. Die Beweisssprüche stehen am Rande.

Wie andre Erinnerungen dieser Bibliothek, so hat insonderheit auch die richtige Warnung (B. XXVII. S. 553.) gegen die Einmischung der so dunkeln und bezweifelten Dämonologie in die Katechismuslehren wenig Eindruck auf unsern Verf. gemacht. „Die Schrift, heißts S. 14., sagt von den bösen „Engeln, daß sie viel Böses in der Welt anstiften, und die „Menschen zur Sünde versuchen; doch läßt Gott nicht zu, daß „sie die Ordnung in der Welt stören und verwirren. Daher „ihre Erscheinungen und Mitwirkungen nicht ohne Grund zu „glauben sind.„ Wo in der ganzen Bibel steht eine teufliſche Erscheinung? Etwa in der in das Kleid eines Apologen eingehüllten Geschichte der ersten Sünde? oder bey der Versuchung Jesu — einer Begebenheit, welche die einzige in ihrer Art ist, und woraus bescheidene Schriftforscher wenigstens die Folge nicht herleiten werden, daß der Teufel auch andern Menschen erscheine. Freylich trauen wirs Hr. S. zu, er werde sein ohne Grund den Katechumenen richtiger auslegen, und sie verwahren, an keinerley Teufelerscheinungen, diesen Aberglauben barbarischer Zeitalter, dessen man selbst in der minder aufgeklärten katholischen Kirche sich nach gerade zu schämen anfängt, in unsern Tagen zu glauben. Aber wird der gemeine Mann, dem doch dergleichen Erscheinungen einmal als biblischmöglich vorgespiegelt worden, auch im Stande seyn, über den Grund und Ungrund einer solchen Erscheinung zu urtheilen; wird er gegen Irrthum und Verleitung gesichert seyn, wenn es dem Aberglauben, dem Fanatismus, dem Pfaffenbetrug einfällt, oder zuträglich dünkt, neue Teufeleyen auf die Bühne zu bringen? Rec. wünschte im Ernst jene unvorsichtige Stelle weggetilgt.

Die

Die Liebe gezeichnet in vier Predigten und einigen Liedern von J. C. Lavater. Leipzig, bey Holle. 1780. 8 Bogen gr. 8.

D. J. G. Rosenmüllers Predigten über die Reden Jesu am Kreutz, nebst einigen andern bey besondern Gelegenheiten gehaltenen Predigten. Nürnberg, bey Stiebner. 1780. 8½ Bogen 8.

Hr. Lavater ist in seinem Element, wenn er von Liebe predigt, und er thut es auch hier mit der ihm eignen Innigkeit und Wärme über 1 Joh. 4, 19. über 1 Cor. 16, 14. (schön paraphrasirt er diese Stelle: Liebe sey die Seele aller eurer Handlungen!) über Joh. 15, 12. und 1 Joh. 4, 16. Wir wünschen, daß er die so wahre Sätze, womit er die erste und dritte dieser Predigten anfängt, vielen recht wichtig machen möge! „Gott ist die Liebe — Jesus Christus, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, ist die Liebe — der Mensch, das „Ebenbild Jesu Christi, soll lauter Liebe seyn.„ — Daß es übrigens in 4. Reden über denselbigen Gegenstand an Wiederhohlungen nicht fehle, daß L. bey den Ergiessungen seines Herzens zuweilen ins Uebertriebene gerathe, zuweilen, von seiner Einbildungskraft hingerissen, ein Bild zu weit verfolge, und, wo er recht rühren will, in Deklamationen verfalle, wird ein Kenner seiner Schriften schon voraus erwarten. Jedoch wird das dem vielen Wahren und Guten, das er sagt, nicht sehr schaden. Von den Liedern, welche auf dem letzten Bogen angehängt sind, schweiget Rec. weil sie seinen andern in dieser Bibliothek angezeigten ganz ähnlich sind. Schade, daß ein Mann, der alle Anlagen hätte, einer unsrer besten geistlichen Dichter zu seyn, nicht Geduld genug besaß, die Feile zu gebrauchen, und seinen Arbeiten die Vollkommenheit und Politur zu geben, welche allein das Siegel der Unvergänglichkeit auf die Werke des Witzes drückt!

Mit weniger, nur hier uns da mit einem sanften Feuer, aber unterrichtend, faßlich und in einem guten Styl sind die Rosenmüllerischen Predigten geschrieben, wiewohl sie sich unter der Menge brauchbarer Werke dieser Art, welche wir jetzt haben, eben nicht sonderlich auszeichnen. — In dem Ausruf des Erlösers: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! findet der Hr. D. noch mit so vielen andern

das

das besondere Seelenleiden des Erlösers, worinn er die große unermeßliche Schuld der Menschen gebüsset habe. Was er S. 49. davon sagt, klingt redneriſch: „Unzählbare Millionen Sünden, die vom Fall Adams an, bis auf diese Stunde von so „viel Millionen Menschen begangen worden sind, und bis an „das Ende der Tage noch begangen werden, alle Gotteslästerungen und Flüche, welche je die roheſten Menschen ausstieſſen; alle Mordthaten und unmenschliche Grausamkeiten, die „je von den grausamſten Wütrichen verübt worden sind; die alerabscheulichſten Werke der Finsterniß, die nie an das Licht „kommen, und die kein Mensch, der nur einen Funken von „Religion hat, ohne Entsetzen würde nennen können; alle „Diebstähle, Betrügereyen und Ungerechtigkeiten; alle Falschheiten und listige Hintergehungen; mit einem Worte alle große „und kleine Sünden, von den abscheulichſten Verbrechen der „größten Böſewichter an bis auf die geringſte Uebereilungen „und Schwachheitsfehler der Tugendhaften, — dieſe alle „lagen auf ihn, und für dieſe alle hat er so gebüsset, daß durch „ihn ein jeder, auch der gröſte Sünder auf Erden, Verzeihung sollte erlangen können. Was muß seine Seele empfunden haben? Wie hätte seine menschliche Natur das alles ertragen können, wenn ſie nicht von seiner Gottheit wäre unterſtützt worden?„ Allein wie dieſes Tragen einer fremden Schuld, wie dieſe Vorſtellung menſchlicher Sünden, wovon Jeſus ſie retten und heilen wollte, in ſeiner vollkommen heiligen und ſich ihrer eignen unſträflichen Reinigkeit bewußten Seele ein ſo namenloſes Schrecken und eine ſo gänzliche Troſtloſigkeit, als man bey dieſem Seelenleiden gewöhnlich annimmt, hätte hervorbringen können, hat uns noch niemand aus pſychologiſchen Gründen erklärt. Und ſo lange bis das geſchieht, muß es niemand verdacht werden, wenn er dergleichen Erklärungen des Seelenleidens Jeſu für einen unbibliſchen Lehrſatz aus dem Schulſyſtem anſieht. Jeſu Angſt im Garten, Jeſu Klage am Kreutz läßt ſich auch auf eine andere Weiſe, und zwar weit natürlicher und pſychologiſcher begreifen; wobey es immer richtig und bibliſch bleibt, daß er auch dieſe ſchmerzliche ſchwermuthsvolle Empfindungen der Seele um der Sünder willen nach dem weiſen Rathſchluß ſeines Gottes und Vaters erduldet habe.

Die letzten Worte Jeſu ſind in den erſten ſechs Predigten abgehandelt. Die ſiebente handelt von den Wohnungen des Himmels über Hebr. 12, 22-24. Die achte iſt eine Bußpre-

digt über Mal. 1, 3. Die neunte ist nach einem Sturm- und Hagelwetter über den epistolischen Text, Röm. 11, 33-36. gehalten worden.

Db.

Beyträge zur Beurtheilung und Beförderung des Christenthums von Jakob Jochims. Erstes Stück. Flensburg, bey Korte. 1780. 337. S. 8.

Der ganze Inhalt dieser Abhandlungen ist nicht neu, ist vielmehr sonst schon häufig genug vorgetragen worden. Die Sache selbst, die der V. vertheidigt, hat ihre ganze Richtigkeit, nämlich daß die Religion Moral sey. Demnach hängt nun freylich von der Beantwortung dessen, was zur Religion gehört, auch der Umfang der Moral ab. Aber da ist es eben, wo uns der Plan des V. weder im allgemeinen, noch im Detail gefallen will. So lange zur Religion etwas gerechnet wird, das dazu nicht gehört, oder das dem Verstande die Annahme ausgemachter Religionssätze erschweret, z. B. Unzulänglichkeit des moralischen Vermögens, Genugthuung, willkührliche Strafen Gottes, Strafexempel an Christo u. s. w. so lange glaubt Rec. werden auch in der Moral keine großen Fortschritte zu hoffen seyn, und so lange würde das Christenthum von einer Seite verliehren, von der es nur allein gewinnen kann.

Richard Simons kritische Historie der Uebersetzungen des N. T. zweyte Abtheilung, aus dem Französischen übersetzt von H. M. A. Cramer, Prediger zu Quedlinburg, nebst Vorrede und Anmerkungen von D. J. S. Semler. Halle, bey Gebauer, 1780. 676 S. ohne Register.

Dies überaus wichtige Buch verdiente gewiß in den Händen eines jeden eigentlichen Theologen zu seyn! In der Vorrede macht Hr. S. einige wichtige Anmerkungen über den bekannten Brief des Hieronymus an den Bischof Damasus. Am Ende folgen des Herrn M. Bertrams Zusätze, welche die deutsche Uebersetzung und die Anmerkungen betreffen, welcher nach

nach D. Luthers Tode erschienen sind, theils auch die latein. Bibel, welche 1529 zu Wittenberg herausgekommen ist.

D. Christian Bastholms, Königl. Dänischen Hofpredigers, geistliche Redekunst, nebst einer Kritik über eine Rede vom Saurin, aus dem Dänischen von Joh. Fried. Marcus. Koppenhagen, bey Gyldendal. 1780. 542 S. 8.

Wir können zwar dem V. darinn nicht beypflichten, wenn er den Regeln der Kunst vor guten Mustern zu viel einräumt, aber dennoch können wir dies Buch jungen Leuten empfehlen, um, wo nicht mehr, doch wenigstens Vorsichtigkeit bey ihren Ausarbeitungen daraus zu lernen. Hätte der V. mehrere zweckmäßige Beyspiele seinen zu weitläuftigen Regeln hinzugefügt, und wäre er in der Wahl der empfohlenen Beyspiele vorsichtiger hin und wieder zu Werke gegangen, so würde sein Werk dadurch sehr gewonnen haben.

Die angehängte Rede Saurins ist über Sprüchw. 16, 32. Rec. kann in derselben das so sehr gepriesene Fürtreffliche nicht finden, er hält sie vielmehr für kalt und schmacklos weitläuftig. Allerdings hätte der V. wohl ein beßres Muster wählen und auch vielleicht finden können, welches die Anwendung seiner gegebnen Regeln mehr verdient hätte.

U.

Sammlung einiger Casualpredigten und Reden von D. Gabriel Christoph Benjamin Mosche, Frankfurt, bey Garbe. 1780. 1 Alphabet 5 Bogen in 8.

Predigten ganz und Stückweise für die lieben Landleute von Heinrich Gottlieb Zerrenner, Prediger zu Beyendorf und Sohlen im Herzogthum Magdeburg. Zwote Sammlung. Magdeburg, bey Scheidhauer. 1 Alphab. 13 Bogen in 8.

Neueste Sammlung von Erndtepredigten für Stadt- und Landleute. Nürnberg, bey Schneidern. 1780. 11 Bogen in 8.

Daß wir mit Hrn. Mosche Denkungsart nicht ganz sympathisiren können, haben wir schon an andern Stellen unsrer Bibl. bey Recension seiner Schriften erklärt. Eben so wenig gefällt uns nun auch der Kanzelvortrag des V. in so fern wir nämlich denselben aus den vor uns liegenden Kasualpredigten und Reden beurtheilen können. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir sie zu den schlechtesten rechneten; sondern bezeugen vielmehr, daß sie vor sehr vielen andern gedruckten und ungedruckten Kasualreden unleugbare Vorzüge behaupten; und das sowohl in Absicht des praktischen Vortrags und des darinn herrschenden warmen Eifers für die Religion, als auch in Absicht der gewöhnlichen dogmatischen Gründlichkeit. Da es dem, V. wie bekannt ist, an gelehrten Kenntnissen nicht fehlt, so läßt sichs auch schon im voraus erwarten, daß er die Lehren der Religion seiner Ueberzeugung gemäß, besser als gewöhnlich vortragen werde. Wir machen ihm also auch darüber keinen Vorwurf, daß er dem kirchlichen Lehrbegrif seiner Religionspartey getreu geblieben ist. Nur hätten wir von ihm bey dem allen mehr eigentliche Kanzelberedsamkeit und mehr philosophischen Scharfsinn in Behandlung der Materien erwartet. Nicht nur fehlt es ihm an der einem geistlichen Redner so unentbehrlichen Gabe, seinen Vorstellungen rechtes Licht und Leben mitzutheilen, sondern wir vermissen auch eben so sehr an seiner Schreibart diejenige Leichtigkeit, Stärke und Anmuth des Ausdrucks, wodurch ein Redner so sehr vieles über die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen vermag. Zur Bestätigung dieses letztern Punkts dürfen wir nur den Anfang der ersten Predigt, welche er auf das Absterben des Hrn. Senior und Prof. Lotzen zu Erfurt gehalten hat, hersetzen. „So ist denn, heißt es, „unvermuthet „dasjenige Licht verloschen, bey dessen Scheine wir bisher so „frölich seyn konnten! So hat uns denn auf einmal derjenige „Hirte verlassen, der uns mit so vieler Sorgfalt und Treue „weidete! So müssen wir denn denjenigen Lehrer schon bey den „Todten suchen, der unsre Hoffnung, unsre Freude und die „Krone unsers Ruhms war! Also ist es freylich vor dem Gott, „in dem wir alle leben, weben und sind, wohlgefällig gewesen. „Der weiland u. s. f.„ — Welch ein matter und schleppender Styl, und welch alltäglicher Eingang zu einer Gedächtnißpredigt! Doch, wir wollen uns bey der äusseren Einkleidung der Sachen nicht aufhalten, sondern lieber eine Probe beybringen, wie die Sachen selbst vom Hrn. Mosche behandelt werden. Wir wählen dazu eine Trauerrede, welche bey dem Absterben eines

vier-

vierjährigen Kindes gehalten worden ist, und worinn von den Absichten Gottes bey schmerzhaften und tödtlichen Krankheiten kleiner Kinder geredet wird. Der V. führt hier folgende Absichten Gottes an. Erstlich sey es der göttlichen Ordnung gemäß, daß niemand gekrönet werden solle, er habe denn zuvor gekämpfet: da nun kleine Kinder keine andre Gelegenheit zu diesem Kampfe hätten, so lege sie Gott auf ein schmerzhaftes Krankenlager, um ihnen da gleichsam einen Kampfplatz zu eröffnen u. s. f. Zweytens sollen erwachsene sichere Menschen bey Betrachtung solcher Krankheiten den Schluß machen: geschiehet das am grünen Holze (an Kindern, die noch nicht vorsätzlich gesündiget haben,) was will am dürren werden u. s. f. Drittens haben gläubige Christen daraus zu lernen, daß nicht alle Leiden Zeichen des göttlichen Zornes seyn, sondern daß Gott auch diejenigen züchtige, die es gleich Kindern nicht mit vorsätzlichen Sünden verdient haben u. s. f. Viertens soll jedermann daraus erkennen, daß der Tod eine allgemeine Strafe der Sünde sey, und daß wir alle, als Kinder des Zorns von Natur, diese Strafe verdient haben, u. s. f. Fünftens soll auch die Lehre von einem zukünftigen Leben durch den frühzeitigen Tod der Kinder bestätiget werden, indem sonst derselbe mit der Güte und Weisheit des Schöpfers nicht zu vereinigen stünde, u. s. w. — Wir haben uns mit Fleiß aller Anmerkungen bey Erzählung dieser Meynungen des V. enthalten; können jedoch unsre Verwunderung über diese ganz unphilosophische seichte Untersuchungen desselben nicht bergen; und überlassen es verständigen Lesern zu entscheiden, ob wir dem V. zu viel gethan haben, wenn wir ihm den tief eindringenden und richtig urtheilenden Scharfsinn absprechen. Lieber gar nicht über Gottes Absichten philosophirt, ehe man sie durch seine eigne schaale Glossen so sehr unwürdig darstellt. Dies sey von den Moscheschen Kasualpredigten genug.

In Absicht der zwoten Sammlung von Predigten für die Landleute vom Hrn. Ferrenner dürfen wir wenig hinzusetzen, da wir unser Urtheil bereits bey Recension der ersten Sammlung gesagt haben. Der V. hat sich hier noch mehr Mühe gegeben, zweckmäßige Materien abzuhandeln und dieselben aufs faßlichste vorzutragen. In beyder Absicht hat ers auch vor vielen andern mehrentheils ziemlich gut getroffen. Manche Vorstellungen würden vielleicht noch faßlicher gerathen seyn, wenn er hätte weniger orthodox scheinen wollen. Man sehe hievon, was er zur Erklärung des Glaubens und der Recht-

fertigung sagt. Von den abgehandelten Sachen wollen wir hier zum Beweis der gut getroffenen Wahl nur einige Exempel anführen. In der ersten Pr. handelt er folgenden Hauptsatz ab: Es ist wahrlich nicht so leicht seelig zu werden und in den Himmel zu kommen, als ihr wohl meinet. — In der siebenten: Wie ihrs machen müßt, daß ihr alle gute Freunde bleibt, oder es werdet. — In der zehnten: wie gut das für euch ist, daß ihr eine Obrigkeit habt — In der zwölften: vom Vater unser — In der siebzehnten: was für eine große Wohlthat Gottes das ist, daß ihr hören und sprechen könnt — In der zwey und zwanzigsten und letzten: daß der Teufel die Menschen weder krank noch gesund machen könne — Manche kleine Erinnerungen könnten wir freylich noch machen; wir übergehen sie aber um des wirklichen Guten willen, das in diesen Predigten ist.

Die Erndtepredigten, welche in der zuletzt angezeigten Sammlung vorkommen, sind nicht neu, sondern aus andern Predigtsammlungen bekannter und beliebter Prediger, z. E. Joh. Tim. Hermes, Eiseke, Goldhagen, Cramer, Lavater u. s. f. entlehnt. Wir wollen sie eben daher nicht weiter beurtheilen. Und ob wir wohl mit der Wahl ziemlich zufrieden seyn können, so wünschen wir doch eine weitere Fortsetzung nicht, da es jetzo an Kasualpredigten von allerley Art in grössern und kleinern Sammlungen nicht fehlt.

Beyspiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, mit Erinnerungen für Kinder, von Jakob Friedrich Feddersen, Domprediger zu Braunschweig. Zweyte Sammlung. Halle, in der Hemmerdschen Buchhandlung. 1780. 10½ Bogen in 8.

Da bey Beurtheilung der ersten Sammlung bereits das Nöthige erinnert worden ist, so haben wir hier nichts weiter zu sagen, als daß sich der Verf. viele Mühe gegeben habe, recht viele brauchbare Beyspiele zusammen zu tragen, worin es ihm auch unsrer Meynung nach besser gelungen ist, als in Abfassung der hinzugefügten Moralen, die uns noch immer etwas zu langweilig für Kinder zu seyn scheinen.

Zur

Zur Beförderung einer Gott wohlgefälligen Verwaltung des Predigtamts. Leipzig, bey Crusius, 1780 7½ Bogen in 8.

Neue erhebliche Bemerkungen über die zweckmäßige Verwaltung des Predigtamts haben wir in dieser kleinen Schrift nicht gefunden, die uns überhaupt mit keinem sonderlichen Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheint. Wer Spaldings vortreffliches Buch über die Nutzbarkeit des Predigtamtes gelesen hat und zu schätzen weiß, der wird schwerlich an dem, was ihm hier vorgetragen wird, Geschmack finden. Zwar redet der uns unbekannte Verf. über manche Punkte, z. E. über den Beruf zum Predigtamt, über die Würde dieses Amts, über dogmatische und polemische Predigten, über den äusserlichen Anstand eines Predigers auf der Kanzel u. s. f. ganz vernünftig, und größtentheils so, daß wir ihm beypflichten. Dagegen gefällt es uns nicht, daß er die pietistisch herrenhutische Bekehrungsmethode durchaus als die einzig richtige empfiehlt, und sich eben daher gezwungen sieht, manche Sachen bloß auf solcher Seite darzustellen, die sich zu seinem Lieblingssystem paßt. Wenn er z. E. das Verlangen eines Predigers nach nützlicher Führung seines Amtes beschreiben will, so sagt er S. 9. „sein „liebster Reichthum besteht darinn, wenn er dem Herren Jesu, „dem er dienet, viele Seelen zuführen kann; wenn er viele „aus seiner Kirchfarth gläubig geworden, und mit dem Opfer„blut besprengt sieht, das ihn selbst entsündigt und geheiligt „hat u. s. f.„ S. 41. sagt er richtig, daß es die Hauptsache eines Lehrers sey, das Evangelium zu predigen. Wenn er nun aber im Folgenden erklären will, was das eigentlich heisse, so stossen wir auf manche verworrene Begriffe und auf viele zwar gangbare aber unerklärt gebliebene biblische Ausdrücke. „Evangelium predigen„ heißt nach seiner Angabe „die Nach„richt bringen, daß Gott allen Menschen in Jesu gnädig seyn „wolle; zu bezeugen die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes „unsers Heilandes, der alle Sünder annimmt; einmal über „das andre zu sagen: wendet euch alle, ohne Unterscheid, ohne „Aufschub zum Herren Jesu, so werdet ihr selig aller Welt En„de, denn er ist Gott und keiner mehr; kommet zu ihm, denn „er will euch erquicken. — Wer so predigt, der wird den „Segen gewiß davon erfahren u. s. f.„ — Uns dünkt die Denkungsart des V. werde unsern Lesern aus diesen paar Stellen schon so kenntlich werden, daß wir nicht nöthig haben

mehrere abzuschreiben. Auffallend war es uns auch nach besonders, da wir S. 10. fanden, wie er die Prediger vom gar zu fleissigen Studiren abräth. Sie sollen nach seiner Meynung aus dem Studiren und der Gelehrsamkeit nicht ihre Hauptsache machen. Und ob er zwar diese Behauptung nicht so weit ausdehnt, daß er schlechthin alles Studiren verwürfe; so geht er doch offenbar in der Sache zu weit. Recensent glaubt, daß in unsern Tägen, wo der Fleiß im eignen Studiren eben so etwas gewöhnliches unter den Predigern nicht ist, dergleichen Warnungen sehr zur unrechten Zeit kommen. Wir würden gewiß weit mehrere gute Prediger haben, wenn der Trieb zur eignen fortgehenden Untersuchung der Wahrheit und der Geschmack an nützlichen Wissenschaften allgemeiner würden.

Erbauungen für Jedermann für die Bedürfnisse unsrer Zeiten. Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 1780. 2 Alphab. 6 Bogen in 8.

Diese Schrift ist kein Erbauungsbuch vom gewöhnlichen Schlage. Es enthält zwar sehr viel köstliche Religionswahrheiten, aber nicht in ihrem sonst bekannten dogmatischen oder ascetischen Kleide. Vielmehr hat der uns unbekannte Verfasser seine ganz eigne Manier, von Religion zu sprechen und sie zur Erbauung anzuwenden. Er betrachtet nämlich den Menschen nach seiner Bestimmung, in den verschiedenen Situationen und Verbindungen seines Lebens, nach seinen vornehmsten Bedürfnissen u. s. f. und bey allen diesen Betrachtungen zeigt er, wie brauchbar und unentbehrlich demselben die Religion sey, und was er zu thun habe, um ihre gesegnete Einflüsse auf sein Denken, Thun und Lassen zu seinem Glück zu erfahren. Dies alles thut er mit großer Freymüthigkeit, in einem treuherzigen Ton, ohne sichs auch nur merken zu lassen, als wolle er dogmatisiren oder paränesiren. Daher kommen nun freylich allerley Betrachtungen vor, welche man hier nicht suchen würde, z. E. über den Werth der Lectüre — des Umgangs und der Besuche — eines gelehrten Briefwechsels — des Luxus — über Fabriken und Manufakturen u. s. f. Aber selbst bey diesen Materien redet der V. nicht nur mit Ehrfurcht gegen die Religion, sondern wendet auch wohlverstandne Religionslehren dazu an, dem Christen zu zeigen, was er als ein solcher in diesen verschiedenen Beziehungen zu thun habe, um

sich

sich und seinen Nächsten immer glücklicher zu machen. Dies letztere betrachtet er als den großen Hauptzweck der Religion; und was dazu nicht dient, das hat in seinen Augen keinen Werth, wenn es auch von gewissen Partheyen für noch so wichtig und heilig gehalten würde. Durchgehends schreibt er mit vieler Wärme und großem Patriotismus: so daß man wohl merken kann, er kenne und liebe die Religion, und wünsche auch, daß alle seine Mitmenschen sie kennen und lieben mögten. Sehr rührend ist es, wie er sich gleich anfänglich hierüber erkläret. Wir wollen nur ein paar Perioden herſetzen, die besonders seine eigne Kinder betreffen, um zugleich eine Probe von der muntern und treuherzigen Schreibart, die in dem ganzen Buche herrscht, zu ertheilen. Gleich auf der ersten Seite heißt es: „Man glaubt es mir gerne zu, daß auch ich in diesen unsern Tagen mein Theil denke. Man kann es mir nicht wohl abschlagen, daß auch ich meine Gedanken mittheile. Ich bin Vater zu noch unmündigen Kindern — ich kann ihnen bald entrissen werden — ich weiß nicht, in welche Hände sie denn fallen. Das, nur das macht mich wehmüthig, so oft ich daran denke. Ob sie Bürger oder Bauren — ob sie Künstler oder Handwerker — ob sie Gelehrte oder Nichtgelehrte werden: das ist mir ganz Einerley. — Aber daß sie in irreligiöse, ungerechte, grobe und abergläubige Hände fallen können; der Gedanke ist es wahrlich, der meine Augen oft trübe macht„ u. s. f. Und in diesem Ton fährt der V. fort seine Absichten bey diesem Buche zu entdecken, daß er gerne richtige Erkenntniß und Anwendung der Religion, Menschenliebe, Toleranz, und Thätigkeit im Guten, zunächst unter den Seinigen, aber auch überhaupt unter seinen Mitchristen ausbreiten wolle. Ohnstreitig sind diese Absichten lobenswürdig; so wie es auch unsrer Meynung nach richtig ist, wenn der Verf. das alles für erbaulich hält, was dazu dienen kann, die Religion zu einem Hauptprincipium bey allen unsern Handlungen, selbst in unserm bürgerlichen Leben, zu machen. Auch muß Recensent demselben das Zeugniß geben, daß er diesen rechten Gesichtspunkt im ganzen Buche fest gehalten und also wirklich erbaulich geschrieben habe. Denn ein jeder wird daraus lernen können, wie er sich in seinem besondern Stande, Beruf und andern Verhältnissen christlich zu verhalten habe. Die Anweisungen stimmen auch völlig mit der simplen praktischen Religion Jesu überein, und sind fast durchgehends so faßlich vorgetragen, daß sie auch der ungelehrte Christ, wenn er nur etwas im Denken geübt ist, verstehen kann. Man merkt es,

daß der Verf. seine Religion selbst durchgedacht, sie selber gebildet, und Spreu vom Weitzen, das Brauchbare vom Unbrauchbaren abzusondern gelernt habe. Auch verräth er nicht minder viel gute Kenntnisse der Welt und der neuesten Literatur. Doch scheint es uns fast, als sey er kein Theolog von Profession. Wenigstens hätte er in diesem Fall die theologische Bibel und Kompendiensprache sehr meisterlich zu verleugnen gewußt. Doch, dem sey wie ihm wolle, so besitzt er eine sehr richtige aufgeklärte Erkenntniß der Religion und ein sehr patriotisches menschenfreundliches Herz. Wir wünschen daher seinem Buch viele Leser.

Hin und wieder wird der V. etwas zu wortreich und weitschweifig; macht auch wohl eine Digression, die unsrer Meynung nach sehr gut wegbleiben konnte. Dies muß man aber der Wärme seines Herzens, mit welcher er schrieb, zu Gute halten. Auch äussert er seinen Lieblingsgedanken von Vereinigung aller Religionen zu oft, und giebt vielleicht dadurch manchem Ketzermacher Anlaß, das ganze Buch zu verschreyen. Ganz ausführlich handelt hieron die zwanzigste Betrachtung. Wir dürfen nur die Aufschrift derselben hersetzen, so werden verständige Leser bald merken, was darinn zu suchen sey. Sie lautet also: „daß so viele Völkerschaften, Kaiserthümer, Königreiche u. s. w. auf Gottes Erde sind, ist mir Optimismus. Ich glaube aber, daß dieser Optimismus größer und wohlthätiger würde, wenn Europas Völker sich zu einer Religion vereinigten, liebevoll, klug, gerecht und brüderlich mit einander lebten und ihre Theologie durch ganz redliche, verständige und unpartheyische Männer untersuchen liessen„ — Diese Wünsche machen dem Herzen des Verf. Ehre. Welcher wahre Menschenfreund wünscht das nicht mit ihm? Aber das Projekt selbst ist und bleibt nichtig, und kann und wird nie zur Ausführung kommen. Nie, so lang dieser Stand der Unvollkommenheit dauert, werden sich die Theologen über eine gewisse Lehrform vereinigen. Wollte Gott, daß es nur bis dahin erst käme, daß sich die Dissentirenden unter einander tolerirten!

Noch müssen wir anmerken, daß das ganze Buch in zwey Hauptstücke zertheilt sey. Im ersten kommen Betrachtungen und im zweyten Selbstgespräche, Gebete und Lieder vor. In den Selbstgesprächen führt der Verf. Leute aus allerley Ständen, Aemtern und Handthierungen redend ein, und läßt sie über ihre Amts- und Berufspflichten viel Gutes, was freylich nicht immer gehörig erwogen wird, sagen. So kommen

J. C.

z. E. folgende Titel vor: der Landesvater — Staatsminister — Präsident — Amtmann — Richter — — Naturforscher — Philosoph — — Officier — Handwerker — Tagelöhner — Ehegatte und viele andre mehr. Die Lieder sind gröstentheils nicht neu, und der Gebete sind nur wenige.

Kg.

Handbuch für angehende Prediger, bestehend in Kasualreden und einigen andern Predigten ꝛc. nebst kurzen Nachrichten von den neuen theologischen und Erziehungsschriften im Jahr 1780. Achter Theil. Frankfurt, bey Strauß. 1780. 8. 330 Seiten. Neunter Theil. 1780. 316 Seiten.

Nimmt an körperlicher, aber nicht an innerer Geistesstärke zu.

Ueber böse und schlechte Zeiten zur Belehrung für Unstudirte, von David Gottlieb Niemeyer, Diakonus zu St. Georgen in Glaucha an Halle. Halle, im Verlag der Hemmerdeschen Buchhandlung. 1780. 8. 110 Seiten.

Die Abhandlung ist in den Hallischen wöchentlichen Anzeigen eingerückt gewesen und hat hier einige Zusätze von dem V. bekommen. Der Zweck davon ist, die Klagen der Leute über böse Zeiten, die gemeiniglich zu hoch getrieben werden, etwas herunter zu stimmen. Deshalb sucht der Verf. sie von mancherley Sachen und Umständen, welche Anlaß zu solchen Klagen geben, vernünftiger und richtiger, als sonst, denken zu lehren.

Fb.

Entwurf zum Lehrbuche der Religion. Bremen, bey Meier. 1780. 5½ Bogen in 8.

Der ungenannte Verfasser hat dieser Schrift keine Vorrede vorgesetzt, aus welcher sich sein eigentlicher Zweck bey ihrer Ausarbeitung angeben lässe. Wir müssen also denselben

bloß aus Betrachtung des Inhalts selbst und aus der Art der Bearbeitung errathen. Und da glauben wir des Verf. Absichten richtig zu treffen, wenn wir vermuthen, daß er diesen Entwurf geübteren Schülern, etwa in den obern Klassen größerer Schulen, bestimmt habe. Denn für Katechismusschüler von der gewöhnlichen Art ist weder Sprache noch Inhalt faßlich genug. Selbst für die erstern ist schon manches zu schwer und dunkel in diesem Buch. Ueberhaupt würde dasselbe weit brauchbarer geworden seyn, wenn viele Definitionen und Distinktionen, die freylich in den gewöhnlichen Kompendien der Theologie und Philosophie vorkommen müssen, hier entweder ganz vermieden, oder doch zum Theil faßlicher vorgetragen wären. Doch ist sich auch hierin der Verf. nicht immer gleich geblieben. Denn in den Betrachtungen einiger Glaubenslehren ist er so populär, kurz und unvollständig, daß man fast vermuthen sollte, als wären dieselben für ganz andere Lehrlinge geschrieben worden. So werden z. E. die Lehren von der Sünde, von der Erlösung u. s. f. mehrentheils nur historisch abgehandelt.

Der Hauptplan ist folgender. Im ersten Theil kommen die Glaubenslehren und im zweyten die Lebenspflichten vor. Bey jenem wird in sieben Kapiteln gehandelt: 1. von dem Menschen überhaupt. 2. von der Religion. 3. von der Offenbarung Gottes in der Schrift. 4. von Gott, seinem Wesen, Eigenschaften und Werken. 5. von dem Menschen insbesondere. 6. von Christo. 7. von der Ewigkeit — Im zweyten Theil: 1. vom Gesetz Gottes. 2. vom Gewissen. 3. von den Pflichten gegen Gott. 4. von den Pflichten gegen uns selbst. 5. von den Pflichten gegen andere. 6. von einigen besondern Tugenden und Lastern. 7. von den Leidenschaften. — Dieser Plan hat allerdings viel Gutes. Es gefällt uns, daß der V. gleich Anfangs vom Menschen und beym zweyten Theil vom Gewissen gehandelt hat. Nur wundert uns, daß das Kapitel von den Leidenschaften zuletzt steht, da die Erklärung derselben füglicher vor den Abhandlungen über die besondern Pflichten hätte hergehen sollen. Auch ist dieses ganze Kapitel etwas zu philosophisch gerathen.

Die gleich voranstehende Eintheilung der Religionswahrheiten in Glaubenslehren und Lebenspflichten dünkt uns in Absicht des Ausdrucks nicht bestimmt genug zu seyn. Letzteres hätte vielmehr durch Sittenlehren ausgedrückt werden sollen. Auch ist die Erklärung, welche gleich darauf von dem, was Glaubenslehren sind, gegeben wird, viel zu weit, indem sie nicht nur

eben-

ebenfalls auf die Sittenlehren, sondern selbst auf andre Lehren in weltlichen Wissenschaften paßt. „Durch Glaubenslehren verstehen wir hier alles„ heißt es, „was einem Menschen, um glücklich zu werden, zu wissen nöthig ist.„ Wer sieht nicht, wie unbestimmt diese Erklärung sey? — Das Kapitel von Gottes Eigenschaften ist sonst ganz gründlich abgehandelt; nur unsrer Meynung nach nicht praktisch genug. Ueber die Lehre von der Dreyeinigkeit sagt der Verf. S. 25. nur folgende wenige Worte: „dieser Gott hat sich aus Liebe zu seinen Geschöpfen geoffenbart in der Schrift, als Vater, Sohn und heiliger Geist.„ Dies wird freylich manchem zu wenig dünken. In den Lehren von dem Ebenbilde Gottes und vom Sündenfall hilft sich derselbe mit Erzählung der biblischen Geschichte, ohne selbige sonderlich zu erläutern. Gleichwohl scheint es uns schon zu viel zu seyn, wenn er in Absicht des erstern S. 30. sagt: „Sie (die ersten Menschen) hatten eine hinlängliche Erkenntniß von den Mitteln zu einer immer noch größern Glückseligkeit, Weisheit im Verstande, (Fähigkeit zur Erkenntniß, sollt es heissen.) Sie erfreuten sich einer ungehinderten Fertigkeit, das Gute zu vollbringen u. s. f.„ — Nach S. 37. besteht die Erlösung Jesu darinn: „daß er 1) den Menschen als Prophet und Lehrer den ganzen Rath und Willen Gottes von unsrer Seligkeit geoffenbaret hat u. s. f. 2) daß er nach dem Vorbilde jenes levitischen Priesterthums, dessen Opfer zur Versöhnung für die Verschuldung der Israeliten gebracht werden mußten, auch als unser Hoherpriester unsre Verpflichtung zur Strafe (ein unbequemer Ausdruck) aufgehoben und unsre Sünden getragen habe. 3) daß er als der Ueberwinder des Todes und Herr der ganzen Schöpfung sein Volk nach den gegebenen Gesetzen der Busse, des Glaubens und der Heiligung regiere, sie belohne, wenn sie seine Befehle halten, und sie bestrafe, wenn sie dieselben übertreten„ — dies ist alles, was er über das eigentliche Geschäfte Jesu sagt. Man sieht leicht, daß er hier gern das dreyfache Amt und zugleich das Ansehen der Rechtgläubigkeit habe beybehalten wollen. Eben daher ist es vermuthlich sowohl hier als in Erklärung einiger andern Lehren gekommen, daß die nähere Erklärung und Auseinandersetzung mancher Punkte vermieden worden ist, woraus aber freylich eine gewisse Unvollständigkeit entstehen mußte. Uebrigens billigen wirs an und für sich sehr, daß der V. manche subtile Materien unberührt gelassen hat; ob wir gleich dafür halten, daß dem ohngeachtet eine weitere schriftmäßige Erläuterung man

manches Punktes möglich gewesen wäre, ohne eben dem gewöhnlichen Lehrbegrif gerade zu widersprechen.

Der zweyte Theil ist ohnstreitig weit besser gerathen, wie es denn gemeiniglich allen theologischen Schriftstellern in unsern Tagen so zu gehen pflegt, die nicht gern frey nach ihren Ueberzeugungen sprechen dürfen und wollen. Bey einzelnen Stellen könnten wir zwar auch hier noch manches erinnern; z. E. bey Bestimmung unserer ersten Pflicht gegen Gott, die in Verherrlichung desselben bestehen soll. Hier hätten wir gewünscht, daß deutlicher gezeigt wäre, daß Gott, unsre Verehrung gar nicht um sein selbst willen, sondern um unsrer Glückseligkeit willen, verlange; und daß unsre ganze Religion eigentlich auf dankbare Liebe gegründet seyn müsse. Doch wir müssen alles übrige vorbey lassen, und merken nur an, daß uns die beyden Kapitel von den Pflichten gegen uns selbst und gegen den Nächsten vorzüglich gefallen haben. Hier ist alles so schön aus einander gesetzt und so praktisch dargestellt, daß wir nicht leicht in solcher Kürze die Sachen so gut abgehandelt gefunden haben. Wären alle übrige Kapitel so gut gerathen, und herrschte durchgehends dieselbe Deutlichkeit im Vortrage, so würden wir dies Buch vor vielen andern zum Gebrauch in den oben genannten Schulen empfehlen. Es käme nur darauf an, daß der Verfasser manches, besonders in der Glaubenslehre, von neuem umarbeitete, die dunkele Schulsprache hin und wieder vermiede, und dadurch seinem Buch die gewünschte Vollkommenheit gäbe.

Jw.

D. Christian Albrecht Döderleins theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion. Des ersten Bandes drittes Stück, sammt einem Nachtrag. Bützow und Wismar, in der Boednerischen Buchhandlung. 1780. 11 Bogen. Des zweyten Bandes erstes Stück. 16 Bogen 8.

Mit eben der ermüdenden Weitschweifigkeit geschrieben, womit die beyden ersten Stücke des ersten Bandes abgefaßt sind; S. unsre Bibliothek B. XXXV. S. 391. XXXVIII. S. 66. Man kann dies schon daraus sehen, daß der V. noch nicht mit der Abhandlung von Gott nach dem Licht der Na-

Natur fertig ist. Er verspricht zwar im zweyten Stück des zweyten Bandes den Beschluß davon zu machen; allein Recensent möchte zehn gegen Eins wetten, daß er sein Wort nicht halten wird; da man schon voraus sehen kann, wie ihm die Materie wieder unter den Händen wachsen wird. Das dritte Stück des ersten Bandes enthält Folgendes: Die Substanz und Form der Welt ist zufällig. Epikurs System, daß die Welt aus dem ungefähren Zusammenstoß der Atomen entstanden sey, wird vorgetragen und widerlegt. Gelegentlich wird viel von den Infusionsthierchen nach Beobachtungen anderer gesagt. Die Bewegung kommt der Materie und ihren Urstoffen nicht wesentlich zu. Bey den Ursachen der Bewegung findet kein Rückgang ins Unendliche statt. Hierauf widerlegt der V. umständlich die Meynung von der Selbstständigkeit der Materie. Der Nachtrag betrifft verschiedene Erinnerungen, die ihm in Recensionen gemacht worden, wobey er die erheblichsten gar nicht berührt.

Das erste Stück des zweyten Bandes enthält einen so genannten kurzen Entwurf des Spinozistischen Systems, mit einer weitläuftigen Widerlegung desselben. Der V. fand nöthig, hier vieles zu wiederhohlen, was er schon vorher einzeln zur Widerlegung besondrer Sätze hin und wieder gesagt hatte, damit man hier das ganze System, und eine vollständige Widerlegung desselben im Zusammenhange übersehen möchte. Er fühlte es selbst, daß er hiebey den Meisten zu weitschweifig schallen würde, und erklärt sich bey dieser Gelegenheit darüber, für welche Gattung von Lesern er eigentlich schreibe; nämlich für Ungelehrte, die gleichwohl Freunde der Lektüre sind, und über die Religion weitere Belehrung suchen. Mit dieser Widerlegung verbindet er eine Widerlegung der Gründe für die Selbstständigkeit der Materie in dem System der Natur. Dann kommt er auf den Satz, daß auch die menschliche Seele nicht selbstständig sey; imgleichen, daß die Natur es nicht sey. Sodann kommt er endlich nach vieler Polemik, auf den Satz, daß Gott ein absolut einfaches Wesen sey, von welchem er zugleich die Geschichte abhandelt. Auf dieselbe folgt eine Widerlegung der materialistischen Gründe. Von hier geht der V. zur Unermeßlichkeit und Allgegenwart Gottes fort, wobey er die Frage untersucht, ob Gott vor der Schöpfung der Welt einen Raum erfüllt habe, und ob er noch jetzt ausser der Welt einen Raum erfülle. Geschichte der Lehre von der Unermeßlichkeit und Allgegenwart Gottes. Ob bey Gott eine unkörperliche Ausdehnung statt fin-

des;

te; imgleichen ob, und in welchem Verstande Gott außer der Welt sey? Beantwortung der Einwendungen gegen die Unermeßlichkeit Gottes. Hierauf trägt der Verf. den Satz vor: daß die Welt in ihrer Existenz keine nothwendige und wesentliche Wirkung Gottes, auch kein Theil und Stück des göttlichen Wesens selbst sey. Emanationssystem, Geschichte und Widerlegung desselben. Ueberhaupt ist bey weitem der größte Theil des Inhalts dieser Abhandlungen polemischer Natur. Der Verf. citirt sehr viele Bücher, die er gar nicht gesehen hat, und theils nur aus andern Citaten, theils aus gelehrten Zeitungen kennt; daher auch von Manchen weiter nichts als der Name des Verfassers, ohne Band, Abschnitt oder Seite angegeben wird; und der Name noch dazu oft unrichtig, wie wir schon in der Recension des ersten Stücks bemerkt haben. So findet man hier z. B. einigemal bald Spallanzini, bald Spalanzini für Spallanzani; noch immer Henning für Hennings, Reaumir, u. s. w.

Pm.

Versuch über die Beredsamkeit, nur für meine Zuhörer bestimmt. Halle, 1780. 8. 208 Seiten.

Hr. D. Bahrdt mußte zu seinen oratorischen Vorlesungen so ein Lehrbuch haben. Weil er keines nach seinen Absichten bequemes dazu fand, so machte er sich in aller Geschwindigkeit darüber, und schrieb binnen Monatsfrist, denn längere Zeit hatte er nicht dazu, diesen Versuch, den er auch nur als bloßen Versuch zu betrachten bittet. Bey mehr Muße zur Ausarbeitung würden freylich manche Sachen ausführlicher erörtert, andere itzt zu weitläuftig entworfene, mehr ins Kurze zusammen gezogen worden seyn. Wozu z. B. unter der Rubrik: Leben und Gesundheit des Körpers das Detail der Speisen und Getränke, die man genießen oder nicht genießen soll, und so manche diätetische Regel, die wohl eigentlich hieher nicht gehörte? Einige dergleichen Allotria abgerechnet, ist übrigens dieses Buch so reichhaltig an Materialien zur Beredsamkeit für einen öffentlichen Redner, daß ich mich in der That über den fruchtbaren Kopf des Schriftstellers wundere, der in so kurzer Zeit so viel richtiges und brauchbares über alle mögliche Gegenstände der Beredsamkeit, die er lehren will, und in der Verbindung, in welche das Ganze doch gebracht ist, zusammen denkt.

Der

Der erſte Abſchnitt von Auffindung des Thema und der dazu nöthigen Materialien, ſtellet dem jungen Redner alle die Sachen unter einem Augenpunkt dar, die werth ſind, von Menſchen gefaßt, geglaubt, gewollt, empfunden zu werden, folglich eine unmittelbare Beziehung auf ihre Glückſeligkeit haben. Was in ſelbige keinen Einfluß hat, iſt kein Objekt der Betrachtung für den Volkslehrer. Daher hat ſich auch Hr. B. mit einigen Sätzen des theologiſchen Syſtems nicht bemengen mögen. Aber da der Stifter des Chriſtenthums bey ſeiner Lehre die Glückſeligkeit der Menſchen zum Zweck hatte, wozu er den Weg, das δικαιωμα Θεου, das nur die Weiſen kannten und Jeſus bis in die Hütten des Volks zu verbreiten ſuchte, zeigen wollte: ſo führt der V. den künftigen Prediger des Chriſtenthums hier auf die Hauptideen und Hauptlehrſätze deſſelben, ſammelt ihm die zu jedem ſeinem Amte angemeſſenen Thema die erforderlichen Materialien, und lehrt ihn im zweyten Abſchnitt darüber die Diſpoſition zu ſeinem Vortrage machen, ſamt der Ausführung ſelbſt. Der dritte Abſchnitt enthält etwas über Deklamation und Aktion, deſſen Unvollſtändigkeit der mündliche Vortrag erſetzet. Man müßte ſehr partheyiſch ſeyn, wenn man leugnen wollte, daß der Verf. mit dieſem Verſuch etwas ſehr nützliches und brauchbares geliefert hätte. Die Anlage dazu iſt für die Kürze der Zeit, in der es geſchehen mußte, ſo gut gemacht, als mancher Tadler ſie gewiß nicht würde gemacht haben. Es käme nur darauf an, daß Hr. B. ſich zur Vervollkommung des Verſuchs mehr Muße nähme, welches er auch zu verſprechen ſcheint, und gewiß nützlicher ſeyn würde, als manches andere nur immer Aufſehen machende Buch, das er ins Publikum bringt. Ob die Vorleſungen des Verf. über dieſen Verſuch, und die praktiſchen Uebungen ſeiner Schüler, die mit den theoretiſchen Anweiſungen verbunden werden ſollten, ihren Fortgang haben, iſt dem Rec. unbekannt.

Gotthilf Samuel Steinbarts Anweiſung zur Amtsberedſamkeit chriſtlicher Lehrer unter einem aufgeklärten und geſitteten Volke. Züllichau, auf Koſten der Waiſenhaus- und Frommanniſchen Buchhandlung, 1779. 8. 172 Seiten.

Hat einen beſtimmteren und eingeſchränkteren Zweck, als der Bahrdtſche Verſuch. Sie iſt nicht, wie dieſer, für

alle

alle und jede öffentliche Volksredner, sondern ausschließungsweise für künftige Prediger des Christenthums entworfen, auch weniger flüchtig aufgesetzt, und ihrer Kürze ohnerachtet doch zweckmäßiger und brauchbarer, als manches weitläuftige homiletische Werk, Der Verf. hat die Regeln der Homiletik unter fünf Hauptstücke gebracht. I. Von der Auswahl der Hauptmaterien zu Amtsreden überhaupt, zu den gewöhnlichen Predigten, und Casualreden. II. Von der Ausführung einer gewählten Materie — den Quellen der Erfindung dessen, was darüber zu sagen ist — vom Unterrichten — Ueberzeugen — vom Gefallen und den Sitten des Redners — vom Bewegen und Rühren. III. Von der Anordnung der Materialien in dem Eingange, der Hauptabhandlung und dem Beschluß. IV. Von dem redneriſchen Ausdruck — den Vollkommenheiten des Ausdrucks überhaupt — der Auswahl der Worte und Redensarten — dem Styl oder der Schreibart. V. Von dem mündlichen Vortrage — der Vorbereitung dazu — der Aussprache, Stimme und Aktion. — Wenn alle diese Sachen gleich nicht unbekannt und häufig gesagt sind, so hat Hr. St. sie doch auf eine Beyfallswürdige Art vorgetragen, und junge Theologen, die zu künftigen Predigern in der Kirche bestimmt sind, wird es nicht gereuen, dies homiletische Kompendium mit Anwendung auf sich selbst mehr als einmal zu lesen. Der Superkluge wird denken, er wisse das schon, was der Verf. rathet, und nicht viel aus dem Buche machen. Der Bescheidene aber, der gern zulernt, wird noch immer manche Lehre und manche Warnung finden, die ihm nützlich werden kann, wenn er darauf Acht hat.

Fb.

Historia diaboli seu commentatio de diaboli malorumque spirituum existentia, statibus, iudiciis, consiliis, potestate; auctore *I. G. Mayer* — — Editio altera. Tubingae, sumtibus Cottae, 1780. 8. 718 Seiten.

Die erste Ausgabe ist in dieser Allg. d. Bibl. 3ten Anhang I. Abth. S. 113 angezeigt worden. Der Rec. findet nicht nöthig etwas hinzu zu setzen, als etwa, daß es keinen vortheilhaften Beweis von der zunehmenden Aufklärung giebt, wenn

unsern ein Buch, darinn alle unerweisliche scholastische und apokalyptische Systemslehren vom Teufel aufgewärmt werden, binnen 3 Jahren 2 Auflagen erlebt. Kommt der Beyfall, der sich vermuthlich nur auf gewisse bekannte Gegenden erstreckt, daher, daß hier wider einsichtvolle Schrifterklärer deklamirt wird? oder daß der Verf. in Swedenborgs Ton so viel Unterhaltendes von den Teufeln zu erzählen weiß? z. B. daß einige subtiler, andre gröber wirken; daß einige stärker, andre schwächer sind; daß einige größere Bosheit als die andern zeigen; daß einige zu Hause in der Hölle ihr Geschäfte haben — (etwa das Hauswesen und innere Reichsangelegenheiten zu besorgen?) — andre in der Luft und auf der Erde umherstreifen, ihre Herrschaft auszuüben u. dgl. Mancher wird fragen, woher der Verf. die Beweise nehme. Einem rüstigen Bücherschreiber machen die Beweise wenig Sorge. Neulich fiel dem Rec. eine sogenannte neue Theodicee in die Hände, darinn gar ein gewisser v. L. bloß aus seiner Vernunft beweißt, daß Gottes Sohn durchaus von einer Witwe oder Jungfer, am schicklichsten von der letztern, mußte geboren werden. Unser Verf. führt seine Beweise aus übel verstandenen Sprüchen, Kirchenvätern, heidnischen und christlichen Dichtern, u. dgl. Und doch versichert er in der Vorrede und S. 1, er hange nicht an väterlichen Satzungen (gleichwohl läßt er sich von Bengel u. a. m. gängeln,) sondern wolle die Lehre vom Teufel, von allen unerweislichen Meynungen reinigen. Er hat sie noch damit bereichert. Doch genug von einem Buch, darinn es an gesunder Kritik mangelt.

Jk.

2. Rechtsgelahrheit.

D. Joh. Bernh. Christ. Eichmanns Erklärungen des bürgerlichen Rechts nach Anleitung des Herrn Ordinarius Hellfelds Lehrbuchs der Pandekten. Zweyter Theil. Berlin und Stralsund, bey Lange, 1781. 1 Alph. 5 Bogen, in 8.

Dieser zweyte Theil enthält nichts, als die zwey Titel aus Pandekten de constitutionibus Principum und de statu hominum. Wann also der Verf. in der Vorrede versichert, daß das Buch zu keiner zu großen Anzahl von Bänden anwachsen werde: so ist diese Versicherung das, was die Juristen protestatio facto contraria nennen; der Verf. müßte dann in der Folge seine Methode völlig ändern, und in den Fehler einer allzugroßen Kürze fallen. Recensent wünsche, daß man über irgend ein neues in den akademischen Hörsälen eingeführtes Lehrbuch einen Kommentar hätte, der ohne Aufwand von Gelehrsamkeit nur den Text gründlich und deutlich erklärte; durch dessen Hülfe sich der künftige Jurist zu den akademischen Vorlesungen vorbereiten könnte, der auf der Akademie bey der Wiederholung nützlich wäre; und der endlich auch nach geendigten akademischen Jahren dazu diente, das versäumte nachzuholen. Diesen dreyfachen Nutzen möchte der Eichmannische Kommentar aber wegen seiner Weitläuftigkeit nicht so ganz leisten. Was in der Vorrede angeführt wird: „die Erfahrung hat mich und andere gelehrt, daß auch solche, von welchen „eine geraume Zeit die Universitäten verlassen worden, und die „in Aemtern stehen, aus den Titeln der Pandekten von Constitutionen der Fürsten und dem Zustande der Menschen — „nicht viel wissen," scheint dem Rec. zur Rechtfertigung dieser Weitläuftigkeit im gegenwärtigen Theile nicht hinlänglich. Denn ihn und andere hat die Erfahrung gelehrt, daß Leute, welche die Universitäten verlassen haben und in Aemtern stehen, in allen Titeln der Pandekten nicht viel wissen. Das Argument beweißt also mehr, als der Verf. damit beweisen will.

Von den Anmerkungen, die uns bey dem Durchlesen dieses zweyten Theiles eingefallen sind, wollen wir nur einige hersetzen. Der Verf. theilt die Constitutionen in allgemeine und besondere ein. Jene sollen die seyn, welche nach der vornehmsten Absicht des Landesherrn alle Unterthanen angehen sollen; diese aber solche, bey welchen die erste und vornehmste Absicht des Landesherrn nicht ist, daß sie alle Unterthanen betreffen sollen. Zu den allgemeinen rechnet er die Edikte, Decrete, Reskripte; zu den besonderen die Mandate und Privilegien. Allein diese Vorstellungsart hat uns nie gefallen. Denn erstlich ist nicht jedes Decret und Reskript eine allgemeine Verordnung; und fürs andere ist bey den Decreten und Reskripten die erste und vornehmste Absicht des Landesherrn nicht, ein allgemeines Gesetz zu machen. Drittens könnte ein

römi-

römisches Mandatum oder die Instruction einer Magistratsperson allgemeine Vorschriften enthalten, z. E. über die Administration der Provinz. Wir würden also lieber die Sache so vortragen: eine allgemeine Constitution wird in der Absicht gegeben, allen Unterthanen eine Verbindlichkeit aufzulegen; bey den besonderen Constitutionen ist diese die Absicht, der Zweck des Gebers nicht, wiewohl es zuweilen Folge ist. Nun giebt es Constitutionen, die allezeit allgemein sind, die Edikte; andere die immer specielle sind, die Mandate und Privilegien; noch andere, die zuweilen allgemein, zuweilen nur speciell sind, die Decrete und Rescripte. Wenn nämlich ein Decret oder Rescript eine blos faktische Frage entscheidet: so kann es seiner Natur nach nicht als allgemeine Verordnung gelten; wann es aber eine Rechtsfrage decidiret: so hat es eine allgemeine Verbindungskraft, wofern man nicht aus den Umständen schließen kann, daß der Landesherr etwas außerordentliches in diesem Falle hat statuiren wollen. Auf diese Art ist es auch nicht nöthig, mit dem Verf. einen Widerspruch der L. 13. et 3. Cod. de LL. mit der L. 12. anzunehmen und zu behaupten, daß jene Gesetze durch dieses abgeschafft wären. Daß im Codex die Gesetze einander nicht derogiren, haben große Rechtsgelehrte erwiesen, und Böhmers blos hingeworfene thesis, die der Verf. anführt, kommt dagegen in keine Betrachtung. Justinian schafft auch alte Gesetze nie ohne Anführung seiner Beweggründe ab, und wie kann man glauben, daß in einem so kurzen Titel, wie der de legibus im Codex ist, widersprechende Gesetze stehen sollten?

In den Eintheilungen des Zustandes S. 177. u. f. vermissen wir Richtigkeit und Klarheit. Der Verf. sagt:

„Der Zustand des Menschen ist verschieden; nämlich ein Mensch kann die Eigenschaft, welche den Zustand giebt,

1) Von Natur haben, da heißt er der natürliche Zustand. Z. B. daß ein Mensch eine Mannsperson oder eine Weibsperson ist. Die Natur giebt den Menschen verschiedene Eigenschaften, von welchen jede schon nach der Vernunft Rechte und Verbindlichkeiten hat, welche die willkührliche Gesetze genauer bestimmt haben.

2) Kann ihm auch dieselbe deswegen zustehen, weil er sich in einer Gesellschaft befindet. Diesen kann man einen Gesellschaftszustand nennen, und er ist so verschieden als wie verschieden die Gesellschaften sind, die gedacht werden

kommen. Die vorzüglichste Gesellschaft ist ein Staat. Der Zustand nun, der von diesem abhängt, heißt der bürgerliche Zustand. Er ist natürlicher Weise sehr verschieden, weil sich eine mannichfaltige Verschiedenheit der Eigenschaften, die Rechte und Verbindlichkeit würken, denken läßt.

Viele Arten desselben lassen sich auch außer dem bürgerlichen Staat gedenken, weil sie dessen Absicht nicht entgegen sind; jedoch sind die Rechte und Verbindlichkeiten derselben durch die willkührlichen Gesetze immer genauer festgesetzt. Dieser bürgerliche Zustand ist wiederum

a) Der bürgerliche Zustand in engerem Verstande — *status civilis in specie sic dictus* — welcher darinnen bestehet, daß ein Mensch entweder ein freyer Mensch, oder ein Mitglied eines Staates oder weder der väterlichen noch herrschaftlichen Gewalt unterworfen ist. Nach diesen verschiedenen Bestimmungen bekommt er verschiedene Namen. Nach der ersten heißt er: der Zustand eines Staats, nach der zweyten der Freyheitszustand, und nach der dritten der Familienzustand.

b) Ist er auch der gemeine bürgerliche Zustand, welcher in andern als den 3 vorher angeführten Eigenschaften, die vom Bestuden im Staat abhangen, bestehet. Z. B. daß einer in gutem Ruf stehet; daß einer der im Staate herrschenden Religion zugethan ist; daß einer ein adlicher u. s. f. Da die Römer jene drey Arten des bürgerlichen Zustandes in engerem Verstande vor die allervorzüglichsten hielten, so haben sie auch blos von denselben in den Gesetzen gehandelt."

Wie confus und dunkel alles! Auch ist der natürliche Zustand, dünkt uns, so wenig als der bürgerliche richtig erklärt, sondern die Sache verhält sich vielmehr also. Die Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen machen seinen Zustand aus. Werden sie als Quellen von Rechten und Verbindlichkeiten betrachtet: so machen sie den moralischen, sonst den physischen Zustand aus. Der moralische ist entweder natürlich (status naturalis) oder bürgerlich. (civilis). In dem natürlichen gehören die innerliche und natürliche Eigenschaften des Menschen; zu dem bürgerlichen die äußerliche Verhältnisse. Daher rechnen die Juristen, die Rechte des Sexus, des Alters, der Krankheit, des gesunden Verstandes, zum natürli-

eitlichen Zustände; die Rechte der Freyheit, der Familie, des Bürgers zum Civilstande. Denn Geyas, Alter, Krankheit ꝛc. sind innerliche Eigenschaften; Sclaverey, Familien- und bürgerliche Verbindung, sind nur Verhältnisse. Der Civilstand ist im römischen Recht nur dreyfach, status libertatis, civitatis, familiae. Die Eintheilung aber ist unvollständig; es giebt mehr Gattungen dieses Standes, die auch Hr. P. Eichmann anmerkt. Mehr Anmerkungen zu machen erlaubt jetzt dem Recens. die Zeit nicht.

Deduktionsbibliothek von Deutschland nebst dazu gehörigen Nachrichten. Zweyter Band. Frankf. und Leipzig, 1 Alph. 17 Bogen, 1779. Dritter Band. 1 Alph. 16 Bogen. Nürnberg, 1781. im Verlag der Bauerischen Buchhandlung, gr. 8.

Den zweyten Theil dieses so nützlichen Werkes hat der verstorbene Herr von Holzschuher noch herausgegeben. Er enthält zuerst die Reichsritterschaftliche Deduktionen, ungefehr nach demselben Plan, der im ersten Bande zum Grund lag; und wir geben dem Herausgeber von Herzen Beyfall, wenn er in der Vorrede sagt: „Ich halte es für ergötzend, nutzbar und „zu mancherley Betrachtungen dienlich, mit einem Blick alles „zu überschauen, was im ritterschaftlichen Fach in noch nicht „völligen 300 Jahren gestritten und in Schriften bekannt ge„macht worden ist.“

Voran geht ein Entwurf einer Reichsritterschaftlichen Staats- und Verfassungskunde, in wie weit solche grösstentheils aus den vorhandenen Schriften zu begründen und zu erläutern möglich seyn möchte. Alsdann folgt alphabetisches Verzeichniß von den mehresten Deduktionen und kleinen Schriften, so die Reichsritterschaftliche Familien, Rittergüter, Personen und Orte, derselben Gerechtsame und Vorzüge, Angehörige und Untergebene betreffen, oder auf selbige eine Beziehung haben; von A bis G. Darauf Verzeichnisse: 1) einiger nach Klassen geordneter Reihey von allen Deduktionen eines Reichsstandes, Corporis, Person, Orts oder strittiger Materie, welche in minder beträchtlicher Anzahl vorhanden sind; 2) verschiedener in neuern Zeiten, besonders seit 1775 bekannt gewordenen Druckschriften; 3) Zusätze, Verbesserungen und An-

merkungen zum ersten Bande; insonderheit Fortsetzung der Abhandlung von Deduktionen überhaupt, des Verzeichnisses der jetzt lebenden und seit 1775 gestorbenen Deduktionsschriftsteller ꝛc.

Bald nach dem Abdruck des zweyten Bandes starb Herr von Holzschuher, am 12. Oct. 1779. Herr Prof. Siebenkees in Altdorf übernahm also die Fortsetzung des Werkes, und benutzte dabey die Holzschuherische Papiere. Der dritte Band enthält das alphabetische Verzeichniß der Deduktionen und Schriften, welche die Reichsritterschaftliche Familien, Rittergüter, Personen und Orte ꝛc. betreffen, von H bis Z. Alsdann die Deduktionen von Quedlinburg, Lindau, Löwenstein-Wertheim, Stift Lübeck, Fulda, Stift und Stadt Worms, Sayn-Wittgenstein und Hohenstein, Frankfurt, Ostfriesland, Jülich- Clev- und Bergische Succession, Magdeburg, Brandenburg, sowohl Churhaus als Markgräfliche Häuser. Endlich folgen vermischte Beyträge zur Deduktionslitteratur von Deutschland, Fortsetzung der Abhandlung von Deduktionen, und endlich ein alphabetisches Register über diesen Band. Der vierte Band soll Stift Augsburg, Bayern, Mecklenburg, Sachsen, Wied, Wirzburg, Würtenberg, und die Schriften über den Preußisch Oesterreichischen Krieg von 1756 in sich fassen.

Ck.

Beyträge zu der juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten; ein periodische Schrift. Fünfte Sammlung, nebst einem Kupferblatt, 408 Seiten. Sechste Sammlung, nebst einem Kupferbildniß des ersten Tribunalspräsidenten Eusebius v. Brand, 422 Seiten. Erste Zugabe zum sechsten Abschnitt, 406 Seiten. Berlin, bey Voß und Sohn, 1780. gr. 8.

Die fünfte Sammlung enthält: *Praeiudicia iuris.* Das längste und merkwürdigste betrifft einen Todschlag, den ein taub- und stummgeborner Mensch begieng — Kurze Rechtssätze. Juristischpolitische Reisen. Auszüge aus Alexander Dow's Geschichte von Hindostan, worinn Betrachtungen über die Rechtsverfassung in Hindostan enthalten sind. — Ein anonymisch eingesandter Rechtsfall. — Von dem Rechte

eines

eines jüdischen Vaters, im Testament dasjenige von seinen darinn eingesetzten Kindern von der Erbschaft ganz oder zum Theil auszuschließen, welches nicht bey der jüdischen Religion bleibt. — Zwey Kabinetsverfügungen — Anekdoten, darunter wieder verschiedene, die in das Vademekum für lustige Leute verdienen aufgenommen zu werden: z. E. der Liebesbrief eines Juristen, im schönsten Kanzleystyle geschrieben, übrigens offenbar à bon plaisir fingirt. — Clevmärkisches Provincialwörterbuch. Manche Wörter stehen mit Unrecht darinn z. E. flöthen; es ist nichts anders als das hochdeutsche Wort flößen; Pferdemängel, Hof, Malter ꝛc. — Beschluß der Rechtsgelehrtengeschichte der Universität zu Frankfurt an der Oder; oder Lebensbeschreibungen der Frankfurtischen Rechtsgelehrten von Sam. Stryk an, übrigens nicht mit Juglerischer Genauigkeit beschrieben. — Lebensgeschichte des Königl. Preuß. Geheimenraths und Präsidenten der Lingen-Tecklenburgischen Regierung, Hrn. von Loen. — Verzeichniß der entschiedenen Criminalfälle vom Jahr 1777 an. — Die Sühne, Ode, dem Patrioten gesungen. Sühne ist der Versuch der Güte unter streitenden Partheyen. Die Ode aber enthält ein Lob der neuen Preußischen Proceßordnung, und ist mit vielen gelehrten Anmerkungen versehen. — Anzeige von neuern juristischen Schriften. — *Praeiudicia* von Magdeburgischen Rechten. — Von der Gemeinschaft der Güter in der Grafschaft Ravensberg.

In der sechsten Sammlung stehen: *Praeiudicia iuris*; sie sind sämmtlich wichtig und der Aufbehaltung werth. — Beyspiele der Gerechtigkeitsliebe und Rechtsverwaltung von Königen in Hindostan; ist eine Fortsetzung der im vorigen Stück enthaltenen sogenannten juristischen Reisen. — Churfürstlicher Abscheid zwischen dem Rath und der Gemeinde zu Prenzlow, da diese jenen verklaget hatten, de ao 1571. — Formular des am 6. May 1746 zu haltenden hochnothpeinlichen Halsgerichtes zur Stargard in Hinterpommern. Es ist nach alter deutscher Art, und in manchen andern Provinzen Deutschlandes hat man noch ähnliche Formulare. — Kabinetsverfügungen. — Anekdoten, weniger interessant als sonst. — Von Erbtheilungen. Ein sehr weitläuftiger Erbtheilungsvergleich zwischen den Herren Gebrüdern, Wilhelm Friedrich Carl, und Dettloff Heinrich Bogislav, Grafen von

Schwerin. — Geschichte des Tribunals in Berlin. — Beytrag zu der in den ersten vier Bänden erzählten Geschichte des Kammergerichts. Nachricht von einem dreymaligen Besuch, welchen Prinz Friedrich Wilhelm im Jahr 1768 dem Kammergericht machte. Zugabe zu der Nachricht von der Universität Duisburg. — Rechtsgeschichte eines erkauften Mohren. Ein von dem Kämmerer von Arnim in Koppenhagen erkaufter und in die Preußische Lande eingebrachter Mohr provocirte auf die Freyheit. Die Frage also entstand, was ein solcher Mensch für einen Stand habe? Das Kammergericht erstattete Bericht an den König, und dieser gab die Resolution, daß der Sclave blos aus dem Grunde, weil er in den Preußischen Landen lebe, die Freylassung nicht verlangen könne; in sofern er aber auf ein zwischen dem von Arnim und seinem vorigen Dienstherrn geschlossenes pactum sich berufe, damit ad viam iuris verwiesen und ihm ein Mandatarius ex officio zugegeben werden solle. Vortrefflich entschieden. In dem Kammergerichtsbericht kommen viele Sätze vor, die Recensent nicht für richtig hält. 1) Glaubt er mit Rousseau nicht, daß ein Sieger befugt sey, den Besiegten zum Sclaven zu machen. Denn der Sieger kann den Besiegten nur alsdann tödten, wann er (der Sieger) keine Sicherheit hat, so lange der Besiegte lebt. Wenn ich aber den Besiegten zu meinem Sclaven machen will: so gebe ich zu erkennen, daß ich auch bey dessen Leben sicher seyn kann; ich gebe also zu erkennen, daß der Fall nicht vorhanden ist, warum man ihn tödten kann. 2) Läßt sich nicht erweisen, daß die Sclavenkinder auch Sclaven seyen. 3) Daß in Holland die Negersclaven, sobald sie innerhalb den Gränzen der Republik sind, die Freyheit erhalten, ist, unsers Wissens, falsch. Man sehe *Urghof* observ. iuris rom. in der angehängten Rede. Rec. glaubt also, daß die ganze Sache lediglich nach dem römischen Recht zu beurtheilen sey. Warum dies auf Deutschland in diesem Punkt nicht passe und nicht anwendbar sey, wie hier behauptet wird, sehen wir nicht ein. — Fortsetzung des Verzeichnisses der im Jahr 1778 und 1779 erkannten Todesstrafen. — Fortsetzung der Criminal- und allgemeinen Processtabelle. — Anzeige von neuern juristischen Schriften. Neu sind sie nicht alle, sondern einige viele Jahre alt. — Praeiudicia iuris Geldrici.

Die Zugabe handelt von Provinzial- und statutarischen Rechten in Pommern. 1) Von der Stettinischen Gerade und dem

dem Heergewette. 2) Von dem Lehnrechte in Vorpommern. 3) Von dem Lehnrechte in Hinterpommern. 4) Von der Allodification der Vor- und Hinterpommerschen Lehne. 5) Pommern Praeiudicia und 6) Rechtssätze von Pommerschen Lehnen vor.

D. Carl Friedrich Walchs vermischte Beyträge zu dem deutschen Recht. Siebenter Theil. Jena, in der Gollner- und Rudolphischen Buchhandlung, 1781. 1 Alph. in 8.

Nach einer langen Pause setzt Hr. Hofrath W. diese Beyträge fort. Wir haben nichts zu thun, als den Inhalt des gegenwärtigen Bandes anzuzeigen. Er enthält: 1) das Stadtrecht zu Großenhayn vom Jahr 1545, mit Hrn. Prof. Hildemeisters zu Duisburg Anmerkungen. 2) Altes Stadtrecht der Stadt Königsee im Schwarzburgischen vom Jahr 1365. 3) Hochzeitordnung der Stadt Annaberg vom Jahr 1549. 4) Statuten der Stadt Greußen vom Jahr 1556. 5) Ordnung und Statuta der Churf. Sächs. Stadt Langensalze vom Jahr 1556. 6) Nachricht (sehr kurz) von alten seltenen gedruckten deutschen Rechten; nämlich von einer anhaltischen Landesordnung vom Jahr 1668, und von einer Reformation der Stadt Schwäbisch Hall vom Jahr 1573. Jedem der fünf ersten Stücke hat der Herausgeber einen erläuternden Vorbericht vorgesetzt.

I. L. C. Püttmanni, Antecessoris Lipsiensis, elementa iuris criminalis, commodis auditoribus methodo adornata. Lipsi. 7779. sumtibus Fritsch. 552 Seiten in 8.

Der gute Lateiner, fleißige Leser der Alten, elegante Rechtsgelehrte, der Hr. Prof. P. in seinen übrigen Schriften ist, ist er auch in diesem Buche. Ob er aber eigentlich dazu gemacht sey, gute Lehrbücher zu schreiben, wozu dann oft der Gelehrteste nicht gemacht ist, und ob durch das Gegenwärtige der Criminaljurisprudenz ein großer Dienst geschehen sey, daran zweifeln wir. Doch in Churſachsen möchte das Buch mehr Nutzen haben als außerhalb. Um den Inhalt und die Ordnung bekannt zu machen, setzen wir die Rubriken her: Prole-

res. Doch möchte nun wohl das Buch zu Vorlesungen nicht mehr so bequem seyn als zuvor; auch wäre wohl hier und da noch eine Anmerkung mehr nöthig gewesen, z. E. S. 17. wo vom foro rei sitae die Rede ist, hätte die Frage, ob in diesem Gericht die Erbschaftsklage angestellt werden könne, billig berührt werden sollen. S. 7. ist nicht bemerkt, daß es eine doppelte Art von actionibus arbitrariis gebe ꝛc. ꝛc.

Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien von zweyen Rechtsgelehrten. Erster Band. Braunschweig und Hildesheim, im Verlag der Schröderschen Buchhandlung, 1780. 349 Seiten, 8.

Streitige Rechtsfragen, fast alle aus dem römischdeutschen Privatrechte, mit Anführung der Gründe für und wider, und der Juristen, welche das eine oder das andere behaupten, entschieden. Die meisten Entscheidungen unterschreibt Recensent, auch mit der Behandlung ist er meistens zufrieden. Nur wünschte er, daß die Verf. nicht so viele triviale, schon hundertemal gründlich genug discutirte Streitigkeiten gewählt hätten. Auch fehlt es ihnen hier und da noch sehr an Bücherkenntniß; manchmal sind gerade die besten Schriftsteller nicht angeführt. Wir wollen das Verzeichniß der Materien hersetzen, damit man den Inhalt des Buches genauer kennen lerne. Die Materien sind folgende: 1) Ein gerichtliches Testament wird dadurch nicht ungültig, wenn es der Testirer aus dem Gericht zurück nimmt. 2) Das erste Testament wird immer durch ein zweytes gültiges Testament aufgehoben, wenn auch gleich dem ersten die Clausula derogatoria angehängt, und im letzten nicht widerrufen ist. 3) Eine Braut hat an den Gütern ihres Bräutigams keine stillschweigende Hypothek, wenn sie ihren Brautschatz vor der Ehe eingebracht hat und die Ehe nicht zu Stande kommt. 4) Auch bey Subhastation findet das Remedium L. 2. C. de rescind. vend. statt. 5) Zum Codicill eines Blinden werden 6 Zeugen, und zu einer Schenkung auf den Todesfall 5 Zeugen erfodert. 6) Die Retorsion findet bey einem Moratorium nicht statt. 7) Bey einem Vergleich findet das beneficium L. 2. C. de rescind. vend. nicht statt. 8) Mit dem Verkauf eines Erbrechts wird auch zugleich das jus accrescendi auf den Verkäufer transferirt. 9) In wie weit abgetheilte Kinder an den Orten, wo die Gemeinschaft der Güter

Bruder ist, auf die großväterliche Erbschaft Anspruch machen können. 10) Bey Auszahlung eines Vermächtnisses sieht man lediglich auf die Münzsorte, die zur Zeit, da das Legat vermacht, nicht auf die Zeit, da der Testirer gestorben, gangbar gewesen. 11) Von dem Recht Formeister zu setzen. 12) Den Römern war die Tutela pactitia unbekannt. 13) Zur Verjährung der persönlichen Klagen wird immer bona fides erfodert. 14) Eine Schenkung auf den Todesfall, die unter der Bedingung eingegangen, daß man sie gar nicht widerrufen wolle, wird eine Schenkung unter den Lebendigen. 15) Vom Verkaufsrecht, und wie fern es an einen dritten kann abgetreten werden. 16) Der Genuß eines für die studirende Jugend ausgesetzten Familienstipendiums, schränkt sich nicht blos auf die Zeit ein, da einer auf Schulen und Universitäten gewesen ist, sondern ein solches Stipendium kann unter gewissen Umständen auch noch nachher gehoben werden. 17) Eine geschwächte Person kann auch alsdenn eine Ausstattung verlangen, wenn sie den Stuprator wegen naher Verwandschaft nicht heyrathen kann. 18) Durch die Querela inofficiosae donationis wird die ganze Schenkung revocirt. 19) Bey Verpachtung der Landgüter ist es dem Verpachter nicht erlaubt, dem Pachter vor abgelaufenem Pachtcontrakt die Pacht aufzukündigen, wenn er etwa die Landgüter selbst zum Gebrauch nöthig haben sollte. 20) Wenn jemand auf eine gewisse Zeit etwas zu bezahlen schuldig ist, und dieses vor der Zeit bezahlt hat, so kann er so wenig das Kapital als die Zinsen von der mittlern Zeit wieder fordern. 21) Eine Ehefrau wird allen Gläubigern ihres Mannes in Ansehung des Brautschatzes vorgezogen, wenn jene auch gleich eine ältere Hypothek auf dessen Gütern haben sollten. 22) Wer jemanden zur Ankaufung einer Sache Geld geliehen, der erhält an der Sache keine stillschweigende Hypothek. 23) Die Zinsen hören deswegen nicht auf zu laufen, wenn gleich der Richter das Kapital mit Arrest belegt haben sollte. 24) Wenn ein hypothekarischer Gläubiger in eine anderweitige Verschreibung seiner Hypothek willigt, so hat er dadurch nicht sein Pfandrecht selbst, sondern sein Vorzugsrecht (ius Prioritatis) erlassen. 25) Enkel sind nicht schuldig das zu conferiren, was ihr Vater von ihrem Großvater erhalten hat, falls sie die väterliche Erbschaft ausschlagen und von ihrem Großvater allein erben wollen. 26) Wenn Enkel die väterliche Erbschaft antreten, so müssen sie auch das conferiren, was ihr Vater, falls er noch gelebt hätte, zu conferiren schuldig gewesen wäre. 27) Das

Inter-

Interdictum quod legatorum geht nicht auf Schenkungen auf den Todesfall. 28) Ein Pactum ususrarium macht den ganzen Contrakt, dem es beygefügt ist, nicht ungültig. 29) Wenn ein Contrakt wegen einer Verletzung über die Hälfte aufgehoben wird, so werden die von der im Besitz gehabten Sache gehobenen Früchte nicht restituiret. 30) Um die actio Publiciana anzustellen, wird nicht erfordert, daß der Kläger beständig in bona fide muß gewesen seyn. 31) Ein Vormund ist nicht schuldig, Zinsen von Zinsen zu bezahlen, wenn er seinem Pupillen ein Kapital schuldig ist und davon keine Zinsen bezahlt hat. 32) Ein Substitute kommt auch alsdenn zur Erbschaft, wenn ein Minderjähriger gleich die Erbschaft angetreten, sich aber nachher dawider in den vorigen Stand hat restituiren lassen. 33) Ein dritter Besitzer einer special Hypothek kann der Regel nach nicht eher belangt werden, bis der Hauptschuldner ausgeklagt ist. 34) Bey der Erbfolge der Halbgeschwister nimmt man auf die Verschiedenheit der Güter Rücksicht. 35) Der Verpachter eines Land- (Feld-) Guts, hat an den eingebrachten Sachen des Pachters keine stillschweigende Hypothek. 36) Die Frau kann von ihrem verschuldeten Ehemanne auch alsdenn ihren eingebrachten Brautschatz wieder zurück fordern, wenn sie gleich bey der Verheyrathung dessen verschuldeten Zustand gewußt hat. 37) Die Erben des Pupillen haben auf die Güter des Vormundes eine stillschweigende Hypothek. 38) Ein zum Vormund bestellter Gläubiger des Pupillen verliehret seine Schuldforderung nicht, wenn sie allgemein bekannt gewesen ist, und er sie bey Uebernahme der Vormundschaft nicht angegeben hat. 39) Ein auf einem Lehngut gefundener Schatz gehört halb dem Finder und halb dem Lehnsherrn. 40) Wenn einer wegen feindlicher Ueberfälle in verschiedenen Jahren das Erbzinsgut so wenig benutzen als bewohnen kann, so kann ihm deswegen die Emphyteusis nicht genommen werden, wenn er nicht in der gesetzlichen Zeit den Canon bezahlt hat. 41) Der Niesbrauch wird dadurch nicht verloren, wenn er einem dritten abgetreten wird. 42) Auch durch den Misbrauch wird der Niesbrauch nicht verloren. 43) Die Einwendung des Macedonianischen Rathschlusses findet in Absicht des Rests einer Schuldforderung nicht statt, wenn der Sohn, da er sein eigener Herr geworden, einen Theil der Schuld bezahlt hat. 44) Unter der in einer Pfandverschreibung befindlichen Clausel: Bey Verpfändung aller Haab und Güter, beweg- und unbeweglichen, sind auch die ausstehenden Forderungen mitbegriffen.

45)

45) Bey einer zu einem gewissen Endzweck geliehenen Sache (commodatum) findet die Compensation nicht statt. 46) Demjenigen kann die Compensation entgegen gesetzt werden, dem eine Forderung abgetreten ist. 47) Ein Erbe kann der Regel nach immer die quartam falcidiam abziehen; aber nicht wenn es ihm vom Testirer ausdrücklich verbothen ist. 48) Ein Erbe, der mit einem Fideicommiß beschwert ist, verlieret die quartam Trebellianicam nicht, wenn er gleich kein Inventarium gemacht hat. 49) Ein eidliches Versprechen, eine Schuld zu bezahlen, schließt die Compensation nicht aus. 50) Der Niesbrauch, welchen der Vater an dem Pflichttheil seiner Kinder hat, den sie aus der mütterlichen Erbschaft erhalten, kann ihm durch ein von der Mutter errichtetes Testament nicht genommen werden. 51) Das Edictum divi Marci findet heut zu Tag nicht statt. 52) Wenn jemand wider das anastasianische Gesetz für eine geringere Summe eine Forderung von einem dritten an sich gekauft hat, so kann er nicht mehr von dem Schuldner einklagen, als er für die Forderung gegeben hat; was darüber ist, lucrirt der Schuldner. 53) Der Käufer muß die Gefahr der gekauften Sache tragen, wenn sich auch gleich der Verkäufer das Eigenthum darauf wegen nicht bezahlten Kaufschillings sollte vorbehalten haben. 54) Die Enterbung findet wegen solcher Ursachen nicht statt, die in der Novelle 115 Kap. 3 und 4. nicht ausgedrückt sind.

Cz.

3. Arzneygelahrheit.

Henr. Aug. Wriesbergii, Anatomes et Art. obstetr. in Universitate Goetting. Profess. Publ. Ordin. — Observationum anatomicarum de Nervis Viscerum abdominalium Particula prima. Quae de Ganglio Plexuque Semilunari agit. Goettingae, apud Dieterich. 1780.

In der Vorrede verspricht der berühmte Hr. Verfasser, eine Beschreibung von den Nerven der Eingeweide in dem Unterleib, nach und nach herauszugeben, welcher gewiß ein jeder Lieb-

Liebhaber der Zergliederungskunst mit Vergnügen entgegen sehen wird. Er macht auch Hoffnung auf größere anatomische Werke. Bey der Erörterung des Nutzens, welchen die Neurologie in der praktischen Medicin leistet, und der wunderbaren Sympathie, führt er verschiedene Beyspiele davon an. Er selbst hat beobachtet, daß der Honig einer hysterischen Person in einem Klistier gegeben, die den Namen des Honig nicht einmal gelassen hören konnte, convulsivische Bewegungen hervorgebracht hat. Nephritische Schmerzen waren der Grund von Beängstigungen, Priapismus, unwillkührlichen Aussonderung des Saamens, welche Zufälle auch nicht eher aufhörten, bis der Stein aus den Harngängen in die Blase fiel. Ein Gärtner bekamm nach einem ihm mit Muthwillen versetzten Schlag auf den Hodensack, die stärkste Ohnmacht, mit Blässe, Kälte der Glieder, und allen Zeichen eines bevorstehenden Todes. Im diesem ersten Stück handelt er von dem Ganglio und plexu Semilunari. Dieser nimmt zuweilen seinen ersten Ursprung aus einem gewissen dünnen Stamm, der aus den Nerven des mittlern und untern Theil des Halses, so wie auch aus den Nerven des obersten Theils der Brust gebildet wird, und welcher von dem V. Nervus splanchnicus superior genennt wird. Dreyzehn Jahr hat er sich mit der Untersuchung der Nerven beschäftigt, und hier nichts behauptet, was er nicht drey- bis viermal in den Leichnamen auf die nämliche Art gesehen. Seine Abhandlung ist in vier Abschnitte eingetheilt. In dem ersten kommt die Beschreibung des Zwerchfellnerven, in dem zweyten die des achten Paars vor; in dem dritten handelt er von dem größten sympathischen Nerven, (welcher Ausdruck ihm besser, als Intercostalnerven gefällt,) und in dem vierten von dem Ursprung, Bau, Lage, Figur, Größe und Varietäten des Ganglii Semilunaris. Zuweilen entspringt doch auch der Zwerchfellnerven aus dem neunten Paar, manchmal aus den Halsnerven und dem Intercostalnerven. Fünfmal hat der V. seine Entstehung aus dem neunten Paar bemerkt, einmal aus dem Stamm selbst, das anderemal aus einem Ast, der von dem achten nach dem neunten gienge, und dreymal aus dem herabsteigenden Zweig des neunten allein. Dem Herzbeutel giebt er keine Nerven ab. Er theilt sich in den vordern, mittlern und hintern Ast, und verbreitet sich hauptsächlich an der untern Fläche des Zwerchfells. — Von dem achten Paar hat er auf der rechten Seite einen kleinen zurücklaufenden Nerven, zwischen der Luftröhre und dem Schlund entstehen sehen, der sich nachher

her durch einen Aſt mit dem größern verband, und eine Inſel machte. Auf der linken Seite hat er dieſes nicht bemerkt. Derſelbe iſt auch auf dieſer Seite ſeiner Meynung nach nicht nöthig, weil hier der größere zurücklaufende Nerve tiefer, als auf der rechten entſpringt, und dadurch die Stelle des kleinern vertritt. Das Zwerchfell bekommt aber keine Nerven von demſelben. Das achte Paar hat ſich, nach ſeinen Beobachtungen, auf beyden Seiten in einem Stamm vereinigt, welcher ſich aber nachher wieder in zwey Aeſte zertheilte. Hierauf folgt eine Beſchreibung des Nervi ſplanchnici Superioris, und ſeines Endes in das Ganglion Semilunare, die wir aber hier übergehen müſſen. — Beſchreibung der Nervenknoten der Bruſt und ihrer Aeſte, ſo wie auch des Nervi ſplanchnici majoris. Nach vier Claſſen von Beobachtungen beſchreibt er die verſchiedene Beſchaffenheit des Ganglii und plexus ſemilunaris, wobey wir uns aber hier nicht aufhalten können, theils um Weitläuftigkeit zu vermeiden, theils auch, weil dieſelbe ſo merkwürdig ſind, daß ſie im ganzen Zuſammenhang geleſen werden müſſen.

Fg.

Bernhard Ramazzini's, ehemaligen Profeſſ. der Arzneyw. zu Padua, Abhandlung von den Krankheiten der Künſtler und Handwerker; neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Joh. Chriſt. Gottl. Ackermann. Stendal, bey Franzen. 1780. gr. 8. S. 311.

Ramazzini's von allen Nationen geſchätztes Werk hat in 80 Jahren keine Nachfolger gehabt. So vollkommen es zu ſeiner Zeit war; ſo hat man doch auf dem Felde, wo er die Bahn gebrochen, ſeitdem viele Entdeckungen gemacht, die in der Heilungskunde einen beträchtlichen Einfluß haben. Dieſe, von den Krankheiten der Künſtler in ſo manchem mediciniſchen Werke zerſtreuten Bemerkungen hat Hr. A. nach und nach geſammlet; er iſt auch ſelbſt häufig in den Geſellſchaften der Handwerker geweſen, und hat ſie ſorgfältig beobachtet, und ſie über die Beſchwerlichkeiten ihrer Arbeiten ausgeforſcht. Auch beſteht ein großer Theil ſeiner Praxis aus Handwerksleuten. Sein Werk ſey alſo das Reſultat ſeiner eigenen, und der Beobachtungen der meiſten Aerzte der ältern und neuern Zeiten;

so viele Mühe er sich gegeben habe; so kenne er doch (sagt er bescheiden) die Fehler und Gebrechen seiner Arbeit. Ein Theil derselben hänge von dem Mangel einer guten Bibliothek an seinem Orte ab: er habe also nicht aller Aerzte Beobachtungen nutzen können. Ausserdem wohnten auch nicht alle Künstler und Handwerker an einem Orte, wenigstens nicht in der Menge, um allgemeine Schlüsse von ihren Krankheiten ziehen zu können: daher könne auch ein solches Werk, ohne vereinte Bemühungen vieler Aerzte in den meisten Weltgegenden, nie ganz vollkommen werden. Hr. A. habe daher nur Beytrage zu Ramazzini's Werk liefern wollen; er habe jene nicht allein herausgegeben, weil er sie mit dem, was R. gesagt hat, hätte besser ordnen können; zwar habe er seine Zusätze nicht von R. Werk kenntlich gemacht: aber es sey äusserst unangenehm, alle Augenblicke vom Texte sich zu den zahlreichen Noten wenden zu müssen. (Im Grunde kann es dem größten Theile der Leser gleichgültig seyn, wer redet; wenn die gesagten Sachen nur gut sind.) Da R. bey einigen Materien nicht genug Thatsachen hatte sammlen können; so hätte er sich durch Raisonnements zu helfen gesucht, um jene weniger trocken zu lassen. Dergleichen Auswüchse (so nützlich sie bey anderer Gelegenheit seyn mögen,) habe Hr. A. hier weggeschnitten; auch viele, oft nicht sehr genau paßliche Stellen aus alten Dichtern weggelassen. Ueberhaupt befürchte er den Vorwurf nicht, zu wenig von R. eher zu viel beybehalten zu haben. Oft habe er die Stellung und Anordnung der Materien versetzt, sie an schicklicheren Orten eingeschaltet, und oft ganze Kapitel größtentheils umgearbeitet. Kein Kapitel ist ohne alle Zusätze. Fast ganz nach Ramazzini sind die Krankheiten, der Oehlbereiter, Käsemacher, Seifensieder, Kleidersäuberer, Wäscherinnen, Hebammen, Becker, Müller, Tabackbereiter, Seidenhechler, und Fechter: hergegen die Krankheiten der Todtengräber, der Gerber, Stärkenmacher, Salzarbeiter, Steinmetzen, Getraidesieber, Hanf- und Flachshechler, Schuster, Schneider, Träger, Reduer, Sänger, derer die blasende Instrumente spielen, den Wein, und die Gährung des Biers besorgen, endlich die Ackerleute, haben viele, zum Theile recht beträchtliche, Zusätze erhalten. Einige Kapitel, als die von den Krankheiten der Fleischer, der Perucquenmacher, der Wollen- und Baumwollenkämmer, der Weber, der Strumpfwürker und Tuchscherer, sind ganz neu vom Verf. ausgearbeitet. Die Krankheiten der Soldaten und Gelehrten hat er mit gutem Grunde ganz ausgelassen: beyde

sind

sind sehr vollständig von mehreren Gelehrten besonders behandelt worden. Auf einen zweyten Theil sind die Krankheiten der Bergleute und Metallarbeiter aufbehalten.

Dies ist der Plan des Verf., den Rec. an sich sehr billiget, und den er recht gut ausgeführt findet. Er zeigt darinn eine richtige Beurtheilungskraft, und eine nicht gemeine Belesenheit, die zweckmässig angewandt ist. Der Styl ist gut, verständlich und fliessend: überhaupt ist R. schätzbares Werk zu seiner Vervollkommung in gute Hände gefallen. Der praktische Arzt, der besonders viele Handwerker zu besorgen hat, kann es nicht entbehren: und auch der Theoretiker findet viele Bemerkungen, die ihn auf manche andere Wahrheiten mit Nutzen leiten werden. Ein vollständiger Auszug der merkwürdigsten Sachen würde den Raum einer gewöhnlichen Recension übersteigen; und auch deshalb überflüssig seyn, da jeder, den das Buch interessirt, es doch selbst besitzen muß. Es sind zwar auch nicht wenige Stellen, wo Recens. von dem V. in seiner Meynung abgehen würde. Allein bey der Bescheidenheit, mit der er von seiner Arbeit spricht, und seinem so sichtbaren Fleisse bey diesem Buche, kann man sicher erwarten, daß er bey einer neuen Auflage, die gewiß bald erfolgen wird, alle diejenigen nicht ganz genau bestimmten Aeusserungen berichtigen, und auch neue Zusätze hinzufügen werde. Rec. will also nur noch die Eintheilungen des Buches anzeigen. Einleitung. Erster Abschnitt. Von den Krankheiten der schmutzigen Handwerker. 1. Kap. von der Krankheit der Rothgerber, Weißgerber, Kürschner, Saitenmacher. 2. Kap. der Oehlbereiter, Käsemacher, Seifensieder, Lichtzieher. 3. Kap. der Kleidersäuberer. 4. Kap. der Fleischer. 5. Kap. der Leichenwärter und Todtengräber. 6. Kap. der Kloakfeger. 7. Kap. der Wäscherinnen. 8. Kap. der Hebammen. 9. Kap. der Ammen. Zweyter Abschnitt. Von den Krankheiten der staubigen Handwerker. 1. Kap. der Becker und Müller. 2. Kap. der Stärkemacher. 3. Kap. der Peruquenmacher. 4. Kap. der Steinmetzer. 5. Kap. der Maurer. 6. Kap. der Getraidesieber- und Messer. 7. Kap. der Tabackbereiter. 8. Kap. der Seiden-, Flachs- und Hanfhechler, der Wollen- und Baumwollenkämmer. Dritter Abschnitt. Von den Krankheiten der stehenden, sitzenden, und herumgehenden Künstler, und Handwerker. 1. Kap. der Weber. 2. Kap. der Strumpfwürker. 3. Kap. der Tuchscherer. 4 Kap. der Schuster und Schneider. 5. Kap. der Läufer. 6. Kap. der Reiter. 7. Kap. der Träger. 8. Kap. der Fechter.

ter. 9. Kap. der Juden. Vierter Abschnitt. Krankheiten der Wasserarbeiter. 1. Kap. der Bader. 2. Kap. der Fischer und Schiffer. 3. Kap. der Salzsieder. 4. Kap. Krankheiten bey der Gährung des Weins und Biers. Fünfter Abschnitt. 1. Kap. der Fabrikanten. 2. Kap. der Künstler, die zarte Arbeit verfertigen. 3. Kap. der Redner, Sänger, und Pfeiffer. 4. Kap. der Bauren.

Beobachtungen über die Ruhr, nebst einem Anhange von den Faulfiebern von Christian Ludwig Mursinna, Regimentsfeldscheer des Hochl. Regiments von Petersdorf. Berlin, bey Himburg. 1780. 8. S. 140.

Der Verf. hat die zu Herford grassirende heftige Ruhr beschrieben, und ihre Entstehung, die Ursachen, den Fortgang und Ausgang derselben angegeben. Er habe sie mit aller Wahrheitsliebe, ohne Hypothesen treulich geschildert; in der Kurart sey er vorzüglich Hrn. Zimmermann, jedoch auch mit Zuziehung aller ihm bekannter Schriftsteller, gefolgt. Die damalige Epidemie, habe, so wie alle, etwas ihr Eigenes gehabt; doch sey sein Glück bey ihr so groß gewesen, daß er von einigen 80, nicht einen (einige zu spät Hülfe suchende Frauen und Kinder ausgenommen) verlohren habe: auch in Böhmen habe er von mehr als 100 an einer meist faulenden Ruhr krankliegenden, nicht einen verlohren; so sehr auch die Umstände im Felde, besonders in dem damaligen Zustande, die Hülfe erschwerten. 1. Kap. Geschichte der Krankheit. Sie entstand in der Stadt gegen den Ausgang des Hemmonats, verbreitete sich in der Mitte des folgenden Monats allgemein, wo sie auch am heftigsten war, bis sie sich fast gegen die Hälfte des Herbstmonats verlohr. — Sehr gute Vorkehrungen, die Ausbreitung, und die Heftigkeit der Krankheit bestmöglichst zu hindern, die nachgeahmt zu werden verdienen — von 3000 Einwohnern waren in 2 Monaten 660 befallen, und 178 gestorben. 2. Kap. Erklärung der Krankheit und ihrer wahrscheinlichen Ursachen. Die Witterung war ungewöhnlich heiß, ohne Winde, mit öftern dazwischen fallenden Regen; daher die Unterdrückung der Ausdünstung, und Erkältung. Hierzu kam die heftige Bewegung der meisten Einwohner, als Ackerleute; der Genuß

des

des geräucherten und gepökelten Fleisches, die Unreinlichkeit; die niedrige Lage der Stadt, an einem Berge; und viele Gräben und Sümpfe; fettige und hitzige Hausmittel; daher erkrankten Vornehmere, besonders Rheinweintrinker, fast gar nicht: denn es fand keine eigentliche Ansteckung Statt. 3. Kap. Erscheinungen der Krankheit und ihrer Zeichen. Der großen Schmerzen und des häufigen blutigen Abgangs ohngeachtet, hatten viele die ersten zwey bis drey Tage Eslust; (und dieser Umstand machte sie im Anfange sorglos:) jener war mit einer unglaublichen Menge zusammengeballten, zu Zeiten gleichsam eine Haut bildenden Schleims verbunden; in der Lagerruhr gieng mehr Blut ab: nie aber sahe der V. die zottige Haut ausgeworfen, noch konnte er auf Geschwüre der Gedärme schliessen. Jener Schleim, kein gewaschen, und 24 Stunden im Wasser liegen gelassen, ließ sich in viele noch zusammenhangende, den Häuten ähnliche Schichten, zerlegen, die jedoch keine Gefässe hatten: Fett war es nicht. Dem V. scheint es nicht unglaublich, daß es wohl die Oberhaut des innern Darmkanals seyn könne, da sich diese so sehr verdicken und in viele Schichten zerlegen läßt, wenn sie durch reizende scharfe Körper von der Haut abgelöst wird; alsdenn seyen sehr häufige schleimichte Mittel erforderlich. 4. Kap. Von den Heilmitteln. Der V. hat mehr als andere, den Brechweinstein, die Vitriolsäure, und Glauberſalz gebraucht; der erste würkt zuverlässiger, widersteht der Fäulniß stärker als die Brechwurzel; und würkt auch noch auf die Gedärme: von 3 Granen, in 1 Unze Wasser, wurde alle halbe Stunde bis zum Erbrechen, ein Löffel voll gegeben: 2 waren gemeiniglich hinreichend: doch bey fortdaurender Uebelkeit gab man wohl 6 Löffel voll, mit einer unmittelbaren Nachlassung aller Zufälle. (Der Brechweinstein muß wohl zu viel vom Cremor besessen haben; sonst würde die Dose wohl bey weiten zu stark gewesen seyn.) Im Verlauf der Krankheit wurde dies Mittel, mit Nutzen, bey Eckel, faulem Aufstossen 1 – 2 mal wiederhohlt. — Gegen die Nacht gab man 1 Unze Cremor im Gerstentrank: gegen den Morgen 2 U. Tamarinden, ½ U. Glauberſalz, 1 U. Cichorienſaft, in 9 Unzen Wasser, Tassen weise zu nehmen. Bey doch fortdaurendem Gummen setzte man ein Klistier, aus Camillen, Lein- und Oehlsamen; und mischte zum Trank 1 U. arab. Gummi (Chievon kann man mit größtem Nutzen viel mehr geben.) Gegen sehr heftige Leibschmerzen kochte man Chamillen und Leinsamen in Milch, und schlug es in flannellen Tüchern um den Leib, auch war Leinöhl,

mit Campher und Mohnsaft, äusserlich eingerieben, vortrefflich; war noch nicht die äusserste Entkraftung da: so war die Aderlaß das beste; sonst aber ein großes Blasenpflaster über den Bauch, oder an die Waden. Sobald der Schmerz nachläßt; kann man das Pflaster auch ohne gezogene Blasen abnehmen: über die Schambeine gelegt, befördert es den Abgang des unterdrückten Harns. Nur einmal gegebener Mohnsaft machte die größte Beängstigung. Ist bey schon fast erfolgter Besserung noch etwas Stuhlzwang, so befördern ihn bittere sonst gute Mittel: eine Abführung hebt ihn. Im Anfange kann man nicht leicht zu viel Getränk, warm nehmen: in allen faulen Ruhren war Vitriolsäure die Hauptsache: (zu Zeiten, wenn sie nicht faulicht sind, sahe Recens. von der Säure, die er sonst sehr liebt, den Stuhlzwang, besonders bey Empfindlichen, sehr vermehrt: man sey also achtsam.) Auch Buttermilch, oder Wadecke (Molken,) mit Cremor war dienlich und sehr labend: Mandelmilch kann man so viel man will, nur nicht ganz im Anfange trinken. Obst roh, und gekocht wurde mäßig erlaubt: doch hat der V. weder wesentlichen Nutzen, noch weniger Schaden bemerkt: die schwerern Kranken moaten es, wegen des Kauens, nicht. Hitzige Mittel, auch Fleischbrühen wurden äusserst vermieden: (die letzten stürzten einen schon Wiedergenesenden fast ins Grab;) auch Oehl. Rhabarber war allemal schädlich und vermehrte den Schmerz: die Tinktur mit Cremor bereitet war gegen das Ende sehr gut; die zu Zeiten doch mit Tragganth, selbst mit Mohnsafte versetzt werden mußte. Ueberhaupt war es auch dann sehr gut, allen stärkenden Mitteln etwas Rhabarber zuzusetzen (dies fand auch Recens., nach eigener Erfahrung.) Gegen den Mohnsaft im Anfange warnt der V. mit Recht sehr: gegen die Besserung, wenn die Zunge rein, der Kopf und Athemhohlen gut, das Fieber geringe, aber die Entkräftung groß ist; thun 15—60 Tropfen Laudanum in Rhabarbertinktur sehr gut. Im Lager mußte er einmal am 2ten Tage, bey unablässigen Ausleerungen, und kalten Gliedmaßen, Laudanum mit Chinaextract, mit dem besten Erfolge, geben. Ruhrkranken mit offenbarer Entzündung wurde sogleich Blut gelassen. Bey bösartigen faulen Ruhrkranken war nach hinlänglichen Abführungen der Rheinwein, alle 2-3 Stunden zu einem Löffel voll, vortrefflich (auch bey bösartigen Krankheiten, ohne Bauchfluß) und half bey sehr sinkenden Kräften, mehr als Schlangenwurzel, Baldrian, Campher und Biesamen. Simarouba, Chagrille, keine zusammen-

menziehende gewürzhafte Arzneyen sind gebraucht, statt der ersten die Rinde, statt der letzten der Wein war. — Das mit Wachs versetzte Glas des Spiesglases hat der Verf. in der Folge bey 10 Kranken mit Nutzen gebraucht; nicht einmal erfolgten üble Zufälle darauf; am wenigsten Schmerz und Beängstigung, welche es vielmehr verminderte. Brechen verursachte es nie; wohl aber häufige Stühle: es verdiente seines Preises, und seiner großen Bequemlichkeit wegen öftere Versuche. — Eine erkrankte Wöchnerinn kam mit einem 7 monatlichem Kinde nieder, und ward den Augenblick von der bösesten Ruhr befreyt, da eine Menge vom Blute und Schleime aus der Scheide gieng, das dem aus dem After abgegangenem, selbst bis zum Geruche vollkommen glich. Vorher hatte sie vor jedem solchem Stuhlgange, öftere starke epileptische Zufälle, die immer ihr Ende drohten; größte Herzensangst, zugeschnürten Hals, oft unfühlbaren Puls. Eine andere Schwangere wurde ohne Entbindung geheilt. — Kinder litten sehr, und wurden fast auf dieselbe Weise geheilt: sehr wenig Laudanum mit Rhabarbertinktur bekam ihnen sehr gut. Bey Säuglingen nahmen die Mütter täglich ein Quent Rhabarber. — Nun folgen 4 ausführlichere Krankengeschichten, die dem V. wegen seines klugen Verfahrens viel Ehre machen. 5. Kap. Geschichte der Lagerruhr, und ihre Zeichen. Eine Witterung, die der im 1. Kap. beschriebenen, sehr ähnlich war. — Die Kranken in Zelten wurden schneller geheilt, als die im Lazareth. Wenige Officiere wurden befallen: die Ruhr war hier doppelter Gattung: eine offenbar faulende mit großer Niedergeschlagenheit gleich anfangs, nicht viel Stühle, selten Erbrechen; die andere war gallige, mit bitterm Munde, Brechen, häufigern Stühlen: auch war sie bey einigen entzündungsartig. 6. Kap: Heilmethode der Lagerruhr. Nach gehörigem Erbrechen durch Brechweinstein, mußten die schlimmern Kranken alle 2 Stunden einen halben Eßlöffel voll von der oben angeführten Auflösung eben dieses Mittels nehmen, welches die reichlichsten Ausleerungen und besten Würkungen schaffte. Den 3ten Tag bekamen sie 1 U. aufgelößtes Glaubersalz, mit Oxymel: am 4ten wurde alles Getränk mit Vitriolgeist säuerlich gemacht: am 5ten Rhabarbertinktur mit Weinsteinrahm: den 6ten oder 7, mehrentheils China mit ½ Rhabarber, im Aufgusse. 7. Kap. Beschreibung des Faulfiebers und seiner Zeichen. Von 388 Kranken in 6 Monaten starben 3. Die Faulfieber waren ungemein ansteckend und ausmergelnd: sie fiengen im Weinmonat

an, und dauerten bis in den Herbst, (da der Winter sehr gelinde war.) Die mehresten hatten deutliche Exacerbationen: die Crisen waren nicht sehr merklich: bisweilen durch übelriechender Schweiß; auch wohl durch Stuhlgang, der durch die Kunst zu befördern war; mehrentheils durch den Harn. — Bey andern floß, nach den Blasenpflastern, äusserst stinkender und häufiger Eiter ab; Eiterbeulen und Geschwüre erfolgten, wahrscheinlich wegen jener, gar nicht. Wegen des Durchliegens wurde bey der ersten Röthe 2-3 mal ein vierfaches Tuch, mit Goulardischem Wasser nebst etwas Campher, übergelegt: welches mehrentheils jenes verhütete. — Auch war eine Klasse von Faulfiebern vorhanden, die einige Nervenfieber nennen. Die Kranken wurden unvermerkt unpäßlich, (8-12 Tage) die Zunge gelb, unrein, trocken; kurzer Schauer durch alle Glieder; vorübergehende brennende Hitze; den Morgen hielten sie sich gesund, ob sie gleich nicht stehen konnten; der Puls natürlich: Eckel fast vor allem; sie rasten nie: hielt man dies Uebel für bloß catharrhalisch, und lies nicht Brechen und Abführen; so fielen sie in die schlimmere Art der Fieber, oder in abzehrende. 8. Kap. Heilart der Faulfieber: fast dieselbe, als bey der Ruhr. Der Brechweinstein führte oft vielen zähen Schleim, auch wohl Würmer aus: alsdenn Jalappe, Rhabarber und Cremor, oder Glaubersalz mit Manne; des Abends ein Klistier aus Chamillen und Kochsalz, oder Cremor und Leinöhl; alsdenn Vitriolsäure: nach einigen Tagen die Rinde. Besserten sich die Kranken nicht gleich; so bekamen sie Brechweinstein und Spiesglasschwefel in kleinen wiederhohlten Dosen, so daß sie nicht sowohl Brechen, als vielmehr Stühle, und vermehrten Schweiß und Harn hervorbrachten. Wurden die Beängstigungen und das Athemhohlen schwerer; so bekamen sie etwas Glaubersalz, viel Vitriolgeist, Mixtura simpl. und Oxymel: bey Sinnlosigkeit, Virg. Schlangenwurz, Baldrian, Campfer, und einige Blasenpflaster (die große Dienste thaten: auch bey der, auf die Lunge geworfenen Materie:) reizende Klistiere. Zu Zeiten zeigten sich Petechien, (doch nie, wenn gleich im Anfange gehörig abgeführt war;) auch wohl schon am 2—3ten Tage: demohnerachtet gab der V. (und mit Recht) Abführungen von Tamarinden und Glaubersalz; hernach die antiseptische Mixtur; worauf die Flecken nach und nach verschwanden. Ueberhaupt bemerkte der Verf. wenige Hautausschläge, vor denen zu Zeiten böse Zufälle voraus giengen. Ein paarmal, bey sehr starken Zuckungen, da fast alle Muskeln des Lei-

bes

kes bewegt wurden, verordnete er, nach einem Klistier aus Chamillen, und Weinsteinrahm, gelinde Opiate, mit gutem Erfolge: doch war den folgenden Tag der Leib aufgetrieben. Beym Gebrauch der Rinde war es nöthig, immer gelinder abzuführen, um Rückfälle zu verhüten. Die stark geschwollenen Füsse wurden durch trockne Binden und Abführungen gehoben. Frische Luft, Reinlichkeit, Räuchern, Waschen und Ausspülen des Mundes mit Weinessig waren heilsam; wie auch, durch Aufrichten der Kranken und Antreibungen, sie zum Auswurf des zähen Speichels zu bewegen, der sonst sich versammlet, und in der Luftröhre leicht große Uebel veranlassen kann; oder auch niedergeschluckt wird. Der Trank war Kirschen, und Pflaumen mit Wasser gekocht, und dann mit Citronensaft und Zucker versetzt; gröstentheils aber Haberschleim mit Vitriolsäure; zu Zeiten etwas Rheinwein. In der Zunahme war die Rinde auf alle Weise nachtheilig; einige Fälle sehr aufgelößter Säfte ausgenommen, wo sie gleich mit Vitriolgeist gegeben wurde. Hier würden spanische Fliegen schicklich gewesen seyn; wie der V. ehemals dergleichen sahe. — Sehr selten war bey diesen Kranken das Blutlassen nöthig. — — Recens. freuet sich, ein würklich recht schätzbares praktisches Buch gelesen zu haben, und es, als ein solches, anpreisen zu können. Ausser seinen Kenntnissen und Beurtheilung machen dem Verfasser seine aus der Fülle des Herzens fliessende, gut ausgedrückte, und menschenfreundliche Gesinnungen viele Ehre.

Er.

Car. Strack, Consil. et Profess. Moguntin. ad quaestionem, quam de enervando variolarum miasmate Fac. Paris. Med. proposuerat, responsum. Frf. 1780. Andreae.

Dasselbe deutsch: Beantwortung der Preisfrage: wie das Blatterngift unwirksam zu machen. Frf. bey Andreä. 1780.

Diese Schrift hat im J. 1778. das Accessit erhalten und verneint die Frage, es gäbe solch ein Mittel nicht, und gäbe es ein solches: so sey es unwirksam, wenn die Krankheit schon da ist. (La petite verole étant declarée.)

Bey gutartigen abstehenden Pocken ist dergleichen etwas unnöthig, zumal die Eiterung oft anderweitige herrliche Wirkungen für die Gesundheit hervor bringt.

Zu Anfange sind die Zeichen der kommenden Krankheit ungewiß, und ist sie einmal da: so sind Pocken die Krisis und diese Krisis zu unterbrechen, ist vergebliche Mühe und schädlich dazu.

Zusammenfliessende und bösartige Pocken entstehen aus Uebeln, die schon vorher im Körper lagen, bevor sie angesteckt wurden. Gegen die müssen die Heilmittel mit gerichtet werden. Sie sind wie der Splitter im Finger eines Menschen voll verdorbner Säfte. Der Splitter macht den bösen Schaden nicht. Er veranlaßt ihn nur, weil die Säfte sind, wie sie sind. Und gegen welches Fieber soll das specifische Mittel angebracht werden? Gegen das erste, zweyte oder dritte? Und jedes derselben ist doch von äusserst verschiedner Art, nicht bloß in sich, sondern auch den Körpern nach, die es behaftet.

Wäre je an ein specifisches Gegenmittel zu denken: so wäre es vor dem Ausbruche allein. Auch hat man darüber gedacht und Versuche angestellt; aber bisher ists vergeblich gewesen.

Die französische Frage hat Hr. Strack sehr deutsch beantwortet. Zu seinen Ehren sey's gesagt.

Zuletzt erwähnt er der Augenfehler, die entweder aus Eiter entstehen, der sich auf die Augen wirft, oder von Pocken, die sich von Anfang an auf das Auge oder Augenlied setzten. Er läßt dagegen so früh als möglich Rosenwasser mit Bleyzucker brauchen, setzt Zugpflaster und giebt nach Beschaffenheit der Umstände Abführungen oder läßt Blut.

Kb.

Herrn Bajons Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Gujane. I. Th.

Oder: Bajons Abhandlungen von Wundenentzündungen und Geschwüren, und deren Behandlung in heissen Ländern, aus dessen Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Gujane. Aus dem Französischen. Erfurt. 1780. bey Kaiser. 8. ohne Vorrede des Uebersetzers S. 114.

Un-

Unter diesen beyden Titeln, von welchen freylich der letzte ein anderer ist, erhalten wir ein, auch unsern deutschen Wundärzten, noch mehr aber denen, welche in die heissen Länder reisen, nützliches und wichtiges Werk: der Uebers. wird die Anmerkungen, welche in der Urschrift den Arzt und Naturforscher angehen, jede gleichfalls besonders herausgeben. Dieser Theil enthält drey Abhandlungen, von welchen die erste die Behandlung der Wunden, die zwote die Behandlung der Entzündungen, der Eiterbeulen und des Brandes, die dritte aber die Behandlung der Geschwüre in heissen Ländern betrifft: die erstere derselbigen hatte 1773. bey der Akademie der Wundärzte zu Paris, den Preis erhalten. Sehr richtig über den Misbrauch der gewöhnlichen Salben, der in diesen Gegenden noch schädlicher seyn muß, den selbst die glücklichen Kuren der Wilden durch weit einfachere Mittel verwerflich machen müssen. Von dem Einflusse des Clima auf die Heilung der Wunden. Der Salben und Pflaster muß man sich hier enthalten. Mit Wundkräutern abgekochtes, und dann noch ungefähr mit einem Drittheil Tafia versetztes Wasser ist hier weit dienlicher; bey größern Wunden ein Absud der Chinarinde oder einer andern bittern Pflanze. Reine Luft, strenge Lebensordnung, Ruhe und Schlaf sind hier gedoppelt nöthig. Näthe müssen bey einfachen Wunden gänzlich hinweg bleiben. Mehrere einzelne merkwürdige Krankengeschichten. In der einfachen Rose empfiehlt Hr. B. Bähungen von Tafia mit etwas Wasser, auch den frischen Saft des Blumenrohrs. Nirgends ist es nothwendiger, im Brande Einschnitte an dem brandigten Orte zu machen, als hier. Manihoc ist darinn ein sehr gewöhnliches und kräftiges Mittel. Als Aezmittel hat Hr. B. eine Mischung aus gleichen Theilen, Alaun, Vitriol und Sublimat unter einander zart gestossen, sehr heilsam gefunden.

Der Uebers. scheint uns seine Pflicht erfüllt zu haben; auch hat er noch das Verdienst, daß er von mehreren nur in der Landessprache genannten Mitteln aus dem Pflanzenreiche die systematische Namen Linnés beygefügt hat; zu wünschen wäre es gewesen, daß er dieses bey allen, und auch bey denen in dem Buche vorkommenden Insekten gethan hätte.

Ht.

Samm-

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Sechster Band. Erstes Stück. Leipz. 1780.

Wir zeichnen aus diesem Stücke, welches 192 Seiten stark ist, folgende Merkwürdigkeiten aus. Bucquet über die Würkung verschiedener Arten von verdorbener Luft bey Thieren. Sonderbar, daß viele durch dieselbe Luft betäubte oder erstickte Thiere sich nach ganz entgegengesetzten Mitteln erhohlet haben, einige nach dem flüchtigen Salmiakgeist, andre nach concentrirtem Essig, eben so viele nach dem flüchtigen Schwefelgeist, und wieder andre nach dem rauchenden Salzgeist. Ein sicherer Beweis von der Trüglichkeit der Sazesischen Theorie, da selbst beym Kohlendampfe S. 24. solche widersprechende Mittel geholfen haben. In der entzündbaren Luft (Eisen in Vitriolsäure aufgelöset) lebten die Frösche sehr lange, andre Thiere starben geschwind darinn. Erstickung werde in allen Fällen durch Anhäufung des Blutes in den Lungen hervorgebracht, daher sey die Luft das einzige Mittel, weil diese allein die Lungenbläsgen ausdehnen kann. Eine leichte Art, den nützlichen Schwefelgeist geschwind zu bereiten, und eine nöthige Vorsicht bey der Anwendung S. 35. Es sey Irrthum, die mephitischen Dünste, welche saurer Natur sind, sättigen, und durch Laugensalze verbessern wollen: und wenn Säuren nicht immer helfen, so helfen oft in andern Fällen die würksamsten Mittel auch nicht. Es kommt bloß auf reizende Eigenschaft an — Man bedient sich ja auch des flüchtigen Alkali wider die Folgen der entzündbaren Luft, die doch gewiß nicht saurer Art ist. Simmons von der Lungensucht. S. 38. schränket sich allein auf die einzige Art ein, die von Knoten entstehet, webt aber mit unter einige gute praktische Reflexionen ein, beschreibt die Methode des Dr. Saunders die Myrrhe zu geben. S. 64. Ueberhaupt sammlet der V. fast alles brauchbare über seinen Gegenstand, ohne uns jedoch viel Neues zu sagen. Auf die Empfehlung des Seewassers von Russel könne man sich nicht verlassen. S. 89. Eine gute Würkung des Erdbaades wird S. 93. beschrieben, sowohl bey der Lungensucht als beym Scorbute, der sich bey den Ostindienfahrern äussert. In England ist es gewöhnlich, daß lungensüchtige Personen hinter dem Pfluge hergehen, und daß man Kinder, die mit der Abzehrung befallen sind, in die Furche legt; alle solche Mittel haben

ben oft ihren guten Grund. Clare neue Methode, das Queckſilber in die Maſſe der Säfte zu bringen. (die in England ſo viel Aufſehen erregt hat.) Er reibt im Munde ſelbſt an der Oeffnung des Speichelganges verſüßtes Queckſilber ein. Seine reizende Eigenſchaft werde durch den Speichel verbeſſert, und 6—8 Gran dieſes Queckſilbers werden weniger in den Gedärmen reizen als 2 Gran des verſüßten Queckſilbers in Pillen genommen. S. 116. Crukſhank (Hunters Proſector) beurtheilet die Clariſche Methode als Zergliederer, empfiehlt ſie, und ſagt bey dieſer Gelegenheit viel intereſſantes, z. E. wie er in einer Leiche die Milchgefäße ſehr ſtrotzend gefunden, und die Lieberkühniſchen Beobachtungen beſtätigt habe. S. 120. Die Clariſche Methode ſey andern vorzuziehen, weil ſie nicht leicht ein Purgiren errege, und die Würkungen vereitelt. Hunter rieth einem Kranken, bey dem Queckſilber innerlich oder äuſſerlich gebraucht, Leibſchmerzen und blutige Stühle erregte, ſich in Flanell zu wickeln, und im Bette zu bleiben, mit Nutzen. Wahrſcheinlich werden alle anſteckende Materien zuerſt an die mehr reizbare Oberfläche des Magens und der Gedärme gebracht, und ſie zeigen auch auf ſelbiger zuerſt ihre Würkung. S. 141. Ausdünſtungen todter Körper können anſtecken, denn die aus denſelben kommende Materie, wenn ſie in die Wunde dringt, errege Fieber; Ausdünſtung ſey noch würkſamer als die Theile ſelbſt, wie der Pocken und des Giftes bey der Inoculation. Hunter leugnet die Anſteckung todter Körper. Die Cl. Methode habe auch noch den Vortheil, daß ſie bequemer ſey, als die mit der Salbe. Der Speichel einer Perſon, der man 7 Unzen der ſtärkſten Merkurialſalbe eingerieben hatte, zeigte nicht die geringſte Spur von einem in ihm beſtändlichen Queckſilber; eben ſo wenig das Blut eines ähnlichen Kranken, dem 6 Unzen eingerieben waren — auch unter dem Vergrößerungsglaſe nicht. Einige Arbeiter, die eine mineraliſche Quelle ausräumten, deſſen Waſſer eine purgirende Eigenſchaft hatte, bekamen alle, nach Hunters Beobachtungen S. 175. da ſie mit bloſſen Füſſen ins Waſſer giengen, ein heftiges Purgiren. Vom Nutzen des *Lichen pyxidatus* im Reichhuſten — faſt wie die andern franzöſiſchen Beobachtungen — zu cavaliermäßig.

Josephi Iacobi Plenk, Chirurgiae Doctoris — Doctrina de Morbis Venereis. Viennae, apud Graeffer. 1779.

Joseph Jacob Plenks, u. s. w. Lehre von den venerischen Krankheiten aus dem Lateinischen übersetzt von E. von Wasserberg. Wien, bey Gräffer. 1780.

Wir nehmen hier Original und Uebersetzung zusammen. In der Vorrede handelt der Verfasser von dem Verderben, welches die venerische Seuche anrichtet. Von dem Nutzen des innerlich gebrauchten Gummiqueckſilbers, den er seit seiner dreyzehnjährigen Erfahrung bemerkt, und von den Vortheilen der äusserlich gebrauchten wässerigten Auflosung des ätzenden Queckſilbersublimats. Er glaubt auch, daß die venerische Krankheit viele Aehnlichkeit mit dem amerikanischen Jaws habe, und nur die Verschiedenheit zwischen ihnen, dem verschiedenen Klima zuzuschreiben sey. Für sauer hält er das venerische Gift nicht, sonst würde der Queckſilbersublimat, der mit so viel Säure versehen, die Seuche nicht heilen. Mit dem Gebrauch des Queckſilbers muß man, wenn der Kranke daſſelbe nicht mehr so gut verträgt, nicht fortfahren. Sehr selten ist bey dem Tripper ein Geschwür in der Harnröhre. Das Trippergift ist von dem venerischen nicht verschieden. Den Herrn Tode widerlegt er dadurch, daß weil das Trippergift sich leicht aus der Harnröhre und Mutterscheide heraus treiben lasse, es auch ohne Queckſilber geheilt werden könne. Er könne aber auch versichern, viele Tripper und weisse Flüsse durch Queckſilbereinsprützungen geheilt zu haben. Nicht venerische Tripper hat er von einem Harnblasenstein bemerkt, wo der Ausfluß auch zuweilen wehthliebe. Venerischer Krebs. Ein zwey und dreyßigjähriger Mann, der anstatt der Eichel und Vorhaut, einen zwo Fäuſten groſen venerischen Schwamm hatte, wurde durch das Abbinden vollkommen geheilt. Gegen H. Drase, der behauptet, daß die Feigwarzen durch wiederholte Speichelflüsse, entweder gar nicht gehoben, oder doch nicht gründlich geheilt würden, wendet er ein, daß er wohl hundertmal eine Menge Feigwarzen, nach seiner Methode, in drey bis vier Wochen weggeschafft habe. Ein schwangers Mädchen wurde in sein Krankenhaus gebracht, dessen Afteröffnung von einem Gewächse, welches an Größe einem Kindeskopf gleich kam,

kam, und ganz aus sechs Zollen und darüber langen Feigwarzen bestunde, so sehr umgeben war, daß der Stuhlgang dadurch ganz unmöglich gemacht wurde. Die Kranke bekam auch den Tag und die Nacht öfters Zuckungen. Aus dieser Ursache schnitte er den ganzen, der größten Blumenkohlrose ähnlichen Auswuchs mit der Scheer vor der Afteröffnung weg; der Blutfluß war eben nicht groß, die Zuckungen blieben nach der Operation weg; durch den innerlichen Gebrauch des Queckſilbers schien sie endlich ganz geheilt zu werden. Bald darauf bekam sie aber eine Herbſtruhr, die epidemiſch regierte, gebahr, wurde nach der Geburt schlafſüchtig, und ſtarb. Ein krebsartiges, ſchon durch ſieben Monate dauerndes, beyde Schaamreichen einnehmendes, und an der rechten Seite, bis zum Mittelfleiſch laufendes Geſchwüre, hat er durch den Gebrauch des Gummiqueckſilbers, einer guten Koſt, und einer Auflöſung von vier Granen Sublimat in einer Unze Waſſer mit eben ſo viel Honig in Zeit von ſechs Wochen vollkommen geheilt. Veneriſche Knochenbeulen ſind durch den Gebrauch des Abſudes der Bitterzußſtengel, und des Gummiqueckſilbers vertrieben worden. Wenn ſchwangere die Luſtſeuche haben, ſo reicht er den Gebrauch des Gummiqueckſilbers an, verwirft aber die ſcharfe Queckſilberarzneyen. Bey einem adelichen Frauenzimmer, das von einer veneriſchen Amme geſtillt worden, hat er im dreyzehenden Jahr, die Wirkungen des veneriſchen Giftes, nämlich einen Frauenzimmertripper bephachtet. Durch des Herrn Peyrilhe Mittel, nämlich das flüchtige Laugenſalz, welches zur Heilung der Luſtſeuche angerühmt wird, hat er einmal böſe Wirkungen entſtehen ſehen. Formeln von Medicamenten beſchließen das Werk.

Ek.

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Naamah, ein Schauſpiel, in dem Geiſter erſcheinen. Dialogiſirte Scenen aus der Vorwelt. Leipzig, bey Weygand. 1780. 10 Bogen. 8.

Wenn Leſſing im Nathan uns ein Muſter gegeben hat, wie man hohe, wichtige, religiöſe Wahrheiten durch dramatiſches

tische Bearbeitung (obgleich auch eben nicht bestimmt aufgeführt zu werden) so höchst interessant darstellen kann; so that das Lessing, und schwerlich wird ein Nachahmer ihn auf dem Wege erreichen. Man betrachte Nathan den Weisen auch nur als theatralisches Produkt, wer wird ihm da dramatischen Werth absprechen, wer darinn den feinen philosophischen Kopf, ein warmes Herz, Kunst- und Dichtergefühl miskennen? Gegenwärtiges Stück aber hat, als Schauspiel betrachtet, gar keinen Werth. Die Söhne Chams haben freylich Verschiedenheiten in ihren Charakteren und Meynungen; aber diese Verschiedenheiten zeigen sich fast immer nur in langen Raisonnements über die Gegenstände, welche sie verhandeln, als über das Eigenthumsrecht, die Ehre u. s. f. Nimrods Charakter ist der einzige, etwas besser bearbeitete. Da ist aber nicht Handlung, nicht Lebhaftigkeit im Dialog, und das Ganze hätte eben so gut können in einigen Paragraphen oder Kapiteln vorgetragen werden. Was übrigens den Inhalt des Stücks betrifft; so wäre auch darauf, auf die darinn vorgetragenen Sätze viel zu sagen. Der Verf. entwickelt diese kürzlich in der Vorrede. Er eifert gegen Despotismus, behauptet, daß Wissenschaften und Aufklärung oft die sittliche und häusliche Glückseligkeit der Menschen stöhren. In diesem Betrachte scheint das bestrafte Liebesverständniß der Naamah mit dem Seraph hineingeflochten zu seyn, welches übrigens etwas empörendes hat. Ferner redet er den Mysterien das Wort, glaubt, daß dadurch und durch die egyptische Weisheit die christliche Religion ihre wahre Kraft bekommen habe, versteht vermuthlich selbst nicht, was er da sagt, will die Religion, wie billig, nicht zum Werkzeuge des Despotismus gemacht wissen, glaubt, daß der Weise Herr über sein eigenes Leben, aber der Staat nicht Herr über das Leben der Bürger sey, und was dergleichen Sätze mehr sind, welche zu zergliedern hier der Ort nicht ist, und über welche man schon viel besser und tiefer gedachtes in andern Büchern findet.

G.

Kinderkomödien nach Löper und Schink. Wien, bey Gerold. 1781. 8 Bogen 8.

Die Stücke werden auch einzeln verkauft. Der Haupttitel ist mit einem Kupferstiche geziert, welches in dem Geschmacke

schmacke gearbeitet ist, wie dasjenige, welches man vor weiland dem Grafen von Rivera findet. In einer Vorrede wird von den Riesenschritten gesprochen, welche die Kunst in Wien gemacht haben soll, und überhaupt der Zustand der deutschen Literatur daselbst so sehr gelobt, daß sogar der Wienerische Dialekt zum Muster dargestellt wird. Dann kommen die Stücke selbst, und zwar zuerst ein Trauerspiel von Löper, wiederum von einer Vorrede begleitet, in welcher sehr viel herausomirt, unter andern, wenn von Erziehungsschriften geredet ist, gesagt wird: „Basedow und andre, die nicht verdienen genannt zu werden.“ Das Stück selbst ist deswegen ein Trauerspiel, weil ein Knabe seiner Schwester, als sie allein gelassen sind, aus Scherz zeigen will, wie man Ader läßt, und darüber so ernstlich Ader läßt, daß das Mädgen bald davon gestorben wäre, wenn nicht die dazu kommenden Eltern und der Herr Regimentsfeldscheerer alles wieder in Ordnung gebracht hätten. Uebrigens ist das Stück weder unterhaltend noch unterrichtend. Der Vater läßt seinem zehnjährigen Mädgen merken, daß wenn sie einst schwanger werden sollte, sie nicht versäumen müsse, Ader zu lassen. Als das Unglück geschehen ist, kennt er seine Kinder so wenig, daß er anfangs glaubt, der Junge habe es aus Bosheit gethan. Dazu kann Herr Löper nicht einmal deutsch schreiben. Er setzt: „Ihnen lernen lassen“ „Ich bitte Ihnen“ „ihm fest halten“ „ich bitte ihr um Verzeyhung“ „dem Papa sein Fris seur“ u. s. f. Shakespear in der Klemme von Schink enthält eine ganz artige Idee zu einem Vorspiele zu Hamlet. Unbedeutend ist das letzte Stück: das Pfand, in reimlosen Versen, auch von Schink.

Yr.

5. Weltweisheit.

Versuch einer allgemeinen Abhandlung von der Beschaffenheit und Anwendung der Erholungen, nach moralischen Grundsätzen entworfen, von Joh. Moritz Heinrich Gericke, B. R. Licent. Hamburg, 1778. 112 Seiten, 8.

Eine Gelegenheitsschrift, die der Verf. nutzunbekannt sich verpflichtet achtete, nachdem er bey Wiederbesetzung des Professorats der Moral am Hamburgischen Gymnasium, nach Ableben des sel. Wunderlichs, mit auf die Wahl gekommen, um für diese unschätzbare Gewogenheit des Scholarchalkollegiums seinen öffentlichen Dank abzustatten. In der Einleitung beweißt er, daß jedes Uebermaaß in Anstrengung der Kräfte schade, und Ruhe und Erholung die ersten Mittel der Selbsterhaltung sind; hierauf theilet er die Erholungen in natürliche und künstliche; zu jenen rechnet er alle Veränderungen in unserer Wirksamkeit, die mit einem Nachlassen der Kräfte verbunden sind, oder den eigentlichen Ruhestand; zu diesen, diejenigen Veränderungen, die mit einem Nachlassen angestrengter, und dagegen mit einer leichten und angenehmen Anwendung bisher ruhender Kräfte verbunden sind, als das Reiten, alle Arten der Spiele, alle Erfindungen überhaupt, deren Nutzen in leichter Uebung der Kräfte oder im Vergnügen besteht. In Absicht der Anwendung der Erholungen werden hauptsächlich folgende Fragen untersucht: 1) Müssen alle Menschen Erholungen haben? Antwort. Alle, welche arbeiten; denen aber, die keine bestimmten und anstrengenden Beschäftigungen haben, werden sie abgesprochen. (Wer ist denn aber der Executor dieses richterlichen Ausspruchs? der Müssiggänger genießt de facto doch alles was dem Fleißigen und Arbeitsamen Erholung ist, nur unter einem andern Namen, nämlich des Zeitvertreibes oder des Vergnügens. 2) Welche Erholungen sind zulässig oder unzulässig? Weil die Zahl und Mannigfaltigkeit derselben so groß ist, so sind nur solche zu wählen, die physisch und moralisch gut sind; die einfach und wohlfeil sind; die nicht lange Zeit hinnehmen und nicht sehr zerstreuen. 3) Wie oft soll der Arbeitsame Erholungen gebrauchen, und wie lange darf er sich diese erlauben? Die erste Frage wird aus der Natur und Lebensart der Menschen entschieden; die eine starke Natur haben, brauchen seiner öftern Erholungen, die von einer schwächlichen bedürfen derselben häufiger. Gelehrte haben am öftersten Erholungen nöthig, Ungelehrte weit seltener. Die zwote Frage wird damit beantwortet, daß das Gefühl der gestärkten und wieder hergestellten Kräfte, die Dauer der Erholungen bestimmen müsse. Alle diese Untersuchungen sind mit einer Menge Kautelen versehen, die eben so als die ganze Abhandlung überhaupt beweisen, daß der Verf. über seine Materie ganz fleißig gedacht hat; allein da er beym Allgemeinen stehen bleibt:

[illegible]: so ist [illegible] hier nichts als trockne Theorie ohne praktischen Nutzen und Brauchbarkeit. — Auch werden viele Sätze eben dadurch, daß er sie zu allgemein braucht, schwankend und unbestimmt, und manche Beweise sind auf so willkührliche Gründe gestützt, daß sich eben so leicht das Gegentheil beweisen läßt. Nur ein Paar Beyspiele zur Probe. Wenn der Verf. unter die zulässigen Unterhaltungen die rechnet, welche einfach und wohlfeil sind: so ist der erstere Begriff undeutlich und unbestimmt, und der zweyte blos relativisch. Denn was einem wohlfeil zu seyn dünket, das kommt dem andern vielleicht sehr theuer vor, und so saget dieser Satz hier so viel als nichts. Wenn der Verf. ferner behauptet, daß die Gelehrten am öftersten Erholungen nöthig haben: so könnte man fragen, was für Gelehrte er hier verstehe, denn Gelehrte im Gegensatz von Ungelehrten, was für ein vager Ausdruck! Wie vielerley Gattungen von Menschen, in Ansehung ihres Standes und Berufs, gehören nicht in den gelehrten Plan, sollten denn diese samt und sonders ihre Kräfte geschwinder erschöpfen als so viel andere thätige Menschen, die auf den Namen eines Gelehrten gar keinen Anspruch machen? Hiernächst ist der Beweiß zu dem obigen Satze, daß die Gelehrten am öftersten Erholungen nöthig haben, ganz verunglückt; denn erstlich ist es grund falsch, daß alle Arbeiten des Kopfs angreifender sind als die Arbeiten des Leibes; hier kommt sehr viel auf die Art und Beschaffenheit der Arbeit und auf die Fertigkeit und Uebung des Arbeiters an. Zum andern ist es auch nicht wahr, daß die ganze Beschäftigung eines Gelehrten dem Leibe schädlich ist, denn weder das Denken, noch das Sitzen, Stehen, das Studierzimmer, oder die einförmige Stellung des Leibes sind an sich schädlich; und das Resultat hieraus, daß der Körper der Gelehrten allemal schwächer sey als anderer Menschen, ist gegen die Erfahrung: es giebt Verhältnißweise so viel gesunde und robuste Gelehrte als Künstler, Handwerker, u. s. w. Da übrigens die Materie des Verf. genau mit der verwandt ist, welche Herr Ehlers in seinem Buche von der Sittlichkeit der Vergnügungen abgehandelt hat: so giebt die Zusammenstellung beyder Schriften ein auffallendes Beyspiel, wie sehr dürre Theorie im katheformäßigen Schulton gegen einen präcisen praktischen Unterricht absticht.

O.

Des Erreurs et de la Vérité; ou les hommes rappellés au principe universel de la science: Ouvrage dans le quel, en faisant remarquer aux observateurs l'incertitude de leurs recherches, et leurs mepriſes continuelles, on leur indique la route, qu'ils auroient dû ſuivre: pour acquerir l'evidence phyſique ſur l'origiue du bien, et du mal, ſur l'homme, ſur la nature materielle, la nature immaterielle, et la nature ſacrée; ſur la baſe des Gouvernemens politiques, ſur l'autorité des Souverains, ſur la Iuſtice civile et criminelle, ſur les Sciences, les Langues, et les Arts; par un *Ph.... Inc...* ſeconde Edit. retouchée par le *Fr. Circonſpect;* a Salomopolis, chez Androphile, 1781. 8. pag. 546.

Der Verf. verſpricht keine Sammlung von Muthmaſſungen; ſondern ein nützlicheres Geſchenk: zwar nicht die Wiſſenſchaft ſelbſt, die kein Menſch vom andern erwarten kann; ſondern einen Strahl von ihrem eignen Lichte, um die falſchen Ideen von der Wahrheit und der Art, ſie zu vertheidigen, ſichtbar zu machen. Er hat ſich ernſtlich bemüht, den ſcheußlichen die Wahrheit umhüllenden Schlayer zu zerreißen; hierzu brauchte er mehr, als die gewöhnlichen Hülfsmittel, über die er ſich nicht erklärt, die aber in der Natur ſelbſt liegen ſollen, und welche Einige, vom Urſprunge aller Dinge an, gekannt haben, und kennen werden. Daher habe er die Evidenz und die Ueberzeugung von denen Wahrheiten geſchöpft, deren Unterſuchung die ganze Welt beſchäftigt. Er trage keine neue, von ihm erfundene, Lehre vor, weil ſie ſich auf die menſchliche Natur beziehe, und es ihm unmöglich geweſen wäre eine andere zu gründen. Nach aufmerkſamer Ueberlegung und Einſicht der Verbindung des ganzen Werks, werde der Leſer eingeſtehen, daß es der Schlüſſel aller Allegorien, und geheimnißvollen Fabeln aller Völker, die erſte Quelle alles Unterrichts, das Model der Geſetze des Univerſum's ſey: d. i. daß es der Grund alles deſſen ſey, was exiſtirt und geſchieht; daß daher, außer dieſen

Grund-

Grundsätzen, keine wahre Wissenschaft sey. Daraus werde man die Ursache der Verschiedenheit der Meynungen so mancher Sekten erkennen; und warum sie zu keinen festen Grundsätzen kommen können. Da die Augen eines Jeden nicht für die Wahrheit gemacht sind; so haben daher die wenigen Menschen, bey denen jene Wahrheiten deponirt sind, sich durch die feyerlichsten Verpflichtungen zur Klugheit und Vorsichtigkeit verbunden. Deswegen habe der Verf. auch manches mit einem Schleyer für gemeine Augen verhüllt, so daß er auch zuweilen von ganz andern Dingen zu reden scheine, als er wirklich abhandle. Eben deshalb habe er von der Menge von Sachen nur eine Skizze gegeben, ob er gleich ein großes Gemälde hätte darstellen können: indessen gebe er doch allen, auch den berühmtesten in jeder Wissenschaft, genug zu denken. Indessen um keine Zwistigkeiten zu veranlassen, habe er keine hergebrachte Lehrsätze gerade zu angegriffen. Er habe keine Schriften angezogen, weil er die Bibliotheken wenig besuche; und auch in diesen die Bücher, die er nachschlägt, sich nicht befänden; und Wahrheiten, die sich blos auf Zeugnisse stützten, wären keine Wahrheiten.

Recens. gesteht gern, der Vorbericht, die fast unermeßlichen Versprechungen und das Geheimnißvolle, worinn sich der Verf. einhüllt, haben ihn nicht zum Vortheil von diesen eingenommen. Er glaubt, daß kein Mensch, selbst keine Gesellschaft von Menschen, so alt sie auch immer seyn mag, sich erdreusten dürfe, alle Andere der Irrthümer zu zeihen, und sich allein in den Besitz der Wahrheit zu glauben, wenn sie nicht besondere, ihnen allein geschehene, göttliche Offenbarungen nicht blos vorgeben, (wie hier fast der Fall scheint;) sondern erweisen könne. Indessen wird Recens. alle diese nicht vortheilhaften Eindrücke zu vergessen sich bemühen, um die völlige Wirkung der vorgetragenen Sätze dadurch nicht zu schwächen.

Der Mensch brenne vor Verlangen nach Kenntnissen, sehe die Gründe von keinem Dinge ein, und erdreuste sich doch, sie von allen anzugeben. Er kenne die Hindernisse zwischen der Wissenschaft und ihm nicht; schaffe sich selbst eine Wahrheit, statt die würkliche stillschweigend zu verehren, auf die er fast kein anderes Recht habe, als weil er sich nach ihr sehne, und sie erwarte. Gänzlich entfremdet vom Licht könne er keine Wissenschaft erfinden, die alle seine Zweifel hebe: sie verschwinde bey der einfachsten Untersuchung: und er müsse daher immer

guten Wesen entfernt hat. Wann wir dies auch böse Grundwesen anwenden; so muß es, weil es sich dem Willen des Guten widersetzt, und aller Orten Bitterkeit und Unordnung verbreitet, auch selbst stets elend und unglücklich seyn: es leidet, weil es sich vom guten Wesen entfernt hat. (Hier fehlt der leicht zu führende Beweis, daß das böse Wesen nicht selbstständig seyn, also ursprünglich vom guten Wesen entstanden seyn müsse.) Seine Leiden sind also eine Strafe, daß es sich freywillig dem Gesetze entzogen hat, das seine Glückseligkeit würde unvergänglich gemacht haben. Hätte es sich, nach seiner übel angewandten Freyheit vom guten Wesen nicht entfernt, so würde das Böse noch geboren werden müssen. (Dieser auf ein böses Wesen zurückgeschobene Ursprung des Bösen (eine der ältesten theologischen Hypothesen) lößt die Hauptfrage nicht ganz: denn warum wurde dieses Wesen böse? — und diese Frage läßt sich durch die nothwendige Einschränkung jedes Geschaffenen, und den dabey möglichen Mißbrauch der Freyheit heben.) Der Wille regiert die Freyheit: sie äußert sich dadurch, daß man sich durch sich selbst, in den vorgeschriebenen Gesetzen, der Hindernisse ungeachtet, erhalte. Diese Freyheit kann der Mensch alle Augenblicke schwächen; und daher ist das ganze Geschlecht jetzt weniger frey als ehemals: indessen widerlegt dies die Freyheit überhaupt nicht; die Ketten des Sclaven beweisen den vorigen Besitz, und den noch nicht aufgegebenen Anspruch auf dieselbe. Der nicht ganz freye Mensch kann sich doch noch immer dem Guten mehr oder weniger nähern. Der Mensch könne auch ohne Bewegungsgründe wollen: (vermuthlich will der Verf. sagen, ohne äußere: denn der Wille ohne Gründe sich entschlüssen; so hätten auch Vorstellungen, Belohnungen und Strafen keinen Einfluß auf ihn.) Indessen suche der Weise die Ursachen des Wollens nicht auf, weil dieser Gegenstand mit zu dicken Finsternissen umhüllt, und die Untersuchung über unsere Sphäre, und unfruchtbar sey. (Vermuthlich sind dergleichen Untersuchungen nicht; aber sie sind mit aller Behutsamkeit, und Vermeidung blosser verwirrender Spitzfindigkeiten anzustellen. Frey ist man, weil man thut, was man will; man will, was man für überwiegend gut hält: man hält das für gut, worinn der Verstand die mehrsten Vollkommenheiten zeigt. Dies kann jeder Verstand einsehen.) — Das böse gedachte Wesen, die Quelle alles Uebels, war vorher gut, ohne Gott gleich zu seyn: es war sein Geschöpf, und hatte sein Daseyn von ihm, aber auch das Vermögen, sich

gänzlich zu entfernen. Durch diese Entfernung, die lange Fortdauer derselben, die Festigkeit, Jenen entgegen zu handeln, die alle seine Kräfte verschlimmert, wird es ihm unmöglich zurück zu kehren. — — Das gegenwärtige Leben des Menschen ist ein fast ununterbrochenes Leiden: eine Zeit der Strafe und Büssung: es muß also ein anderer viel vorzüglicherer Zustand vorher gegangen seyn; denn jedes Leiden ist eine Anzeige des ehemals besessenen Guten. (Die Voraussetzung ist zu willkührlich: unpartheyisch berechnet, haben die Leiden nicht das Uebergewicht. Gott kann ja den Menschen zum künftigen Leben hier erziehen, wie das Kind zum Manne erzogen wird.) Er genoß einer innigen Kenntniß, und der beständigen Gegenwart des guten Wesens; und die Quelle seines jetzigen Elends ist die freywillige Entfernung von demselben, in einem vorhergegangenen Zustande — Allegorische Beschreibung des ursprünglichen Zustandes des Menschen, und seines Falles. Er habe sich verirrt, weil er von 4 nach 9 gegangen sey, und er werde sich nie wieder zurecht finden, als wenn er von 9 nach 4 geht. Dieses fürchterliche Gesetz sey doch nichts gegen das Gesetz der Zahl 56, weil man nicht nach 64 kommen könne, ehe man es, nach seiner ganzen Strenge überstanden habe. — Das Verbrechen des bösen Wesen und das seinige, wären von ganz verschiedener Natur: daher könne er sich mit der Gerechtigkeit versöhnen, und von Zeit zu Zeit derselben Vergnügen genießen, als wenn er von ihr nicht getrennt wäre. Die ganze Strafe beyder bestehe in der, beim Gerichte nach verschiedenen Verhältnissen der Liebe Gottes: eine viel würdigere Idee, als die gewöhnliche der physischen ewigen Strafen. — Der Körper ist die zeitliche Strafe, die sich der Mensch durch sein Verbrechen zugezogen hat; zugleich aber auch der Canal, durch welchen er Kenntnisse und Wahrheiten schöpft. Dies veranlaßte das System der Materialisten: Gefahr desselben; unmöglich könne der Mensch ganz sinnlich seyn, weil er sich den sinnlichen Empfindungen ganz zuwider entschließen könne. Das Thier habe auch ein thätiges Wesen in sich; aber es nehme blos sinnliche Eindrücke an. Selbst das vegetabilische und mineralische Reich habe zu seinem Wachsthum und Fortpflanzung ein thätiges angebornes Wesen in sich, das aber keiner sinnlichen Empfindung fähig sey. — Die guten Gedanken kommen vom guten, die bösen vom bösen Wesen. (Sonderbarer Tollkraft die Docenaimonotheologen imgnen das böse Wesen (den Satan) ganz: die feinen ähnliche Philosophen wollen ihm mehr Kraft einräumen wissen,

müssen, als die Orthodoxie fürt fodert!) Der Mensch [illegible] verhüten, die einen sowohl als die andern Einflüsse durch seine Sinnen zu empfinden: Aber der ihm ehemals eigene Wille zum Guten ist ihm noch geblieben: daher hat er von seiner Wahl Rechenschaft abzulegen.

2. Man muß alles Uebel dem bösen Willen derjenigen Wesen, die Freyheit haben, zuschreiben. Das Leiden der Thiere macht einen Einwurf; allein sie leiden blos physikalisch, ohne zu wissen, daß sie glücklicher seyn könnten. Indessen, warum leiden sie? Wer konnte einen Theil davon dem Falle der Menschen zuschreiben: aber jetzt sey der Grund hinlänglich, weil „die Erde sich nicht mehr in ihrem jungfräulichen Zustande befindet.“ — Bey den Untersuchungen der Natur, betrachtet man die Naturdinge als materiel, und vergißt zu oft ihr wirkliches unsichtbares Principium; beyder Kenntniß muß man mit einander verbinden. — Die Materie ist nicht ins Unendliche theilbar; auch verneinendes Principium der Materie. — Keine ausgedehnte Substanz ist ihrer erzeugenden Kraft gleich; also auch nicht die Materie; diese kann daher nicht ewig, sie kann veränderlich seyn; aber nicht ihr Principium. Der Mensch ist zwar auch hervorgebracht; aber von der Einheit; daher ist er auch unzerstörlich. Die Materie ist hingegen von einem zweyten, dem ersten untergeordneten Principium hervorgebracht; daher hängt dieser ihr Daseyn von Andern ab. Deshalb kann der Urheber der Dinge zwar mehrere Welten auf einander folgen lassen, aber keine ewig machen. — Die Ueberreste der zerstörten Körper können keine neue bilden. Denn die allgemeinen Principien der Materie sind einfache Wesen, jedes ist eine Einheit: die Wirkung einer jeden Einheit ist einfach, und kann nur einen Zweck zu erfüllen haben; so bald dieser erfüllet ist, geht sie in ihre ursprüngliche Quelle zurück. Neue Erzeugungen müssen daher neue Principien haben. (Versteht der Verf. hierunter, wie die Folge es zu verlangen scheint, daß z. B. keine Pflanze blos durch die Zusammenfügungen der zerstörten Theile einer andern Pflanze sich bilden könne; so geben wir ihm völlig recht.) Jeder Körper entsteht von einem Samen, in dem alle ihre künftigen Eigenschaften wie eingeschlossen sind; jener wird durch eine äußere feurige Ursache in Bewegung gesetzt, deren zerstörende Kraft durch die zugeführte Nahrung gemäßigt wird. Man kann das Universum daher, als eine Zusammenhäufung einer unendlichen Menge von Saamenkörnern

ansehen,

müssen, von denen jedes die ihm zukommenden Eigenschaften in sich hat, die von äußern Ursachen belebt werden müssen. Die zerstörten Körper werden also nur als Nahrungsmittel zu der Entstehung der nächstfolgenden etwas beytragen. — Bey Streitung der Entwickelung (mehrentheils bloßer Wortstreit bey des Verf. eigener Meynung:) in diesem Falle hätte der Urheber der Dinge nichts mehr zu thun. (Die Art, wie das höchste Wesen auf die Erhaltung der Natur fortwirkt, ist für uns zu unbegreiflich, und liegt so völlig außer der Sphäre unserer Kenntnisse, daß wir daraus keine Gründe zur Bestreitung eines Satzes nehmen können.)

3. Aus der irrigen Verwechselung der Materie mit dem Principium derselben erzeugte sich der Irrthum, daß es nicht nöthig sey, daß ein verständiges Wesen über sie wache, und sie ordne. Da in der Natur keine Wirkung ohne Gegenwirkung seyn kann: und umgekehrt, keine Gegenwirkung ohne Wirkung erfolgt, so ist unmöglich, daß dieser Anfang der Bewegung in der Materie selbst liege, ein verständiges Wesen muß also die erste Wirkung auf die Materie bewerkstelligt haben. (Lichtvoller und fühlbarer, mögte ich sagen, ist der Beweis eines solchen Wesens aus dem kunstvollen Bau der organisirten Körper, und der immerwährenden Wiedererstehung ihnen ähnlicher Körper aus ihrem Samen.) Wir finden allerorten im Charakter und den Gesetzen der Weisheit, die alles erhält, und ordnet. Die oft bemerklichen Unordnungen und Verunstaltungen in der Natur kann man dem Urheber der Vollkommenheit nicht zuschreiben, der nicht wollen kann, sich selber arbeiten müsse; sondern sie rühren von dem entgegengesetzten bösen Wesen her. (Unsere Kurzsichtigkeit, nach der wir unsere Blicke oft nur auf einen kleinen Punkt unserer Erde heften, ist der Grund, daß wir Böses in der Natur zu finden glauben. Bey einem höhern Standpunkte, den wir zu erreichen suchen, schwindet es, und löst sich, (nach einem Jerusalem, und ähnlichen wahren Weltweisen) in Ordnung und Vollkommenheit auf. Thätigen Einfluß eines bösen Wesens in die physische Natur, selbst in den Menschen, scheint Vernunft und Offenbarung gleich stark zu verneinen. Wesentliche Einschränkung alles Geschaffenen, und von unserm Blicke unerreichte, allgemeine Ordnung veranlaßt unser Urtheil von Bösen in der Natur.) — — Es gebe nur 3 Elemente: die Luft sey keins, denn alles in der Welt sey gedrittet; warum nicht die Elemente? Beständen die Körper aus

aus

aus 4 Elementen; so würde die Welt ewig seyn: da jene eins aus 3 Elementen bestehen; so haben sie keine dauernde Existenz (bedarf es hier Anmerkungen?) „Niemand verehret das Geheimere mehr als ich: ohne dasselbe sähe, und erkennte der Mensch nichts; es ist von Ewigkeit gewesen, und wird ewig seyn. Ich weiß, es sind drey eins: aber es kann nicht Eins in Dreyen seyn, ohne daß es dem Tode unterworfen sey." Das heilige Geheimere ist vom Geheimeren der sinnlichen und zeitlichen Dinge zu unterscheiden, daß dieses nicht ohne jenes bestehen kann.) — Die Luft ist kein Element; indessen steckt in ihr ein viel subtileres Principium, als die groben irdischen Elemente der Körper: es ist ein Produkt des Feuers, aber nicht unsers materiellen Feuers das wir kennen; sondern desjenigen, das das Feuer, und alle sichtlichen Dinge hervorgebracht hat. Die Luft ist unentbehrlich für alle elementarischen Körper; allein sie besteht nicht länger, als sie, und ist nicht ewig. (Diese Physik der Luft wird wohl auf keinen Beyfall rechnen können, wenn ihr auch nicht alle Beweise fehlen.) Die Luft theilt den körperlichen Wesen die Kräfte und Eigenschaften des Feuers mit, welches sie gebildet hat: durch sie werden sie in ihrem Daseyn erhalten. Allein wenn die Körper nicht mehr alle, ihnen eigne, Kräfte besitzen; so werden sie durch sie zerstört. — Der menschliche Körper besteht gleichfalls aus 3 Theilen, Kopf, Brust und Unterleib. Der letzte gehört wegen der Zeugungstheile, zum mercuriellen Elemente; die Brust, wegen des Herzens, dieses Principiums des Lebens, zum schwefelichten: das Gehirn, wegen des Ursprungs aller Empfindung, zum salzigten Element, weil das Salz alles fühlbar macht. (Geist des Jahrhunderts! wie tief dringst du in das Innre der Dinge!) Das Wasser und Feuer, durch ihren wechselseitigen Streit erhalten und beleben die ganze Natur; sie bewirken aber eines Vereinigens; dies ist das mercurielle Principium. Wenn hergegen jene beyden, ohne das luftige Quecksilber, auf einander unmittelbar wirken; so verursachen sie die gröbste Unordnung in einer solchen Substanz. Wenn z. B. die salzigten und schwefelichten Ausdünstungen von der Erde in die Höhe steigen; so zieht sie das luftige, sehr theilbare Quecksilber an sich, und umwickelt sie; und so entstehen die Wolken. Die äußere Hitze zertheilt die Quecksilberhülle, dringt in das Innre, entzündet den Schwefel, der mit Gewalt die Salztheile von sich stößt; und so erfolgt der Donner. (Welche herrliche Gutchenbergische Physik!) Das Regenwasser ist vorzüglich vor andern

einem Menschen, weil es mehr, und feinere Qualitäten enthält, als Farbe, Geschmack, Geruch, Schall! der Magnetismus! die Elektricität hangen vom Salze ab. — In allen körperlichen und empfindlichen Substanzen hat das thätige Wesen seinen Sitz im Blute: so ist es auch bey dem Menschen in Rücksicht seines körperlichen Lebens: ein verständiges Wesen, als ein immaterielles, kann nur mit einem andern immateriellen verbunden seyn; und dies ist das immaterielle körperliche Principium des Menschen, welches von jenem zwar beherrscht wird; allein es ist doch der Grund aller Leiden, Unruhen, und der schrecklichen Dunkelheit, die so viele Irrthümer veranlaßt. — Die ganze Natur wird von einem thätigen, verständigen, Gott untergeordneten Wesen regiert, welches einige Menschen physisch gekannt haben, und alle kennen lernen würden, wenn sie ihr Vertrauen auf dasselbe setzten, und ihren Willen reinigten! — — Das böse Wesen dient nur, um die Stärke und Macht des Guten zu zeigen, welches alle Anstrengungen von jenem nicht erschüttern können.

4. Alle Menschen stimmen darinn überein, ein höchstes Wesen zu erkennen, und zu ihm zu beten: aber die Arten ihrer Religion sind höchst verschieden: die Ursach ist, weil sie dieses verständige, thätige und obere Wesen, das ihre sinnlichen und geistigen Fähigkeiten im Gleichgewichte erhalten sollte, aus den Augen gesetzt haben: hieraus entstand die tiefste Unwissenheit; und der Mensch war nur zufrieden, wenn er nur auf irgend eine Art seine Ehrfurcht bezeigte. Hieraus entsprangen die falschen Religionen: und selbst die Verunstaltung derjenigen, welcher die ganze Erde hätte folgen sollen: — falscher Religionseifer. — Es muß also jenes thätige und verständige Wesen die Idee eines höchsten Wesens im Menschen vervollkommnen, und seine Begierde, ihn zu verehren, recht leiten: und dieses würde alsdann die einzige richtige Verehrung seyn. Man frage nicht, in welcher Religion sie sich jetzt befindet: der Dienst ist der richtige, welchen jenes thätige und verständige Wesen einrichtet: und umgekehrt. Deshalb muß der Mensch gewiß seyn, daß dieses jenem billiget: es muß dem Verstande und den Augen des Menschen selbst die Zeugnisse seines Beyfalls darbieten, und der Mensch muß sich darinn nicht selbst betrügen können. Weil es alle Kräfte des Menschen zu lenken bestimmt ist, muß es eben dies noch eher bey seinen Handlungen thun: die wichtigste ist die Verehrung Gottes; das thätige und verständige Wesen muß

muß also dieselbe so klar selbst genehmigen, daß selbe bekannt erkannt und sein Beyfall außer allen Zweifel sey. „Ich will meine eigne und persönliche Erfahrung hier nicht anführen, so viel Zuversicht ich für meine Person dafür stehen muß: es war eine Zeit, wo ich diejenigen Wahrheiten nicht geglaubt haben würde, die ich jetzt vergewissern kann.“ (Der Verf. kennt also selbst dieses thätige, verständige Wesen, und diejenigen Gedanken, die man von ihm zu bekommen glaubt, sollen also der heil. Schrift vorzuziehen, und dies sollte nicht Schwärmerey seyn? oder ist Thür und Thor offnen!) Man solle die Geheimnisse für verschleyerte, aber nicht für undurchdringliche Wahrheiten ausgeben. — Man könne eine Religion nicht durch ihre Moral erweisen. — — Das immaterielle Principium der Materie kann nicht denken. — Umständliche allegorische Vorstellung der ersten Religion, (deren Allegorie vermuthlich Wenige mit Recens. entwickeln werden können oder wollen. —)

5. Die Vereinigung der Menschen in politische Gesellschaften hängt weder von der Schwäche des einen, oder der Tyranney des andern stärkern Theils ab: noch von der freywilligen Unterwerfung aller an Einen: diese ist nicht wahrscheinlich und ohne Beweis in der Geschichte: auch hat kein Mensch das Recht dazu, sich so zu unterwerfen; denn das thätige und verständige Wesen kann es nicht billigen: es muß der einzige Wegweiser für ihn seyn; und es kann ihn auch erhalten, ohne den Beystand anderer nöthig zu haben: er kann also an einen andern Menschen das Recht, ihn zu regieren nicht übertragen. — Im seinem ersten Zustande würde der Mensch nicht nöthig gehabt haben, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten, jetzt bedarf er der Gesellschaft, besonders in seiner Kindheit und im hohen Alter. Die eigentliche Herrschaft Einiger über die übrigen gründet sich darauf, daß jene sich würksam bemühen, ihren ersten Zustande sich bessern wieder zu nähern, und alle Hindernisse zu überwinden. Dadurch werden sie Vorzüge, Kenntnisse, und Gaben vor den Uebrigen bekommen, so daß diese ihrer bedürfen. Auch müssen sie aus Pflicht sich eben derselben bemeistern, und ihnen ihre Freyheit, deren sie sich nicht zum allgemeinen Besten bedienen können, benehmen. Da diese Beherrscher wissen, daß sie nur in so fern glücklich sind, als sie tugendhaft sind, so werden sie mit allen Kräften ihre Unterthanen glücklich zu machen suchen. Eben das Licht, das sie erleuchtet, wird ihnen auch erhöhte Kenntnisse über jeden Zweig ihrer Regierungskunst geben.

ſen. — Alle dieſe Vorzüge ſetzen wie ſtillſchweigend auch bey unſern jetzigen Königen voraus. — Aber findet man denn jetzt noch auf der Erde ſolche Könige, ſolche Regierungen? „Ich bitte meines Gleichen (mes semblables) überzeugt zu ſeyn, daß dies kein Werk der Einbildungskraft iſt; daß zu jeder Zeit im Verborgenen wahre Oberherren und rechtmäßige Regierungen geweſen ſind; daß dergleichen noch jetzt ſind, und beſtändig ſeyn werden, weil es zur allgemeinen Ordnung, und zum groſſen Werke (grand oeuvre) gehört, daß etwas ganz anders iſt, als der Stein der Weiſen.“ Alle jetzige Regierungsarten haben groſſe Fehler: dem ohnerachtet muß jeder Unterthan die ſchuldige Achtung und Unterwerfung gegen ſie beobachten, ſollten ſie auch ſelbſt ſehr verderbt ſeyn. — Beweiſe, daß die Regierungsarten nicht die richtigen ſind, weil ſie vergänglich — weil ſie ſo ſehr von einander verſchieden ſind, das wahre Principium aber eins und unveränderlich iſt — weil ſie ſich unter einander haſſen. — Die Herrſchaft eines Einzigen iſt weit natürlicher, und einfacher, als die unter Viele vertheilte — Gegenſtände der Regierungen: das öffentliche Staats- und das bürgerliche Recht. — Sorge für die öffentliche Sicherheit; vom Kriege, der Polizey, und dem Criminalrechte. Es ſey ungerecht, ein Volk, durch Vertauſchung von ſeinem Pflichteyde zu entbinden: noch mehr ein fremdes friedfertiges Volk ſich durch Gewalt zu unterwerfen. — Ungerechtigkeit der Preſcription — der Ehescheidungen, ohne Ehebruch — üble phyſiſche Folgen des letzten: man könne in den verſchiedenen urſprünglichen Ehebrüchen die Quelle der am Körper und Geiſte ausgearteten Völker, der ſeltſam gebaueten Nationen, der monſtröſen und übelgefärbten Menſchen finden. — Der Menſch übt die Todesſtrafen nur im Namen, und eigentlich durch die Leitung des thätigen und verſtändigen Weſens aus. — Groſſe Fehler in der peinlichen Rechtsgelehrſamkeit. — Die Strafen ſind zu ſehr gleichförmig, da jedes Verbrechen vom andern unendlich verſchieden iſt — Abſcheulichkeit und Unzulänglichkeit der Torturen. — Man müßte, dem innern Werthe nach, auch geiſtige Verbrechen ſtrafen; z. B. die Lehrer des Materialismus, und der verderbten Moral, die alle Empfindung der Ordnung und des Guten auszurotten ſuchten. Wenn man ſich der Leitung des thätigen und verſtändigen Weſens ganz überließe; ſo würde man in der Austheilung der Strafen nicht irren. Eben durch jenes würden die Könige das ihnen zukommende Privilegium erhalten, Krankheiten zu heilen; denn daſſelbe umfaßt alle

Wiſſen-

Wissenschaften und Kenntnisse, und welch, wenn, und welche Elemente in Unordnung sind. — Allgemeine Regel der Medicin, zu vereinigen was getheilt ist, und zu theilen, was vereinigt ist. Fehler, daß die Aerzte nicht das Verhältniß der Theile und ihrer Reaction, gehörig kennen. — Es giebt nur drey Krankheiten, so wie drey Elemente: die eine befällt das Blut, die andre die Knochen, die dritte das Fleisch: dieses wird durch das Salz, das Blut durch den Schwefel, die Knochen durch das Queckſilber wieder hergestellt. — Nachtheil der flüchtigen Arzneyen. — (Seht, Aerzte, was Euch noch zu lernen, übrig ist!)

6. Die Mathematik ist die erste der Wissenschaften: aber sie hat, wie sie gewöhnlich behandelt wird, ihre großen Fehler. Maaß der Flächen, des Cirkels; — zwey Arten der Linien — Zahl von jeder Art der Linien; die grade heißt 4, die krumme 9. — Berechnung des Unendlichen — vom willkürlichen und wahren Maaße — von der Bewegung: doppelte Bewegung — immaterielle Bewegung — eigentlich gebe es gar keine gerade Linie — Unmöglichkeit der Quadratur des Cirkels und der Länge. — Ob sich die Erde bewege? — Verhältniß zwischen der Erde, und dem menschlichen Körper. — Es giebt keine andern körperliche Welten, als die uns sichtbare: sonst würde der Mensch als ein verständiges Wesen, Kenntniß davon haben. — Ueber die Zahl 9 und 4 — über die Quadratwurzel — vom geistigen Quadrat — Maaß der Zeit — Revolutionen in der Natur — der Anfang der Erde war im Herbst, und das Ende wird im Sommer seyn. — Von den Seiten des Quadrats (mehr besondere Sätze, als man unter diesem Titel erwarten kann: überhaupt verweißt der Recens. diejenigen Mathematiker und Physiker, denen das Vorhergehende Lust gemacht haben möchte, sich weiter mit dem Verf. bekannt zu machen, auf das Buch: da sich dergleichen Materien nicht in die Enge ziehen lassen.)

7. Von den Sprachen: es müsse eigentlich nur eine einzige seyn: denn vor jeder sinnlichen Sprache geht eine innere, stumme, vorher, und ist gleichsam die Mutter von jener; sie ist nichts anders, als die Stimme und der Ausdruck des äußern, thätigen und verständigen Wesens: sie müßte also bey Allen gleichförmig seyn: und die Verschiedenheit der sinnlichen Sprache ist eine Folge der Abweichung von jenem Wesen. Indessen hat doch vom Anfange der Welt eine solche allgemeine Sprache bis jetzt existirt, und wird beständig fortdauren: einige unter allen

allen Nationen haben sie immer verstanden: hiedurch haben sich die wahren Gesetzgeber unterrichtet, und die großen Generale haben durch sie Schlachten gewonnen; sie würde den Schlüssel zu allen Rechnungsarten geben, den Bau und die Zerlegung der Dinge, und die jungfräuliche Erde, kennen lernen — von der Grammatik — vom Verbum und den übrigen Theilen der Sprache — von den verschiedenen Arten der Schriften, zu belehren oder das Herz zu lenken — von der Poesie, dem besten Bilde der allgemeinen Sprache — von dieser in den Schriftzügen, die unzählbar sind — von der Mahlerey — Misbrauch derselben; vorzüglich höhere und unsichtbare Wesen abzubilden — von der Musik; vom vollkommenen Accord: von Dissonanzen und Consonanzen: vom Diapazon; der Septime, von der Sekunde: vom Tact — Eigenschaften der allgemeinen Chiffre; des Quadrats — Schlüssel von jenem; es ist das verständige thätige Wesen, das alle Liebe und Ehrfurcht verdient, und unter dem er allen Umständen nach Christum zu verstehen scheint — Schluß des Ganzen, in kurzer Uebersicht der Hauptsätze.

Dies ist nun das System, das das Wichtigste und Zuverläßigste aller menschlichen Kenntnisse in sich schließt, und unter uns, und unsern Nachbarn nicht wenig Aufsehen erregt. — Manes's wieder erneuertes System, Gründung aller theologischen und wissenschaftlichen Kenntnisse, auf ein inneres Licht, auf deutlich kenntbare Eingebungen eines höheren Wesens — Erklärungen aller Begebenheiten durch materielle und immaterielle besondere Principien (verborgene Qualitäten:) und durch mystische Zahlen und Allegorien. — Vertausche dagegen wer will, alle seine bisherigen Kenntnisse: mir sind deutliche, auch richtige Erfahrungen, gegründete Einsichten, und eine göttliche geschriebene Offenbarung viel zu theuer! — In mir haben Betrachtungen über dies Buch und ähnliche Schriften traurige Ahndungen einer sich annäherenden Barbarey erweckt. In eben dem, an so manchen Entdeckungen und Aufklärungen reichen Jahrhunderte, erscheinen gegen das Ende desselben Schriften in Menge, die innere schwärmerische Eingebungen zur Quelle aller Wahrheit machen, sie in Allegorien einhüllen. Man predigt mit lauter Stimme Universalarzneyen: man lehrt durch die Chymie Thiere und Pflanzen bilden, läßt aus dem Blute scheußliche Gespenster und Geister erscheinen: behauptet, eben dadurch gegen Schüsse und alle Verwundungen sich fest machen zu können: giebt es als ein chemisches Geheimniß an, das Urin

und Charaktern machen zu können, das von künftigen Dingen, untrügliche deutliche Antworten geben muß: stellt die Sympathie mit der Antipathie, die Wünschelruthe u. dgl. in ihr altes Ansehen wieder her. Sage, lieber Leser, waren dies nicht die Lieblingsgrundsätze der Jahrhunderte, die man vor 2 – 3 Decennien mit dem Namen der finstern barbarischen, mit Recht brandmarkte, und über deren Verschwindung man frohlockte! Irre ich nicht, so ist die Trennung allgemeiner fester philosophischer Grundsätze von der Beschäftigung mit Versuchen über einzelne Gegenstände, der Grund des scheinbaren Verfalls der Wissenschaften. Das übergroße Gewicht, was man einzelnen Beobachtungen und Experimenten giebt, veranlaßt, ohne Philosophie, zur Zweifelsucht, oder Leichtgläubigkeit, weil man nicht alles selbst versuchen kann. Philosophische Raisonnements, ohne eigne Versuche, erzeugen allgemeine Sätze, deren Ungrund der Experimentirer leicht zeigt. Mögte doch Deutschland, das sonst philosophische Deutschland, seines Leibnitzens, Wolfs, Baumgartens, u. a. m. nicht vergessen, und durch eigne fruchtbringende Beobachtungen und Versuche Jener Systeme ergänzen und befestigen; so würde doch, wenn auch seine Nachbaren ihre Kenntnisse, mit Zweifelsucht, Mystik und Aberglauben vertauschten, doch in ihm die wahre Philosophie ihren Sitz behalten!

Vr.

Philosophische Betrachtungen eines Christen über Toleranz in der Religion, zur Grundlage der Vereinigung sämmtlicher christlicher Religionen. Frankfurt und Leipzig. 1780. 8. 164 S.

Konfessionen, würde ich lieber gesagt haben: denn eine christliche Religion giebt es doch im Grunde nur, und in den Hauptpunkten der christlichen Lehre stimmen alle Bekenner des Evangelii zusammen. In dem ersten Abschnitt dieser Betrachtungen, worinn gezeigt wird, „daß in der christlichen „Religion, so lange man in selbiger gegen den Willen ihres „Stifters, in den äusserlichen Gottesdienst einen innern reel„len Werth setzet, die verschiedenen Absonderungen unvermeid„lich sind,„ nimmt der V. Gelegenheit, seine Gedanken über das theoretische und praktische in der Religion, über die innere Beschaffenheit und äusserliche Einkleidung derselben, über das Ver-

Wesen und den Zweck aller Religion, nämlich die innerliche moralische Ausbesserung und Vervollkommung des Menschen, sammt den Mitteln, welche dazu führen, über die Simplicität der Lehre Jesu, und deren nach und nach erfolgte Verunstaltung, über äusserlichen und öffentlichen Gottesdienst, religiöse Gebräuche, Kirchenceremonien, Kirchenzucht und was damit zusammenhängt, dem Publikum zu eröffnen. Das Resultat von allem ist: „Soll die christliche Religion in ihrem wahren Glanz „erscheinen, und (sollen) die in ihr entstandene verschiedene Abtheilungen auf eine dauerhafte Weise mit einander vereiniget „werden, so müssen die zwey Sätze festgestellet werden.

1. „Die Religion Christi läßt sich auf Liebe und Glauben „an Gott, und zwar als einen solchen, so wie er sich durch „Christum geoffenbart hat, und Liebe des Nächsten zurückbringen.

2. „Jeder äusserliche Gottesdienst ist nichts wesentliches, „sondern kann nicht anders, als Mittel zur Erkenntniß und „Ausführung obiger Hauptregeln angesehen werden: nicht weniger muß man selbige nach den verschiedenen Völkern und Perioden abändern können.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Toleranz in der Religion und ihren Gründen. Unter andern rechnet der V. auch zum tolerant seyn, „daß jemand, um in der bürgerlichen Gesellschaft glücklich zu leben, und zum Glück des „Nebenmenschen einen Friedensstifter abzugeben, zu dem, der „andere Religionsbegriffe hat, als er, nie davon reden, und „noch viel weniger selbige bestreiten müsse.„ Zwey verschiedene Religionsverwandte könnten wohl freundschaftliche Unterredungen über Religionsmaterien halten, nur müsse kein Trieb Proselyten zu machen dabey seyn. — Die Gründe, aus dem er jenen Satz behauptet, sind ihm S. 110 folg.: „Weil die meisten aus Vorurtheil für ihre Religion es für eine Art Beleidigung ansähen, wenn man ihnen Zweifel an deren Richtigkeit äusserte, wodurch denn nichts gevortheilt, aber wohl geschadet, den neun und neunzig unter hunderten Bitterkeit, Härte, Rachsucht und Lieblosigkeit hervorgebracht würde — Man machte sie also durch die klärern Begriffe, die man ihnen in der dogmatischen Theologie beibrächte, nicht zu praktisch moralisch bessern, sondern schlechteren Menschen — Man stürzte auch damit die Leute in Zweifelsucht und Wankelmuth, wodurch der Zustand ihres ganzen Lebens leicht traurig werden könnte — Viele-

würden dadurch veranlaßt, wohl die ganze Religion wegzuwerfen, und verderbte sinnliche Menschen zu werden. — Die allerwenigsten Menschen hätten hinreichende Kenntnisse von Gott und Fähigkeit über Religionssachen zu urtheilen — Sie verwirrten mehrentheils eines mit dem andern. Hätte man ihnen nun zu theoretischen Nachforschungen einmal Lust beygebracht, so würden sie mehrentheils Grübler, zuletzt Zweifler, oder wohl gar Schwärmer. — Jemanden Zweifel gegen seine Religion einzuflößen, hieße daher sich ausser Stand setzen, an dem eigentlichen Glück des Menschen in der Folge zu arbeiten.„ — Hierüber nur ein Paar Worte.

Die Sucht Proselyten zu machen, und das aus einer solchen Sucht herrührende Ueberreden des andern, er möchte von seiner Kirchenpartey zu der meinigen übergehen, taugt freylich in alle Wege nicht. Aber wenn das laute Denken und Reden über wahre und falsche, bessere oder schlechtere Religionsbegriffe darum unrecht und schädlich seyn soll, weil dieser und jener dadurch an aller Religion zweifelhaft gemacht, und vom Zweifeln allmählig gar in den völligen Unglauben und ein unmoralisches Leben hineingeführt werden könnte, so müssen wir alle und jede Bemühungen zur Verbesserung der Religionserkenntniß in der christlichen Welt völlig aufgeben; denn diese läßt sich nicht anders, als dadurch hervorbringen, daß jemand erst zweifelhaft werde, ob der für Wahrheit gehaltene Irrthum auch wirklich Wahrheit sey. Es sey ein Lehrsatz so grundfalsch, als er wolle, wer ihn glaubt, und sich nie einen Zweifel einkommen läßt, daß er damit etwas falsches glaube, der wird auch nimmermehr davon abgehen. Ich wüßte also nicht, wie es anzufangen wäre, dem Irrthum und Aberglauben in der Religion steuren zu helfen, wenn es unerlaubt wäre, jemanden, der ihm ergeben ist, Zweifel davon beyzubringen.

Die Schlüsse des V. beweisen offenbar zu viel. Wenn sein Argument gelten sollte, so müßte alles weitere Fortschreiten in der bessern Religionserkenntniß schlechterdings aufhören; so dürfte man niemals irgend einen falschen Satz der etablirten Landesreligion besonders oder öffentlich angreifen und in seiner Falschheit darstellen; so würden alle noch so gründliche freymüthige Untersuchungen über Glaubenssachen ganz unzulässig seyn, alle Schriften, worinn sie angestellt werden, müßten schlechterdings verboten werden, kurz, man müßte jeden bey seinem irrigen Wahn lassen, denn wer steht uns für die schädlichen Folgen, wenn man ihn nicht dabey läßt? — Was für große Revolutio-

volutionen hat die Reformation in der Kirche und den christlichen Staaten hervorgebracht. Wieviel Zwiespalt, Bitterkeit, Haß, Krieg und Blutvergießen zog sie nach sich. Also hätte Luther sie nicht anfangen sollen? denn er war doch schuld daran, da er so lang geglaubte alte Religionslehren zweifelhaft machte. Ohne dies wäre die Christenheit in Ruhe, alles in seinen alten Fugen geblieben, und die Unmoralitäten, das tausendfache Elend, das aus dem Riß, den er in das Pabstthum machte, für ganze Völkerschaften im Anfange entstehen mußte, wären nie entstanden. — Der Verf. hat nicht genugsam bedacht, daß jemand, der mit gutem Grunde öffentlich angenommene Religionsirrthümer aufdeckt, und die entgegengesetzten Erkenntnisse ins Publikum bringt, unmöglich für alle daraus entstehende, auch anfänglich gemeinschädliche Folgen, verantwortlich seyn könne, oder sich solche dürfte abhalten lassen, mit der Wahrheit frey herauszugehen. Es wäre vielmehr intolerant gehandelt, wenn man ihn an der Bekanntmachung derselben hindern, oder ihn für die Folgen davon wollte büssen lassen. Der V. hätte dies und manches andere, dessen Prüfung sich hier nicht anstellen läßt, viel genauer bestimmen, richtiger auseinander setzen, und dann die Sucht Proselyten zu machen, wenn sie sich auf Sektirerey und Partheygeist gründet, von ihrer unzulässigen und schädlichen Seite zeigen müssen.

Der dritte Abschnitt des Buchs beschäftigt sich mit der Intoleranz und deren Hauptquellen, Unwissenheit, Stolz, Eigennutz — der die philosophische und christliche Moral zuwider ist. Es ist aber alles nur kurze Wiederhohlung dessen, was schon vorlängst in gründlicheren Abhandlungen darüber gesagt worden. Da der V. ausser seinem eigentlichen Fache der Wissenschaften und zur Aufheiterung seines Gemüths, in einigen Nebenstunden die gewählte Materie bearbeitet hat, so verdient er Nachsicht. Man erkennt aus dieser Abhandlung immer den einsichtsvollen edel denkenden Mann, der den Werth des Christenthums zu schätzen weiß, und seine gute Absicht, Duldung und Liebe unter den Christen befördern zu helfen, kann ihm nicht anders, als zum Ruhm gereichen.

Br.

6. Mathematik.

Grundsätze der Natur in der Geburt, dem Leben und Tode der Menschen, als ein freyer Auszug aus Süsmilchs Göttlicher Ordnung und den Veränderungen des menschlichen Geschlechts u. s. w. in veränderter Ordnung entworfen von L. A. G. Schrader, Untergerichts-Advocaten in den Herzogthümern Schleswig und Hollstein, wie auch Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Berlin. Glückstadt, gedruckt bey Augustin. 1777. in Octav, mit dem Anhange 1 Alphab. 21 Bogen.

Der Verf. hat bey diesem Auszuge ein glückliches Mittel getroffen, und eines Theils nichts übergangen, was zu Befriedigung der mehresten Leser erforderlich war, andern Theils, durch eine gedrungnere und lebhaftere Schreibart, das ausgezogene in einen weit engern Raum zusammen gebracht; so daß sich sein Buch weit unterhaltender lesen läßt, als das Süßmilchische: und er, des eingeschränktern Raumes ungeachtet, einen beträchtlichen Theil Text und Anmerkungen von dem Seinigen hinzu gethan hat. Daß in der Süßmilchischen Ordnung nicht die größte Ordnung herrsche, davon, glaubt der V., werde Niemand einen Beweis fordern. Es gereiche auch dem Wanderer nicht zum Vorwurf, wenn er auf ungewohnter Straße den weitern Weg statt des kürzern trifft; aber zu tadeln würde er seyn, wenn er in der Folge dem ersten Umweg beständig nachgehen wollte. Seine Absicht ist also gewesen, die Hauptgrundsätze der ganzen Materie der politischen Rechenkunst vor ihren Folgen, ihren Erläuterungen und Beweisen hervorzuziehen, sie in eine leicht zu übersehende Ordnung zu setzen und dadurch zum Gebrauch geschickter zu machen. Bey Gelegenheit habe er manches berichtiget, oder manches weiter auseinander gesetzt. Einige Kapitel und verschiedene Tabellen könne er sich ganz zueignen. Wo es angieng, hat der V. durch ein beygesetztes (S.) oder auch dadurch, daß er von Süßmilch in der dritten Person spricht, seine Arbeit vom Original unterschieden. Die Beobachtung der natürlichen Ordnung habe eine

etwas

etwas freye Methode zu extrahiren nothwendig gemacht. Gleichwohl schmeichle er sich eben nicht, unter vielen guten Ordnungen gerade die beste getroffen zu haben. Damit unsre Leser selbst davon urtheilen können, so zeigen wir den Inhalt der Abschnitte und Kapitel an; wovon letztere noch aus Unterabtheilungen und Paragraphen, und abgesonderten Anmerkungen bestehen.

Erster Abschnitt. Von den Verhältnissen der Lebenden gegeneinander.

1. Kap. Grade der Bevölkerung des Erdbodens. 2) Verhältniß der Lebenden in Städten und auf dem Lande. 3) Verhältniß der Stände unter den Menschen. 4) Ordnung unter den Lebenden nach dem Alter und Geschlecht. 5) Verhältniß der geschlossenen Ehen, zu den Lebenden. 6) Verhältniß der Gebohrnen zu den Ehen. 7) Verhältniß der Gebohrnen zu der Anzahl der Lebenden, imgleichen zu den stehenden Ehen und Familien.

Zweyter Abschnitt. Verhältnisse der Sterbenden unter einander, und gegen die Lebenden.

1. Kap. Ordnung der Sterbenden nach dem Alter. (Eine der wichtigsten, aber auch der schwersten Untersuchungen des ganzen Buches.) 2) Ordnung der Gestorbenen nach den Geschlechtern. 3) Gestorbene nach den Jahrszeiten. 4) Ueber die Sterbenden nach den Krankheiten. 5) Maaß der Sterblichkeit nach dem Aufenthalte. 7) (Wir finden kein 6. Kapitel.) Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbenen. Beweis der fortdaurenden Vermehrung. Zeit der Verdoppelung. 8) Von gewaltsamen Hindernissen der Vermehrung des menschlichen Geschlechtes. (Ein häßlicher Prospekt: Pest, Krieg, Hunger, Ueberschwemmung, Erdbeben, Castraten und Pfaffen!)

Dritter Abschnitt. Praktische Anwendung, und Abhandlungen über die Gesetze der Natur im Leben und Tode der Menschen.

1. Kap. Verbindung der politischen Rechenkunst mit der Staatskunde. 2) Ueber die Leibrenten und Tontinen. Seite 275 Note (a) sind ein paar Druckfehler nicht angezeigt. Es muß nicht heissen $(k-1)\ kn\ S$ die jährliche Rente $kn\ 1$; sondern $(k-1)\ k^n\ S : (k^n-1)$ die jährliche Rente. Und auf der folgenden Seite muß man in der dritten Zeile das S. IX, (welches leicht ein politischer Rechner so verstehen könnte, als wenn er den nachfolgenden Beuch mit Süßmilchs

neunten Kapitel multiplicirten sollte,) wegstreichen, und an dessen Statt 5+1 setzen. 5) Von den Witwenkassen. An dieser Materie hat unser V. sehr vielen Antheil: unter andern durch Anwendung der Kritterschen und Baumannschen Verbesserungen. 4) Die Bevölkerung als eine nothwendige Pflicht der Regenten. 5) Ueber die Beförderung der allgemeinen Fruchtbarkeit und Entfernung der Ehehindernisse. 6) Ueber die Entfernung aller Hindernisse der ehelichen Fruchtbarkeit. 7) Sorge für das Leben der Unterthanen und Bemühung sie im Lande zu erhalten. 8) Von den Ackergesetzen der Römer — ähnliche Vorschläge für unsre Zeiten. 9) Von den Vortheilen der Fabriquen für die Bevölkerung. 10) Schädlichkeit des Luxus. 11) Ob die christliche Religion der Bevölkerung nachtheilig sey. Der Verf. glaubt, Süßmilch beweise dieser Behauptung des Montesquieus zu viel Ehre, (das dächten wir nun doch nicht!) wenn er ihr eine umständliche Widerlegung entgegensetzt.

Anhang einiger Tabellen, zu den Gesetzen der Natur, im Leben und Tode der Menschen. (Es sind hier XLIII.)

Anleitung zur Steuermannskunst den Weg auf der See zu finden und zu berichtigen, entworfen von Lampert Hinrich Röhl, Professor der Mathematik und Astronomie auf der Akad. Greifswald, — Greifswald, bey Röse. 1778. in Octav, 1 Alphab. 3 Bogen Text, 8 Kupfertafeln.

Wenn man (sagt der V.) unsre gegenwärtige Schifffarth mit dem geringen Anfange vergleicht, den sie natürlicher Weise genommen haben muß; so ist es ein wahres Vergnügen zu sehen, wie weit es die menschlichen Kräfte bringen können. Da gegenwärtig der Handel zwischen Ländern, die durch ungeheure Meere getrennt sind, sicherer und bequemer ist, als der Transport von einer Provinz in die andere. Der Verf. hat einige sehr gut gelungene Versuche gemacht, daß auch gewöhnliche Seeleute ihre Kunst nach Grundsätzen zu fassen sehr wohl aufgelegt sind. Er fand in unsrer Sprache kein Buch, das er bey diesem Unterricht zum Grund legen konnte: das gab die Veranlassung zu gegenwärtigem. Zu dessen Behuf hat er aus der Rechenkunst, Geometrie und Astronomie nur gerade

so

so viel Theorie ausgehoben, als er zur Ausübung unentbehrlich gehalten, und alles in einen so faßlichen Vortrag zu bringen gesucht, daß es niemand beschwerlich werden könne. Die Anleitung zur Steuermannskunst selbst hat er so vollständig auseinander zu setzen gesucht, daß es niemand schwer werden kann, sich selbst eine Kenntniß davon zu erwerben. Dieser folget ein Verzeichniß von der Lage der Seeplätze, und ein Anhang von Seetafeln.

Das erste Kapitel enthält die nöthigen Gründe aus der Geometrie. Das zweyte die Anwendung der Arithmetik auf die Geometrie. Erweiterung der arithmetischen Kenntnisse: entgegengesetzte Grössen: Decimalbrüche: Logarithmen: trigonometrische Linien: trigonometrische Berechnung der Dreyecke.

3. Kap. Von den Kugeldreyecken. Lage der Ebenen gegen einander und gegen gerade Linien: Kugeln und Kugelschnitte: Kugeldreyecke und deren Berechnung.

4. Kap. Nothwendige geographische und astronomische Kenntnisse.

5. Kap. Wie man die Richtung und Geschwindigkeit des Schiffs bestimmt. Compaß und verschiedene Arten die Fehlweisung der Magnetnadel zu finden. Bestimmung der Geschwindigkeit des Schiffes durch die Loggklinie. Der V. glaubt, es würde sicherer seyn, sich dabey einer Secundenuhr zu bedienen, als der Sanduhr; wenn auch schon jene in 24 Stunden auf 10 Minuten unrichtig gienge. Verbesserung des Logges durch Bouguer, zu Vermeidung der Irrthümer von Strohmgängen, als der verdrießlichsten Hinderniß in der Schifffahrt.

6. Kap. Von den Seecharten. Begriff der sogenannten Plancharten und Plainschiffarth. Wie die merkwürdigsten Punkte einer Küste, an welcher man vorbey fährt, beobachtet, berechnet und in die Charte eingezeichnet werden. Wie der Schiffer auf dieser Charte das Besteck von seiner Reise macht. Reducirte oder wachsende Charten. Ihr Vortheil bestehet darinn, daß, wenn der Schiffer von einem Ort zum andern eine gerade Linie zieht, der Winkel, den sie mit dem Meridian des Orts macht, den zunehmenden Cours angiebt; aber der Abstand der Oerter ist umständlicher zu finden. Gebrauch des Senkbleyes.

7. Kap. Von der Schifffahrt in der Loxodromie, nach Rechnung. Die trigonometrischen Rechnungen sind hierbey zu

weitläuftig, und erfordern mehr Ruhe, als man bey einer Schifffahrt erwarten kann; man hat deswegen solche Rechnungsmethoden gesuchet, die sich auf die bey den Seecharten gebrauchte Zeichnungen gründen. Wenn man also ein geradlinigtes rechtwinkliges Dreyeck berechnen kann; so kann man alle hier vorkommende Fälle auflösen. Hier wird also gezeigt, wie die Rechnung sowohl nach der Planschifffahrt als nach der Rundenschifffahrt geführet wird.

8. Kap. Berichtigung der Schifffahrt durch astronomische Beobachtungen. Wie genau auch der Schiffer seine Rechnung führe; so wird er bey einer beträchtlichen Reise doch mehr oder weniger von der Wahrheit abweichen. Es ist also nöthig, daß er durch astronomische Beobachtungen den Ort, wo er sich befindet, ausmachen wisse, und dadurch die Irrthümer der Schiffrechnung berichtige, bis ihn die Ansicht einer Küste über den Ort gewiß macht. Bestimmung der Breite eines Ortes. Werkzeuge, auf Schiffen die Höhe zu messen: der Gradstock, der englische Quadrant und der hadleysche Octant. Der letztere hat große Vorzüge; es muß aber, vor jeder Beobachtung, die parallele Lage seiner Spiegel berichtiget werden. Der Sersonsche Kräusel oder künstliche Horizont. Douwes Methode, aus zwo Sonnenhöhen ausser dem Meridian, die Breite des Ortes zu finden. Bisherige Bemühungen, eine Methode zu erfinden, nach welcher sich die Länge der Oerter mit Sicherheit angeben liesse. Da Harrisons Erfindung schon lange bekannt, und doch, selbst auf den königlichen Schiffen, noch nicht überall eingeführet ist; so befürchtet der Verf. daß man auch durch sie die gesuchte Genauigkeit noch nicht erreicht habe. Diese Besorgniß wird dadurch zur Gewißheit, daß die Commission noch nachher einen neuen Preis auf die Erfindung der Länge gesetzt hat.

9. Kap. Einige für die Schifffahrt nützliche Kenntnisse von der Bewegung des Wassers und der Luft. Dahin gehören Ebbe und Fluth, die Ströme im Meer, die beständigen und Passatwinde. Fast an allen Oertern sind zu gewissen Jahreszeiten gewisse Winde die herrschenden. Es ist z. B. nicht ungewöhnlich, daß Schiffer, die im Winter von Livorno nach der Levante fahren wollen, mit Südostwind nach dem Meerbusen von Lion gehen, um da den Nordwestwind aufzusuchen, mit welchem sie ihre Reise fortsetzen.

10. Kap. Vom Weltmeer und dessen Küsten. Lage der bekanntesten Seeplätze in Europa, nach den verschiedenen Meeren

um und nach der Ordnung wie sie an den Küsten liegen. Lage, merkwürdige ausser Europa gelegener Seeplätze; nach dem Alphabet.

Anhang.

Seetafeln, zum Gebrauch der Schifffahrth nach der Anleitung zur Steuermannskunst.

Sie bestehen, nebst den Erklärungen über ihrem Gebrauch, aus 13 Bogen, die besonders paginirt sind.

I. Compaßtafel, worinn für alle Striche und Viertheilstriche die Namen und Grade angegeben werden.

II. Amplitudentafel für alle Grade bis 60° Breite und 32° Abweichung.

III. Sonnen- Declinations- oder Abweichungstafel, durch eine Schaltjahrsperiode, für die Jahre 1773, 1774, 1775, 1776.

IV. Tafel, Bogen durch Zeit, und umgekehrt Zeit durch Bogen auszudrücken.

V. Declinationstafel für Sterne der ersten und zwoten Grösse, fürs Jahr 1776.

VI. Halbtagsbogentafel für alle Breitengrade bis 66° und bis 32° Abweichung.

VII. Tafel. Winkel der Gesichts- und Horizontallinie, nach der verschiedenen Höhe über der Meeresfläche, in französischem und rheinländischem Fußmaß.

VIII. Tafel für die Strahlenbrechung.

IX. Tafel für den Halbmesser der Sonne. Der Verf. hat den Durchmesser, so wie er jetzt ist, von 32′, 36″ im Dec. und Jan.; und von 31′, 34″ im Jun. und Jul. gefunden.

X. Tafel zur Erfindung der Breite und Zeit durch Beobachtungen ausser Mittag.

XI. Courstafel für Viertelstriche und Segellängen von 1 bis 900.

XII. Courstafel für alle Grade und Segellängen von 1 bis 900. (Sie dienet in der Planschifffahrt.)

XIII. Tabelle für die Länge der Grade in den ausgestreckten Breiten, oder sogenannter Meridionaltheile. (Ihr Gebrauch ist bey der Rundenschifffahrt.)

XIV. Tabelle für die Compaßstriche des Mondes zur Fluthzeit.

Beſchreibung einer neuerfundenen Hebmaſchine zum Ausrotten der Stöcke in den Waldungen. In einem Sendſchreiben an einen Freund. Ex varietate temporum nova quotidie phantaſmata et variae rerum ſpeculationes in hominibus generantur, et ideo non eſt aufferenda poſteriori bus facultas ulteriùs cogitandi. Baldus in Gloſſ. Libr. I. (Wir nehmen keinen Antheil an der Rechtſchreibung.) Mannheim, bey Schwan. 1780. in Quart 2 Bogen Text, 2 Kupfer.

Der Erfinder der hier beſchriebenen Hebmaſchine, iſt ein in Markgräflich Badenſchen Dienſten ſtehender Oberforſtmeiſter. Ein Knabe von zwölf Jahren hat damit, in Gegenwart des Verfaſſers, in einer halben Stunde, einen 7 Schuh tief in hartem Boden geſtandenen Eichenſtock, 4 Fuß im Durchſchnitt, mit allen ſeinen Pfahl- und Nebenwurzeln, ausgehoben. Zwey Mann brachten vermittelſt Einſchiebung zweyer Räder, die Maſchine, gleich einem Schubkarren, hin, wo ſie wollten. Die Hauptſache bey der Maſchine iſt eine Schraube ohne Ende, wodurch ein Sternrad mit ſeinem Getriebe gewendet wird; letzteres ſetzt das Bodenrad in Bewegung, an welchem der Wellbaum befindlich, um welchen ſich der Strick windet. Die Kraft verhält ſich zur Laſt wie 1 zu 400.

Ng.

7. Naturlehre und Naturgeſchichte.

Carl Hubert Lobreich, von Blumenock geoffenbarter Einfluß in das allgemeine Wohl der Staaten der ächten Freymäurerey: aus dem wahren Endzweck ihrer urſprünglichen Stiftung erwieſen, und der Schrift des Königl. Dän. Etatsraths Joh. Jac. von Moſers von Geduldung der Freymäurergeſellſchaften, beſonders in Abſicht auf den Weſtphäliſchen

schen Frieden, entgegengesetzt. Sammt dem klaren und deutlichen Unterricht, das wahre Rosenkreuzerische Astralpulver ächt zu bereiten, und zum Besten des gemeinen Wesens wider fast alle Krankheiten zu gebrauchen. Zweyte Auflage. Amsterd. 1779. gr. 8. S. 160.

Annulus Platonis: oder physikalisch-chymische Erklärung der Natur; nach ihrer Entstehung, Erhaltung, und Zerstöhrung; von einer Gesellschaft ächter Naturforscher aufs neue verbessert, und mit vielen wichtigen Anmerkungen herausgegeben. Berlin, bey Decker. 1781. gr. 8. S. 551.

Der Endzweck gegenwärtiger Schriften ist, Anleitung zur höhern Chemie, zur Ausschliessung aller Körper, zur Verfertigung einer Quintessenz und Universalarzney, zu geben. Die Behauptungen in denselben sind nicht die Lehren einer einzelnen Person; sondern sie werden als die angenommenen Grundsätze einer ganzen angesehenen Gesellschaft, der Freymaurer, ausgegeben. Soll Rec. als ein Uneingeweihter davon urtheilen; so gestehet er, daß er den Endzweck dieser Verbindung in Etwas ganz anders, als die Bereitung einer Universalarzney, oder des Steins der Weisen, gesetzt habe. Ehrwürdig war ihm die Gesellschaft durch die edlen menschenfreundlichen Handlungen, die sie unleugbar verrichtet hat: durch die aufgeklärten moralischen Grundsätze, die von ihr aus den, in ihren Versammlungen gehaltenen Reden bekannt geworden sind. Ohne ihre Geheimnisse zu beurtheilen, glaubte er, ihr Endzweck möchte seyn, aus dem ganzen aufgeklärten Menschengeschlecht, die würdigsten Männer, (so viel es möglich,) auszuwählen, unter diesen eine engere Verbindung, zur Vervollkommung moralischer Größe, gemeinschaftlicher Aeusserung wahrer Menschenliebe, und zum Genusse einer wahren brüderlichen Freundschaft zu errichten. — Daß aber gewisse Geheimnisse und Zeichen dazu dienten, um an fremden Orten, diese auserwählten Würdigern von andern zu unterscheiden, und einen Bruder dadurch an solche Personen zu weisen, denen er sich mit grösserer Zuversicht, als völlig Unbekannten, anvertrauen könnte. Der Orden mag entscheiden, ob Rec. vielleicht genug von ihm gethan

theilt habe; er kann sich geirrt haben; doch davon hält er sich überzeugt, da er sehr viele Mitglieder desselben, (ehrwürdige Männer) kennt, daß die Hauptabsicht des Ordens nicht alchemistische Arbeiten seyn können: oder, wenn sie es ja seyn sollten; so müssen die Herausgeber vorstehender Bücher, noch auf den allerunterſten Stuffen des Ordens stehen, sich mit Unrecht das Ansehen der obern geben, und von den wahren Geheimnissen noch nichts wissen: dies wird die nähere Beleuchtung jener Bücher beweisen. Denn Rec. findet in ihnen, nach aufmerksamer unpartheyischer, und sehr mühsamer Durchlesung derselben, daß die V. um mehr als ein Jahrhundert in ihren chemischen Kenntnissen zurück sind: und in manchen sehr bekannten Stücken noch verwirrtere Begriffe haben, als um diese Zeit im Schwange giengen: daß sie Niemand der neueren Chemisten kennen, und nur des einzigen Henkels, und zwar nur gelegentlich um ihn zu widerlegen, erwähnen. Er kann nicht anders, als die ihnen eignen Arbeiten, z. E. mit dem Regenwasser, für sehr unwahrscheinlich halten: auf der andern Seite sind sehr viele der bekannten, von ihnen deutlich beschriebenen Processe völlig unrichtig: und es würde sehr leicht seyn, ein solches Sündenregister viel größer zu machen, als es vom Rec. geschehen ist. Ueberdem sind jene V. höchst abergläubisch, da sie unmögliche Dinge, als wahr annehmen: endlich sind sie selbst nicht glaubwürdig, weil sie verschiedene solcher unmöglichen Dinge selbst wollen gesehen haben. Recens. kann daher sich nicht vorstellen, daß Lehrsätze, worinn so viel Unwissenheit, Irrthum, vorsetzliche Unwahrheit, herrscht, das festgesetzte System der so ausgebreiteten, aus so manchen aufgeklärten Männern bestehenden Gesellschaft der Freymäurer sey. Irrt er sich nicht in seiner Vermuthung; so wünscht er recht sehr, zum eignen Vortheil dieser Gesellschaft, daß sie öffentlich, an dem einen, oder andern Orte, ihr Mißfallen über diejenigen äusserte, die sich erfrechten, solche Dinge, als die Grundsätze, und das Wesentliche des Ordens, vorzutragen: und ihren Gliedern untersagte, dergleichen für Lehren der Gesellschaft auszugeben. Sie würde dadurch verhüten, daß manches junges Mitglied, oder Freunde des Ordens, die ihn, seiner ausgeübten rühmlichen Handlungen, und des Werths vieler ihrer Mitglieder wegen, hochschätzten, sich nicht den Kopf mit solchen dunkeln und grundlosen Sätzen anfüllten, und Wahrheit darinn, durch Suchen, zu finden hofften, und Dunkelheit, und unverständliche alchymistische Hirngespinste, von denen die Wissenschaft

sich

sich mit Mühe losgewunden hat, wieder allgemeiner verbreiten: ein großes Verdienst, das der Orden sich durch diese Erklärung, um die Aufhellung vieler Mitbürger machen würde. Damit aber Niemand glaube, daß Recens. partheyisch sey, oder ohne hinlänglichen Grund urtheile: so folgen hier die Belege, in Auszügen aus den Schriften selbst, nebst kurzen Bemerkungen. Die Weitläuftigkeit von jenen mag die nöthige Vollständigkeit der Beweise gegen solche Personen entschuldigen, die nicht ohne viele Vorurtheile sind.

Nach Hr. von Plumenök liegt der Grund des Ordens in denen, Adam von Gott mitgetheilten, Naturkenntnissen, welche von jenem mittelbar auf den Noah fortgepflanzt, von diesem auf die Egyptier u. a. m. gekommen seyen. Dies Volk habe die Geheimnisse des dreyfachen Lichts, die natürlich geistliche Magie, die englische Kabala, und wahre Naturwissenschaft, in eine systematische Ordnung gebracht, und den Eingeweihten mitgetheilt. Aus dieser Quelle hätten, Moses, Daniel, die Prophetenkinder, ihren Unterricht: eben hieraus hätten auch die Gymnosophisten, die Magier, die Bramines, die Pythagoräer, die Hierophanten, die Razi-Hinus, die Druiden, geschöpft: (die historischen Beweise hievon möchte wohl Niemand, als die Brüderschaft führen können: und Deguignes, Barthelemi, d'Anquetil u. a. würden hiebey kaum lächeln.) Endliche habe Salomon die Gesellschaft in die Klassen getheilt, in denen sie bis itzt noch unter den Freymäurern fortblühe: nur seyen, zur besseren Prüfung, noch mehrere Klassen gemacht; und nur in den obern werde man in das Allerheiligste des schönen Naturtempels eingelassen. Im ersten Theil erweißt der V. die Absicht des Ordens, und versichert im ersten Punkte, daß der Freymäurer Weisheit, Kunst und Tugend zu erlangen suche; und zwar die christliche: überdem strebe man nach der näheren Kenntniß Gottes aus den Werken der Schöpfung; und der wurzelmäßigen Aufschliessung aller erschaffenen Dinge, mit der man sich schon so lange in der Gesellschaft beschäftiget habe. Niemand finde aber ohne Gottesfurcht, Menschenliebe, guten Verstand, Wißbegierde und Gehorsam, eine Aufnahme in derselben. — Warme Declamation wider die Philosophie eines Voltaire's, d'Argens's — Widerlegungen der atomistischen Naturlehre, die nicht auf den alles belebenden höchst wirksamen Geist Acht hat, ohne welchen man doch nicht die Sympathie und Antipathie,

die

die Wünschelruthe, die Palingeneſie erklären könne. (Wozu die Erklärungen, wenn die Sache ſelbſt durch Facta nichts weniger, als erwieſen, wenn ſie abergläubiſch und lächerlich iſt?) — Warnung, die Vernunft nicht über die Offenbarung zu ſetzen. — Declamation wider die Aerzte, die bloß nach mechaniſchen Grundſätzen heilen wollen: man müßte bey jeder Krankheit, den in Unordnung gerathenen bewegenden Geiſt durch reine centraliſche Particular- und Univerſalarzneyen verbeſſern: dieſe könne kein anderer, als ein Freymäurer zu verfertigen angeben. Da eine Krankheit entſtehe, wenn der lebendige Geiſt, der würkſame Archäus, durch die Entziehung ſeiner würkenden Kraft geſchwächt, oder durch ſeiner Natur widerwärtige, Dinge in Unordnung gebracht werde; ſo gebe es auch nur ein Gegenmittel, nämlich den unterdrückten Lebensgeiſt zu ſtärken, oder zu beſänftigen. Das Gold ſey die Grundbaſis der allgemeinen Arzney, wenn es durch die Kunſt in ſeine drey Uranfänge zurückgebracht ſey. (Eine Univerſalarzney zur Erhaltung der gegenwärtigen Geſundheit könnte möglich ſeyn; aber nicht ein Mittel, um die widerwärtigſten Krankheiten, die von zu großer Spannung, oder Erſchlaffung der Theile herrühren, zu heben. Wider den Archäus gelten nicht nur dieſelben Gründe, welche die Aerzte ſchon längſt wider Stahls Syſtem vorgetragen haben; ſondern man muß alsdenn ohne Erweis noch einen vernünftigen Geiſt, auſſer der Seele, annehmen: denn ohne Vernunft könnte der Archäus nicht den Bau des ganzen Körpers kennen, ihn alsdenn nicht nach Willkühr in Unordnung bringen, oder wenn er beſänftigt iſt, dieſe Unordnung, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſey, wieder heben.) — Zweyter Punkt: der Freymäurer ſuche Gott durch die chriſtliche Tugend zu gefallen: wozu er die gröſte Anreizung durch die genauere Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte bekomme, welche ihm, nach ſeinem moraliſchen Werthe, von den Obern des Ordens immer beſſer mitgetheilt werde. Dritter Punkt: die Liebe des Nächſten ſey eine der Hauptpflichten. 2. Theil. Widerlegung der Einwürfe. 1) die Verbergung der innerlichen Einrichtung und die hieroglyphiſche Lehrart mache die F. M. im geringſten nicht verdächtig. Eins der erſten ihrer Geſetze ſey Gehorſam gegen die Obrigkeit, mit den obigen Pflichten verbunden: man ſuche keine Neuerungen in der Religion, (denn als Chriſten würden in den Orden aufgenommen; alle Unterredung über ſtreitige Punkte von jener ſey unterſagt) auch nicht im Staate; (denn Obrigkeiten und Regenten ſelbſt wür-

den

den darinn aufgenommen) auch nicht in guten Sitten; im Gegentheil stosse man aus dem Orden diejenigen aus, die sich in ihrer regellosen Aufführung nicht verbessern lassen. Man bediene sich blos deshalb einer geheimen Lehrart und Schrift, um zu verhüten, daß die genauere, übelangewandte Naturkenntniß nicht goldhungrige Laboranten mache. Hergegen lehre die Erfahrung, daß, obgleich eine grosse Menge (??) Brüder zu dem Besitze der höchsten Weisheit und des philosophischen Geheimnisses gelangt sey, keiner die Verschwiegenheit gebrochen, oder einen Mißbrauch der großen Gaben gemacht habe: dies sey die Folge der Vorsicht, mit welcher man erst, nach vielen Prüfungen die F. M. von einer Stuffe zur andern steigen lasse. 2) der Eid, oder vielmehr das Gelübde, wie es abgelegt werde, sey weder göttlichen, noch weltlichen Gesetzen zuwider: denn eine feyerliche ungezwungene Verbindung zu den obigen Pflichten sey löblich. Auch die aus dem Orden Ausgeschlossenen könnten nichts strafwürdiges von den Absichten desselben entdecken. 3) habe man keinen statum in statu zur Absicht (die beste Widerlegung ist, daß Regenten selbst Glieder des Ordens sind.) — — Eine genauere Bekanntschaft mit den Grundsätzen der F. M. würde der Freygeisterey den besten Einhalt thun, (besser, als ein richtiger Gebrauch der Offenbarung?) Dies ist das Wesentlichste des geoffenbarten Einflusses der F. M. vom H. v. Pl. man findet darinn noch manche Sätze, die nicht erwiesen, oft aber mit, eben nicht dem angenehmsten Phöbus, der aus Schriftstellen, Mystik und Alchemie zusammen gewebt ist, vorgetragen sind. — Hierauf wird das Rosenkreutzerische Astrakpulver vom Hr. **Damerion** mitgetheilt, welches als ein zum Erstaunen wirksames und sicheres Heilmittel gegen fast alle Krankheiten angerühmt wird. Die Materialien dazu seyen fast aller Orten zu haben, und könne es auch von unwissenden Leuten bereitet werden: es wären die sogenannte Sternschnuppen. Man müßte damit analogisch, wie mit dem Malze bey dem Bierbrauen umgehen. Die Materie muß des Morgens vor Sonnenaufgang, und zwar nur diejenige, welche die nämliche Nacht gefallen ist, gesammlet werden: ihre Kennzeichen, wodurch sie sich von aller unbrauchbaren unterscheidet, sind diese: daß sie frisch, schön, grün, steif, klebrig, und so zu sagen vom Feste strotzend sey, die Hände aber nicht netzet. (Ich wünsche, daß diejenigen, die aus Menschen- und Naturliebe vor Sonnenaufgange auf die Sternschnuppenjagd gehen, dieselben alsdenn nicht verfehlen, sondern in reichlicher

zen Planetenwelt, durch seinen eigenen Willen herrschen wollte, und abfiel: so wurde ihm die sanfte Einstrahlung des himmlischen Lichtwassers Gottes, welches ihn so glücklich gemacht, entzogen, und hiemit das mächtige Feuer erweckt, in welchem Lucifer sammt seinem ganzen Anhange ergriffen, und durch die heftige Herbigkeit der wirksamen Stärke desselben zusammengezogen, und in einen finstern schweren Klumpen verschlossen wurde. In diesem Punkte fieng Moses seine Schöpfungsgeschichte an. (Hier ist, Rec. sagt es kaltblütig, mehr, als Jacob Böhme.) Dieses aus denen obgedachten, durch das göttliche Rachfeuer aufgetriebenen gewaltigen Dämpfen resolvirte, und um den finstern Klumpen ausgedehnte, mit einem würksamen Geiste ganz erfüllte Wasser, wodurch das Schöpfungswort alle Creaturen hervorbrachte, ist das große Nichts; Alles kann daher auch in das nämliche Eine, in ein feuriges würksames Wasser zurückgebracht werden. — Thales habe schon eben dieses chaotisches Wasser, und nicht das gemeine, verstanden. — Kap. 3. Wie alles gebohren worden. Der uranfängliche zu Wasser verdickte Dampf ist durch den in ihm verborgenen Geist erstlich erlauet, endlich erhitzt, es fieng an zu gähren, faul und stinkend zu werden, und aus sich selbst eine Erde zu gebähren. Es wurde also aus dem Wasser und Geist drittens ein flüchtiges, halb flüchtiges, und ein fixes: (Volatile-Acidum et Alcali; Spiritus, Anima, Corpus.) viertens, die 4 Elemente: fünftens, hat es sich in ein unzerstöhrliches Wesen dargestellt. Aus den zartesten Theilen machte Gott den Himmel und seine Einwohner: aus den nächstfolgenden das Firmament: alsdenn kam die Luft, hernach das Wasser, und dann die Erde, und ihre Produkte: jedes hat seine Kraft, seines Gleichen wieder zu erzeugen: durch die Wiedervereinigung dieser 4 Theile entsteht von neuem der einige allgemeine Saamen: von diesem hängt jeder besondere Saamen wieder ab. (Nach Rec. Meynung werden die Meisten diese Erklärung eben so wenig lichtvoll, und erwiesen finden, als er.) Kap. 4. Auf was Weise dieser Universalsaamen gezeugt, und gebohren werde. Wenn man aus den 4 Elementen ein fünftes erhöhtes Wesen hervorbringen will; so müßten dieselben staffelweise, d. i. das feinste mit dem nächsten feinern, oder umgekehrt, das gröbste mit dem nächsten gröbern vereinigt werden; u. s. w. Kap. 5. Wie das zertheilte chaotische Wasser wiedergebohren, und zu einem allgemeinen Ursaamen aller Dinge, dem Geiste der Welt, werde. Die Elemente sind nicht dem Wesen nach, sondern nur

nach

nach dem Grade der Feinheit verschieden: und können daher auch wieder in einander verwandelt werden, weil alle Wasser und Geist enthalten. Das subtilste ist auch das beweglichste, und erhitzt sich leicht deshalb: beydes theilt es den gröbern, welches seine Ausflüsse mit jenem vereinigt, wechselsweise mit. Kap. 6. Vom Himmel, und seinen Einflüssen. Der Himmel, als das reinste ist der Würker aller Sachen, und hat seinen Einfluß unter sich, da sein Dampf in die Luft übergeht; bis sie sich wohl vereinigen. Die von unten heraufsteigenden Dämpfe verwandeln sich wieder in Himmel, und so nähren sich wechselsweise alle Dinge von den Ausflüssen der andern. (Das Wenige, was in diesen Sätzen Wahrheit ist, ist von den Physikern schon längst, aber viel deutlicher, und nicht so bildlich vorgetragen: die eigentliche Verwandlung der Elemente ist noch gar nicht erwiesen; auch hier nicht, wo dessen Gewißheit nur angenommen wird.) Kap. 7. Von der Luft, und ihrem Einflusse. Sie ist der Lebensgeist des Microcosmus: ein in Dampf verkehrtes Wasser: sie figirt den subtilen Einfluß des Himmels: nimmt auch die dickeren irrdischen Dämpfe auf, und vereinigt sie mit sich, und dem Himmel, fällt in Meteoren nieder, und wird im Wasser und in der Erde weiter ausgearbeitet. Der Thau und Regen ist also nichts anders, als ein pur wiedergebohrnes Chaos. Kap. 8. Vom Wasser, und seinem Ausfluß. Das Wasser ist ein coagulirter Himmel, und eine flüßige Erde: das vereinigende Mittelding zwischen Luft und Erde. Kap 9. Von der Erde und deren Ausfluß. Sie ist ein coagulirter fixer Himmel, ein coagulirtes Wasser, eine dickgemachte Luft, und ein zu Erden verkehrter Dampf. Auch in der Erde befindet sich der Himmel, der in derselben Bewegungen verursacht; daher kann auch der Edelgestein, angehängt, ohne Verminderung seiner Größe und Gewichts, den Menschen Gesundheit und Krankheit beybringen. Die Erde, wegen des Himmels und Wassers, erwärmt sich, und dünstet aus; in ihrer größten Feinheit ist sie flüchtig und wird durch Wasserdämpfe in die Höhe gehoben. Kap. 10. Entdeckung des wahren Universalsaamens, oder wiedergebohrnen Chaos, des berühmten Weltgeistes. Der von allen vier Elementen ausgetriebene Dampf vereinigt sich in der Luft und verdickt sich zu Thau, Regen, Schnee, Schlossen, Reif, Hagel; dies ist das wahre wiedergebohrne Chaos oder Weltgeist: der Beweiß ist, weil alle Pflanzen, Thiere, Mineralien von solchen gebohren, und erhalten werden: (eine Folgerung, die nicht paßt. Eine Be-

hauptung ohne allen Erweiß.) Reines Regenwaſſer iſt klar und ohne Geſchmack; in einen lauen Ort, gehörig bedeckt, hingeſtellt, wird es in einem Monate zu faulen anfangen; und giebt eine braune ſchwammigte ſchlüpfrige Erde; die rechte Univerſalgur. — Ausfall, in einer Note, auf die Aerzte, die in ihren Meynungen von den Kuraten verſchieden ſind; und Anpreiſung von Univerſalarzneyen aus den Meteoren; weil hierbey kein Errathen der Krankheit nöthig, oder kein Irrthum nachtheilig iſt. (Sehr wahr: wenn nur ſolche Arzneyen möglich oder würcklich wären.) Dieſes trübe Waſſer deſtillire man in der Blaſe: von dem erhaltenen Waſſer ziehe man wieder den vierten Theil ab; ſo habe man Himmel und Luft zuſammen: (weil es helle und klar iſt!!) Man ziehe, nach vorgelegter neuer Vorlage, alle Flüßigkeiten ab, bis zur Honigdicke; ſo habe man das dritte Element. Die zurückgebliebene feuchte Erde trockne man an der Sonne; ſo hat man alle Elemente geſchieden. (Die Gegenwart von etwas Erde im Regenwaſſer, ohne alle vorhergegangene Fäulung, haben ſchon mehrere Chemiſten, vorzüglich Marggraf deutlich gezeigt. Das erſte übergegangene Waſſer Luft und Himmel zu nennen, iſt eine willkührliche, ungegründete Benennung.) Um aus der erhaltenen Erde Mineralien zu machen: ſo befeuchte man ſie ein wenig, in einem von der Sonne warmen Orte mit ihrem Waſſer, und wiederhohle es nach der Eintrocknung, öfters; ſo kann man ſie ganz mineraliſch machen: denn die Erde iſt ſchwer und ſandig, und der Sand iſt ja ein Mineral. Viel dieſes Sandes, als Erz probirt giebt eine Spur Silbers und Goldes (die Erde war ja vorher ſchon da; ſie bedurfte alſo keiner Befeuchtung: ſie aber ſandig, und den Sand ein Mineral zu nennen, iſt ſehr uneigentlich. Die Spur des Silbers giebt allemal eine Entſchuldigung, wenn man es nicht antrifft: wie dies wohl immer der Fall ſeyn wird.) Will man aus der obigen Erde ein Vegetabel haben; ſo befeuchte man ſie mit zwey Theil Waſſer, des Himmels und der Luft einem Theil, und ſtelle es an die Luft; ſo werden allerhand Kräutlein wachſen, (deren Saamen nämlich in der Luft herum ſchwebt, und hier herein fällt.) Will man ein Thier haben; ſo gieße man auf die Erde 1 Th. Waſſer, des Himmels und der Luft 2 – 3 Th., daß es wie ein dünn zerlaſſener Honig werde: ſetze es in kleine Sonnenwärme; ſo wird es in kurzen Tagen von allerhand Thiergen wimmeln; in der Folge werden ſich die erſten Thiere zum Theil verlieren und andere daraus wachſen. (Die kleinen Thiergen legen ihre Eyergen hin-

hinein; die sich nach und nach verwandeln: eben so entstehen in schlecht bedeckten Wunden Maden, u. dgl.; welches niemals bey gehöriger Bedeckung der Fall ist.) „Ich könnte hier wohl einen Griff sagen, wie man allerhand Sorten Thiere erzeugen könnte; was für eins man wollte; damit man aber nicht sage, ich wollte dem Schöpfer in seine Schöpfung greifen; will ich ihn verschweigen.„ In der Note werden zur Bestätigung 2 Beyspiele angeführt. Die Asche von Krebsen, mit Regenwasser befeuchtet, giebt in 20 Tagen unzählig viel kleine lebendige Würmchen: spritzt man etwas Rindsblut darauf; so werden nach und nach Krebse daraus. Diese Erfahrung ist zuverläßig. (Digby hat einem Freunde eine ganze Schüssel voll solcher von ihm selbst gemachten, großen und wohlschmeckenden Krebse vorgesetzt.) — Ein in einem verschlossenen Glase verbrannter Vogel, den man also verschlossen in den Mist setzt, wird zu einer schmierigen Feuchtigkeit; und endlich wird durch die Wärme wieder ein Vogel daraus. (Diese Behauptungen gehören allerdings unter die, wider alle Vernunft verstossenden, und unmöglichen Dinge. Die organischen Körper sind zu wenig in ihren Bestandtheilen, selbst im Verhältnisse derselben, verschieden, als daß man nach den Gesetzen der Mischung so sehr verschiedene Produkte erwarten könnte. Wenn also 2 verschiedene Thiere in ihre Bestandtheile Salz, Oehl, Wasser und Erde zerlegt sind; so können aus diesen, nach den Gesetzen der Mischung, nichts anders, als sehr ähnliche Produkte entstehen. Der organische Bau hergegen ist viel zu mannigfaltig und künstlich, als daß er aus den einfachen Gesetzen der Anhängung, Anziehung und Verwandschaft, oder der Zurückstossung erklärt werden könnte; und andere Kräfte, als die physischen und chemischen, haben doch die Atomen nicht. Jeder, der den Bau eines Eingeweides (und jedes Thier hat doch sehr viele) nur anatomisch, also auf der Oberfläche kennt, wird es bewundern müssen, wie viel einzelne künstliche Organe hier zu einem Ganzen zusammen stimmen müßten: und dies sollte durch die Figur der Theile, oder durch die Proportion ihrer gleichförmigen Bestandtheile möglich seyn? Nimmermehr. Niemand wird glauben, daß aus Holz verschieden gedrechselte Figuren, verbrandt, dieselbe Gestalt annehmen werden; aber verhält es sich nicht eben so mit verbrannten organischen Theilen? Wollte man auch im Feuer unzerstöhrbare kleine gleichförmige *) Organen an-

*) Eben dadurch fällt das besondere und ungereimte dieser Erklä-

nehmen: wie wird aus ihnen nur ein regelmäßiges absichtliches Gefäß, vielmehr ein ganzes Eingeweide entstehen können; und dies just nach dem Unterleibe, nicht etwa nach der Brust und dem Kopf, sich begeben? Ueberdem ist keine Erzeugung eines Eingeweides nach dem andern möglich: denn das Herz, z. B. kann sich nicht ohne Nervensaft fortdaurend bewegen: der Nervensaft kann sich aber nicht ohne Bewegung des Herzens und der Säfte erzeugen: nichts kann in der Maschine, ohne die Coexistenz aller Eingeweide, wegen des nothwendigen Einflusses des einen auf das andere erfolgen: daher kann nur ein junges Thier von einem alten erzeugt werden, weil der weise Schöpfer alle Theile von jenem, in diesem vorhergebildet hatte. — Fast schäme ich mich, mich bey so allgemein angenommenen, bekannten Wahrheiten so lange zu verweilen: aber die Schande falle auf diejenigen vielen Personen, die in unserm Jahrhunderte solche, schon so lange widerlegte Irrthümer der dunklen Zeiten wieder aufwärmen, und die Frechheit haben, sie für die angenommenen Grundsätze einer ganzen ehrwürdigen Gesellschaft auszugeben.) Um diesen Geist leiblich vor die Augen zu stellen; so koche man das gefaulte Regenwasser bis auf den dritten Theil ein, seihe es lauwarm durch, lasse es in einem kalten Keller stehen; so wird über Nacht der Weltgeist erscheinen, theils in krystallinischer Diamantgestalt, theils sitzt er auf dem Grunde in etwas brauner Gestalt: von dem letzten gieße man das Wasser ab, und trockne es an der Sonne, die Kristallen sind Salpeter; der Bodensatz, Kochsalz; beyde dem gewöhnlichen Kochsalz ganz ähnlich. (Auch Marggraf fand etwas Salpeter und Kochsalz im Regenwasser, durch die Destillation.) Aus diesen Proben erkennt man den Saamen aller Dinge, welche beyde alles gebähren, erhalten, zerstören, wiedergebähren. (Da man nun die beyden Theile des sogenannten Weltgeistes kennt; so sieht man leicht ein, daß Salpeter und Kochsalz weder eine Pflanze, noch weniger ein Thier bilden können.) Der Salpeter ist das Saure, das Kochsalz das Alkali. (Dies ist nicht allein wider allen chemischen Sprachgebrauch; sondern es zeigt auch Mangel der Kenntniß, weil in der Folge (S. 120. u. a.) das el-

rung noch mehr auf, daß man aus derselben Erde, woraus man durch Wasser ein Mineral machen will, durch Hinzuziehung vom Himmel und Luft, (nichts weiter, als das erste destillirte Wasser,) Thiere machen will.

eigentliche Laugensalz (z. B. Pottasche) auch Alkali genannt wird, das Kochsalz aber davon höchst unterschieden ist, da es ein Mittelsalz ist.) Jener ist der Vater, dieses die Mutter: jener Himmel und Luft, dieses Wasser und Erde. Das Regenwasser war vor der Fäulung ganz flüchtig; durch dieselbe wird die Erde niedergeschlagen. (Falsch; nach Marggraf, der ohne Fäulung Erde durch das Ueberziehen erhielt.) Jener Ursach ist der nimmer ruhende eingepflanzte Geist. Kap. 11. Daß Salpeter und Salz in der Luft, und in allen Dingen in der Welt sey. Der Himmel ist ein höchstflüchtiger Aether; die Gegenwart desselben und des Salzes beweisen Blitz und Donner, und Hagel; denn in der Luft verbindet sich das flüchtige Alkali mit dem Salpeter, wie im Tiegel der Salmiak mit jenem; und wie das Knallgold, das seine Kraft aber durch Weinsteinsalz verliert. Kap. 12. Daß jene Salze in allem Wasser und Erde zu finden — Das Salz ist nichts anders, als ein reverberirter, oder fixer Salpeter: (ein sehr unpassender Ausdruck für den Chemiker, der weder den Salpeter in Salz, noch umgekehrt verwandeln kann.) Kap. 13. Daß jene in den Thieren zu finden; und daß solche aus diesen beyden gemacht, und auch wieder dahin aufgelöst werden: denn man findet bey ihrer Zerlegung ein häufiges flüchtiges, und nicht ein fixes Salz und ein stinkendes Oehl. Das fixe Salz zeigt sich selbst aus der Asche; daß das Oehl ein flüßiges Nitrum sey, beweiset seine Entzündung: denn kein anderes Ding brennt aus dem Salpeter; und dessen Anhang. (Ein sehr willkührlicher unzuerweisender Satz: Oehl und Salpeter ist Himmelweit unterschieden. Der Schwefel kann nicht, als sein Anhang betrachtet werden: denn er enthält deutlich Vitriolsäure, woraus man jenen, durch Zusatz von Kohlenstaub u. s. w. bereiten kann.) Die Salpetrigkeit der Thiere erhellt aus der Menge des Salpeters, aus den verweseten thierischen Theilen: aus dem Kuh- und Schafmist, und ihrem Harn: aus der Düngung durch dergleichen Sachen. Kap. 14. Daß jene in den Pflanzen zu finden; und solche auch wieder dahin aufgelöst werden. Die Pflanzen wachsen von den meteorischen Wassern; und noch schneller, wenn man den Saamen in zusammengeschmolzenem Salze und Salpeter quellen läßt. Jene sind nitrös, weil sie brennen, Oehl und Brandtewein geben: die verfaulten Pflanzen geben viel Salpeter und Salz: und düngen auch andere Pflanzen sehr gut. Kap. 15. Daß der Salpeter und Salz in allen Mineralien zu finden, u. s. w.; weil der Schwefel entzündlich, und

es oben erwiesen, (nur behauptet) sey, daß alle Entzündung vom Salpeter, und dessen Anhange entspringe. Das Salz findet man, wenn man die Minern mit Wasser auslaugt, nachdem sie zuvor ein wenig geglüht sind. (Salpeter findet man nicht über 11 Schuh tief unter der Erde: Kochsalz in den Erzen höchst wenig: fast immer Vitriolsäure oder Schwefel, und Arsenik.) Aus dem Salz- und Salpeterwasser wird durch Auflösung der Erdarten ein Vitriol; und endlich ein Schwefel. Dieser verändert sich in einen Arsenik, der Arsenik in Marksit; und dies ist die nächste Materie zur Metallwerdung. (Lauter, durch deutliche in den besten Chemien beschriebene Versuche, als unrichtig erwiesene Sätze.) Kap. 16. Von der Hauptpforte und Schlüssel der Natur, als einem Urheber aller Gebährung und Zerstöhrung der natürlichen Dinge, der Fäulung. Durch diese werden die Mineralien zu Vegetabilien, die Vegetabilien zu Animalien, und umgekehrt. (Die Mineralien sind gar keiner Fäulung fähig: die ganze innere Bewegung ist, daß sie verwittern, oder ihren Schwefel verlieren: die reinen Metalle sind gar keiner solchen Veränderung fähig.) Die Dämpfe aus allen drey Reichen werden in der Luft chaotisch. Kap. 17. Was die Fäulung eigentlich sey. Das allen Dingen eingepflanzte wirkende Wesen, der Geist, verursacht eine innere Bewegung, nach welcher dieser entweder den Körper zerstöhrt, oder einen neuen bildet: dieser Geist, mit gröbern leiblichen Elementen verbunden, ist Salpeter, er bedarf zur Fäulung allezeit Wasser. Kap. 18. Was durch die Fäulung entsteht: überhaupt erfolgt durch die Fäulung aus dem Flüchtigen ein Saures, aus diesem ein Alkali: und wiederum umgekehrt. (Aus dem Flüchtigen, z. B. aus der weinhaften Gährung kann ein Saures entstehen: aber nicht aus dem Sauren ein Alkali; (wie Marggraf und Wiegleb erwiesen haben): noch weniger aus dem Alkali ein Saures; man müßte denn, nach des Verf. ganz irrigen Terminologie, ein Mittelsalz, das Kochsalz, ein Alkali nennen wollen: aber auch dieses Salz kann nicht durch die Fäulniß zerlegt werden; noch also dadurch seine Säure zeigen.) Kap. 19. Wie aus dem Flüchtigen ein Saures, aus dem Sauren ein Alkali werde; u. a. Sobald der Geist im faulenden Wasser anfängt zu würken; so wird er durch seine fortgesetzte Bewegung immer hitziger, und so scharf, daß er im Geschmacke eine Säure empfinden läßt; und er verbindet sich alsdenn mit dem Flüchtigen, und macht dieses zur Säure. Je schärfer der Geist wird; je mehr macht er Erde, die er zerlöset: löst er

sehr

sehr viel davon auf; so wird die Säure ein Alkali. Hat hergegen die Säure die Oberhand, so macht es das Alkali zum Sauren: und gesellt sich zu diesem ein überwiegendes Flüchtiges; so macht es auch Alles dieses flüchtig. (Die Säure verändert durch noch so viel Erde nicht ihre Natur. Aus dem Gipse, dem Thone, dem englischen Salze läßt sich z. B. die Vitriolsäure leicht wieder darstellen.) Erweiß der Säze durch Vermischung von Weineßig, Scheidewasser, Cölnischer Kreide, und Weingeist. (es entsteht zwar ein erdigtes Mittelsalz: aber keinesweges ist die Säure alkalisch geworden.) Thäte man hergegen zu 1 Th. Kreide, 4—6 Th. Scheidewasser, 8—12 Th. Weingeist; so wäre die Erde in eine Säure verändert; und wenn man das Flüchtige etliche mal cohobirte, so gienge die Säure in ein Volatile über. (Falsch: denn die Kreide ist, mit Säure übersättigt, nicht in Säure verändert: man calcinirt sie nämlich im starken Feuer; so ist sie wieder dieselbe alkalische Erde. Der versüßte Salpetergeist zeigt auch die unveränderte Säure in rothen Dämpfen, wenn man hinlänglich Vitriolöhl hinzu gießt.) Der Weineßig sey zugesetzt, um ein Vereinigungsmittel des Weingeists zu seyn, der mit der mineralischen Säure sich gar nicht, oder sehr hart und gefährlich vereinige, (falsch, wie die Vitriol- und Salpeternaphte erweisen.) Auf das von Eßig gesättigte Alkali solle man Weingeist gießen; und es alsdenn durch Feuer mit Gewalt treiben; so fliehet das Alkali mit allen Theilen in die Höhe. (Falsch: die blättrige Weinsteinerde wird zwar durch heftiges Feuer zerstöhrt: aber das Laugensalz bleibt doch, nach Beaume', u. a. m. zurück. Man wundert sich, daß der schärfste Eßig über das Laugensalz seine Schärfe verliere! weiß man denn gar nicht, was ein Mittelsalz ist, und wie es entstehe? das Uebergegangene soll eine Quintessenz der Natur seyn! Wer muß sich nicht über solche Aeusserungen wundern?) Um den radicirten Eßig zu machen, gieße man auf 4 Th. Kochsalz und 2 Th. Salpeter, 5 Th. des stillirten Eßig, und thue calcinirten Alaun, oder 2 Th. Vitriolöhl hinzu, und destillire. (Welcher unüberlegter Mischmasch! mit dem Eßig zugleich steigt Salpeter- und Salzsäure über; wodurch freylich der vermeynte Eßig viel stärker seyn muß, als der gewöhnliche. Kap. 20. Was das Universal- und Particular-Volatile, Acidum und Alkali sey. Diese Stücke sind in allen Dingen enthalten: sie geben alle etwas flüchtiges, eine Säure, oder ein Oehl, und Eine Erde, die der alkalische Theil ist. (Das Oehl ist keine Säure, und auch geben die Mineralien keins; auch

kann

kann man ihren Kalk nicht alkalisch nennen.) Kap. 21. Die Geburt der Animalien; ihre Bestandtheile. Jene erfolgt durch Zusammenkunft des männlichen und weiblichen Saamens. Schwächer Ausfall auf die Saamenthierchen — Die Bestandtheile sind viel flüchtiges Salz, weniger Saures, (das man bloß aus dem Oehle schließt,) und noch weniger Alkali, oder freyen Theile. (Säure haben sie gar nicht; aber sehr vieles, doch flüchtiges, Alkali.) Kap. 22. Geburt der Vegetabilien — Uranfang — Auflösung. Alle Pflanzen werden gezeugt aus ihrem eignen, oder durch den, mittelst der Gestirne eingeflossenen, Saamen: (ohne den eignen Saamen wird durch den mächtigsten Einfluß der Gestirne, nicht ein Grashalm,) sie sind das Mittelding zwischen Thieren und Mineralien: ihre vorzüglichste Nahrung ist Salz und Salpeter. Sie dienen, das mineralische Reich zu versüssen — Apostrophe in der Note an diejenigen, denen diese Schrift zu altväterisch, unverständlich ist: sie sind Kinder der Finsterniß; sie wollen mit hörenden Ohren taub seyn: R. ist doch dadurch nicht erweckt, so wenig er auch wünscht, in der Finsterniß zu bleiben — Dicke Finsterniß herrscht vielmehr da, wo der Vers. ist —) Die Versüssung der Corrosive erfolge nicht durch den Weingeist; er steige allein über den Kolben. (Das Gegentheil ist durch die Vitriol- und Salpeternaphthe klar, da sich, besonders die letzte, durch blosse Vermischung erzeugt.) Man muß daher den Weinessig zum Weingeiste gießen, und alsdenn mit den Corrosiven vermischen. Auch verliehren sie ihre fressende Art, wenn man auf sie Weinstein-salz, mit Weingeist vermischt, gießt. (Eine sehr unchemische Behandlung, deren Ungrund der ungeübteste Anfänger in der Wissenschaft einsieht; die Säuren werden nicht versüßt; sondern ganz verändert; und machen mit dem Alkali ein Mittelsalz.) Ebenfalls giesse man 3 Th. Weinessig, 1 Th. mineralische Säure zusammen; und verbinde sie mit 4—6 Th. des besten Weingeists. (Die scharfe Säure wird durch den Weinessig verdünnt; und hernach durch den Weingeist versüßt; allein viel besser erfolgt dies, ohne Weinessig, der den Weingeist nicht gehörig annimmt, wenn er nicht aus dem Grünspan oder der geblätterten Weinsteinerde getrieben ist.) Durch Zugiessung des Salpetergeistes auf die Spiesglasbutter erhält man einen blutrothen Saft, den man mit öftern Zugiessen eines weinhäftesten Harngeistes zu einer lieblichen Süße circulirt, und alsdenn für sich 2—3 mal herüber zieht: dies ist der rechte Lebensmerkur, zu 1—10 Tropfen zu nehmen. (Eine unüberleg-

legte Mischung, aus anscheinendem Mangel der Grundkenntnisse: hinlänglicher weinhafter Harngeist wird alles Spiesglas niederschlagen, und die Tropfen sind versüßter Harngeist oder Weingeist allein: oder wenn nicht so viel hinzugekommen ist; so ist es eine sehr geschwächte Spiesglasauflösung.) Im Alaun sind alle weisse, im Vitriol alle rothe Mineralien und Astra concentrirt: (wie zuversichtlich und doch wie unwissend! in beyden ist einerley Säure; in jenem ist nur die Alaunerde, in diesem Eisenzink oder Kupferkalk aufgelöst. Durch Hinzuthuung der Erde kann ich also alle weisse Mineralien und Astra concentriren!!) Der Salzgeist giebt ein Alcalinum! Der Vitriolgeist ist im Mineralreich das fixste. (Gerade das Gegentheil.) Aus dem Schwefel wird der Arsenik. (Grundfalsch: jener ist eine durch Brennbares gebundene vitriolische, dieser eine ganz eigne, himmelweit unterschiedene, Säure.) Der Schwefel benimmt der Kröte ihren Gift: (sie hat es bloß dem Aberglauben zuzuschreiben.) Kap. 23. Geburt der Mineralien; Bestandtheile; Auflösung. Der Erdmittelpunkt ist gesalzen; die daraus aufsteigenden Dämpfe zerfressen die Erde, woraus eine Erz wird: aus dieser wird Schwefel, alsdenn Arsenik, darauf Markasit: endlich Metall. (Keine Verbindung der Erden mit irgend einer Säure, kein erdigtes Mittelsalz kann zum Schwefel werden: noch weniger dieser zum Arsenik.) Bey den weissen Metallen wird selten oder wenig Schwefel gefunden; aber häufiger Arsenik und alaunischer Vitriol. (Unrichtig: denn z. B. bey den Silbererzen findet man viel mehreren Schwefel, als Arsenik: Alaun, oder Vitriolsäure trifft man gar nicht, ausser, in dem sehr seltenen Hornerz, nur einen sehr kleinen Theil davon, an.) Um Metall zu machen, so löscht man glühende Wasserkiesel oft im Salz- oder Salpetergeist ab, digerire sie in Königs- oder 1 Th. Scheidewasser, und 3 Th. Vitriolöhl: dies schließt zum Theil in Krystallen an, zum Theil giebts eine zarte schwammigte Erde. (Ist dieser Wasserkiesel blos ein solcher Kiesel, wie ihn die Mineralogen benennen; so wird er von keinem Sauren, ausser vielleicht der Flußspathsäure, aufgelöst.) Ueber jene Produkte ziehe man obgedachte Säuren fleißig ab; so setzt sich eine metallische Erde zu Boden; diese glühe man zwischen gepulverten Kieseln, treibe alles mit Bley ab; so findet man ehr kleines Silber- oder Goldkorn. (Da der Anfang des Processes wider alle chemische Grundsätze ist: so ist auch der übrige Erfolg sehr wenig glaubwürdig.)

An-

Anderer Theil: von der Zeugung und Zerlegung der natürlichen Dinge. Kap. 1. Zurückführung der alterirten chaotischen Uranfänge in ihr erstes Bestandwesen, Salpeter und Salz. Kap. 2. Wie die Natur die Animalien zerstöre. Sie faulen; aus ihnen werden Maden, Mücken und Fliegen, (nimmermehr, wenn solchen Thieren der Zugang versagt ist, Eyer daherein zu legen.) Kap. 3. 4. Wie die Natur die Vegetabilien, die Mineralien zerstöre. — Die Steine zerspringen durch die wechselsweise Erhitzung und Erkältung: gehen endlich in die Pflanzen, von da in die Animalien über. Eben dies erfolgt mit den in den Bergen noch befindlichen Metallen; das in ihnen enthaltene salzige Grundwesen frißt sie darauf zu Rost. Mit den ausgeschmolzenen geht es schwerer. — Daß aus einem Ochsen ein Mensch, und umgekehrt, werde, gar fein demonstrirt. Kap. 5. Zergliederung, Scheidung, Wiedervereinigung und Regeneration des chaotischen Wassers in ein fünftes Wesen. Das Regenwasser, den allgemeinen Saamen lasse man faulen; destillirt es alsdenn gemach; so hat man Himmel und Luft mit ihren zarten Wassern; das Flüchtige. — Nach veränderter Vorlage folgt das Elementwasser; oder das grobe häufige Phlegma. — Das Honigdicke Wesen giebt erstlich ein Phlegma; denn einen scharfen Geist, wie Essig; denn ein dickes Oehl, das nichts als eine concentrirte Säure ist, zuletzt bleibt eine verbrennliche Kohle. (Dieser Proceß ist sehr unwahrscheinlich: die Hauptsache des Regenwassers soll das Kochsalz und der Salpeter seyn; Marggraf bekam von 100 Quartier reinliches Regenwasser, einige Gran Salpeter und Kochsalz, und 100 Gran Kalkerde: bekömmt man durch die Fäulniß nicht mehr; wozu dieselbe? Im gegentheiligen Falle sollten durch die bloße Fäulung, sich solche starke Säuren in so kurzer Zeit erzeugen, da fast Alles, was man durch chemische Operationen erhält, Entwickelungen, Edukte, keine Produkte, sind? Bey Destillation des frischen Wassers zeigt sich nicht die geringste Spur einer Säure; diese, besonders die mineralische, ist nach 100 Operationen, noch unveränderlich eben dieselbe; sie scheint also nicht so leicht zu erzeugen zu seyn, da sie fast gar nicht zu zerlegen ist.) Den Himmel, die Luft, das Wasser, die Erde, oder Säure, soll man jede 3mal rektificiren, jedes Rektificirte besonders aufbewahren. Nun folgt die Wiedergeburt in ein chaotisches Wasser. Man vermische die drey Arten der erhaltenen Erde, und digerirt sie, und ziehe die überflüßige Feuchtigkeit ab, und reverberire sie gelinde; tränke sie alsdenn mit den

verei-

vereinigten Arten des Himmels und Wassers, zu wiederholten malen; reverberire sie, und fahre damit fort, bis die Erde durchaus feuerroth und fix werde, und endlich das offene Feuer ausstehen kann; so ist das Magisterium fertig: die allgemeine Hauptarzney, deren 1–6 Gran alle Krankheiten aus der Wurzel heilet. (Alle Gründe gegen eine allgemeine Arzney jetzt zu geschweigen; so ist es besonder, daß dieses mühsam auseinandergesetzte, hernach wieder vereinigte, Magisterium so unendlich große Kräfte bekommen haben soll, da alle die Bestandtheile doch vorher schon im Regenwasser vereinigt waren. Bey andern Körpern z. B. dem Vitriol, bekomme ich durch Zurückgiessung aller der aus ihm erhaltenen Feuchtigkeiten dieselbe Substanz wieder. — Wen die Gründe gegen diese Arbeit, und ihre Mühseligkeit nicht zu sehr abschrecken, der versuche sie: Glückzu wenn er einige Kenntniß dabey gewinnt.) Noch eine andere Art. Man ziehe vom gefaulten Regenwasser alles Flüchtige ab, bis auf einen dicken Liquor; und diesen hernach gelinde bis zur Trockne: reverberire dann die Erde, tränke sie mit obiger Flüßigkeit, destillire und reverberire so oft, bis sie eine gleiche Farbe habe. — Drite Art: dasselbe Verfahren wie bey der ersten, nur daß man das Rückbleibsel verkalcht, es auslaugt, weiß calcinirt, dieses Salz mit seinem Essig, und übrigen Theilen nach und nach verbindet. Kap. 6. Schlüsse aus vorigem Kapitel. Kap. 7. Zergliederung der Animalien. Man arbeite nicht zu dem noch warmen Blute. „Als ich durch die Retorte einsmals die fixern Theile destillirn wollte, so erschiene mir von denen Menschen sowohl, als andern Thieren das Everstrum, oder der Geist, sehr scheußlich in der Vorlage: das vom Menschen fienge auch in der Retorte ein Gepolter an, als wenn ein Gespenst darinn wäre, welches sehr entsetzlich zu hören und anzusehen war.“ (Welcher Aberglaube, so etwas als Wahrheit anzunehmen! Welche Unglaubwürdigkeit des Schriftstellers auch in andern Dingen, da er dergleichen gesehen zu haben vorgiebt. Der Mensch müßte also nicht blos einen Geist, einen Archäus, sondern 24–30 im Blute haben, weil man keinen größern Theil desselben auf einmal wegläßt: und jeder dieser Geister müßte das Vermögen haben, schreckliche Thaten zu thun, und scheußliche Gestalten anzunehmen.) Nach dem Faulen des Bluts destillirt man im Wasserbade über den Helm einen stark harnhaften Geist. Bey der fortgesetzten Destillation in der Retorte im Sande erfolgt die durchdringende, die Zunge sehr angreifende thierische Säure (unter welcher man hier wohl

wohl das feinere Oehl versteht:) alsdenn ein stinkendes dickes Oehl: und eine Kohle bleibt zurück. Um sie wieder zu vereinigen, vermische man das Flüchtige mit dem Phlegma, dann mit der Säure: das Oehl reibe man unter die Kohlen, gieße alsdenn das Flüchtige darauf, ziehe es ab, trockne und reverberire es, und wiederhole es öfters wie oben; so ist die animalische Quintessenz fertig. Wenn man auf dieselbe alles erhaltene Phlegma an einem warmen Orte wieder gießt, so wird der Geist die Gestalt des Thieres vorstellen, wie es zuvor im Leben gewesen, setzt man es in die Kälte, so verschwindet es wieder; (Abermals ein großer Beweiß des Aberglaubens, und der Unglaubwürdigkeit: einer von den vielen durch das Phlegma wieder erweckten Archäis soll das Vermögen haben, die ganze künstliche Gestalt des Thieres zu bilden, und darzustellen! Ein Archäus, ein Geist, der bey den vielen chemischen Arbeiten nicht fortgeht: sondern sich ruhig in die Gläser einschließen läßt, aus einem Gefäß in das andere übergeht, u. s. w. Wer darf nun an Fauſt's aus dem Kolben entschlupfenden Teufel zweifeln?) Kap. 8. Zerlegung der Vegetabilien. Um das flüchtige Salz zu erhalten, lasse man es faulen. (Dieses ist nicht das specifische Salz eines Krautes; sondern ein allgemeines flüchtiges Harnsalz, das sich aus allen organischen fäulenden Theilen erzeugt oder entwickelt.) Kap. 9. Zerlegung der Mineralien. Sie sind aus den fixern Theilen des allgemeinen Saamens, dem Salpeter und Salz entsprungen. Ein Radical Menstruum entsteht, wenn man 3 Theil Scheidewasser über 1 Theil Vitriol öfters abzieht, bis dieser ganz heraufsteigt. (Das Scheidewasser ist allerdings vermögend, einen Theil der Eisenerde mit überzuführen: aber schwerlich wird alle Eisenerde des Vitriols mit übergehen: sollte dies aber auch geschehen; so könnte man doch die Operation weit kürzer machen, wenn man den Vitriol blos in Scheidewasser auflößte. Indessen löst die vereinigte Vitriol- und Salpetersäure nicht alle Metalle auf; und ihre Auflösungen sind auch nicht Radical; d. i. man kann das Metall durch ein anderes hereingeworfenes, als Metall wieder darstellen.) Alcalisirte Mineralien sind Gold, Eisen, Zinn, Blutstein, u. a. m. saure, Bleysilber, Wißmuth: hermaphroditische, Kupfer, Eisen, Queckſilber; (eine ungegründete und unpaßliche Eintheilung.) Man lasse ein Erz glühen, bestreue es mit Schwefel, den man wieder ausbrennen läßt; und gieße auf die rothen Metalle das oben mit Vitriol präparirte Menstruum; auf die weissen, ein auf ähnliche Art

mit

und Alaun bereitetes. Das aufgelößte lasse man entweder zu Crystallen anschießen; oder destillire es mit 3 Theilen frisches Menstruum, bis alles übergestiegen. (Crystallen durch aufgelößte Metalle zu erhalten, ist der gewöhnlichen Chemie überflüßig bekannt; aber das Metall ist nicht verändert, so wenig als ein im Weingeiste aufgelößtes Harz: allein das Metall überzudestilliren, wird gewiß mit fast allen Metallen mißglücken.) Zur Figirung muß man die Feuchtigkeiten gelinde abdestilliren, so entsteht ein salziger, im Feuer flüßiger Stein, und die mineralische, aber noch corrosive, Quintessenz (Ein prächtiger, aber nicht verdienter Name für tägliche Produkte der Chemisten.) Kap. 10. Arbor dulcificationis. Will man die mineralischen Corrosive versüssen; so muß man nicht von einem äußersten Ende zum andern ohne Mittelding schreiten, nicht gleich jene mit animalischen Produkten vermischen. Derowegen destillire man erst Weingeist und flüchtigen Harngeist über; eben so verfahre man mit dem Weinessig, und der Harnsäure. (Diese zu bereiten, soll man den gefaulten honigdicken Harn, mit ausgelaugter Asche zusammenballen, und im Sande destilliren. Man bekommt aber keine Säure dadurch, sondern das aus dem salmiakartigen Salze ausgeschiedene flüchtige Alcali, das also der Verf. nicht einmal von einer Säure zu unterscheiden im Stande ist.) Zu jedem Corrosiv gieße man dies gemischte Saure, und ziehe es bis zur Oliät ab; oft ist es alsdenn süß genug, sonst gieße man neue Säure darauf. (Natürlich ist es weniger corrosivisch, weil die mineralische Säure mit dem flüchtigen Alcali zu einem Mittelsalze gemacht ist; aber nun ist es ja keine Säure mehr.) Alsdenn gieße man den gemischten Weingeist hinzu, (der noch mehr Alcali enthält,) und wiederhole dies zu mehrenmalen, daß 6–9 Theile hinzu kommen, und ziehe es bis zu einem Oehle ab; dies destillire man in einer Retorte, so geht ein süsses liebliches Oehl über. (Dies ist, nach genommenem Verhältnisse, entweder nichts, als Weingeist; wenn nämlich die mineralische, und vegetabilische Säure durch das Harnsalz völlig gesättiget ist; oder etwas mit Weingeist verbundene mineralische oder vegetabilische Säure. Was für eine seichte Kenntniß chemischer Grundsätze, dies eine Versüssung des Corrosivs zu nennen! Zerstört ist es.) Durch Abdestilliren des Oehls erhält man einen salzigen Stein (ein halbflüchtiges Mittelsalz, mit der metallischen Erde verbunden.) Will man die Corrosive vegetabilisch machen, so braucht man blos den Weingeist und Essig zuzusetzen. (Falsch, der Weinessig

ist [illegible] Salpeterſäure und Weingeist gehen durch bloße Vermischung die Naphthe [illegible] Beides erschwert die Versüssung nur noch mehr.) Apostrophe in der Note an die Aerzte, auf Seele und Gewissen, diese herrliche Art der Versüssung zu gebrauchen (chemische Aerzte verstehen dieses unendlich besser, als der Verf. und sein Herausgeber;) und Widerlegung der Gegengründe gegen die Universalarzney durch die Erfahrung von einigen 1000 Jahren: sie müßten den einigen, allgemeinen Geist der Natur besser zu kennen sich befleißigen, „und deshalb in unsern, als der einzigen wahren Naturkundiger Schriften sich besser umsehen.“ (Auffallenderes Lob kann wohl Niemand den Schriften seiner Secte geben! Aber Gott behüte, (werden die meisten Leser mit mir denken) vor der Naturkunde, wenn dies die besten Schriften sind.) Versüssung des Mineralöhls durch Weinessig und Weingeist. (Auch hier ist der Essig, wenigstens, überflüßig.) Ein Theil Salzgeist, und 3 – 4 Theil Scheidewasser, bis zu ziemlicher Oliität abgezogen, schießen zu Crystallen an. (Falsch, und gegen tägliche Erfahrung.) — Man solle entweder klar, ohne Gleichnisse, die Sätze vortragen, daß sie jeder verstehen könne, oder gar nicht schreiben. (s. Seite 543.) (Sehr vernünftig: aber zugleich ein Beweis, daß die oben als falsch angegebenen Sätze würklich falsch sind; und nicht etwa anders, als dem Wortverstande nach, oder hieroglyphisch erklärt werden müßten.) Man löse das Metall zu einer salzigten Natur auf, daß es sich alsdenn in Weinessig oder Königswasser auflösen lasse: und ziehe öfters abgedachten Wein-Essig und Geist darüber ab; endlich kann man es zu einem Oehle bringen, das in der Kälte wie ein Eis wird, u. s. w. Kap. 11. Vom Alkahest. Man suche ihn vergeblich durch das, auch aufgelößte Quecksilber zu erhalten: die Corrosiven wären der einzige Weg. Dies sind nun die Sätze der Weisheit, die tiefen und bewährten Grundsätze, um derentwillen man die bisherigen physisch-chemischen, zum Theil, auch, wie es scheint, theologischen Kenntnisse bey Seite legen soll. Der Leser sey Richter zwischen den Verf. und Recens., er erwartet mit Ruhe seine Entscheidung. Indessen hält er sich überzeugt, daß wenn der größte Theil der Leser, die einige Einsichten besonders in der Chemie haben, mit Recens. unzufrieden seyn sollten, sie es viel eher darüber seyn werden, daß sein oben gefälltes Urtheil viel zu gelinde und nachsichtig, als daß es zu unverdient und hart gegen die Verf. wäre.

Von eben den Verff. oder Herausgebern dieser Schriften, oder ähnlich denkenden Gliedern scheint die neue Ausgabe einiger alchymistischen Schriften herzurühren. Es erscheinen nämlich:

Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz A. 1459, Gedruckt zuerst zu Strasburg 1716, und der äussersten Seltenheit wegen wieder aufgelegt. Regensburg, 1781. 8. 173 Seiten.

Allgemeine und General-Reformation der ganzen weiten Welt; beneben der Fama Fraternitatis des löblichen Ordens des Rosencreutzes, an alle Gelehrte und Häupter Europä geschrieben. Jetzt öffentlich in Druck verfertigt, und allen treuen Herzen communicirt. Gedruckt zuerst zu Cassel 1614, der äußersten Seltenheit wegen wieder aufgelegt, und mit einem Anhange verschiedener dahin gehörigen Schriften vermehrt. Regensburg, 1781.

Das erste Werk soll Anweisung zur Metallverwandlung durch die Allegorie geben: Recens. bekennt, ob er gleich ziemlich in der Chemie bewandert ist, daß er nichts davon verstehe; auch sich nicht die Mühe geben werde, hinter den Verstand zu kommen, weil ihm niemand das Geheimniß des Steins der Weisen, nach der Enträthselung, garantiren wird. Der Vortheil entsteht indessen auf alle Weise von dem erneuerten Abdruck, daß der Wißbegierige auf dergleichen Sachen, statt vieler Thaler, die er sonst dafür gab, sie jetzt für eben so viele verschwendete Groschen haben kann.

Die allgemeine Reformation ist eine ganz artige Satyre auf die ehemaligen gewaltigen Weltverbesserer; mit dem vernünftigen Schlusse, daß, so lange Menschen sind, auch Laster seyn werden; daß man da am besten lebe, wo die wenigsten sind; daß es am klügsten sey, die Welt so zu lassen, wie man sie gefunden hat. — — Darauf folgt die Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens des R. C. Der Stifter derselben habe zu Damcar in Arabien, und zu Fez sehr viele chemische und andere Wissenschaften und Heimlichkeiten gelernt: habe aber schlechte

Aufnahme bey allen Europäischen Nationen mit seinen neuen Kenntnissen gefunden; und sich endlich in Deutschland niedergelassen. Hier habe er 3 Brüder zu beständiger Treu, Ernstigkeit und Verschwiegenheit verpflichtet, zu denen hernach noch 4 gekommen; diese hätten alles, was wissenswürdig ist, in ein Buch zusammen getragen, und sich hernach nach Verabredung gewisser Regeln in der Welt vertheilt. Der Stifter sey gestorben; und nach 120 Jahren habe man in dessen Hause, das der Brüderschaft noch gehörte, bey der Reparatur, nach einem ausgezogenen Steine, eine verborgene Thür entdeckt, worinn viele Schätze, des Stifters Reisen und Leben, sein Grab, und ein Buch, die größten Naturgeheimnisse enthaltend, gefunden worden. Es werden nunmehr Andere zur Brüderschaft, und Mitgenuß ihrer Schätze, die ihnen nimmermehr ausgehen können, eingeladen: Gold zu machen sey ihnen ein geringes; und nur ein Parergon; sie hätten etliche 1000 bessere Stückgen. (Auch hier kann Recens. nicht bestimmen, ob diese Geschichte, und wie weit sie wahr sey?) Außer derselben, (die sehr merkwürdig wäre, wenn sie wahr wäre,) findet sich nichts belehrendes im Buche. Hierauf folgt: Antwort an die Lobwürdige Brüderschaft der Theosophen vom Rosenkreuz von Adam Haselmeyer, ad Famam Fraternitatis einfältigst geantwortet. — Diese scheint Recens. nicht interessant, so wenig als das Wohlgemeinte Ausschreiben an die Hochwürdigste Fraternität des Rosenkreuzes zweyer unbenannter Biederleut, darinn sie ihre Gedanken, so sie von der Hochlöbl. Frat. haben, eröffnen und um fernere Communication bitten thun; gedruckt zu Oppenheim 1617. Alsdenn kömmt geistlicher Discurs und Betrachtung, was für eine Gottseligkeit und Art der Liebe erfordert wird: d. i. wie dieselbe eigentlich beschaffen seyn will, wenn man die in aller Welt verachtete, aber von Gott werth und theuer gehaltene Gemeinschaft, Wissenschaft, Weisheit und Fraternität der rechten Rosenkreuzbrüder auf beste Theile zu erreichen begehrt. Von neuen aus Tagelicht gerückt durch Doctor. Gratian. Amandum de Stellis C. et E. Archipal. Gedruckt zu Oppenheim 1618. Eine gute Art der Predigt, nach damaligen Zeiten, wo man auf wahrhafte, herzliche, thätige Liebe gegen Gott und den Nächsten dringt.

Mytho-

Mytho-Hermetisches Archiv. Ein periodisches Werk. Aus dem Französischen des Hrn. Clavier du Plessis. Erster Band. 1. 2. Theil. Gotha, bey C. W. Ettinger, kl. 8. S. 180.

In diesem Archive sollen die Fabeln und Allegorien des Alterthums durch die hermetische Philosophie, die sie unter ihrem Schleyer verbargen, erklärt, und die Wahrheit dieser Philosophie aufs strengste dargethan werden. Dieses soll durch Auszüge und räsonirte Auslegungen der besten Werke geschehen. — Es gäbe keine von den Neueren sogenannte Chimäre, die nicht anfänglich die Wahrheit zur Grundlage gehabt hätte. Z. B. die Quadratur des Zirkels, die immerwährende Bewegung, und die allgemeine Arzney. (Ein sehr gewagter Satz, dessen gründlicher Erweiß schwerlich zu führen ist: oder die ganze zum Grunde liegen sollende Wahrheit, müßte zur Erzeugung der Chimäre nur eine unendlich kleine Veranlassung gegeben haben: z. B. daß es überhaupt einen Zirkel, eine Bewegung, eine Arzney gebe.) Die volle Uebereinstimmung unzähliger Meister in denselben Grundsätzen, und ihr Ruhm, sey den Zweiflern der Universalarzney entgegen zu setzen. (Allein nicht leicht findet sich größere Disharmonie würklich als unter den sogenannten hermetischen Philosophen: indeß wäre dies auch nicht; wie wenig bewiese die Harmonie? Wie oft schreibt noch jetzt Einer dem Andern, einen deutlich angegebenen chemischen Versuch als wahr nach, dessen Ungrund bey dem Experiment sogleich erhellt. Wie viel leichter mußte dieses bey den hieroglyphischen, schwer nach zu machenden Versuchen der Adepten geschehen können! Die Gelegenheit, so leicht das Ansehen eines Solchen, durch Ausschreiben aus andern Büchern, zu erhalten, verführte.) Du Fresnoy habe 900 Schriftsteller, und 2500 Abhandlungen verzeichnet, unter welchen besonders Albert. Magnus, Thom. Aquinas: Raym. Lullius, Arn. de Villeneuve — Paracelsus, Flamel, P. Faber von Castelnaudary: Gr. de la Marche, Trevisane, Zachaire, d'Espagnet, sehr merkwürdig wären. Ein Hirngespinst hätte sich eine so lange Reihe von Jahrhunderten hindurch nicht ohne Veränderung erhalten, und verewigen können, (da alle Meynungen so veränderlich sind,) wann nicht unwandelbare Grundsätze die Lehre von der Universalarzney vor diesen Veränderungen verwahrt hätte. (Dies folgt nicht; die Generatio aequivoca schreibt sich von einer

langen Reihe von Jahrhunderten her: welcher gründliche Naturkenner wird aber aus bloßer faulender Erde, nur einen Schmetterling, viel weniger einen Elephanten erwarten! Wer müßte nicht Gespenster, Bannen, Festmachen glauben, wenn das Alterthum Meynungen Wahrheit gebe.) Hieher gehörige Lehren aus dem Poemander des Hermes Trizmegistus, dessen aus den wichtigsten Gründen bestrittenes Alter dem Verf. noch heilig ist: indessen enthalten jene keinesweges begreifliche Anleitungen zur Universalarzney; sondern sie bestehen aus christlichen und neuplatonischen in einander verwebten Sätzen, aus denen nur die willkührlichste Paraphrase etwas hieher gehöriges hervorbringen kann. — Hierauf erfolgt eines Ungenannten Aufsatz, auf die Veranlassung einer aufgegebenen Preißfrage über die beste Erhaltung und Vermehrung der Volksmenge. Sie könne nur allein durch eine Universalarzney gehörig erhalten werden: in ihrem einfachen Zustande ist diese für die Erhaltung und Ausbesserung des menschlichen Körpers bestimmt; im Zustande ihrer Vervielfältigung dient sie, Zinn, Bley, gereinigtes Queckſilber, in Gold und Silber zu verwandeln. Die Universalarzney giebt eine starke Gesundheit, und erhöht das Zeugungsvermögen in beyden Geschlechtern: durch sie verursachte Fernel (nicht Frenel) die Fruchtbarkeit der Catharina von Mediceis: (diese wurde durch einen viel einfachern Naturweg bewirkt) auch bey der Sara war sie wirksam (vermuthlich muß der Verf. dieses so positiv aus geheimen, bis auf unsere Zeiten noch erhaltenen, archivalischen Nachrichten wissen.) Das ganze ist eine Deklamation von den Vortheilen dieser Universalarzney und daß immer einige Menschen sie verfertigt haben: aber die Gründe ihrer Unmöglichkeit werden nicht entkräftet, noch ihr Daseyn, oder ihre Natur erwiesen. Recens. hält es für überflüßig, seine Meynung, die er oben schon geäußert hat, hier noch zu wiederholen.

Zweyter Theil. Große Verschiedenheit der physischen und geistigen Vermögen des Menschen: Erweiß des hohen Adels der Seele aus dem Genie; sie ist unendlich in ihren Kräften, wenn gleich ihren Verrichtungen vieles an der Vollkommenheit fehlt. Kein Thier könne die geringste Erzeugung des menschlichen Genies nachahmen; und dem Pferde mangle viel mehr zum Menschen, als, nach Helvetius, die Hände. — Schädliche Folge des Materialismus für die Erziehung, er gewöhne blos ans Sinnliche, und mache zur Aufmerksamkeit auf geistige Dinge unfähig: unsere ganze Bestimmung bleibt, wenn wir

nichts

nichts als Thiere sind, ein Mährchen — beſtehen. Vorbereitung zur hermetiſchen Philoſophie, um ins Daſeyn der Vernunft und der Unſterblichkeit der Seele zu erwachen, aus den vielen Schriften derſelben, worinnen dieſes vorgetragen iſt. Der Verf. giebt einen Auszug aus einer ähnlichen ſehr ſeltenen Schrift, die den Titel führt: l'Harmonie du Monde, ou il eſt traité de Dieu, et de la nature, Par. 1671. Nach dieſer ſoll man nicht von den Würkungen zur Urſache hinauf: ſondern von der Urſache zu den Würkungen herabſteigen; und daher in der Philoſophie von der Gottheit den Anfang machen. (Aber dieſes ihr Daſeyn muß doch vorher erſt erwieſen ſeyn; und geſchieht dieß nicht durch philoſophiſche Ueberlegungen!) Das Weſen, das Principium aller Dinge ſey, als die Einheit aller Weſen, zu betrachten; oder ein unendliches Ganze, das alle ſichtbaren und unſichtbaren Dinge enthält. (Näher kann man von einer Seite dem Spinoza wohl nicht kommen; weniger nicht den Werkmeiſter vom Werke unterſcheiden.) Lichtvolle Begriffe vom principiirenden Principium, und naturirender Natur. Die Welt habe in Gott vor der Schöpfung verborgen gelegen, wie die Zahl in der Einheit: er ſey gleichſam aus ſich ſelbſt hervorgegangen, als er die Welt erſchaffen habe. — Dreyeinigkeit: der Menſch könne an ſich ſelbſt etwas wahrnehmen, das dies Geheimniß begreiflich mache: er ſey nach Gottes Bilde geſchaffen; dies ſey das Wort Gottes; in dieſem Worte aber ſey die Dreyeinigkeit. Der Vater ſey in der Dreyeinigkeit Weſen, Seyn, und Leben: der Menſch habe auch in Abſicht auf den ewigen Vater, Weſen, Seyn, und Leben: er ſey durch die weſentliche Form, Ebenbild des Sohns: und durch den Geiſt trage er den Charakter des heiligen Geiſtes an ſich. Der verderbte Menſch habe dies Bild der Gottheit nicht; aber der weſentliche Menſch werde nach der Auferſtehung es beſitzen: in dieſem Leben ſey es in den Schatten der Sünde eingehüllt. In allen Kreaturen finden ſich Spuren der Dreyeinigkeit; aber nicht in einem ſo hohen Grade als in dem Menſchen, der künftig Vorzüge vor den Engeln ſelbſt haben werde: daher ſey der Tod eine wahre Wohlthat für ihn. Es beſtehe aus einer intellektuellen, himmliſchen und elementariſchen Natur: die erſte iſt die Seele, die zweyte der Geiſt, die letzte der Körper. Jene würke unmittelbar auf die Seele, dieſe auf den Geiſt; der letzte auf den Körper. Alle Planeten des Himmels arbeiten an der Ausbildung des Menſchen von ſeiner Empfängniß an. Saturn verdickt den Saamen: Jupiter kocht ihn durch ſeine Wärme.

Mars vollendet die Organisation. Die Sonne stärkt den Embryo; Merkur bildet die Organe der Sinne, und alle Oeffnungen des Körpers; Venus die Augen, Augenbraunen und die Geschlechtstheile; der Mond arbeitet, die Frucht aus dem Mutterleibe hervorzubringen, u. s. w. — Die Seelen liegen in Gott verborgen, wie der Baum in seinem vegetabilischen Urstoffe. Aehnliche Gedanken fände man in *Fabre's* Alchym. christ. womit auch d'Espagnet in seiner Philosophie naturelle übereinstimme. Hierauf folgen Sandivogius (des Cosmopoliten) Gedanken über diesen Gegenstand. Der erste Mensch sey aus wahren, nicht elementirten, Elementen geschaffen, und daher unsterblich gewesen: nach dem Falle habe er von elementirten Elementen gelebt; dadurch sey er, und seine Nachkommen, immer mehr, sterblich geworden. Daher müßte die allgemeine Arzney aus reinen Elementen bereitet werden.

Hier sind 2 Bogen angehängt unter dem Titel:

Mytho-Hermetisches Archiv: Kritiken, Untersuchungen, Erläuterungen, Bemerkungen, nebst andern Aufsätzen für und wider das System der allgemeinen Arzney von Cl. du Plessis. Erster Band. Kritisches Schreiben eines Ungenannten an den Verf. Er behauptet, die Philosophen hätten durch die Quadratur des Zirkels, und die immerwährende Bewegung, die hauptsächlichsten Eigenschaften des Gegenstandes bezeichnen wollen, in welchem einzig und allein, mit Ausschliessung aller andern, die Geheimnisse der allgemeinen Arzney enthalten wären. Eine wahre Quadratur und eine immerwährende Bewegung möchte wohl unmöglich seyn, wenn man letztere nicht durch das reine Feuer bewirkte. Vorschlag zur Vorrichtung eines Experiments, der, so wie wohl der ganze Aufsatz, ironisch ist. — — Dies ist nun der ohngefähre Inhalt dieses Archivs. Rec. würde Zeit, Papier, Feder und Dinte für verschwendet ansehen, wenn er noch Etwas zur Berichtigung oder Widerlegung solcher Sätze anwenden wollte, von denen man erstaunen muß, daß sie in unserm Jahrhundert, bey der Menge ächter Philosophen, Chemisten und Naturforscher, öffentlich und in Deutschland vorgetragen, und den mühsam errungenen Kenntnissen vorgezogen werden sollen.

VI.

Abhand-

Abhandlung von dem Urſprung (Urſprunge) der Früchten (Früchte) aus ihrem Bau hergeleitet. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, von Johann Grafen von Auerſperg, der hohen Domſtifter Paſſau und Olmütz Domherrn. Augsburg, 1780. 8.

Dies iſt der zweyte Theil der Fallingerſchen Abhandlung in der Ueberſetzung, davon wir den erſten über die Krankheiten der Pflanzen im 2ten St. des 41ſten B. dieſer Bibl. S. 540 angezeiget haben, und dem noch der dritte Theil von dem Wachsthum der Pflanzen folgen muß. Man könnte dem Hrn. Ueberſetzer wohl den Vorwurf machen, daß eigentlich erſt der Urſprung, dann der Wachsthum, und zum Beſchluß die Krankheiten und die Hülfsmittel derſelben, der Ordnung nach hätten ſollen überſetzt werden; dieſen Einwurf macht er ſich ſelbſt in der Erinnerung an den Leſer, allein es heißt daſelbſt: „ich bekam die Originalien nach und nach, und wie ich ſie bekam, ſo überreiche ich dieſelbe auch meinen Leſern.“ Das Buch enthält neun Kapitel. „I. Ohne Saamen kann keine Pflanze entſtehen. II. Der Saame wird ſelbſt in der Pflanze geſtaltet. III. Ja ſo gar nothwendig befruchtet. IV. Dieſe Befruchtung kann man mit Kunſt und Mühe in dem Saamen, welcher noch an der Mutter hängt, befördern. V. Es giebt kein Mittel noch Kunſt, einen abgeriſſenen Saamen zu befruchten. VI. Der befruchtete Saamen bekommt in der Erde ſein erſtes Leben oder Wachsthum, und aus dieſem iſt der Urſprung der Pflanzen herzuleiten. VII. Dieſes Leben und Wachsthum der Pflanzen kann durch Kunſt und Arbeit befördert werden. VIII. Und dieſes zwar ohne künſtliche Zubereitung der Saamen, die niemalen ohne Gefahr iſt. IX. Aus dem vorhergehenden werden praktiſche Regeln hergeleitet, die zur Beförderung des Urſprungs der Früchte gehören. — Man ſiehet aus dem Inhalte derſelben, daß das Buch die Phyſiologie der Pflanzen abhandelt. Indeſſen ſo faßlich der Verf. auch für ſeine Leſer hat ſeyn wollen, ſo wird er doch für viele es noch nicht ſeyn. Wir müſſen vielmehr rathen, Du Hamels Werke als vorzüglich in ihrer Art dabey mit zu Hülfe zu nehmen, und dann wird mancher noch finden, daß in dieſen Kapiteln hin und wieder etwas vorkommt, das einer Einſchränkung oder Erläuterung bedarf. Wir erinnern dieſes nur in der Abſicht, damit deutſche Schriftſteller ihre Gedanken nicht ſo geſchwind drucken laſſen mögen, denn dem

Kenner bleibt es unangenehm, wenn er findet, der Verf. würde mit ein wenig mehr Vergleichung von Meynungen in diesem oder jenem Falle sicher anders gedacht haben. So ist z. E. nach S. 85. §. 55. wohl bestimmter zu sagen: Man sammle den Saamen von den ersten Blumen, weil diese der Erfahrung nach den besten Saamen liefern, und S. 91, §. 61. die beste Zeit des Aussäens ist, wenn es seyn kann, die Zeit vor einem warmen Regen, da hingegen der Verf. sagt: „die beste Zeit der Saat ist nach warmen Regen.“ Wir möchten auch, wie S. 93. §. 63. geschehen ist, nicht einmal von Weizen und Hafer behaupten, „daß sie wenigstens zwey Finger tief in der Erde liegen müssen,“ es kommt hiebey sehr viel auf mehr oder weniger lockeren Boden an, und von allen Saamen kann dieses ohnedem nicht gelten. Feine Saamen erfodern eine sehr flache oder gar keine Bedeckung von Erde, wenn sie keimen sollen. Mit dem Verf. übereinstimmend denken wir nach §. 62. daß aller Saamen nicht zu dick ausgesäet werden muß, und nach §. 64. daß eine gute Bereitung des Erdreichs alles wirket. Gleich offenherzig gestehen wir aber auch, daß wir wünschen; die Uebersetzung wäre fließender und reiner in Ausdrücken zu wünschen. Provinzialdeutsch müßte eigentlich nicht gedruckt werden, und wenn man denn noch Dodonæus, Marchantius, Malisnerius, Justikus, Verdrikus, u. s. w. anstatt Dodart, Marchant, Valisneri, Justieu, Verdries lesen muß, so siehet man wohl, der Herr Uebersetzer hat sich durch das lateinische us verleiten lassen, diese Namen so anzunehmen. Der gelehrte Bouffon S. 36. muß wohl ein Druckfehler seyn, Graf Buffon hat aber Löwenhoeck nicht widerlegt, da Ledermüller der Deutsche gezeigt hat, wie sehr Buffon irrte. Dies hätte ein anderer Deutscher wohl wissen können. Der Verleger hat auf der Vignette des Titelblatts durch den Kupferstecher einen wohl frisirten mit Haarbeutel geputzten Gärtner vorstellig machen lassen. — Wenn wollen unsere Zeichner die Natur copiren? Ein deutscher Gärtner mit rund abgestutzten Haaren wäre angemessener.

Sz.

D. Joh. Christian Schäffers Abbildung und Beschreibung der elektrischen Pistole und eines kleinen Elektrophors. Bey welcher Gelegenheit zugleich

von

von einem Luftelektrophor vorläufige Nachricht ertheilt wird. Nebst 3 Kupfertafeln. Regensburg, bey Montag, 4 Bogen in 4.

Diese flüchtig zusammen geschriebenen Bogen enthalten ganz und gar nichts eigenes. Die in dem ersten Abschnitte beschriebene Pistole ist die mit entzündbarer Luft gefüllte Flasche des Volta, die, da sie mit den Wirkungen der elektrischen Materie nichts weiter zu schaffen hat, als daß sie durch einen elektrischen Funken angesteckt wird, eben so wenig den Namen eines elektrischen Schießgewehrs verdient, als der nachher beschriebene Elektrophor: Luft-Elektrophor genannt werden kann. Ob Hr. S. den Liebhabern solcher Versuche das Werk des Volta von der Sumpfluft durch seinen Auszug entbehrlich gemacht habe, daran ist billig zu zweifeln. Die Art, die entzündbare Luft in die Vorrathsflasche, und aus dieser in die Donnerflasche, zu bringen, kann zwar für dieses Spielwerk zureichend seyn; allein für eigentliche Versuche hat sie nicht Genauigkeit genug. Von der Nothwendigkeit, der entzündbaren Luft gemeine, oder noch besser dephlogistische Luft beyzumischen, wenn sie sich mit einem Geräusche und mit Kraft entzünden soll, ist kein Wort gesagt: und wenn der Hirsin, womit die Donnerflasche anfänglich gefüllt wird, zum Glücke nicht hinlänglich gemeine Luft zwischen sich faßte, so würde der Versuch nicht einmal gelingen. Dann wäre es doch würklich Schade, wenn den Liebhabern der angenehm schöne, und, ohne es selbst zu sehen, sich kaum prächtig genug vorzustellende Pistolenschuß, wegfallen sollte. Zweyter Abschnitt. Von einem kleinen Elektricitätsträger. Lauter bekannte Dinge. Dritter Abschnitt. Von dem Luftelektrophor. Herr S. erfuhr kaum durch einen seiner Correspondenten, den beständigen Sekretär der churfürstlichen Akademie zu München, P. Kennedy, daß eine von dem Hrn. Weber, als dem Erfinder dieses Werkzeugs, eingesendete Beschreibung, dem eben unter der Presse befindlichen Bande der Abhandlungen der churfürstlichen Akademie einverleibt werden sollte, so ergriff er sogleich die Feder: und ob er sich gleich weit entfernt hielt, solcher Bekanntmachung vorzugreifen, so glaubt er ihr doch nicht entgegen zu handeln, wenn er denjenigen zu Liebe, die die Abhandlungen der churfürstlichen Akademie (aber die Schäfferische) nicht zu Gesichte bekommen sollten, das Vorzüglichste dieser Erfindung bekannt machte. Wenn das nicht Zudringlichkeit oder gar Unverschämt-

schäintheit ist, so hat der Recensent von beyden keinen Begriff. Nun noch ein Paar Worte über die unschickliche Benennung Luftelektrophor. Wenn ein Harz- oder Glaselektrophor ein solcher heißt, wo das Harz oder das Glas als selbstständig elektrische Körper, mit einem beweglichen leitenden Körper so in Verbindung kommen, daß die an jenen erregte Elektricität von einiger Dauer ist; so kann und darf ein Luftelektrophor ohnmöglich etwas anders seyn, als, wenn mit der Luft, als einem selbstständig elektrischen Körper ein leitender Körper so verbunden wird, daß jene Würkung erfolgt. Bey dem beschriebenen Elektrophor hat die Luft außer der gemeinen Beymürkung weiter nichts zu schaffen. Die Erfindung ist also gar nicht von der Wichtigkeit, als sie der uneigentlichen Benennung nach zu seyn scheint. Wenigstens dachte der Recensent nicht etwas Neues entdeckt zu haben, als er schon vor mehrern Jahren sich bey einer gewissen Gelegenheit eines seidenen Lichtschirms statt eines Elektrophors bedienen mußte. In dem Vorberichte bringt der Verf. auch für den Einfluß gewisser Personen auf die beweglichen Körper und auf diese und jene Krankheit, neue Zeugnisse bey, die eben keinen sonderlichen Eindruck machen werden. Er hätte aus dem Schicksale eines Mesmer lernen sollen, daß sich auch in der Naturlehre eine gewisse Art vom Unglauben eingeschlichen hat, der sich, wie billig, durch kein Ansehen der Person daraus verdrängen lassen will. Am besten würde Hr. S. thun, wenn er das befolgt, was er am Ende dieser Schrift sagt: „und schließe hiermit zugleich meine Versuche mit dem Elektricitätsträger auf immer.“ Uebrigens lebe er ungekränkt seines Glaubens. Zugleich nehmen wir der nahen Verwandschaft wegen hier noch mit:

Joseph Webers Beschreibung des Luftelektrophors, neuste, mit der Beschreibung der elektrischen Lampe, vermehrte Auflage, samt 3 Kupfertafeln. Augsburg, 1779. 8.

Hier beschreibt nun Herr Weber selbst seine Erfindung. Da die Beschreibung kurz ist so können wir sie wörtlich hersetzen: „Man mache, nagle, über eine hölzerne Rahme, die drey Schuh lang und zween breit ist, eine Glanzleinwand (auch wollenes Zeug, Tuch oder Papier) und trockne sie beym Ofen.“ (Hierdurch wird diese Maschine zu einem Ofenschirm sehr geschickt)

schickt.) „Will man Versuche machen, so bewaffne man die Hand mit Katzenbalge und fahre damit über die Leinwand weg.“ Die Versuche, die der Verf. anführt, sind bekannt und gehören größtentheils zu den elektrischen Spielwerken. Die Zugabe, worinn die vom Herrn Brander verfertigten elektrischen Pistolen und Lampen beschrieben werden, und wovon letztere, so wenig mit der Elektricität zu thun hat, wie die Pistole, hat man dem Verleger zu danken.

NE.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Versuch einer Staatsgeschichte von Steyermark. Von den ersten Zeiten nach C. G. bis auf den im Jahre 1246. erfolgten Tod Fridrichs des Streitbaren, des letzten Herzogs von Oesterreich und Steyer aus dem Babenbergischen Geschlechte. Wien, gedruckt mit Schulzisch-Gastheimischen Schriften, und zu finden in der Kraussischen Buchhandlung, 1780. 10 Bogen und 1 Bogen Vorrede und Inhalt, in 8.

Unter der Vorrede nennt sich der Verfasser J. E. von Burgmeister, und sagt uns, es sey dies sein erster öffentlicher Versuch in der Geschichte. Desto mehr Lob und Aufmunterung verdient er. Denn wahrlich, dieser Versuch ist keine Alltagskompilation, sondern eine, aus den Quellen bearbeitete Darstellung der Steyrischen Geschichte des auf dem Titel benannten Zeitraums. Das Ganze ist in drey Abschnitte vertheilt, und jeder Abschnitt in Paragraphen. Der erste Abschnitt soll den Zustand jener Gegenden schildern, welche nachmals den Namen Steyermark erhalten haben; von den ersten Zeiten nach Christi Geburt bis auf Ottokar den Ersten, Markgrafen von Steyer. Diesen Abschnitt würde ich, wo nicht

ganz

ganz weggelassen, doch sehr kurz zusammen gezogen haben. Denn er enthält größtentheils ungewisse, mangelhafte und allgemeine Nachrichten, die auf mehrere Länder, vornämlich auf Norikum und Pannonien, passen, von welchen beyden Ländern Steyermark ein Theil war. Wenn von den Zügen und Thaten der Hunnen, Ostgothen, Langobarden, Slaven ꝛc. ꝛc. die Rede ist; so geschieht der Steyermark, die wir heut zu Tag Steyermark nennen, namentlich keine Meldung; wir können also auch die ältern Schicksale dieses Landes aus jenen allgemeinen Nachrichten nicht kennen lernen. Diese allgemeinen Nachrichten hätt' ich demnach als bekannt voraus gesetzt, oder ganz kurz, mit Weglassung aller Citaten, erzählt, und hätte die Geschichte selbst mit Ottokar dem Ersten, im zehnten Jahrhundert, angefangen. S. 12. und 13. will zwar Hr. v. B. mit andern eine Spur von Steyermark bey der Erzählung des Kriegs Dagoberts des Ersten mit dem Slavischen König Samo finden; dieser habe nämlich die Franken bey Voitsberg in dem heutigen Steyermark geschlagen: allein, andre haben wahrscheinlicher gemacht, daß das von Fredegar bey dieser Gelegenheit genannte Castrum Vocatense das uralte Bergschloß Voigtsburg im Voigtlande, zwischen Böhmen und Thüringen, sey. Was der Verf. von S. 15. an Hunnen nennt, waren Avaren, wie neuere historische Kritiker unwidersprechlich bewiesen haben. Also erst S. 49. geht Steyrische Geschichte an, mit dem zweyten Abschnitt, worinn die Geschichte von Ottokar dem Ersten, bis auf den im Jahr 1192 erfolgten Tod Ottokars des sechsten Markgrafen und ersten Herzogs von Steyer, vorgetragen wird; und dann im dritten Abschnitt bis auf den Tod Friedrichs des Streitbaren (1192 — 1246). Selbst in diesen beyden Abschnitten wird manches erzählt, was Steyermark zunächst nicht angehe. Doch, dies thut der anderweitigen Güte des Werkchens keinen Eintrag. Der Versuch ist brav, und es ist zu wünschen, daß Hr. v. B. den Rest der Steyrischen Geschichte eben so gründlich bearbeiten und ans Licht stellen möge. Unter dem Text sind die Beweißstellen in extenso angeführt, und die Allegaten überhaupt genau. Die Schreibart ist, einige kleine Nachlässigkeiten und Provinzialismen ausgenommen, rein und fließend.

Geschichte

Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha, von Joh. Georg August Galletti, Kollaborator am Herzogl. Gymn. zu Gotha. Erster Theil. Gotha, bey Ettinger, 1779. 1 Alph. 3 Bogen.

— — — Zweyter Theil 1779. 21 Bogen.

— — — Dritter Theil. 1780. 1 Alphabet in gr. 8.

Ehe Herr Galletti an die förmliche Ausarbeitung dieses Werks ging, war er Willens, nur einen guten, lesbaren Auszug aus den Sammlungen Sagittars, Tenzels, Rudolphi's, Brückners und Mascovius zu verfertigen, und ihre, ohngefähr 40 Alphabet starke Kollektaneen in drey Alphabete zusammen zu pressen. Hätte er auch nur dieses mit gehöriger kritischer Auswahl verrichtet; so würde er schon lebhaften Dank dafür verdienen. Allein sein Eifer für die Kultur der vaterländischen Geschichte wies ihn weiter. Denn er hat nicht blos jene Vorgänger ausnehmend gut, mit erforderlichem historischem Scharfsinn fast durchaus geläutert und benutzt, sondern auch die von ihnen gebrauchten Quellen selbst fleißig besehen und geprüft, und die typographischen Nachrichten größtentheils neu gesammlet und sie aus den ersten sichersten Händen erlangt. Es erweckt wahre Freude, die kleine Zahl geschickter deutscher Historiker mit einem neuen Mitgliede verstärkt zu sehn. Hr. G. verdient in allem Betracht darunter aufgenommen zu werden, weil er, außer den eben gerühmten Eigenschaften, auch die Gabe eines guten historischen Vortrags besitzt, wie auch die, einem Geschichtforscher besonders wohl anständige Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen; wie man aus den, dem zweeten und dritten Bande beygefügten Verbesserungen sehen kann. Bey der Besichtigung seiner wohlgerathenen Arbeit ist bey mir mehrmals der Wunsch aufgestiegen: Möchten doch andre deutsche Länder auch bald ihre Galletti's finden! Folgende kurze Beschreibung des Werks mag unser Urtheil rechtfertigen.

Im ersten Bande wird die allgemeine Geschichte des Herzogthums — ehemaligen Fürstenthums — Gotha nach sechs Zeiträumen beschrieben. Der erste geht von der alten dunkeln ungewissen Zeit, wo meistens nur von Thüringen überhaupt die Rede ist, bis auf Ludwigen mit dem Barte (1036). Der Ursprung der Stadt Gotha fällt in die Mitte des

des zehnten Jahrhunderts. Der zweyte Zeitraum geht bis auf Heinrich den Erlauchten (1248). Die Geschichte hat da noch immer viel Allgemeines von Thüringen und dessen Landgrafen; aber fleissig sind aus Urkunden alle Spuren angezeigt, die auf das heutige Gothaische Land Beziehung haben, und bey diesem, so wie bey allen Zeiträumen, ist so viel von der Statistik angehängt, als die, freylich in ältern Zeiten in diesem Stück sehr dürftigen Denkmale verstatteten. Der dritte Zeitraum erstreckt sich bis zu Landgrafs Friedrichs des Einfaltigen Tode (1440). Was ich von dem zweyten Zeitraum erinnert habe, gilt auch von dem dritten. Durch die Geschichte Alberchts des Unartigen empfängt er indessen mehr Leben und Interesse. Im vierten Zeitraum (bis auf Herzog Johann Friedrich und dessen Bruder 1554) wird die Geschichte, wegen Zunahme der hier historischer Nachrichten, rührender und unterhaltender. Noch mehr aber im fünften (bis auf Herzog Ernst den Ersten 1640), wo die Erzählung der Grumbachischen Händel, wodurch Herzog Johann Friedrich der Aeltere sein Unglück baute, sehr lehrreich ist, und wo unser Geschichtschreiber seine gute Gabe zu erzählen vornämlich zu zeigen Gelegenheit fand. Für Auswärtige dürfte er nicht allein hier, sondern auch in andern Theilen seiner Geschichte, zu sehr ins Speciele gegangen zu seyn scheinen; allein in diesem Falle muß man billig urtheilen, und bedenken, daß dergleichen Partikulargeschichten, wie die Geschichte des Fürstenthums Gotha, zunächst für die Einheimischen geschrieben ist, denen die Erinnerung an gewisse Lokalitäten freylich mehr bekannt, als dem Auswärtigen. Ueberdies darf man nur die Beschreibung unsers Verfassers von den Grumbachischen Händeln gegen das weitläuftige, ermüdende Geschwätz älterer Sammler und Chronisten, ja selbst gegen die Häberlinische Darstellung dieser Begebenheit im 6ten und 7ten Band seiner neuesten deutschen Reichshistorie halten; und ich bin versichert, man wird alsdann die Geschicklichkeit und den Verstand unsers Geschichtschreibers, die Sache so bündig, kurz und instruktiv vorgetragen zu haben, gehörig zu schätzen wissen. Eben dies gilt von dem trefflichsten Stück des sechsten, bis 1779 gehenden Zeitraums, von der Geschichte des Musterмäßigen Herzogs Ernst des Ersten oder des Frommen, dessen Andenken kurz vorher auch Herr Pütter in seiner neuesten deutschen Reichsgeschichte (S. 470) so schön erneuert hat, indem er sagte: „Glücklich waren nun — nämlich nach dem dreyßigjährigen Krieg — die Länder, wo alle dadurch erlangte Vortheile der

Landes-

Landesherrschaften mit solcher Freymüthigkeit und Rechtschaffenheit, wie von Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha, mehr zum Besten des Landes, als zu Befriedigung persönlicher Leidenschaften, benutzt worden." Von dem Collegio Humanitatis das dieser Fürst begünstigte, hat unser Verfasser andre Begriffe, als Herr Schlözer neulich äußerte. (S. dessen Briefwechsel Th. 6. S. 300. u. f.)

Zu Ende des sechsten Zeitraums, folglich auch des ersten Bandes, findet man Nachrichten von der gegenwärtigen Beschaffenheit des Fürstenthums Gotha. Die Zahl seiner Bewohner wird auf 79000 geschätzt. Sie sind meistens gesund und stark. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht im Ackerbau, der in dem besten Zustand sich befindet, und wodurch so viel Getraide erzeugt wird, daß die Nachbarn, denen es fehlt, damit versorgt werden können. Der Waldbau ist bey weitem nicht mehr so ansehnlich, wie ehehin. Der Ueberfluß des Holzes auf dem thüringischen Walde gewährt dem Lande mehr Vortheil. Bey Friedrichsrode und bey Katterfeld hat man angefangen Bergwerke zu bauen, und das letztere verspricht besonders gute Ausbeute an Kobold. Auf dem Gehlberge findet man eine beträchtliche Glasfabrik, (Vergl. B. 3. S. 281.) und bey Stutzhaus ist das Herzogl. Schmelzwerk Luisenthal, wo eiserne Oefen, Glocken, Mörser und andre Eisenwaaren verfertigt werden. (Vergl. B. 3. S. 285 u. f.) In Zella trifft man eine schöne Gewehrfabrik an, die nicht nur die Inländer, sondern auch viele Auswärtige versorgt. Im dritten Band S. 476 stehen etwas genauere Nachrichten von dieser Fabrik, z. B. daß 80 Schlösser, 46 Schäfter, und viele andre Künstler und Handwerker dabey beschäftigt sind. Ehemahls war sie weit stärker. Es werden auch viele andre eiserne Waaren daselbst gemacht. In Gotha und zu Walterhausen wird eine Menge von allerhand Zeugen verarbeitet. Die Herrnhuter zu Neudietendorf — welcher Ort dem Grafen Gotter seinen Ursprung zu danken hat — haben mehr als 30 verschiedene Fabriken errichtet, besonders Zeug-Weber- und Strumpffabriken, eine Siegellackfabrik, eine Buntpapierfabrik, eine Blaudruckerey u. d. gl. wie man dies im 5ten B. S. 348 u. f. etwas näher, aber nicht detaillirt genug, sehen kann. Zu Gotha blühet eine schöne Porzellanenmanufaktur. Der Garnhandel ist beträchtlich ꝛc. — Das Herzogthum bestehe aus 7 Aemtern und vielerley adelichen Gerichten, als Uechteritzische, Wangenheimische, Seebachische, Forstersche, Riedesselsche u. s. w. Es

sind 6 Städte, 6 Flecken und 164 Dörfer, 124 Pfarreyen und 32 Filiale und eingepfarrte Dörfer. Der Artikel Gotha in der Büschingischen Erdbeschreibung wird bey einer neuen Ausgabe dieses vortrefflichen Werks durch die Gallettische Arbeit eine ziemlich veränderte Gestalt erhalten.

Im zweyten Theile ist die Geschichte und Beschreibung der Stadt Gotha in drey Abschnitten vorgetragen. Im ersten steht die allgemeine Geschichte und Beschreibung der Stadt; im zweyten die Geschichte und Beschreibung der vornehmsten Gebäude in und ausser der Stadt; und im dritten die gegenwärtige Verfassung der Stadt. Angehängt sind Nachrichten von einigen Männern, die in die Schicksale des Herzogthums und der Stadt Gotha vielen Einfluß gehabt haben, nämlich: Mykonius, Menius, Wilke, Joh. Walz, Franzke, Sal. Glaß, Joh. Christk. Gottw, Meyher, E. L. Avemann, G. Hesse, J. F. Bachoff, J. H. Heydenreich, Magnus Saul, und Joh. Jacobs. Im dritten Abschnitt haben mir die guten Einsichten des Verfassers in die politische Arithmetik gefallen, die er bey den Nachrichten von dem Bevölkerungszustand der Stadt Gotha äussert. Im Durchschnitt sterben jährlich 335 Menschen. Im J. 1779. sind 11280 Seelen in der Stadt gezählt worden. Die gegenwärtige Beschaffenheit des Herzogl. Hofstaats, des Ministeriums, der verschiedenen Kollegien und Dikasterien, des Stadtraths, der Religionsverfassung, der Schulen, milden Stiftungen, der Wissenschaften, Künste, Handlung und Handwerker — kurz, nichts ist der Aufmerksamkeit des Hrn. G. entgangen. Die Herzogl. Bibliotheck, das in seiner Art fast einzige deutsche Münzkabinet, und die Kunst- und Naturalienkammer, sind auch zu Ende des dritten Abschnitts beschrieben. Und so hätten wir Deutsche denn wieder eine gute Stadtbeschreibung mehr. — Die Vorrede zu diesem zweyten Theile muß dem historischen Litterator schätzbar seyn, weil darinn die Vorgänger des Verfassers oder die Männer mit ihren Werken charakterisirt werden, die sich um die Gothaische Geschichte verdient gemacht haben; mit einem Wort, es ist eine Geschichte der Gothaischen Geschichte.

Im dritten Theile fängt die Landesbeschreibung an, oder die Geschichte und Beschreibung der herzoglichen Aemter, fürstlichen Kanzleyen und adelichen Gerichte des Herzogthums Gotha. Ich sage mit Fleiß: sie fängt an; denn obgleich Hr. G. sie in einen Band zusammen drängen wollte, so fiel es ihm doch bey der Ausarbeitung unmöglich, indem er reichlicher mit hand-

handſchriftlichen Nachrichten verſehen wurde, als er vorher gehabt hatte. Es ſind alſo hier nur 11 Aemter und adeliche Güter beſchrieben: die übrigen ſollen im vierten Bande nachfolgen. Auch hierinn muß ich des Verfaſſers Genauigkeit rühmen. Die Lage, Geſchichte, Bevölkerungs- und Nahrungsſtand, Flüſſen und Waldungen einer jeden Stadt, eines jeden Flecken und Dorfes werden auf das ſorgfältigſte beſchrieben, auch die Geſchichten der ehemaligen Klöſter, worunter das Kloſter Reinhardsbrunn vorzüglich reich und berühmt war.

Dem vierten Theile ſoll ein genaues Wort- und Sachregiſter beygefügt werden. Ich wünſche, daß Hr. Galletti zur vollkommenen Krönung ſeiner Arbeit und zur gänzlichen Befriedigung ſeiner Leſer, auch eine eben ſo genaue Landkarte des Fürſtenthums beylegen möchte, woran es, ſeinem eigenen Geſtändniß zu Folge, noch fehlet. Einige notoriſche Unrichtigkeiten in der neuern Geſchichte, bey Erzählung der Irrungen mit dem Hauſe Meinungen, könnten leicht, entweder gegen die Unparteylichkeit oder gegen die Glaubwürdigkeit des V. auch in andern Dingen, Mißtrauen erregen.

Ol.

Thomas Nugents Reiſen durch Deutſchland, und vorzüglich durch Mecklenburg. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen und Kupfern verſehen. Erſter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1781. 19 Bogen in gr. 8.

Da ſeit verſchiedenen Jahren alles, was nur einigermaaßen einer Reiſebeſchreibung ähnlich ſieht, überſetzt zu werden pflegt: ſo war es würklich zu verwundern, daß Nugents Reiſen, die doch einen Theil von Deutſchland ſelbſt zum Gegenſtand haben, bisher ſo ganz überſehen worden ſind. Der Ueberſetzer urtheilt ſelbſt in der Vorrede, daß entweder die ermüdende durch die Form eines Tagebuchs entſtandene Weitſchweifigkeit, mit der der V. erzählt, die Einflechtung mancher unerheblichen Kleinigkeiten, oder einige falſche, durch einſeitige Erfahrungen veranlaßte Urtheile, dieſe Vernachläßigung verurſacht haben mögen. Allein man hat die Ehre einer Ueberſetzung Reiſebeſchreibungen erwieſen, die es von beyden Seiten weit weniger verdienten: überdem iſt die Umſtändlichkeit, mit der der V. ſein Tagebuch führt, gewiſſen Leſern, die zum Vergnügen leſen,

und ihren Führer gern von Tag zu Tag auf seiner Reise begleiten wollen, nicht unangenehm. Auch sind wir in der Topographie mancher Gegenden Deutschlands noch viel zu weit zurück, als daß uns nicht jeder Beytrag, und selbst die Nachrichten eines Ausländers willkommen seyn müßten. Der Uebersetzer verdient demnach Dank von allen Freunden der deutschen Erdbeschreibung, daß er uns nicht nur diese Reisebeschreibung in einem deutschen Kleide geliefert, sondern auch durch seine Berichtigungen und Zusätze noch weit lesenswürdiger und brauchbarer gemacht hat.

Augent hatte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute gegen ein Land, das ihnen ihre Königin gegeben hatte, genutzt, und eine Mecklenburgische Geschichte geschrieben. Diese nun zu berichtigen und mit einem zweyten Theil zu vermehren, unternahm er im Jahr 1766 selbst eine Reise nach Mecklenburg, gab seine Reisebeschreibung zu London 1768 heraus, und starb kurz darauf, ehe er noch den zweyten Theil seiner Mecklenburgischen Geschichte heraus geben konnte. Die Reise selbst, so weit sie in diesem ersten Theil in zehn Briefen beschrieben ist, geht von London aus über Heiligeland, Glückstadt, Stade, nach Hamburg, Lübeck, Wismar, Schwerin, Sternberg, Bützow, Rostock, Güstrow und Sterlitz: wir wollen daraus ein und das andere Bemerkenswürdige auszeichnen. Auf der dänischen Insel Heiligeland, (Büsching nennt sie Helgoland,) unterhalten die Hamburger, mit königlicher Bewilligung, auf ihre Kosten einen Leuchtthurm, der auf dem erhabensten Theile derselben erbaut ist. Den Inwohnern wird Schuld gegeben, daß sie verunglückte Schiffe plündern. In Glückstadt liegt eine Garnison 2000 Mann stark. Die Zahl der Inwohner von Hamburg setzt N. auf 118000; der Uebersetzer aber behauptet, daß ihrer höchstens 85000 seyn würden. Bey Erwähnung der Zwistigkeiten mit der Krone Dännemark hätte doch auch in der Note, ihrer nachherigen Beylegung und der darauf erfolgten Ausübung des Sitz- und Stimmrechts auf dem Reichstag gedacht werden können. Die Senatoren daselbst tragen, fast wie die Geistlichen, schwarze Chorröcke von geschornem Sammt, und Hüte mit schwarzen in Falten gelegten Sammt und mit schwarzen Franzen besetzt. Es wird gelabelt, daß die Kirchen zu Hamburg den ganzen Tag zum Durchgange offen stünden, daher zu Rendezvous dienten, voll Unflaths, und einige gar mit Buchläden verunstaltet wären. Der Baumeister der neuen, großen Michaeliskirche ist Hr. Sonnin, aus Perleberg,

berg, von Metier ein Theologe, aus Neigung aber ein Mathematiker, der vorher noch kein einziges Haus gebauet hatte. Das Waisenhaus unterhält gegen 900 Kinder, theils in dem Hause, theils auf dem Lande, wo für die Verpflegung eines Kindes jährlich 100 Mark gerechnet werden. N. wünscht zur Ehre Hamburgs, daß die Börse, als ein unregelmäßiger Steinhaufen, niedergerissen, und dafür ein schöneres Gebäude aufgeführt würde. Blos von Yorkshire sollen jährlich für mehr als 100000 Pf. Englische Manufakturwaaren nach Hamburg versandt werden. Die inländischen Manufakturen Hamburgs sind 1) Zuckersiedereyen, deren gegen 300 seyn sollen und ihren rohen Zucker größtentheils aus Großbritannien erhalten. 2) Seidenwebestühle zu Sammt, Damasten, Brokaden. 3) Goldene und silberne Gallonen. 4) Strumpfstrickereyen, 5) Kattundruckerey. 6) Färbereyen. 7) Verkehr mit Fischbein, den die Grönlandsfischerey ihnen liefert. Die englische Faktorey, die nicht unter der Stadtgerichtsbarkeit steht, besteht itzt aus 80 Mitgliedern. Ueber die Menge lästiger Juden und über die Uebersetzung der Kramer wird geklagt. In Altona sollen die Juden gar berechtigt seyn, 25 pCt. zu nehmen. Durch eine mäßige Abgabe, die man zu Hamburg auf die schlesische Leinwand legte, obgleich bald wieder aufhob, sey den Altonaer Kaufleuten ein großer Theil dieses Handels zugefallen. Zu Lübeck besah N. in der dasigen Marienkirche, das künstliche astronomische Uhrwerk und den Todtentanz, fand in dem Audienzsaal, zehn vortreffliche von Torelli verfertigte Gemälde, und in den meisten Häusern englische Mobilien. Die öffentliche Bibliothek daselbst enthält über 15000 Bände, und unter andern des Ektero Officia, zu Maynz 1465 gedruckt. Aber in keinem Buchladen konnte der Verf. ein Exemplar des Lübschen Stadtrechts zu kaufen bekommen. Wismar ist so wenig bevölkert, daß auf dem großen Marktplatz Graß wächst: eine Todtenstille herrsche durch die Stadt, man kann Strassen durchgehen, ohne jemanden zu begegnen; allenthalben sieht man wüste und leere Häuser. Eine Wasserkunst verschafft eine Meile her das Wasser für die ganze Stadt und jedes Haus insbesondere. Der Verf. theilt die daran befindliche schöne lateinische Inschrift mit. Auf den Nothfall hat die Stadt noch eine andere Wasserkunst, die das Wasser näher, aber aus Gruben und Seen herleitet. Der Prospekt von der Spitze des Marien-Kirchthurms ist bezaubernd; das Hinauf- und Heruntersteigen aber ist fast mit Lebensgefahr verbunden. Die öffentliche Bi-

Mevius gestiftete Bibliothek beträgt etwa 4000 Bände. Im Hafen, der der schönste und sicherste an der ganzen Südküste der Ostsee ist, waren nicht über zwey Schiffe. Hier ist eine gänzliche Stockung im Handel. Die Inwohner sollen über die Bedrückungen der schwedischen Truppen, und daß man mit Willen, alle Quellen, dem Handel aufzuhelfen, verstopfe, die bittersten Klagen führen, so daß es N. für eine Politik hält, eroberte Provinzen mit eisernem Zepter zu beherrschen. Mecklenburg-Schwerin hat daher diese von Schweden so vernachläßigte Stadt, gegen ein Aequivalent, zurück verlangt. Auch England bot unter dem vorigen König ein Geschenk von 200000 Thlr. wenn man nur den Kaufpreiß bestimmen wollte; Schweden aber schlug beyde Anerbietungen aus. Sowohl der Verf als der Uebers. haben darüber ihre Betrachtungen; und der letzte ist endlich der Meynung, Wismar, das übrigens in Stockholm seine Feinde habe, sey der Krone blos auf den Fall eines Mißwachses in Schweden, und des Verbots der Getreidausfuhre in Liefland, wichtig. Die schwedische Garnison besteht nur aus 300 Mann. Die zugleich mit Wismar an Schweden abgetretene Insel Pöl hält eine Meile im Umfang und hat 14 Dörfer, wovon aber vier dem heil. Geist Hospital zu Lübeck gehören; die übrigen tragen jährlich 5500 Thlr. Pacht. Es ist hier ein völliger Mangel am Holz. Die ehemalige große Handelsstadt und Residenz der Obotritischen Könige, Mecklenburg, ist jetzt ein Dorf, das außer dem Amthaus 12 Häuser hat. N. vermuthet, der Ort habe ehemals bis Wismar gereicht, und daß dieser Name erst nach Zerstörung des südlichen Theils von Mecklenburg aufgekommen sey. Bey Gelegenheit der Erdhügel, die N. auf dem Weg von Sternberg nach Bützow sah, giebt der Uebersetzer eine Nachricht von einem der sogenannten Hünengräber. Bützow. Die von den franz. Refugie's hier errichteten Manufakturen sind itzt ganz in Verfall: auch sind die französischen Familien und die Stelle eines franz. Predigers eingegangen. Doch haben die deutschen Reformirten seitdem, durch Vermittelung ihres Predigers, Finnmann, ihre eigne Kirche erbaut. Charakterisirung vieler Bützowschen Professoren, hauptsächlich Lob und Familiennachrichten von Geh. Kanzleyrath Aepinus. Da N. aus dem Mund verschiedener Professen versichert, daß die Universität, so bald es die vorwaltenden Irrungen erlaubten, wohl wieder nach Rostock verlegt werden würde, und daß man dieses, wegen des Abgangs mancher Bequemlichkeiten, selbst zu Bützow zu wünschen scheine;

so

folgt der Verfaſſer in einer ſehr unwahrſcheinlichen Anmerkung, daß dieſe Hoffnung ungegründet, und der Wunſch der Profeſſoren ungeachtet ſey, indem ſie zu Bützow beſſer ſtünden als zu Roſtock, und ein Bützowſcher Prof. den Rang über den Burgermeiſtern zu Roſtock habe, da ſie hingegen zu Roſtock ſolchen weit hätten nachſtehen müſſen, u. ſ. w. Das 1760 zugleich mit der Univerſität errichtete Pädagogium iſt 1780 wieder eingegangen. Im Jahr 1773 iſt der Wall um die Stadt zu einem Spaziergang planirt und mit Linden beſetzt, und alſo einer von den mangelnden Bequemlichkeiten abgeholfen worden. Roſtock. Die größte und beſte Stadt in Mecklenburg, von beynahe einer Meile Umfang, beveſtigt, doch ohne Artillerie, als welche die Preußen im vorletzten Krieg mitgenommen haben. Als M. in der Marienkirche kein Epitaphium des darin 1645 begrabenen Cicognini fand, verfertigte er ſelbſt eine Inſcription auf dieſen großen Mann, von der man ihm verſprach, Gebrauch zu machen:

Hic ſitus eſt toto fama notiſſimus orbe
Grotius, ingenio clarus et eloquio:
Exuviae illuſtres parva conduntur in urna,
Ingenii lumen condere nil poterit.

In der Petrikirche fand er ein Gemälde, auf welchem feuerſpeyende Teufel die Verdammten mit Miſtgabeln in die Hölle peitſchen. Roſtock iſt ſeiner vielen Privilegien unerachtet, eine erbunterthänige Stadt der Herzogen, denen ſie jährlich 55 Rthlr. Steuer, und 600 Gulden für die Acciſe zahlt. Die itzigen für die Stadt ſo unſeligen Irrungen wurden durch die Regulirung der ſeit dem letzten ſchleſiſchen Krieg rückſtändigen Contributionsgelder veranlaſſet, worüber ſich die Bürger gegen den Magiſtrat bey dem Herzog beſchwerten, der, als in der Güte nichts auszurichten war, 1763 eine Commiſſion zu Roſtock niederſetzte, wogegen ſich der Rath beym Kaiſer beſchwerte, aber abgewieſen wurde, und die Herzogliche Commiſſion erkennen mußte, bey der nunmehr eine Menge andrer Beſchwerden angebracht wurden, die neue Appellationen nach Wetzlar veranlaßten, und die Geſchäfte ſo verwickelt machen, daß noch itzt, ob ſich gleich die Commiſſionskoſten, die die Stadt trägt, ſchon auf 70000 Rthlr. belaufen, noch nicht eine einzige Sache ausgemacht iſt. Der Magiſtrat hatte das Compatronat der Univerſität und der Herzog beſetzte nur die Hälfte der Stellen. Nach den Statuten muß ſich jeder neue Prof. der Theologie erſt zum Colloquium

bey der theologiſ. Facultät ſtellen, um wegen ſeiner Orthodoxie ſicher zu ſeyn. Döderlein ward vom Herzog berufen, weigerte ſich aber (weil er Chikane befürchtete,) ſich zu dieſem Colloquium zu ſtellen: der Herzog verlangte, ihn ohne Examen anzunehmen, das wollte der Magiſtrat nicht, und ſo ward die Univerſität weggenommen und nach Bützow verlegt. Der Magiſtrat beſoldet nun zwar noch einige Profeſſoren fort: eigentlich aber iſt Roſtock keine Univerſität mehr, denn ſie hat keine Inſignien mehr und kann keine akademiſchen Würden vergeben. Hier halten die Deputirten der Landſtände ihre Zuſammenkünfte. Roſtock hat einen blühenden Handel, obgleich ſein Hafen nie das werden kann, was der zu Wismar iſt; die Ausfuhr beſteht gröſtentheils in Getreide, und die Einfuhre in Wein und Branntewein. Der ehemals ſchwediſche, ſeit 1740 aber an die Herzoge verſetzte Zoll, iſt itzt ganz eingegangen. Auf das Dorf Dobberan, den ehemaligen Sitz des wendiſchen Götzendienſtes, nachheriges Kloſter und jetziges Jagdſchloß, mit einer alten Kirche und einer Leinwands-Manufaktur, wendet N. wegen der vortrefflichen Ausſicht die Worte des Dichters an: ſit meae ſedes utinam ſenectae. Der ſogenannte heilige Damm, der bey einer beſorgten Ueberſchwemmung in einer Nacht durch ein Wunder, an der Seeküſte hat entſtanden ſeyn ſoll, enthält eine Menge vorzüglich ſchöner Steine, die zu Schmelzen zu allerhand Arbeiten geſchliffen werden. In Güſtrow fand N. wegen des Hof- und Landgerichts eine Menge Advokaten und ein blühendes Gymnaſium, das aber itzt in tiefem Verfall ſeyn ſoll. Auch beſchreibt er einige in der Domkirche befindliche Monumente fürſtlicher Perſonen. Das Schloß zu Güſtrow, eins der ſchönſten in Mecklenburg, ſoll itzt ganz leer und ſeinem völligen Verfall nahe ſeyn. Er wundert ſich, daß man bey den Klagen über Mangel an Veränderungen, bey den vielen reizenden Landſeen und ſchiffbaren Flüſſen doch nicht eine Boot zu einer Waſſerfahrt fände. Noch einige Luſtörter um Güſtrow werden erwähnt, die itzt eingegangen ſind. Noch verdient die Ueberl. Nachricht von den vortrefflichen Feuermauleten geleſen zu werden. Teterow ſoll im Mecklenburgiſchen das ſeyn, was in Sachſen Schilde, und in Franken Waſungen iſt. Malchin war ehemals der Sitz der Kalandsbrüderſchaft, von der hier kurze Nachricht gegeben wird. Neubrandenburg. Der Syndikus Piſtorius daſelbſt hat viele Jahre an einer Geſchichte der adlichen Familien in Mecklenburg geſammlet, iſt aber geſtorben, ohne dieſes wichtige Werk beendigt zu haben. Etwas zur Geſchichte

[illegible] Neu-Strelitz iſt ſternförmig erbaut. Im Mittelpunkte iſt ein großer Marktplatz, aus welchem verſchiedene Straſſen in gerader Linie fortlaufen. Dieſe nur erſt ſeit 1733 erbauete Stadt nimmt wegen vieler bewilligten Vortheile, und wegen des ſtarken Adels immer mehr zu, und man glaubt, daß ſie ſich noch bis Altſtrelitz erſtrecken werde. Der 1726 erbauete herzogliche Pallaſt wird umſtändlich beſchrieben und durch ein Kupferblatt vorgeſtellt. Die jährlichen Einkünfte des Herzogs, die Büſching auf 126000 Rthlr. ſchätzt, werden ganz anders Thlr. angegeben, und dabey aus dem Munde des [illegible] Miniſters verſichert, daß ſie nun 10 Jahren, und alſo bereits itzt, doppelt ſo viel betragen müſten. Doch hat der Herzog von Mecklenburg-Schwerin die Garantie der Schuldenbezahlung übernommen. Den Beſchluß machen umſtändliche [illegible] Beſchreibungen alles Merkwürdigen des Strelitziſchen Hofes, die der Leſer nicht ohne Vergnügen im Buche ſelbſt leſen wird. Einige darunter ſind auch als Gelehrte bekannt, als der Geh. Rath Seip, der nunmehrige Kammergerichtsaſſeſſor Reinhard, der Akademiker Krohn, und Superint. Maſch.

Dies mag uns zur Probe dienen, wie auch deutſche Leſer unſre Reiſebeſchreibung eines Engländers von einem Theile ihres Vaterlandes nutzen können, ſie werden aber noch weit mehr Lehrreichs finden, was wir um den Raum zu ſchonen, nicht anzeigen konnten. Wir läugnen nicht, was wir ſchon oben geäuſſert haben, daß manche Kleinigkeiten und unerhebliche Nachrichten mit unterlaufen, z. E. von gewiſſen Gebräuchen der Deutſchen, die wir alle Tage ſelbſt mit Augen ſehen; wir brauchen aber davon keine Beyſpiele anzuführen, ſondern wollen ſie lieber dem Leſer im Buche ſelbſt bemerken laſſen. Dergleichen Stellen aber werden ſchon gewiſſermaſſen dadurch vergütet, daß wir daraus ſehen, was einem Engländer in unſrer täglichen Lebensart und häuslichen Einrichtung bemerkungswerth vorkommt.

Ag.

Sammlung Russischer Geschichte des Hrn. Collegienraths Müllers in Moscow. In einer mehr natürlichen Ordnung — — Fünfter und letzter Theil. Offenbach, bey Weiß, 1779. Nebst dem Register 486 S. in 8.

Schon bey der Anzeige des ersten Theils haben wir über diese verbessert seyn sollende Ausgabe unsre Meynung erklärt. Weder damals noch jetzt hat der Herausgeber sich von dem eigentlichen Rang und Titel des Verfassers belehren lassen.

Gottfr. Ostermeyers Gedanken von den alten Bewohnern des Landes Preussen, nebst — — Untersuchung dessen, was von ihrem Ursprunge — Thunmann — hat behaupten wollen, und einer Ehrenrettung —. Königsberg, bey Hartung. 1780. 9½ Bogen in gr. 8.

Die Ehrenrettung im Buche besteht aus einer Vertheidigung wider eine Recension in den Büschingschen wöchentlichen Nachrichten. Seine Gedanken von den alten Bewohnern Preussens, trägt der Verf. nur als Muthmaßungen vor; er meynt, die von dem Orden daselbst vorgefundenen Völker hätten alle zu einem gemeinschaftlichen Stamm gehört, und wären Slaven, aber auch die eigentlichen uralten Landesbewohner gewesen, die sich weder mit andern Völkern vermischt, noch von ihren einmal eingenommenen Wohnsitzen hätten verdrängen lassen. Die Litauer, die in den besten Gegenden wohnten, hält er für die allerersten Ankömmlinge; ihnen folgten die Polen und Kuren. Der altpreußischen Sprache als einer Mischung vom Litauischen und Gothischen, will er lieber den Namen vorderpreußische oder samländische, geben. — Der größte Theil der Bogen besteht aus einer Widerlegung der thunmannischen Behauptung, als wären Litauer und Letten ein Gemisch von vielerley Völkern, oder wie es unser Verf. ausdrückt, ein zusammengelaufenes Gesindel. Wir finden darunter einige ganz gute Anmerkungen; doch scheint selbst mit des V. Muthmaßungen eine Mischung bestehen zu können; und haben nach Börgers Behauptung in dem Versuch über die Alter-

benachbarten Liefland, vermuth so viel Litten in Kurland gewohnt, so könnten auch wohl mit den Kuren Leute vom finnischen Völkerstamm nach Preussen gekommen seyn.

Kam.

Historisch diplomatisches Magazin fürs Vaterland und angränzende Gegenden. II. Stück. Nürnberg. 1780. 8.

Das erste Stück ist bereits von uns angezeiget, wo unsere Meynung davon im Ganzen gesagt ist, daß wenn die Verfasser nicht lauter Localnachrichten geben, ihr Magazin auch für Auswärtige brauchbar seyn würde. In diesem II. St. findet man 1) einen Anhang vom Kloster Gnadenberg für Walburg Füsserin von A. 1460. mit einer Nachricht von dieser Person. Dieser Anhang ist sehr unchronologisch, und die Urkunde selbst ist nicht einmal recht rubricirt, indem das Kloster dadurch diese Person nur ihrer guten Werke und ihres Gebets theilhaftig macht, wie dergleichen häufig geschehen ist, keinesweges aber ihr einen Ablaß ertheilet. Noch weniger hat der Verf. gesagt, was dieses Kloster liege, so doch für Auswärtige nöthig war. 2) Eben so ist die Nachricht von Conrad Celtis, einem Augustiner Prior. Im litterarischen Fach ist die historische Nachricht von dem Leben und Schicksalen des berühmten Historikers Joh. Georg v. Eckhardt und das Verzeichniß seiner Schriften 3) weit erheblicher, indem dieser grosse Mann es wohl verdienet, daß sein Andenken erhalten wird, und von seinen Lebensumständen wenig bekannt ist. Der Brief an das damalige Königl. Ministerium zu Hannover ist sehr merkwürdig, und macht dem Ministerio nicht viel Ehre, wenn alles so wörtlich ist, wie er schreibt. 4) Vom Leistungsrechte, wie solches in Franken gewöhnlich war, nebst einem Auszuge aus einer alten Handschrift von dieser Materie, die merkwürdig ist. Dieser Beytrag ist recht gut geschrieben. 5) Drey Gräfl. Oettingische Urkunden mit hist. Anmerkungen darüber von Originalien genommen. 6) Von dem Geschlechte der Finger in Nürnberg, ist von gar geringen Nutzen, und ganz unerheblich, zumahl der Verf. von dem Geschlechte nichts zu sagen wußte. Wer will wissen, daß Conrad Fingerer 1374. drey Betten im neuen Hospital gekauft hat ꝛc. 7) Einige Anecdoten, das Kloster St. Clara betreffend. 8) Geschich-

te

der Nürnbergischen Schaubühne, worinn eine kleine Nachricht von Joh. Rosenblüe, einem Nürnbergischen Dichter im XV. Jahrhunderte. 9) Anekdoten, worinn eine artige Nachricht von dem Aufenthalt des berühmten Kaiserl. Generals von Wallenstein als Student in Altorf, und seinen Studentenhändeln daselbst.

HL.

9. Gelehrtengeschichte.

Catalogus, nonnullorum rariorum, partimque curiosorum librorum variis idiomatis et argumenti librorum, ejus una cum parva collectione imaginum eruditorum aeri, ligno ve incisarum, venum exponit, et quibus ad indicem generalem librorum rariorum suum quantulumcunque confert partem *H. G. a B.* Vesetini, apud Weingand et Koepf. Biblop. 1781. 8 Bogen in 8.

Von der That eine beträchtliche Sammlung, die unzertrennt verkauft werden soll. Wer Lust dazu hat, kann sich an die auf dem Titel genannten Buchhändler wenden. Es sind, wie die Bücherkataloge zu sagen pflegen, hauptsächlich Bücher darinnen, sogar solche, nach deren Erwähnung man sich in Bayle, Clemens u. dgl. Verzeichnissen vergebens umsieht, z. B. gleich das erste: Das Buch der Byspel der alten Wisen, von Geschlechtedem der Welt, ist sonder Anzeige des Jahrs und Orts. Hr. Conrad Kästner, der auch hier angeführt wird, hat zwar in seinen vermischten Schriften (Th. 1. S. 306.) dieses Fabelbuch beschrieben, aber nach einer andern Ausgabe (Ulm 1483). Die in dem vor uns liegenden Verzeichniß aufgeführte Edition scheint dem Besitzer vor dem J. 1470 gedruckt zu seyn. Ferner die allererste und seltenste Ausgabe von Walter Burley's Buch de vita ac moribus philosophorum. s. l. et a. in 4. Dahin gehört auch chronologischer Potentaten und Fürsten-Stammenbäume vom Herrn Ant. Albino — zusammengebracht. — Itzo alles aus dem Latein verdeutschet.

geschehe. Augsburg 1562. fol. Clement gedenkt dieser Ausgabe: dennoch zweifelte Hr. Häberlin in Diss. de Albizia (1740.) an ihrer Existenz. Sie wird deswegen hier (S. 24. u. f.) hinreichend beschrieben. Und so sind noch einige, von andern nicht beschriebene, ausnehmend rare Bücher in dieser Sammlung. Einige, aber nur einige gehören wohl nicht hinein, z. B. Claramundi (oder Rüdigers) Vitae clarissimorum in re litteraria virorum; ferner Observationes selectae ad rem litterariam spectantes Hal. 1701.

In das S. 20 angeführte sehr seltene Buch: Liber recuperatorum almi studii bonon. (1515. fol.) sind auf einige Blätter varia curiosa, wie der Verfasser sagt, geschrieben, z. B. Catalogus Doctorum facultatis medicae Erphordiae promotorum ab a. 1392 — 1515. Vielleicht würde Mylius in seiner Erfordia litterata continuata S. 311 u. f. daraus ergänzt werden können, indem er von 1394 — 1634 nicht mehr als 10 in Erfurt kreirte Doktoren nennen konnte. Auch die Statuten jener Fakultät findet man dort geschrieben, die man beym Motschmann vergebens sucht.

Die Sammlung der Bildnisse gelehrter Männer, deren der Titel dieses Katalogs erwähnt, beläuft sich über 2500.

Of.

Descriptio Codicum quorundam Cuficorum partes Corani exhibentium in bibliotheca regia Hafniensi, et ex iisdem de scriptura Cufica Arabum observationes novae. Praemittitur disquisitio generalis de arte scribendi apud Arabes, ex ipsis auctoribus Arabicis iisque adhuc ineditis sumta. Auctore *Iacobo Georgio Christiano Adler*, Th. et LL. OO. C. Altonae, ex offic. Eckhardiana. 1780. 34 S. in gr. 8.

Ein angenehmer Beytrag zur Arabischen Litteraturgeschichte: der Titel zeigt schon an, daß diese kleine Schrift in zwey Theile zerfalle. Zuerst von der Schreibkunst unter den Arabern überhaupt. Der Verf. geht in hohe Zeiten zurück, in die vor Muhammed, und statuirt mit den Arabern eine Samjatische Schrift, die bey den arabischen Schriftstellern den spätern Jahrhunderte

hundert auch مسند (Mosnad) heißt. Nach seiner Vermuthung näherte sie sich der syrischen Buchstabenschrift, so wie der Hamjarische Dialekt der syrischen Sprache. Das erstere beweißt er aus der ältesten Konsonantenfolge bey den Arabern, die noch in den Namen der Wochentage sichtbar ist, da der Sonnabend nach den vier ersten Konsonanten ابجد Abgad und die andern nach den Konsonanten, wie sie noch jetzt im syrischen und hebräischen Alphabet der Reihe nach auf einander folgen, benannt sind. Die Sprache der Hamjaren soll sich dem Syrischen genähert haben, weil im Hamjarischen ثب setze dich bedeutet habe, wie im Syrischen und Chaldäischen ܬܒ von ܝܬܒ. Beyde Stücke sind freylich nichts als Vermuthungen, die auch schon andre vorgetragen haben, gegen die sich manches einwenden ließe, wenn hier der Ort dazu wäre.

Hierauf wiederhohlt der Verf. das Bekannte, von der kufischen und ihrer Abart der karamatischen Schrift, mit welcher 300 Jahre der Koran abgeschrieben worden, bis endlich Ebn Mokla aus Bagdad ums J. Ch. 938 Nes-chi, eine Cursivschrift unter den Arabern eingeführt hat. Von dem Verbesserer des Nes-chi durch Ebn Bowab, von dem berühmten Kalligraphen Jacut aus Mosul, und einem andern Abu-dore Jacut.

Das Vorzügliche dieses Abschnittes besteht in der Bekanntmachung einiger Stellen von den oben genannten arabischen Kalligraphen und Schriftstellern aus dem noch ungedruckten Ebn Chalikan. Aus ihm will auch unser Verf. denjenigen, der die Kufische Schrift unter den Arabern eingeführt hat, nicht mehr Moramer, sondern Marar (مرار) genannt wissen. Doch scheint es uns sehr unsicher, einem einzigen Schriftsteller, beym Widerspruch aller übrigen in einem nomine proprio zu trauen. Wie leicht kann der Name in ihm verschrieben seyn! Auch widerspricht der V. einigemal dem Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur, das im zweyten Theil sehr brauchbare Nachrichten zur Geschichte der Schreibkunst unter den Arabern geliefert hat, zum Theil sehr ungegründet und ohne zu denken, daß zwey Handschriften von eben demselben Schriftsteller in einer Zahl wohl verschieden seyn können, und es so lange problematisch bleibt, welche richtiger

ſiger habe, als andre Auktoritäten entſcheiden, die aber von unſerm V. nicht beygebracht ſind.

Der zweyte Theil, der ſich mit der Beſchreibung einiger mit kufiſcher Schrift geſchriebenen Fragmente vom Koran beſchäftiget, die auf der Kopenhagener königl. Bibliothek aufbewahrt werden, enthält ein paar artige, obgleich nicht neue, doch gut ausgeführte Bemerkungen. Die Konſonanten, deren doppelte Ausſprache durch diakritiſche Zeichen in unſerm jetzt gewöhnlichen arabiſchen Alphabet angezeigt werden, ſind auch in der kufiſchen mit diakritiſchen Linien verſehen. (In einer beygefügten Kupfertafel iſt dies ziemlich deutlich vorgeſtellt). In dieſen Fragmenten des Koran ſind auch die drey Vokalen der Araber, nebſt der Nunation durch Zeichen angemerkt. Statt der jetzt in arabiſchen Handſchriften und gedruckten Büchern gewöhnlichen Striche, ſind es rothe, etwas dicke Punkte. Die letztere Bemerkung iſt, wie unſer Verf. ſelbſt angiebt, ſchon von Hottinger gemacht, aber wieder vergeſſen worden. Inzwiſchen müſſen doch andere Gelehrte ſie im Stillen gemacht haben. Denn nur einen Tag, nachdem wir dieſe Schrift geleſen haben, finden wir in Eichhorn's Einleitung ins A. T. B. 1. S. 134, daß Moraimer (von dem doch die kufiſche Schrift herkommt) eine mit drey Vokalzeichen verſehene Schrift unter den Arabern eingeführt habe. — Von dem Gebrauch und der Stellung der diakritiſchen und Vokalzeichen in der kufiſchen Schrift muß man den Verf. ſelbſt nachleſen.

G.

Hevelius. Oder: Anekdoten und Nachrichten zur Geſchichte dieſes großen Mannes. In Briefen mit erläuternden Zuſätzen und Beylagen. Von Carl Benj. Lengnich. Danzig, bey Flörke. 1780. 128 Octavſ. Karſtens Schaumünze auf Hevelius als Titelvignette.

Durch einige Nachrichten in Hrn. Bernoullis neueſten Reiſen 1. B. veranlaßt. Da ward erzählt, und im deutſchen Merkur als eine Merkwürdigkeit wiederhohlt, Hevel habe vom Bierbrauen gelebt. Schimpflich wäre das ihm nun nicht, die Brauerzunft hat in Danzig alte und berühmte Namen in ihren Jahrbüchern aufzuweiſen, aber von einer ſolchen Einnah-

me

nte konnte Hevel den Aufwand auf seine Wissenschaft und die Ausgabe seiner Bücher nicht machen. Seine Eltern waren wohlhabend, hatten ihn selbst reisen lassen. Er war Rathsherr der alten Stadt, besaß eine einträgliche Stuterey; er erhielt auch Pensionen und Geschenke von Fürsten; dieses ist geleugnet worden, denn seine älteste Tochter Madame Lange habe nichts davon gewußt und es nicht geglaubt. Hier wird uns Briefen an Hevelu gezeigt, daß er von Ludwig XIV. eine jährliche Pension erhalten. Die Excerpta ex litteris Illustr. et Clarissl. Vir. ad . . . Ioh. Hevel . . . . Studio Ioh. Erici Olhoffi; Dantz. 1683. enthalten unterschiedene Briefe von Colbert von 1663—71. welche diese Pension begleiteten, und daß sie jährlich gewesen, darthun. Die Summe ist weggelassen, sie ist nachdem ohnstreitig wegen der Kriege unterbrochen worden, aber 79 und 81 ist wieder was erfolgt. Ein paar solche Briefe sind hier abgedruckt, weil die Sammlung selten ist. (Der Rec. besitzt sie. Ein Brief Chapelains 1663. betrifft eben diese Freygebigkeit Ludwigs. Lesern des Boileau und seines Scholiasten ist bekannt, daß Chapelain Gelehrte für solche Gnadenbezeigungen zu empfehlen gebraucht ward, man s. die Note beym 81 Vers der 1. Satire. Gar zu litteratorisch ist es nicht, die Tochter eines Gelehrten um Dinge zu fragen, die man aus Schriften lernen konnte, welche bey seiner Lebenszeit, mit seiner Bewilligung herausgekommen sind.) Der K. von Polen Joh. Sobiesky war auch freygebig gegen ihn. Das bewehrt nicht nur, was dem Könige Hevels Witwe in der Zueignungsschrift des Prodromi Astronomiae sagte, sondern noch vollständiger ein hier beygefügtes Diplom, Danzig 1677. datirt, darinn der König Hevein de proventibus portorii Gedanensis annuam mille florenorum monetae argenteae pensionem anweist. Auch von Carl II. hat er Geschenke erhalten. Diese kleine Schrift enthält mehr solche Umstände, die bey einem Hevel merkwürdig, selbst lehrreich sind. Auch ein Verzeichniß von Hevels Schriften, vollständiger und richtiger als die bisher bekannten, da Hr. L. selbst alle Werke Hevels besitzt, bis auf die Epistel vom Kometen 1677; und die Kupfer zum 1. Th. der Mach. Coel. Dieser Machinae zweyter Theil ist bekanntermaßen Hevels seltenstes Werk; doch dürften wohl noch etwas über 50 Exemplare in der Welt seyn, weil schon ein guter Theil der Auflage vor dem Brande an große Herren und berühmte Gelehrte verschenkt war. Einige Werke Hevels, die am Ende erzählt werden, sind noch in Danzig für billige Prei-

ſt zu haben. Der Verleger gegenwärtiger Schrift, oder Hr. L. ſelbſt können Nachricht davon geben.

M.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

D. Robert Lowth's, Lord Biſchofs zu London — Jeſaias. Neu überſetzt nebſt einer Einleitung und critiſchen, philologiſchen und erläuternden Anmerkungen. Aus dem Engliſchen mit Zuſätzen und Anmerkungen von Johann Benjamin Koppe. Erſter Band. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich 1779. 240 S. in gr. 8.

Zweyter Band. 1780. von 250 Seiten.

Dritter Band. 1780. von 250 Seiten.

Gegenwärtiges Buch gehört unter die litterariſchen Arbeiten der Ausländer, welche eine Verpflanzung auf deutſchen Grund und Boden vorzüglich verdienen. Von einem Manne, wie Lowth, der mit ſo vielem, durch ein fleiſſiges Studium des Griechen und Römer gebildeten Geſchmack, eine große Kenntniß der hebräiſchen Sprache, und einige Bekanntſchaft mit den verwandten morgenländiſchen Dialekten verbindet, und ſchon ehedem in ſeinem Buch de sacra Hebraeorum poesi, davon Proben gegeben hat, daß er im Stande ſey, mit dem Geiſte, eines Dichters zu ſympathiſiren — von dem ließ ſich nichts Alltägliches über einen Propheten, wie Jeſaias, erwarten. Nun, nachdem wir ſeine Arbeit vor uns haben, erfüllt er zwar, nicht unſre Wünſche, und vielleicht die Erwartungen andrer, auch nicht. Aber einzelne gute Beyträge zu einem künftigen guten Kommentar über dieſen Propheten ſind auch ſchätzbar; und als ein Buch, das hie und da Materialien zu ſo einem Werke liefert, ſchätzen und empfehlen wir dieſen Jeſaias. Wie wir vom Ganzen denken, wird durch eine nähere Anzeige des Inhalts ſich am beſten auseinander ſetzen laſſen.

Der erste Band der deutschen Ausgabe enthält eine vorläufige Abhandlung und die Uebersetzung des Propheten selbst. In jener wird umständlich der Satz ausgeführt, daß die Propheten in ordentlicher Poesie gedichtet, und nicht (wie bisher die gemeine Meynung war,) bloß in poetischer Prosa geschrieben haben. Das Wesentlichste dieser Erörterung ist schon aus des Verf. praelectionibus de sacra Hebraeorum poëfi bekannt: hier läßt er sich nur tiefer ins Detail ein. Da wir jenes nicht zu wiederhohlen brauchen, und dieses keinen Auszug leidet: so sagen wir bloß, daß unserm Urtheil nach der Verfasser diesen Gegenstand zu dem Punkt der Evidenz gebracht habe, der sich bey Untersuchungen der Art nur erwarten läßt. Der übrige Theil der vorläufigen Abhandlung betrifft den jetzigen Zustand des hebräischen Textes, hauptsächlich in Beziehung auf den Jesaias. Unsre Punktation ist (nach des Bischofs Meynung) im Ganzen neu, doch aber aus Bruchstücken der Ueberlieferung zusammengesetzt: sie ist nichts weiter als Kommentar; nichts, als eine Art von Uebersetzung. Auch machen es viele Umstände Sonnenklar, daß der hebräische Text mit vielen Fehlern auf uns gekommen ist. Also die Punktation verlassen, heißt bloß von einem alten Kommentar abweichen, oder eine alte Uebersetzung an manchen Stellen verwerfen: und die Textlesart ändern kann keine gefährliche und verderbliche Unternehmung seyn. Der Bischof nennt als kritische Hülfsmittel, die er bey seiner Berichtigung des Jesaias brauchen konnte, die Auszüge der kennikottischen Handschriften und die alten Uebersetzungen, die in der Londner Polyglotte gedruckt sind. Zur Berichtigung der 70 Dollmetscher in diesem Propheten zog er die arabische Version der Polyglotte, und Auszüge aus der koptischen Version und aus zweyen Handschriften des griechischen Textes, die Grabe sehr hochschätzte, zu Rath. Jene koptischen Auszüge und diese aus den beyden griechischen Handschriften hat ihm Herr Woide mitgetheilt. Ausserdem nutzte er ungedruckte Anmerkungen zweyer englischer Gelehrten, des berühmten Driver und verstorbenen Erzbischof Secker.

Die Uebersetzung arbeitete der Bischof nach einer ganz buchstäblichen Manier, bey der er sichs so gar zur Pflicht machte, die Stellung der Worte im Original auch in der Uebersetzung nicht zu ändern. „Die Absicht dieser Uebersetzung „des Jesaias,„ sagt er, „ist nicht bloß eine genaue, ganz nahe beym Buchstaben des Textes bleibende Darstellung der Worte und des Sinnes der Propheten; sondern sie soll auch die

Art

„Art und Manier deſſelben nachzuahmen, ſelbſt den Ausdruck des „Vortrags auszudrücken, und dem Leſer einigen Begriff von den „eigenen Wendungen und Stellungen des Originals geben. „Beyde Zwecke ſtimmen ſo ſehr mit einander zuſammen, daß „es ſo gar unmöglich iſt, anders als durch eine genaue buchſtäb„liche Ueberſetzung einen ganz richtigen und vollſtändigen Be„griff von des Propheten Schreibart mitzutheilen.„ Wo die engliſche Kirchenüberſetzung richtig war, und dieſem Grundſatze folgte, da behielt er ſogar ihre Worte bey. Denn nach dem Urtheil der Engländer iſt der Styl der alten engliſchen Ueberſetzung vortrefflich: und da ſich ihr Ohr und ihr Geſchmack einmal an ſie gewöhnt hat, ſo würde es allerdings etwas Gewagtes geweſen ſeyn, ihr nicht, ſo viel möglich, ſogar in den Worten zu folgen. Wie leicht hätte ſonſt der Biſchof mit unſern neuern deutſchen Bibelüberſetzern einerley Schickſal haben können, die eben deshalb weniger gefallen, weil ſie die vortreffliche Arbeit unſers Luthers bald ganz, bald zu ſehr bey Seite ſetzen. Nur da, wo die alte engliſche Ueberſetzung den buchſtäblichen Gang verließ, oder nicht richtig dem Sinne nach war, oder einen kritiſch falſchen Text nach der Meynung des Biſchofs ausdrückte, da änderte er ſie. Dieſe nach dieſer Methode entſtandene engliſche Ueberſetzung des Jeſaias wieder ins deutſche zu überſetzen, wäre die lächerlichſte Unternehmung geweſen. Hr. Koppe hielt fürs Beſte, eine neue deutſche Ueberſetzung, nach dem Geiſt der engliſchen von Biſchof, verfertigen zu laſſen. In der deutſchen Ausgabe ſollte alſo bloß der Sinn der einzelnen Stellen ſammt ihrer Verbindung unter einander, ſo wie der Biſchof beydes gefaßt hatte, ausgedrückt, der Grundſatz der Buchſtäblichkeit, nach welchem das engliſche Original gearbeitet war, nun befolgt, und Luthers Bibelüberſetzung eben ſo dabey genützt werden, wie bey jenem die alte engliſche. Nach dieſen Geſetzen hat Herr Richers, jetziger Univerſitätsprediger zu Göttingen, die hier gedruckte deutſche Ueberſetzung des Propheten gearbeitet. Doch hat auch Herr Koppe „durch eine ſehr „genaue und manches verändernde Durchſicht derſelben (wie er „ſich ausdrückt) beſtändigen Antheil daran gehabt.„

Wenn nun das heißt einen Dichter in ſeinem Geiſte und in ſeinen eigenen Wendungen darſtellen, wenn man ihn Wort für Wort buchſtäblich genau überträgt, und ſich, um ihm ſo pünktlich folgen zu können, ſelbſt um den Genius der Sprache, in die man überſetzt, nicht überall kümmert: ſo haben die alten

Bibelübersetzer sind die richtigen Grundsätze einer guten Uebersetzung beobachtet, und die sie bisher, bey allem dem Guten, das man von ihnen rühmte, doch wegen ihres Hangs zur Wörtlichkeit getadelt haben, die haben ihnen großes Unrecht gethan. Wie sich die Lowthische Uebersetzung im Englischen ausnehme, kann ein Ausländer nicht beurtheilen; aber die deutsche will uns wegen der vielen undeutschen Construktionen, und der allzu sklavischen Stellung der Wörter nach dem Hebräischen, nicht überall gefallen. Hr. Michaelis hat diesen poetischen Geist beym Uebersetzen gezeigt, und hätte er nicht die Methode des Bischofs nachahmen müssen? so würde seine Arbeit wahrscheinlich auch deutscher geworden seyn; und sich mehr den Harmonie genähert haben, die ein Leser des Originals von Empfindung und Geschmack nicht wohl verkennen kann. Auch sind die Grundsätze des Bischoffs im Ganzen nicht richtig. Um die eigenen Wendungen des Propheten in der Uebersetzung durchschimmern zu lassen, braucht man nicht alle Hebraismen, die allen hebräischen Schriftstellern gemein sind, sklavisch auszudrücken: und doch ist das hier mit vieler Aengstlichkeit geschehen! Wie sollte wohl בקרב oder בתוך für das simple Beth praefixum gesetzt, für etwas dem Jesaias Eigenthümliches halten? und wer kann es billigen, wenn vom Bischof, und nach seinem Beyspiel hier in der deutschen Ausgabe בתוך הארץ, oder לב הארץ „in des Landes Mitte„ statt in dem Lande, oder „in seines Herzens Mitte„ statt in seinem Herzen, oft übersetzt wird? Auf dieselbe Weise sind auch andre ähnliche, pleonastisch stehende Worte gewöhnlich beybehalten worden, damit ja keine Sylbe verlohren gehe. Wir schreiben unsern Lesern eine Stelle, ohne zu wählen, wie sie uns in die Hand fällt, zur Probe ab, damit sie selbst urtheilen können, und sich nicht auf den Geschmack des Recensenten, der vielleicht zu eigensinnig seyn könnte, verlassen dürfen. — Kap. LIV.

1. Jauchze, du Unfruchtbare, die du nicht gebährst;
Brich aus in Jubellieder und frohlocke, die du nicht Wehen fühltest:
Denn mehr sind der Söhne der Verlassenen,
Als der Vermählten, spricht Jehova.
Weite den Raum deines Zelts;
Und die Teppiche deiner Wohnung laß ausspannen;
Spare nichts; mach länger deine Seile,
Und deine Pflöcke stecke fest:

3. Denn zur Rechten und Linken sollst du durchbrechen;
Und dein Stamm soll Nationen erben;
Und öde Städte bevölkern.

4. Sey nicht bange, du sollst nicht zu Schanden werden:
Der Schande deiner Jungfrauschaft wirst du vergessen;
Und der Schmach deines Wittwenstandes nicht mehr gedenken.

5. Denn dein Mann ist dein Schöpfer;
Jehova, der Herre Gott, ist sein Name:
Und dein Erlöser ist der Heilige Israels;
Gott der ganzen Erde heißt Er.

6. Denn wie ein verlassen und tief bekümmert Weib rief Jehova dich heim;
Und wie das Weib der Jugend, wenn es gleich verstossen war, spricht dein Gott.

7. In kurzem Zorn habe ich dich verlassen;
Aber mit großer Erbarmung will ich dich wieder aufnehmen:

8. In kurzem Grimm verhüllt ich mein Angesicht einen Augenblick vor dir;
Aber mit ewiger Liebe will ich mich dein erbarmen;
Spricht dein Erlöser, Jehova.

9. Wie zur Zeit Noah's mach ichs itzt; da ich schwur;
„Nicht mehr soll Noahs Flut überströhmen die Erde„:
So schwöre ich itzt, nicht zu zürnen über dich, noch dich zu schelten.

10. Denn die Berge mögen wohl weichen;
Und die Hügel wanken:
Aber meine Gnade soll von dir nicht weichen;
Und mein Friedensbund nicht wanken;
Spricht der Erbarmer Jehova.

11. Du Elende, von allen Wettern bestürmte, Trostlose!
Sieh, ich will legen in Mennigkitt deine Steine
Und deinen Grund legen mit Sapphirn:

12. Und will machen von Rubinen deine Zinnen;
Und deine Thore von Carfunkeln;
Und deinen ganzen Umkreis von Edelsteinen.

13. Und alle deine Kinder sollen seyn Jehovens Lehrlinge;
Und groß soll seyn deiner Kinder Glück.

14. Auf Gerechtigkeit sollst du gegründet werden:
Und fern von Unterdrückung; fürchte dich nicht davor;
Und vom Schrecken; es soll sich dir nicht nahen.

15. Sieh, zusammenrotten wird man sich wohl, aber ohne mein Gebot;
Und wer sich rettet gegen dich, soll zu dir übergehen.

16. Sieh, Ich schaffe den Schmidt,
Der aufbläßt zur Flamme die Glut,
Und einen Zeug schmiedet, nach seinem Gewerbe;
Aber auch ich schaffe den Zerstöhrer, zu verderben.

17. Jeder Zeug wider dich bereitet, soll nicht gedeihen;
Und jede Zunge, die mit dir streiten will, sollst du verdammen.
Dies ist das Erbe der Knechte Jehovens;
Und ihre Rechtfertigung von mir, spricht Jehova.

Der zweyte und dritte Band enthalten die Anmerkungen des Bischofs (auch vom Herrn Richerz übersetzt), und die Zusätze des Herausgeberz. Jene, vom Bischof, geben theils den Inhalt der einzelnen Abschnitte und die Gründe seiner Abtheilung an, theils sind sie kritischen, ästhetischen, und antiquarischen Inhalts. Die erstern weichen nicht viel von den gewöhnlichen und aus andern Kommentaren des Propheten bekannten Vorstellungen ab. Das erste Kapitel ist ihm Ein Ganzes: das 2te, 3te und 4te Kapitel besteht aus einer zusammenhängenden Rede, das 5te ist ein besonderes Stück voll allgemeinen Tadels der Juden wegen ihrer Ruchlosigkeit; das 6te erzählt das Inauguralgesicht des Propheten, (der Bischof hält es aber nicht für das erste Stück desselben, weil es in das Todesjahr Usias fallen soll, und er der Nachricht 2 Chronik XXVI. 23. zu Folge Usias Leben beschrieben habe. Und da gleichzeitige Propheten immer Biographen der Könige gewesen, so müsse wohl Jesaias sein Prophetenamt früher angetreten haben, welches uns aber nicht nothwendig aus den angeführten Umständen zu folgen scheint.) Nach ihm hängen auch Kap. VII. VIII. XI. 1—6. als ein Ganzes zusammen; ferner Kap. IX 7 — X. 4; dann X. 5 — XII; ferner Kap. XIII. XIV. 28.; dann XIV. 28 — 32.; weiter XV. XVI.; Kap. XVII. ein eigenes

Stück, so auch Kap. XVIII.; sodann Kap. XIX.; ferner Kap. XX.; dann Kap. XXI. 1—10.; weiter XXI. 10 bis zu Ende; das folgende Stück Kap. XXII. 1—14.; sodann XXII. 15 bis zu Ende; Kap. XXIII. Ein Ganzes, so auch Kap. XXIV.; ferner XXV. XXVI. XXVII.; weiter Kap. XXVIII.; dann XXIX—XXXII.; sodann XXXIII.; hierauf XXXIV. XXXV.; ferner XXXVI — XXXIX, und von Kap. XL bis ans Ende sollen alle Kapitel nach der Meynung des Bischofs genau zusammenhängen: aber der 3te Band schließt sich mit dem Ende des 44sten, und wir haben noch einen, wo nicht gar zwey Bände, zu erwarten.

In der Darstellung des Inhalts einzelner Stellen weicht der Bischof zuweilen von den gewöhnlichen Vorstellungen ab. Zur Probe wollen wir nur ein paar Beyspiele mittheilen. Jes. VII. 14—16. findet er den Gedanken: „Innerhalb der Zeit, „daß ein junges Frauenzimmer, jetzt noch eine Jungfrau, „schwanger werden, und ein Kind zur Welt bringen, und dieses Kind das Alter erreichen wird, Gutes und Böses unterscheiden zu können, das heißt, innerhalb wenig Jahren, „(vergl. Kap. VIII. 4.) sollen Judäa's Feinde aufgerieben seyn.„ So weit kommt der Bischof der neuern Vorstellung über die streitige Stelle ziemlich nahe. Aber die Weissagung scheint ihm so feyerlich eingeleitet, das Zeichen, nachdem Ahas die Auffoderung aus dem ganzen Naturbegrif eines nach seiner eigenen Wahl zu bestimmenden, verworfen hatte, so sehr als ein von Gott ausersehenes und gegebenes Zeichen kenntlich gemacht; die Ausdrücke der Weissagung sind ihm so einzig in ihrer Art, und der Name des Kindes so Ausdrucksvoll; sie fassen ihm so viel mehr in sich als die Geburtsumstände eines gemeinen Kindes erfoderten, oder gar erlauben konnten, — daß er glaubt voraussehen zu können: in Gemüthern, die durch die allgemeine Erwartung eines großen aus dem Hause Davids hervorgehenden Erretters bereits vorbereitet waren, erregten sie viel weiter ausschende Hoffnungen, als die gegenwärtige Veranlassung einflössen konnte, besonders, wenn sich finden sollte, daß in der gleich folgenden unmittelbar nachher bekannt gemachten Weissagung das Kind mit Namen Immanuel, als Herr und Fürst des Landes Judäa behandelt würde. Ein Erbe des Thrones Davids müsse darinn verheissen seyn — und da Hiskias, an den man noch zur Noth denken könnte, damals schon 9 bis 10 Jahre in der Welt gewesen sey — so könne an niemand als an den Messias gedacht worden. Auch Micha V. 1—3. habe den Ausspruch

Jesaias, seines Zeitgenossen, so verstanden. Nachdem Micha Bethlehem Ephrata als Geburtsort des Meßias angegeben habe, füge er noch hinzu, daß Gott zu derselben Zeit sein Volk in die Hände ihrer Feinde geben würde: „Er wird sie dahin geben, bis sie, die gebähren soll, gebähren wird.„ Mich. V. 3. — Folglich Matthäus akkommodire die Weissagung vom Immanuel nicht, sondern braucht sie mit Recht im eigentlichsten Verstande von ihm. — Neu ist die Wendung, die auf die alte Erklärung zurückführt; aber durch die neue Wendung fallen die Schwierigkeiten nicht weg, die dieser Stelle vom Meßias gedeutet, im Wege stehen, und schon so oft vorgetragen worden sind, daß es unnöthig ist, sie zu wiederhohlen. Doch nur in der Meynung des Volks konnte an den großen Nachkommen des Hauses Davids gedacht werden; und nach dem wahren buchstäblichen Sinne der Weissagung nicht: der mußte zur Zeit des Kriegs in Erfüllung gehen, oder er gab dem König Ahas keinen Trost. Wir wundern uns daher, daß der Herausgeber dem Bischof so vollen Beyfall zurufen möchte, daß über diese Stelle nicht leicht was Richtigeres geschrieben worden. — Ueberhaupt hängt der Bischof noch der Meinung an, daß es ausser dem buchstäblichen Sinn noch einen geheimen in den Aussprüchen der Propheten gebe, wie man unter anderm aus der bey Kap. XXIV. 21—23. eingerückten Bemerkung über die Prophetische Bildersprache aus Neuern abnehmen kann. Noch deutlicher statuirt er mystische Allegorie oder einen doppelten Sinn der Weissagungen bey der Einleitung zu Jes. XL S. 206. des 3ten Theils.

Anderwärts sind die neuen Darstellungen des Bischofs unsrer Einsicht nach glücklicher. Dahin rechnen wir z. B. Kap. XXVII. 1—6, die als ein Wechselgesang zwischen Gott und dem Jüdischen Volke unter dem Bilde eines Weinbergs ausgelegt wird, und viele Schwierigkeiten des Textes auf einmal wegräume.

„Alsdann
Singt vom geliebten *) Weinberg diesen Wechselgesang:
Jehova. Ich Jehova bin sein Hüter,
Unaufhörlich will ich ihn wässern

Will

*) Der Bischof liest כרם mit vielen Mss. Ausgaben, den LXX und dem Chaldäer. — Ohne sich über die Lesart entschei-

Will ihn in Acht nehmen bey Nacht *)
Und bey Tage ihn hüten.

Weinb. Keine Mauer ist um ihn her **)
Wär' ich doch umzäunt von Gesträuch und Dorngestäude!

Jehova. Mit Sturm wollt' ich sie einrennen,
Wollte sie wegbrennen miteinander.
O! Laß ihn doch sich halten an meinen Schutz! ***)

Weinb. Laß ihn Friede machen mit mir! *a)
Laß Friede machen ihn mit mir!

scheiden zu wollen (denn darzu fehlt uns der Raum) erinnern wir nur, daß unsre neuern Herren Bearbeiter des Jesaias nicht so flink einander nachschreiben sollten, daß die Hoogtische Ausgabe מטר habe — wie doch z. B. Hr. Döderlein thut — In dem Varianten Verzeichniß zur Hoogtischen Bibel wird מטר für einen Druckfehler erklärt.

*) Der Bischof ließt נטרה statt נטרך, mit 15 Mss., 6 Ausgaben und dem Syrer, welches aber nicht ganz nothwendig ist, wenn man mit Kimchi übersetzt, ne desideretur folium ejus (עלה von עלה folium, dessen ה, wie oft beym Suffix, in ך verwandelt ist) und יום zum folgenden ziehen will.

**) Erstlich das sinnlose מטר Torn punktirt der Bischof ganz richtig mit LXX und Syrer חומה Mauer. Sodann setzt die Uebersetzung לי statt לו voraus, und doch schickt sich die dritte Person nicht her, auch zeigen die Anmerkungen keine vorgenommene Aenderung an. Also muß ein Uebersetzerfehler im Deutschen vorgefallen seyn, und gesetzt werden: „Keine Mauer ist um mich.„ Der Weinberg klagt, daß er nicht Sicherheit genug habe. Gott antwortet: er sey Schutz: und da sey Mauer und Zaun entbehrlich.

***) Deutlicher: „Möcht er sich doch halten ꝛc. oder: Hielt' er sich doch ꝛc.

*a) Die Wörterbuchsübersetzung von שלום Friede, verdirbt beyde Zeilen und stöhrt den Sinn. Der Weinberg antwortet: „Ja ich gebe mich ganz unter Gottes Schutz„
„Er sorge für mein Wohl!„
„Für mein Wohl sorge er!„

Jehove. Die Sprößlinge der Wurzel Jacobs sollen blühen,
Knospen gewinnen soll Israel;
Und erfüllen sollen sie die Welt mit Früchten. *)

Der Bischof kommt mehrmals auf den Gedanken zurück, Personen oder Chöre auf- und abtreten zu lassen, aber ohne daß hinlängliche Gründe da sind. Hieher gehört z. E. Kap. XXXIII. Nach ihm ist V. 1, Anrede des Propheten an den Sanherib. V. 2. Rede der Juden. V. 3. 4. wieder Anrede des Propheten im Namen Gottes, oder vielmehr Gottes selbst an den Sanherib. V. 5. 6. tritt ein Chor der Juden auf und preißt Gottes Macht und Gnade. V. 7—9. Schilderung des Elends und der Verzweiflung der Juden bey dem Zuge des Königs von Assyrien wider Jerusalem und seiner Aufforderung sich zu ergeben. V. 10. spricht wider Gott, und verheißt den Untergang der Feinde. V. 11—22. noch eine Rede Gottes (die zuletzt in die Rede des Propheten übergeht) eine Schilderung der schrecklichen Furcht der Gottlosen in diesen Zeiten des Elends und hereinbrechender Gefahren. — Der deutsche Herausgeber hat dieser Vorstellung billig widersprochen.

Diese Seite ist also bey den vielen Stellen des Propheten, die noch eine bessere Behandlung verdienten, nicht so wichtig, wie sie seyn könnte: wenigstens hätten wir an mehreren Stellen erwartet, daß der Bischof die Dichterdarstellung hier genauer entwickeln und dort anders fassen würde, als seine Vorgänger, die weit weniger Dichtergeist zu ihm brachten, als er. Reichhaltiger, und voll neuer Bemerkungen ist der kritische Theil des Buchs; nur schade, daß wir ihn, da uns der Bischof von den meisten seiner Aenderungen nicht überzeugt, nicht für wichtig halten können. Darinn sind wir mit dem Bischof einverstanden, ohne Aenderungen des hebräischen Textes läßt sich beym Jesaias nicht überall auskommen. Aber bey jeder exegetischen Schwierigkeit sogleich das kritische Messer ansetzen — das scheint uns zu gewagt. Ueberdies baut der Bischof bey seiner kritischen Behandlung des Propheten stark auf die Gesetze des Parallelismus, den er immer so genau wie möglich haben will. Und doch ist die Art des Parallelismus so mannichfaltig; selbst

*) Nun folgt die Versicherung Gottes, daß es immer wohl um den Weinberg stehen soll, weil er sich unter seinen Schutz begeben hat. Nun soll er grünen!

selbst. der Bischof nimmt in der vorläufigen Abhandlung einige Gattungen desselben an: wie schlüpfrig ist also der Boden des Parallelismus, auf dem die Kritik festen Fuß fassen soll! Endlich die Concinnität des Ausdrucks, auf die mehrmals Aenderungen gebaut werden — wie schwer ist diese oft zu bestimmen. Jedes Volk und jede Sprache, und fast jedes Zeitalter bey jedem Volk hat ihre eigene Concinnität des Ausdrucks; im Orient ist sie anders, wie im Occident, in der alten Welt anders, als in unsern Zeiten — kann sie ein fester Grund seyn, auf sie allein Aenderungen zu gründen? Inzwischen unser Zeitalter hat das Verdienst, Kritik auf das A. T. erst anzuwenden: des Guten geschieht oft zu viel, und unsre Nachkommen müssen bey dem Urtheil über die kritischen Arbeiten unsers Decenniums, um sie nicht zu streng zu beurtheilen, eingedenk seyn, daß die Welt immer durch Irrthümer und unglückliche Versuche auf Wahrheiten und glückliche Entdeckungen gelangt ist. Fängt man nur erst an, tiefer in den Geist der Schriftsteller des A. T. einzudringen, so wird man schon von selbst zu einer gemäßigteren Kritik zurückkommen. — Wir wollen nur Ein Kapitel, das uns der Zufall beym Aufschlagen in die Hand giebt, das 28ste durchgehen, um unser Urtheil von der zu weitgehenden Emendirsucht des Verf. zu beweisen.

Kap. XXVIII. 3. ändert der Bischof עֲטֶרֶת in den Plural עֲטָרוֹת, dem Verbo וּרְמִשְׂנָה zu folge. Allein da von Samarien die Rede ist; so muß der Singular stehen. Auch die Vergleichung des ersten und vierten Verses mit dem dritten erfordert ihn. Im ersten heißt Samarien a) עֲטֶרֶת und b) צִיץ; und auf die Ausdrücke des ersten V. sehen V. 3 und 4 zurück. Man sieht auch V. 4 wieder אֲשֶׁר גֵּבֶל im Singular, und so muß auch V. 3 עֲטֶרֶת im Singular stehen. Aber der Pluralis וּרְמִשְׂנָה? — Er enthält einen Sprachfehler, dergleichen im A. T., das nicht in einer durch strenge Grammatiker bearbeiteten Sprache geschrieben ist, viele vorkommen.

V. 4. „Statt רֹאשׁ, das mit רֹאשׁ eine erbärmliche Tautologie macht, lese man mit Versetzung Eines Buchstabens רֹאשׁ; eine glückliche Conjektur des Houbigant.„ — Allein der gedruckte Text enthält nichts als einen sehr gewöhnlichen Hebraismus, der gegen den Genius unsrer Sprachen ist, aber uns im Hebräischen nicht anstößig seyn sollte. Wozu nicht der Grundsatz der Concinnität verleiten kann!

V. 18. „Statt כֹּפֶר, das zu dieser Stelle sich nicht zu schicken scheint, liest der Chaldäer חֹמֶר,„ welches der Bischof mit

mit Anführung der Stelle Jerem. XXXIII. 21. billiget. — Wieder möglich: aber nicht nothwendig, und nicht abzusehen, wie das leichte und gewöhnliche חפר hätte können in כפר verwandelt werden. Michaelis hat schon gezeigt, daß כפר denselben Sinn giebt, den des Bischofs Emendation herstellen soll, von כפר abnegare (abnegabitur foedus, der Bund wird abgeleugnet, aufgehoben.)

Etwas wahrscheinlicher ist die Conjektur מהחכנם V. 20. statt מחחכם, um des vorhergehenden מהשחית willen.

V. 28. פרשיו seine Pferde, in פרסיו seine Hufe mit Syrer, Symmachus, Theodotion, Vulgata zu verwandeln ist auch eine plausible Besserung, weil man im Orient nicht durch Pferde das Getraide austreten läßt.

Vier gewagte Conjekturen, welche die festere Kritik des A. T. nach der größten Probabilität dereinst wieder wird verwerfen müssen, stehen gewiß immer gegen Eine sichere. Und wir nehmen die erstern gerne an, weil wir ohne sie die letztere nicht würden erhalten haben. Wir sprechen nur gegen dieses Verfahren, weil das Beyspiel eines angesehenen und berühmten Mannes leicht von nachtheiligem Einfluß seyn könnte.

Die Philologie hat durch Lowth wenig gewonnen; das Gute ist, wir wollen nicht sagen überall, doch fast überall, Excerpt aus andern Schriftstellern. Inzwischen hat der Bischof fast immer nach einem sehr richtigen Urtheil (unsern Einsichten nach) gewählt. Gleich Kap. I. 7. wird aus Schindler die sehr treffende Erklärung von זרים, daß es hier ein Synonymon von ים Fluth sey, und in der Form mit ז steht. — Die Erklärung von חרש אבן „Griffel des Mannes„ als Gegensatz von חרוש אשה, „Charit des Weibes„ ein Frauenzimmer Schmuck, ist wenigstens dem Recens. neu. — Redensarten findet man nicht durch neue Bemerkungen aufgeklärt.

Hingegen die antiquarischen und ästhetischen Anmerkungen enthalten viel Gutes. Griechische und römische Dichter boten dem Verf. einen Schatz schöner Erläuterungen dar, wovon fast jedes Kapitel einige Beweise liefert. Neu sind sie nicht alle; aber doch viele. Das Gemählde der Saturnalischen Welt Kap. II. 2 ff. ist fast Stück für Stück mit ähnlichen Stellen aus Griechen und Römern belegt — und eben so Kap. XI. 6-8. — Zuweilen hellt er einzelne Dichterausdrücke dadurch stark auf, daß

daß er ihnen ähnliche aus auswärtigen Dichtern unterlegt. S. B. bey לשון durch *lambere flamma* gomas et circum tempora *pasci*, und durch atrollit globos flammarum et fulgura *lambit*. Anderwärts nimmt er auf Vorstellungen Rücksicht, die auch bey auswärtigen Völkern mit auffallender Aehnlichkeit wieder gefunden worden. Z. B. Jes. XXVIII. 26. „so unterwies ihn (den Landmann) sein Gott, so lehrte er ihn, (den Ackerbau) steht die treffende Bemerkung, daß alle Nationen darinn übereinkämen, den Ackerbau, als die nützlichste und nothwendigste aller Wissenschaften der Erfindung und Eingebung ihrer Gottheiten zuzuschreiben. „Der Allerhöchste hat den Ackerbau geschaffen„ sagt Sirachs Sohn Sirach VII. 5. — Lukret. V. 14.

Namque Ceres fertur fruges, Liberque liquoris
Vitigeni laticem mortalibus instituisse.

Und zu eben der Absicht hat der Bischof sehr häufig Parallelstellen aus andern heidnischen Dichtern und Propheten beygebracht.

Endlich sehr nützlich sind die historischen und antiquarischen, durch die Ergebnisse der neuern Reisebeschreiber unterstützten Anmerkungen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß hierinn mehr Kürze, besonders bey sehr bekannten Dingen, zu wünschen gewesen wäre. Kap. III. 7. entschuldigt sich der, welcher Haupt des Volkes werden soll damit, daß er in seinem Haus weder Brod noch Kleidung habe. Und dazu ist sehr passend angemerkt, daß das Decorum des Regentenstandes im Orient viele Geschenke an Kleidern nöthig mache u. s. w. — Daß ein Schlüssel ein Zeichen eines bürgerlichen Amtes sey, ist bey Kap. XXII. 22. sehr lehrreich und zur Erläuterung Jes. IX. 5. ausgeführt. — Bey Kap. XIII. 20. ist die Geschichte der Stadt Babylon nach ihrer Zerstöhrung an ihrer rechten Stelle zur Erläuterung vieler Ausdrücke des Jesaias angebracht. — Kap. XIV. 13. ist der Ursprung des Ausdrucks Erscheinungsberg Gottes trefflich erläutert: ob gleich wir nicht mit dem Verf. den Moria darunter verstehen können. — Kap. XXI. 7. ff. hat aus der Geschichte der Kriegszüge des Cyrus viel Licht erhalten. — Kap. XXV. 6. ist zur Erklärung von שמרים viel Nützliches von der Erhaltung der morgenländischen Weine beygebracht. — Und von der Art sind noch manche Sammlungen für Geschichte und Alterthümer gelegentlich gemacht,

macht, von nicht gemeinem Inhalt; die wir aber, so wie viele andere, denen wir nicht beystimmen können, der Kürze halber übergehen müssen, um auch noch von den Zusätzen des Herausgebers reden zu können.

Da Lowth nichts Ganzes über den Jesaias lieferte: so wollte Hr. Koppe durch Zusätze nachhelfen, und das Wichtigste, was die neuern Bearbeiter des Propheten in Deutschland zu seiner Aufklärung vorgetragen haben, sammeln. Was in seinen Zusätzen zur Geschichte, Alterthümern, Philologie, und Kritik gehört, das ist fast alles Excerpt aus Michaelis deutscher Bibelübersetzung, und den Theilen seiner orientalischen Bibliothek, wo er die in seiner Uebersetzung des Jesaias befolgten Lesarten angiebt; einiges aus Döderlein und Datho, doch aus letzterm das Wenigste. Endlich hat er aus andern neuen Schriften das Philologische, das gelegentlich für den Jesaias angebracht war, ausgetragen, die alten Bibelübersetzungen bey schweren Stellen und Ausdrücken seinen Lesern vorgelegt, und aus den Hülfsbüchern eines Celsius, Bochart und andrer Excerpte gemacht. Niemand kann dem Verfasser den Ruhm einer fleißigen Sammlung von vielem Nützlichen und Lehrreichen (wie aus dem Folgenden erhellen wird) eines ernsthaften Bestrebens, auch selbst über den Propheten etwas Neues zu sagen, absprechen.

Das Eigene des Herausgebers besteht erstlich in einigen Erinnerungen gegen die Erklärungen des Bischofs. Mit Recht tadelt er z. B. des Bischofs Erklärung der Redensart: Milch und Honig essen Jes. VII. 7. als Bild der Glückseligkeit, des Reichthums und der Fülle. Bey einem nomadischen Volk, und in einem Zeitalter der Unschuld und der Einfalt der Sitten, hat sie diesen Sinn; aber nicht bey Stadtbewohnern, und in einem Zeitalter des Luxus, wie der Fall im Jesaias ist. Die andre Erklärung als Bild eines verwüsteten Landes, für die V. 22. streitet, wird als die in die angeführte Stelle allein passende aus Faber zum Harmar an die Stelle der bestrittenen des Bischofs gesetzt. Doch möchte wohl zuweilen der Bischof Vertheidiger seiner bestrittenen Vorstellungen finden; und anderwärts Bestreiter, wo sein Herausgeber nichts anmerkt. So glaubt er, daß man bey der Uebersetzung des Bischofs Kap. X. 4.

„Ohne mich müssen sie sich krümmen unter den Gefangenen
„Und unter den Erschlagenen niedersinken.“

den

kann Gott in ihr und mit ihr ändern müsse. Aber in der Dichtersprache möchte doch wohl der Singular für den Plural stehen können. — Hingegen Kap. III. 6. ist wohl der Dichter vom Bischof nicht richtig gefaßt:

„Dann wird fassen ein Mann seinen Bruder, von seines
Vaters Hause, beym Gewand:
Wird sagen: „Komm! Sey Herrscher über uns;
„Und diese Trümmer halte dein Arm zusammen.„

Aber der Herausgeber merkt nicht nur nichts dagegen an, sondern läßt gar (wie er bey den Alten zu finden glaubt) ויאמר, das er nicht zu ויאחז sondern zu ויאמר ziehet, und übersetzt: hervorziehen wird einer den andern aus seines Vaters Hause beym Gewand. Nach beyden gehört aber „beym Gewand„ zum ersten Theil des Verses. Nur dann ist die Construction nicht hebräisch, und die Anrede an den, der zum Herrscher aufgefordert wird, mangelhaft. Seine Antwort: „in meinem Hause ist kein Gewand„ setzt voraus, daß in der Anrede an ihn sein Gewand gedacht worden wäre. Also muß wohl: „aber „ das Haus ein Gewand „ zusammengehören. — Ueberhaupt, da der Herausgeber einigemal von der Uebersetzung des Dichters abgeht (s. Vorrede), so hätte dies nicht mehrmals geschehen sollen? Gleich Kap. II. 2. heißt es:

„Einst in kommenden Tagen,
Wird gegründet stehen der Tempelberg Jehovens auf den
Gebirgen Gipfel
Und sich erheben über Hügel.„

Allein es muß doch nach dem Parallelismus übersetzt werden, also folge es heissen muß: und getragen werden von Hügeln.

Bey den philologischen Erläuterungen, die dem Herausgeber eigen zu seyn scheinen, sind wir häufig zweifelhaft geblieben. Kap. I. 5. will er, von שׁחי sanguine manavit vulnus, durch blutende Wunden geben. Die Vergleichung des ש mit ס ist nicht so genau, wie bey der von andern Auslegern angenommene طري recens fuit (frische Wunden) und überdies brauchen die arabischen Autoren طري als eigene

thüm-

ähnliches Wort von süßen Mundes, welches der leichten Ableitung das volle Uebergewicht giebt. — I. 23. die Erklärung von מנאפים mentallem adulteratum ist schon von andern mit eben denselben Gründen vorgetragen worden. S. z. B. Schulz's Coccejus. Kap. III. 16. vermuthet der Verf. ganz richtig, daß שׁעפּיר ein Synonym von אניה Schiffe seyn möge; aber am Beweis aus dem Sprachgebrauch fehlts ihm. Wir dächten, so wie carina für navis und ähnliche Theile der Schiffe für das Ganze bey Römischen Dichtern stünden; so könnte auch שׁעפּיר, der mit dem Bildniß der Schutzgottheit des Schiffs versehene Theil desselben für das Schiff selbst stehen. — II. 20. sollen מרגלות nicht Maulthiere seyn, weil der Hebräer dasselbe sonst סוס brauche. — Der Verf. räth auf Mus jaculus. Wäre der angegebene Grund der Bedeutung gültig, so müßte man dem Hrn. Verf. entgegensetzen, daß auch für Mus jaculus, noch ein anderes Name im Hebräischen vorkomme: und überdies ist die ganze Erklärung bloße Conjectur. — Kap. III. 16. hat Hr. Schroer wohl recht, daß die Gründe für die Uebersetzung mit geschminkten Augen denen aufzuopfern, welche der Verf. für seine „bethränte Augen" beybringt. Ohnehin giebt die erste Erklärung dieser nicht philologische Beweise für sich her, sondern dem ganzen Sinn. — V. 11. möchte der Verf. wohl nicht übersetzen von שׁדד mideliquit vastavit, שׁדד conturbatio, moestitia. Aber wohin dann mit dem Suffixum, dem daß „meinen Trauergesang über seinen Weinberg" sich nicht recht in den Contert passe, fühlte wohl der Verf. selbst, und schrieb daher mit „seinen Trauergesang über seinen Weinberg". — Bey Kap. I. 30. können wir dem Hrn. Verf. nicht ganz folgen: „ich ziehe, sagt er, עליהם auf עליהן als dritte persona femin. „wenn sie (die heiligen Haine) gleich „seyn werden der entlaubten Eiche und gleich dem ungewässerten Garten". Aber dann müßte es ja עליהן heißen! Sinn hat Hr. K. in manchen Stellen richtiger gefaßt, als seine Vorgänger. Kap. XIV. 5. wird nicht auf die Babylonier, sondern auf Jehova gezogen: „so bricht Jehova der Frevler Stab, der Wüthriche Scepter: schlägt Völker im Grimm „mit Streichen ohne Zahl; herrscht im Zorn über Nationen „mit Herrschers Kraft, der niemand schonet." Auch Kap. XVIII. 10. geben wir dem Verf. Beyfall, wenn er עלי p, und es für pleonast. gestammelte Worte der Betrüb-

kenen

kennen erklärt, in die der Ausleger keinen genau bestimmten Sinn bringen darf. — Neu und einer Prüfung würdig ist auch der Gedanke, daß Kap. XVIII. 1 ff. von fernen Nationen überhaupt handle. — Hart hingegen ist Kap. XXIII. 10. erklärt: „durchwandle du nun dein Land, wie ein Strom, Tochter „Tarteſſus! Kein Band bindet dich mehr„ d. i treibt nun euern Handel, Tarteßier, ſelber. — Schon משח Gürtel, für Damm eines Fluſſes, und dieſes für Sklaverey geſetzt iſt zu weit hergeholt. Aber dieſe Erklärung ſetzt auch voraus, daß die Phönicier ihre Kolonien auf den harten Fuß, wie die neuern Kolonien ſtiftenden Staaten die ihrigen, behandelt hätten. Und das iſt gegen die Geſchichte. Die Karthaginenſer thaten das zwar nach ihrer Handelspolitik: aber die Phönicier legten ihre Faktoreyen und Kolonien immer mit dem guten Willen der Landesbewohner an, und lebten auf einem freundſchaftlichen Fuß mit ihnen. Das Beyſpiel der Citienſer beweißt hier noch nicht genug.

Wir kommen zu dem kritiſchen Theil der Zuſätze. Hier iſt der Verf. viel kühner, zum Aendern weit geneigter, als der Recenſent ſeyn würde. Wenige ſeiner Aenderungen ſind ſo leicht und ſchmeicheln ſich dem Recenſenten ſo ein, wie die Kap. V, 26, wo er לגוי im Singularis für לגוים ſetzt, da bloß von Einem Volk, den Chaldäern, die Rede iſt, und das ם, wegen des gleich darauf folgenden מרחוק leicht dem לגוי könnte angeſchloſſen werden. Kap. I. 28. ſoll ſtatt וְשִׁבְרֵי nach den LXX, Araber und Chaldäer וְשִׁבְרֵי angenommen werden. Warum nicht lieber den Konſonanten des Hebräiſchen Textes gemäſſer וְשִׁבְרֵי, das, auch mit dem plurali nominis humani משׁבים verbunden, grammatiſch richtig iſt. So haben wohl auch die Alten geleſen, und wenn ſie den Plural ausdrücken, ſo folgen ſie dabey dem Genius ihrer Sprachen und dem Sinn. — Auch die Verſuche über Jeſ. VIII, 23, die der Verf. in einem akademiſchen Programm weiter ausgeführt hat, ſind dem Recenſenten nicht einleuchtend. So oft wir uns die Stelle in zwey Zeilen ſchreiben, wie ſie im Dichten einander entgegen ſtehen:

כעת הראשון הקל ארצות זבלון וארצת נפתלי
והאחרון הכביד דרך הים עבר הירדן גליל הגוים

ſo finden wir im Texte alles ſo harmoniſch, das כעת הראשון und האחרון, ſo wie הקל und הכביד, ſo wie die übrigen

Worte beyder Zeilen, die das Land ausdrücken, einander so responsirend, daß wir gegen die Richtigkeit des Textes keine Zweifel haben können. Die grammatischen Schwierigkeiten, die der Verf. findet, lassen sich, unsers Erachtens, auch leicht heben: aber gesetzt sie liessen sich nicht heben, so möchten wir doch den gedruckten hebräischen Text mit seinen grammatischen Schwierigkeiten nicht mit dem vertauschen, den der Vers. an seine Stelle setzt:

הקל ארץ הגבלין
וארץ הנפתלי האחרון הכביד
דרך ים עבר הירדן גליל הגוים

mit der etwas künstlichen Erklärung:

„Er entsetzt Sebulons Land,
Und Naphtali's Land und des Landes äusserste Gränze
macht er ehrenvoll
Diesseits dem Meer, jenseits dem Jordan, der Heiden
Galiläa.

Beym Nomina propria können keinen Artikel bekommen; und ארץ הגבלין und ארץ הנפתלי würde kein alter Hebräer verstanden haben. — Der Verf. hat zwar noch eine andere kritische Besserung für den gegeben, dem sein eben angezeigter erster Versuch nicht gefallen sollte, die er auf die 70 Dollmetscher und den Chaldäer gründet. Aber wir können auch dieser nicht beytreten, weil nach unsern Einsichten weder die 70 Dollmetscher (die an dieser Stelle eine offenbare Lücke haben,) noch der Chaldäer die vorgeschlagene Emendation begünstigen, auch der Sprachgebrauch ihr zu fehlen scheint.

Nun mir noch von einem Punkt, und dann beschlossen! Der deutsche Herausgeber hat sich auch, laut der Vorrede, zum Hauptaugenmerk bey seiner Arbeit gemacht „den nach den Abtheilungen des masoretischen Textes so willkührlich angenommenen Zusammenhang einzelner Stellen und ganzer Weissagungen so viel möglich ganz zu vergessen, und durch Trennung und neue Verbindung derselben mehr Licht über das Ganze zu verbreiten.„ Und bey dieser Untersuchung, die allerdings ein Hauptgeschäft für den Ausleger des Jesaias seyn muß, fand er, daß wir wenige ganze Weissagungen, sondern fast lauter, bald größere bald kleinere Fragmente haben, die zuweilen nur in ein paar Versen bestehen, und bald der Aehnlichkeit des Inhalts halber, bald um eines Worts, oder einer Redensart wil-

len,

ten, mit der sich die vorhergehende schlos, so an einander gereihet worden sind, wie wir sie itzt geordnet finden.

Das erste Kapitel besteht seiner Meynung nach aus drey ganz verschiedenen Orakeln; Kap. II. 1—4. ein besonderes Fragment; Kap. II. 5 — III. 9. ein eigenes Fragment; eben so Kap. III. 10 - 15; eben so fragmentarisch Kap. III. 16 bis IV zu Ende. — Ein eigenes Fragment vom Untergang des Jüdischen Staats Kap. X. 17—23; ein anderes Kap. X. 28 — XII; eben so Kap. XIV. 24 — 27; wieder ein andres Fragment XIV. 28 — 32. Und so auch im folgenden dritten Band: das ganze Kap. XXVII. enthält lauter Fragmente von wenigen Versen: das erste V. 1; das zweyte V. 2 — 6; das dritte V. 7—11; das vierte V. 12. 13. Eben so auch Kap. XXIX. ein eigenes Fragment V. 1 — 6; ein andres V. 7. 8; ein andres V. 9; auch in den folgenden Versen möchten mehrere Fragmente zu suchen seyn, nur seyen sie so einleuchtend nicht. Auch Kap. XXXII. soll Fragmente mehrerer ganz verschiedener längerer Aussprüche enthalten; das erste V. 1 — 5. Gemählde des güldnen Zeitalters unter der Regierung des Meßias; das 2te V. 6 — 8. entweder eine spätere Glosse eines Kommentators über den 5ten V., oder abgerissenes Fragment eines andern längern zu ganz anderm Zweck ausgesprochenen Orakels; das 3te V. 9 ff. Verkündigung des schrecklichen Untergangs des Israel, Staats durch die Chaldäer mit angehängter Verheissung besserer glücklicherer Zeiten, die mit Babylons Zerstöhrung (V. 19.) anfangen werden: so könne sich zur Noth V. 19. 20. an das Vorhergehende anschliessen, wofern nicht auch diese beyden Verse ein eigenes, abgerissenes, ganz unvollkommenes Fragment enthielten. —

Der Rezensent gehört gewiß nicht zu den ängstlichen Seelen, die bey jedem neuen Satz vor Gefahren zittern, (und ganz neu ist nicht einmal der Gedanke von einzelnen Fragmenten in den Propheten); er ist auch überzeugt, daß man den Text der Propheten bisher zu stark durch die Masorethische Brille betrachtet habe, und daß sich viel neues Licht durch richtigere Abtheilung einzelner Abschnitte gewinnen lasse. Wir leugnen auch nicht, daß vielleicht ein und die andre Stelle des Jesaias fragmentarisch seyn könne. Aber diese Hypothese von einzelnen Fragmenten so weit ausgedehnt — da möchte man fast den heiligen Männern zurufen:

. . . foliis tantum ne carmina manda;
Ne turbata volent rapidis ludibria ventis.

Wo man nicht durch kann, schneidet man ab; aber leider! ist sie nur allzubequem! Schon das muß großen Verdacht gegen des Verf. Durchführung derselben erwecken, daß so viele Weissagungsfragmente nur aus einer, oder ein paar Zeilen bestehen sollen. So weit gieng doch Skaliger im Tibull bey seinen Versetzungen nicht: meistens folgen doch bey ihm lange Reihen von Versen aufeinander! Aber geht man seinen Abtheilungen erst Schritt für Schritt nach: so entsteht doch die Frage, ob sich die Schwierigkeiten, die ihn zu seinen Abtheilungen veranlaßt haben, nicht aus der Natur prophetischer Vorträge und dem Eigenthümlichen des Propheten heben lassen. Zur Probe, nur Ein Beyspiel, und damit dieses nicht mit Fleiß ausgesucht scheine, mag das erste Kapitel das Beyspiel hergeben.

Man nehme bey diesem Kapitel folgenden Standpunkt: Ahas führt eine neue Art vom Götzendienst ein. Er läßt zu Jerusalem Altäre, von denen er die Originale zu Damaskus gesehen hatte, errichten, und bringt auf heidnischen Altären auf eine heidnische Weise dem Jehova Opfer. Auf der einen Seite viel Religion, häufige Opfer dem Jehova gebracht; auf der andern lauter Abgötterey: denn Altäre und Verehrung der Art hatte sich Gott verbeten, 2 B. Mosis XXVII. So folgte dann auch Unglück auf Unglück, Strafe auf Strafe, wie Gott den Abgöttern gedrohet hatte. — Mit diesen Ideen gehe man zu diesem Kapitel, und vergleiche damit folgende Vorstellungen unsers Verfassers.

„Ich glaube nicht undeutliche Spuren zu bemerken, daß „dieses Kapitel aus mehreren einzelnen, für sich bestehenden, „zu ganz verschiedener Zeit ausgesprochenen, und nur vom „Sammler der Weissagungen unschicklich an einander gereihe„ten Orakeln bestehe. Wenigstens ist es auffallend, daß V. „2–4. die Nation als abgöttisch und den Dienst Jehovens „vernachläßigend, im 11. eben dieselbe als äusserst religiös, „aber unsittlich; und wieder in 21 und 29 V. noch einmal „als abgöttisch und unsittlich zugleich vorgestellt wird. Wie „dies alles von der Nation in Einer Zeitperiode gesagt werden „könnte, läßt sich ohne künstelnde Erklärung schwer begreiflich „machen. Ich trenne in dem ganzen Kap. drey Aussprüche von „einander: der erste V. 1—10, der zweyte V. 10—21; der „dritte V. 21. bis zu Ende.„

Die Antwort giebt unsre Vorerinnerung: Abgötterey und Religiösität waren unter Ahas bis ins 14te Jahr Hiskias im hebräischen Staat vereint. Gespannt ward fleißig

(Reli-

(Religiosität!) aber nach heidnischer Art (Abgötterey!) der Prophet geht also zuerst beyde Stücke einzeln durch; tadelt Anfangs die Abgötterey des Volks V. 1—10; tadelt darauf die Art von Religiosität, die Gott ein Gräuel war V. 11—22; sodann faßt er beyde besonders abgehandelte Punkte V. 22. bis zu Ende nochmals zusammen. So hängt alles gut zusammen. Und diese unsre Vorstellung liegt auch in dem Kapitel so deutlich, daß der Verf., so wenig sie seine Hypothese von drey Fragmenten empfiehlt, dennoch am Ende selbst darauf zurückkommt: „das dritte Orakel, sagt er am Ende, ist „dem ersten völlig ähnlich. Die Nation treibt Abgötterey נזח ערי V. 21 und 29—31. ist aber dabey in tiefer „Unterjochung unter dem Drucke grausamer und eigennütziger „Fürsten und Priester. Das letzte macht die ganze Stelle einigermassen auch dem zweyten Ausspruch ähnlich„ u. s. w. — Und liesse es sich mit den sonst gewöhnlichen Wendungen des Jesaias nicht erläutern, daß V. 10. das Bild von Sodom, die erste Veranlassung zum Ausdruck des 11ten V. geworden sey? Der Verf. hält die Verwandschaft des Ausdrucks nicht für Gedankenverbindung des Propheten, sondern für Verbindung des Sammlers, der das 2te Fragment hinter den 10ten V. gestellt habe, weil jener mit einer Erwähnung von Sodom und Gomorrha sich geschlossen habe, und dieses (V. 11.) mit einer Erwähnung von Sodom und Gomorrha anfange. Aber welche von beyden Vorstellungen — die des Verfassers, oder unsere — die natürlichste und dem Jesaias angemessenste sey? darüber müssen unbefangene Leser urtheilen!

Auf eine andre Hypothese kommt auch der Verfass. häufig zurück: daß viele Abschnitte nicht von Jesaias, sondern von andern Propheten herkämen: man habe sie nur an die Seite Jesaianischer Weissagungen gestellt, weil er ein sehr berühmter Prophete gewesen, und weil man ihre wahren Urheber zur Zeit der Sammlung nicht mehr gewußt habe. Daher manche Stücke unter den Werken eines so alten Propheten, die in sehr spate Zeiten herabgehörten. Die so detaillirte Weissagung von der Einnahme Babylons durch Cyrus Kap. Kap. XXI. sey kein Jesaianisches Stück; die Weissagung von Aegypten Kap. XIX. Fg. ff. sey von einem spaten Propheten, der in Aegypten gelebt habe, h-, u. s. w. Wenn wir nichts übersehen haben, so spricht er folgende Kapitel dem Jesaias ab. Kap. XV. und XVI. Stücke des Jeremias; denn der Ton sey elegisch und

dem Jeremias angemessner, und Jerem. XLVIII. kannte ohnedem dieselbe Weissagung wieder vor: die jetzt im Jesaias (XV. XVI.) stehende sey später vom Jeremias bekannt gemacht, als die andre (Jerem. XLVIII.), weil in der erstern noch eine nähere Zeitbestimmung (XVI. 13.) hinzukomme, daß innerhalb 3 Jahren der gänzliche Untergang Moabs erfolgen soll. Ferner Kap. XIX. 18 bis zu Ende sey nicht von Jesaias; Er und kein in Palästina lebender Prophet werde die Sprache seines Volks שפת כנען genannt haben. Und sollte Jesaias, der in seinem ganzen Buch Assyrer und Aegyptier als Feinde der Juden ansieht, beyde den Israeliten als Lieblinge Gottes zur Seite gesetzt, und sie mit dem Ehrenvollen Namen עמי, מעשה ידי יהוה genannt haben? Beydes schicke sich in den Mund eines in Aegypten lebenden Propheten, so wie das Detail von 5 Judenstädten in Aegypten, deren eine Löwenstadt heissen soll. Weiter: Kap. XXI. die Weissagung wider Babel, die so viel historische kleine Nebenumstände enthalte, sey erst spät, im Exil, kurz vor dem Umsturz der babylonischen Monarchie durch die Perser, von einem andern Propheten ausgesprochen, und bloß nachher den ältesten Weissagungen des angesehensten Propheten angereihet worden. Ueberdies: Kap. XXX. 1—27. sey ein Ausspruch wider die Juden, die nach der Zerstöhrung Jerusalems durchaus nicht in Judäa bleiben, sondern nach Aegypten herabziehen wollten. Jerem. XLII—XLVI. Also gehöre wahrscheinlich der Ausspruch, nicht dem Jesaias, sondern Jeremias. Endlich der historische Theil Kap. XXXVI. ff. sey nicht von Jesaias Hand.

Der Satz selbst, auf den der Verf. hier baut, daß manche Abschnitte nicht von der Hand der Propheten seyen, in deren Werken sie jetzt stehen, ist wieder nicht neu, oder gefährlich; aber unsern Einsichten nach scheinen dieser Lieblingshypothese zu Gefallen zu oft Vermuthungen auf Vermuthungen hingepflanzt. Und manchmal scheint der Verf. selbst wieder von ihr einzulenken, wo er sie angewendet hat. Jesaia II. 1—4. und Micha IV. 1—4. kommen Wort für Wort mit einander überein: und da sie im Micha im engsten Zusammenhang und im Jesaia abgerissen — wie Text zu einer Rede — dastehen; so haben sie bisher die Ausleger dem Micha als Eigenthum zugesprochen, und stellen sich vor, daß Jesaias einen dem Volk bekannten Ausspruch seines Zeitgenossen, bey seiner Rede ans Volk zum Grund gelegt habe. Aber der Verfasser: — „war

„wär es nicht wahrscheinlicher, daß die ganze Stelle sich als „Fragment einer längern Weissagung ohne Namen unter der „Nation erhalten hätte, eben daher nach einer verschiedenen „Tradition von einigen dem Michas, von andern dem Jesaias „zugeschrieben worden, und so von verschiedenen Sammlern in „beyde Sammlungen aufgenommen wäre? Wem sie aber ur„sprünglich zugehöre, läßt sich nicht bestimmen.„ — Nun lag die Wahrheit doch noch etwas näher, und zwang daher dem Verf. selbst noch hinzuzusetzen: „doch spräche der Zusammen„hang, in dem sie bey Micha steht, für ihn.„ — Und da wo der Verfasser Gründe angiebt, sind sie für uns nicht recht überzeugend. Kap. XV. XVI. soll wegen des elegischen Tons vom Jeremias seyn! Wären auch beyde noch so elegisch, so scheint uns in ihnen doch nicht der elegische Ton, den Jeremias in seinen Klageliedern und Weissagungen anstimmt, zu herrschen. Und dann setzt der Schluß voraus, daß bloß Jeremias ein Prophet mit Talenten zur Elegie gewesen wäre; daß man bey einer Weissagung in diesem Ton nur auf ihn rathen dürfte. Sollte aber dieser Schluß nicht zu weit gehen? Der Styl ist überdies in beyden Kapiteln für Jeremias zu erhaben, und andre Ausleger sind deshalb, wie uns dünkt, mit Recht der Meynung, daß Jeremias in den Abschnitten gegen fremde Völker bloß fremde Weissagungen einrücke oder excerpire, und machen daraus zweyerley begreiflich: einmal, die Verschiedenheit des Styls in diesen letzten Kapiteln verglichen mit den ersten, und sodann den Umstand, daß gerade Jeremias in diesem Theil seines Buchs mit andern Propheten wörtlich übereinstimme, wie mit Obadias und Ezechiel. Endlich wenn der Grundsatz des Verf. angenommen werden sollte, so müßte Jeremias auch gegen die Edomiter dieselbe Weissagung mit denselben Worten zweymal auf eben die Weise, wie die gegen die Moabiter und so nach andre Weissagungen gegen andre fremde Staaten auch zweymal mit denselben Worten vorgetragen haben! Ist dieses irgend wahrscheinlich? Endlich woher kam's doch, daß die Sammler sich so sehr und so oft betrogen? Der Ausspruch Jes. XXI. gegen Babylon soll nach unserm Verfasser kurz vor dem Untergang des babylonischen Staats ausgesprochen seyn: wie war es möglich, daß der Sammler des Jesaias diesen Ausspruch in die Werke eines so alten Propheten rückte? Sollte vor dem Anfang des babylonischen Elends der wichtige Jesaias nicht in Einem Buch gesammelt vorhanden gewesen seyn? Sollte keiner der Propheten nach ihm dafür gesorgt haben? Solleten wohl seine

Weiſſagungen in einzelnen Blättern ſo lange geſtanden geblieben und doch nicht untergegangen ſeyn. — Doch geſetzt einmal, ſo iſt doch gewiß, daß kurz nach dem babyloniſchen Elend die Bücher ſelbſt geſammelt worden ſind; zu einer Zeit, wo noch viele lebten, welche aus dem Exilium in ihr Vaterland kamen: ſollten dieſe nicht gewußt haben, daß der Ausſpruch einen Propheten aus dem Ende des babyloniſchen Exils zum Verfaſſer hatte? Sollten dieſe den Sammler nicht eines beſſern belehrt haben? Oder ſollte dieſer der Weiſſagung mehr Auktorität durch einen ſo berühmten Namen des Jeſaias haben geben wollen? Wie war das möglich, da das Detail der Weiſſagung, das Hiſtoriſche, das bis auf die kleinſten Umſtände den Untergang Babylons ſchildert, die Gröſſe des Propheten in das hellſte Licht ſetzen mußte, und ihm ein Anſehen gab, das nicht erſt des ſchwachen Glanzes eines ältern berühmten Namens bedurfte? Ferner: wie ſollte ein Prophet der damaligen Zeit, im babyloniſchen Exil zu dem reinen hebräiſchen Ausdruck kommen? Damals war ja die Sprache der Hebräer ſchon wie erſtorben und mit ausländiſchen Wörtern und Wendungen und falſchen und rauhen Konſtruktionen gemiſcht! Weiter: Sollte die Tradition von den Urhebern der Schriften der alten Welt gar nichts gelten? — Und wenn eine Weiſſagung ſehr ins Detail herabgeht: iſt das ein Zeichen ihrer Jugend? Wie dieſe Sätze aus einander folgen, kann Recenſent noch nicht abſehen! — Doch vielleicht iſt ihm hierinn nur noch für jetzt manches dunkel, und ſeine Bedenklichkeiten werden in den allgemeinen Abhandlungen gehoben, die Hr. Koppe vom Jeſaias im letzten Band zu liefern verſpricht.

De Pentateucho Arabico Polyglotto diſputatio philologica — auctore *Chriſt. Frid. Schnurrer.* Tubingae, litteris Sigmundianis. 50 Seiten in 4.

Zwar nur eine akademiſche Streitſchrift, die eigentlich nach den Geſetzen der A. d. B. hier keinen Platz haben ſollte; aber wichtig zur Ausfüllung einer Lücke in der Geſchichte der alten Bibelüberſetzungen und mit ausgeſuchter Gelehrſamkeit geordnet, und mehr als manches dicke Buch unſrer neuen Büchermacher würdig, hier einen Platz zu erhalten!

Gleich

Gleich nach der Erscheinung der arabischen Uebersetzung des Pentateuchs in der Pariser Polyglotte, suchte Hottinger zu beweisen, daß sie nicht die Arbeit des Juden Saadias Gaon sey. Seine Gründe waren von den Abweichungen hergenommen, die sich zwischen dem Arabischen Pentateuch der Polyglotte, und dem unter Saadias Namen zu Constantinopel (A. 1546) gedruckten finden sollte. Allein die übereinstimmenden Stellen beyder Texte waren von viel zu großer, und die abweichenden von viel zu geringer Zahl, als daß Kennet ihm hätten beystimmen sollen, zumal da Pokok in dem Vorbericht zu den zum arabischen Pentateuch gesammelten Varianten den Ursprung dieser abweichenden Stellen viel natürlicher erklärte, und dieser Erklärung auch Richard Simon nachher beytrat. So blieb also Saadias bey der Ehre, Verfasser dieser Uebersetzung zu heißen, bis vor einigen Jahren Herr D. Stark eine Nachricht bekannt machte, die Askari aus der Unterschrift derjenigen Handschrift auf der königlichen Bibliothek zu Paris gezogen haben wollte, aus welcher der arabische Pentateuch in der Pariser Polyglotte, und nachher in ihrer Tochter, der Londner, abgedruckt worden war. Ihr zu folge sollte der Verfasser dieser Version — nicht der Jude Saadias aus Fiſſum seyn — sondern Said, ein Koptischer Mönch, aus Fiſſum; sie sollte von dem Verf. der Unterschrift für keine Originalversion aus dem hebräischen Text, sondern für eine Aftervertion aus den 70 Dollmetschern erklärt worden seyn. Auf das Ansehn dieses von Askari gemachten Aufsatzes sprach Herr Stark gerade zu dem Saadias den arabischen Pentateuch ab: Herr Michaelis aber in seiner orientalischen Bibliothek (Th. IX. S. 153 f) zweifelte, und Herr Eichhorn in seiner Einleitung ins A. T. (Th. I. S. 491 f.) suchte durch andre Gründe den Juden wieder in den Besitz seines Eigenthums, aus dem er verdrengt werden sollte, zu verhelfen, und erklärte die vorgebliche Nachricht in dieser Unterschrift für einen Misverstand.

Endlich erfahren wir durch den Abdruck der ganzen Unterschrift, daß Askari's Nachricht völlig falsch war. Herr Prof. Schnurrer liefert sie arabisch, mit einer treuen, aber dabey sehr deutlich gefaßten, lateinischen Uebersetzung und aus ihr ergiebt sich folgendes.

Der Verf. der Unterschrift war ein Mann von Einsichten und kritischen Kenntnissen, der nach artigen kritischen Gesichtspunkten eine neue Recension vom arabischen Pentateuch machte,

genug: einige aber behaupten, auf Rechnung des Alterthums, (zweydeutig, Tacitus, licentia vetuſtatis) mehrere Gottessöhne, und mehrere Völkerſchaftsnamen, Marſen, Kambriven, Sweifen, Wandaln, und als ächte alte Benennungen. Den letzten Satz verſteht in dieſer Verbindung Niemand, Tacitus las vera et antiqua nomina. Vielleicht bequemer ſo: Einige aber, (das Alterthum erlaubts ihnen) ſind für mehrere Söhne des Gottes, und mehrere Nationalnamen, Marſen, u. ſ. w., und für Aechtheit und Alterthum dieſer Benennungen. So konnte auch die gleich folgende Periode; übrigens ſey der Name Germanien neu, und erſt jüngſt beygelegt, weil die erſten, welche über den Rhein giengen, und die Gallen vertrieben, damals Germanen, nun Tungern genennt wurden: kürzer ſo gegeben werden. Uebrigens ſey der Name Germanien neu und kürzlich aufgekommen, weil die, welche zuerſt die Gallier jenſeits des Rheins vertrieben, bald Tungern, bald Germanen hießen. Beyläufig merken wir noch an, daß der Verf. nach einiger Neuerungsart, hat Herodotos, Kyaxeres; und doch Aegypten Ulixes, Siſtem ſchreibt.

Dieſer Ueberſetzung Abſicht iſt eigentlich Grundlage einer deutſchen Geſchichte zu ſeyn, und darauf ſieht auch vorzüglich der Kommentar. In ſeiner Kürze enthält er manche ſehr gute, faſt noch nicht geſagte Anmerkung. Daß Tacitus einen Herkules nach Germanien verſetzt, erklärt er dadurch: daß Herl, Herkl ehemals tapfer bedeutete, und dies beym Anfang der Schlacht geſungen wurde. Druiden oder Prieſter, ſpricht er, auf Cäſars Anſehen und Tacitus Stillſchweigen, den Germanen ab; doch ſchränkt er dies dahin ein, daß die wenigen Prieſter keine beſondere Klaſſe von Bürgern ausmachten. Dies ſcheint uns nach der Analogie, und dem Zuſtande anderer roher Nationen noch das wahrſte. Auch will er in Germanien keine beſondere Götternamen, Idolen, und Polytheismus zugeben; was Tacitus vom Mars und Merkur ſagt, verwirft er mit Recht, es waren blos Namen von Hayden; endlich eine Nation, deren Religion keiner Prieſter bedarf, die ihre Gottheit in keinem Tempel verehrte, ihr keine Denkmäler machte, aus denen ſich künftig Idolen bilden, kann nicht auf Vielgötterey verfallen. Haben doch die Iroquoiſen, Huronen, ohne Prieſterorden für ihre Gottheit mehrere Benennungen, nicht alle in allen Fällen gleichgültig. Warum nicht auch ſo der German? Nicht allein andere Namen der Gottheit, wenn ſie in der Schlacht beyſtehen,

oder

oder den Bund bekräftigen sollte? Und scheint nicht dies bequemer Tacitus durch mehrere Götternamen zu erklären? An seine Götter freylich ist nicht zu denken, Griechen und Römer gaben gewöhnlich fremden Gottheiten die Namen der ihrigen, wegen Aehnlichkeit. Zu dem, was der Verf. von unserer Vorfahren Spielsucht sagte, läßt sich noch hinzusetzen, daß Irokesen und Huronen sie bey gewissen Gelegenheiten (ob noch?) eben so weit trieben, und sich selbst verspielten. Darum spielen sie nicht immer, wie unsere Vorfahren sicher auch nicht gethan haben. Was Tacitus von der Isis sagt, erklärt er so: die Sweifen hatten eine geheime Bundesreligion, zu deren Feyer kein Fremder hinzugelassen wurde. Isis wurde für Mysterienerfinderinn gehalten, also machte man daraus einen Isisdienst. Vielleicht leiteten einige besondere Ceremonien noch näher auf diesen Gedanken. So war auch Herthe eine solche Bundesgottheit, nicht Erdamme, nutrix terra, sondern terra mater.

Des Tacitus Annalen. Erstes und zweytes Buch, ein Probestück für Kenner. Halle, bey Gebauer, 1780. in 8. 216 Seiten, ohne Vorrede und Wörterbuch.

Des Verf. Absicht ist von allen klassischen, Griechischen und Römischen Geschichtschreibern brauchbare Uebersetzungen zu liefern, und deswegen schickt er gegenwärtige Probe voraus, sich beym Publikum zu erkundigen, und nach der Stimmen Mehrheit, entweder sein Unternehmen ganz aufzugeben, oder um wärme Unterstützung nachzusuchen. In der Kürze schildert er die Art seiner Uebersetzung so, wie billig jeder Uebersetzer sie sich schildern sollte, nicht blos seiner Urschrift Gedanken, sondern auch ihr ganzes Colorit, so weit beyder Sprachen Verschiedenheit es erlaubt, zu übertragen. Dabey glaubt er in einer solchen Unternehmung folgende Vortheile zu finden: der Geschmack der Nation werde sich verfeinern, berichtigen, weil man Muster jeder Art als Regeln vor sich hätte, die Lektür der Alten würde manches geschmacklose Modegeschmiere vertreiben. Wir setzen hinzu, auch unsere Sprache selbst würde gewinnen, nicht blos an Worten, sondern auch an Wendungen, an Nachdruck und Kürze. Da wir uns meistentheils nach französischen Schriften bilden: so hat unsre Ausdruck eben daher auch noch manches

manches Kraftlose. Also wichtige Vortheile; aber nicht auch Nachtheile? Das Lesen der Alten würde sich allmählig in einen sehr engen Kreis zurückziehen, und endlich wohl gar aufhören, wenn man lauter solche Uebersetzungen hätte. Uns wenigstens hat das Probestück so hingerissen, daß wir nur selten an den Lateiner dachten. Ob dieser Nachtheil wichtig, ob er nicht vielleicht gar nothwendige Folge vom Wachsthum der Wissenschaften, und eine stets verschwindende Größe ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Für Schulen und Erzieher erwartet der Verf. folgendes; gute Uebersetzungen erleichtern dem Lehrer das Erklären, und geben ihm die so wichtigen Materialien zu Rückübersetzungen; dem Schüler das Verstehen, und das Gefühl von des Originals Schönheiten. Was er hierüber sagt, ist sehr gründlich, und bis jetzt oben noch nicht sehr gewöhnlich, wie man in den meisten Schulen zu exponiren pflegt, verdirbt man seine Muttersprache, und fast nur den Buchstaben. Was der Lehrling in seiner eigenen Sprache nicht fühlt, kann er noch weniger in einer Fremden fühlen. Hier also wieder Gewinn, aber reiner? Der Lehrling wird die Uebersetzung lesen, und nach ihr, um den wahren Geist der Urschrift unbekümmert, sein Pensum hersagen; er wird denken, kann ich das alles in meiner Muttersprache lesen, wozu denn die saure Mühe Latein, oder wohl gar noch Griechisch zu lernen? Das Vorpredigen vom größern Nutzen und andern Bewegungsgründen, wird dann wenig fruchten, weil der Mensch, und der Jüngling besonders, mehr nach gegenwärtigem Gefühle, als nach entfernten Aussichten handelt, wofern nicht diese Aussichten gegenwärtigen Leidenschaften unzertrennliche Gefährten geworden sind. Das löset sich am Ende in den schon erwähnten Nachtheil auf, und so bleibt die Grundfrage: sollen wir dahin arbeiten, uns die Alten so zu eigen zu machen, daß die Erlernung aller Sprachen zuletzt ganz entbehrlich wird? Nur diese Frage, wird gleich andern sich auf Staaten und Nationen erstreckenden wohl zuletzt mehr durch den Lauf der Dinge, als durch Betrachtungen und Raisonnements enschieden werden.

Die Uebersetzung ist größtentheils so wie sie der Verf. vor sich selbst verlangt; Tacitus Charakter so kenntlich, daß wer nur einige Begriffe von ihm hat, gleich sagen muß, das ist er. Die kurze, oft affektirte und neoterische Sprache; des Geschichtschreibers verdrießliche Miene, und sein von Galle überfließendes Herz, leuchten überall hervor; ohne daß jedoch unserer Sprache neumodische Gewalt angethan würde. Auch die Perioden-

rioden verwickelung hat der Verf. sichtbar zu machen gewußt. Kurz, man wird im Lesen so hingerissen, daß man ganz im Tacitus webt, und doch glaubt, einen deutschen Geschichtschreiber zu lesen. Wir sagten oben größtentheils, das fordert Erläuterung; zuweilen ist der Ausdruck noch nicht kurz genug; zuweilen die Periodenwindung dunkel; zuweilen der Sinn nicht ganz ausgedruckt; und zuweilen ohne Noth ein lateinisches Wort beybehalten. Dies sind kleine die Illusion stöhrende Flecken, die aber der V. bey etwas mehr Anstrengung leicht abwischen endlich auch ablegen kann. Denn er ist ganz der Mann zum rechten Uebersetzen gemacht, und allen Uebersetzern zum Muster, so wie manchen zur Beschämung.

Gleich der Anfang ist etwas matt durch unrichtige Wortstellung gemacht. Tacitus: Vrbem Romam a principio Reges habuere; der Verf. Anfangs ward Rom von Königen beherrscht; das Gefühl sagt, daß Rom ward anfangs, u. s. w. besser, und der Urschrift gemässer ist. Auch matter; denn Anfangs läßt etwas gewöhnliches erwarten, Rom, etwas grosses. Die folgende Periode hätte kürzer gemacht werden können, wenn für, der Volksgewalt und des Consulats Stifter war L. Brutus, gesagt wäre: Freyheit und Consulat führte L. Brutus ein. Libertas wird gewöhnlich durch Volksgewalt gegeben; aber nicht allemal richtig, denn Volksgewalt soll doch wohl Demokratie seyn; und das war Roms Verfassung unter den ersten Consuls nicht: warum hier das gewöhnliche Freyheit nicht gebraucht ist, sehen wir nicht; man ist schon gewohnt, allen republikanischen Staaten Freyheit zuzuschreiben. Gleich darauf, Diktaturen wurden nur für einzelne Fälle gewählt. Dictaturae ad tempus sumebantur, genauer; auf kurze Zeit; Tacitus will wohl hier die alten Diktatoren den in der Folge eingeführten Dictatoribus perpetuis entgegen setzen. In derselben Periode, so konnte sich auch die Decemviratwürde nie über zwey Jahr behaupten, gegen Text und Geschichte. Die Decemviri legibus scribendis, von denen hier die Rede ist, haben ja nur einmal in Rom existirt. Ebendaselbst, Sullae dominatio, Sullas Uebermacht, nicht bestimmt genug, lieber Alleinherrschaft, denn das war sie in der That. Uebermacht hatte auch Pompejus einmal, aber nicht dominationem. Princeps scheint uns durch Fürst so gut, als es sich läßt, gegeben; freylich druckts nicht alles aus, was die Römer dabey dachten. Ihm war der Titel durch die Principes Senatus gewohnt ohne den Nebenbegriff von Oberherrschaft, und darinn lag Augusts Politik, die

wir

wir beym Wort Fürst nicht so fühlen. Folgende Periode hätte noch abgekürzt werden können; doch die ältere Geschichte des römischen Volks in ihren glücklichen und unglücklichen Epochen, ist von berühmten Schriftstellern beschrieben worden, und dem Zeitalter Augusts hat es eben so wenig an blühenden Köpfen (in unsern Ohren hart) gefehlt, bis zuletzt ausschießende Schmeicheley sie erstickte. Tacitus: sed veteris pop. Rom. prospera vel adversa claris scriptoribus memorata sunt; temporibusque Augusti dicendis non defuere decora ingenia, donec gliscente adulatione deterrerentur. Also doch des römischen Volks alte Glücks- oder Unglückfälle, haben berühmte Schriftsteller aufgezeichnet, und Augusts Zeitalter fehlte es nicht an vortrefflichen Geschichtschreibern, u. s. w. Postquam Bruto et Cassio caesis, nulla jam publica arma, giebt der Verf.: als Brutus und Cassius hingewürgt, und der Staat nun keine Kriege mehr führte; nicht ganz dem Sinne gemäß; denn er führt ja gleich darauf noch Kriege an. Lipsius erklärt es richtig; Senatus populique (arma) pro Rep.; tantum privata nunc arma et in privatam potentiam; also, und keiner mehr für die Freyheit focht. Eben diese, selbst im Lateinischen verwickelte Periode wird im Deutschen noch verwickelter. Hier ist sie. Als Brutus und Cassius hingewürgt waren (caesis, beyde liessen sich ja von ihren Leuten erstechen,) und der Staat nun keine Kriege mehr führte, da Pompejus bey Sicilien aufs Haupt geschlagen, Lepidus entwaffnet, Antonius ermordet, und selbst der Julianischen Parthey kein Anführer mehr übrig war, als Cäsar, so legte dieser den Triumvirtitel ab, schien als Consul mit der Volksschützenden Tribungewalt zufrieden — gewann die Legionen mit Geld, das Volk mit Proviant, den Staat durch die Süßigkeiten der Ruhe, und — stieg so allmählig empor, bis er den Wirkungskreis des Senats, der Staatsämter, der Gesetze an sich zog — ganz ohne Widerstand — weil bereits die Unternehmendsten Schlachten oder Acht aufgerieben hatten; die übrigen von Adel aber — da jeder, je nachdem er seine Nacken beugte, desto mehr durch Reichthümer und Ehrentitel empor gehoben ward — weil sie sich durch die neue Verfassung gebessert sahen, das sicherste Gegenwärtige dem alten Gefahrvollen vorzogen. Zur Probe setzen wir folgende Uebertragung desselben her: als, nach Brutus und Cassius Ermordung keiner mehr für Freyheit focht; Pompejus bey Sicilien zu Grunde gerichtet, und, nach Lepidus Entwaffnung, und Antonius gewaltsamen Tode, auch der Julianischen Parthey kein Anführer

Anführer als Cäsar übrig war; so gieng er, der nach niedergelegtem Triumvirattitel sich anfangs mit der Consularwürde, und zur Beschützung des Volks, mit der Tribungewalt zufrieden stellte, allmählig weiter, sobald er den Soldaten durch Geschenke, das Volk durch Kornaustheilung, alle durch die Süßigkeit der Ruhe angelockt hatte, zog des Senats, der Obrigkeiten, der Gesetze Ansehen an sich, ohne daß sich jemand widersetzte, weil die Kühnsten in Schlachten oder Achtserklärung umgekommen waren, und der übrige Adel, je sklavischer sich jeder betrug, desto mehr zu Reichthümern und Ehrenstellen erhoben wurde, folglich wegen des Vortheils aus der neuen Einrichtung, die Gegenwart und Sicherheit dem Alten, und Gefahrvollen vorzog. S. 7. Der Junioren waren seit dem Siege bey Actium, der Senioren viel während dem Bürgerkriege geboren: zieht der Verf. auf die centurias iuniorum et seniorum in jeder Klasse, an sie erinnert sich auch in einer Anmerkung Muret. Wir sehen aber nicht, daß Tacitus sie gerade hier im Sinne haben mußte; auch dann ist der Sinn richtig, wenn man übersetzt: die jungen Leute waren nach dem Siege bey Aktium, ja auch die meisten Alten in dem Bürgerkriege geboren. So gewinnt man doch größere Deutlichkeit. Folgende Periode ebendaselbst ist nicht hell genug: Also — war bey völlig veränderter Lage der Bürgerschaft, der alte unverdorbene Volkscharakter dahin, jeder, der Gleichheit entwöhnt, gaffte nach dem Ausspruch des Fürsten — furchtlos freylich, wenigstens vor jetzt, so lang Augnst noch bey Kräften war, und sich, die Familie, und den Frieden aufrecht erhielt. Man sieht nicht, was das furchtlos freylich zum vorhergehenden soll; Tacitus nicht so unbestimmt; sondern: also war durch Umkehrung der Staatsverfassung (das ist hier verso civitatis statu) alte und unverdorbene Sitte dahin: alle gafften der Gleichheit entwöhnt, nach des Fürsten Befehl, ohne alle Besorgniß, so lang noch August, u. s. w. S. 8. ist der Ausdruck, sey nichts als — heimliche Wollüste in seinem Kopfe gewesen, nicht edel genug; Tacitus, meditatum fe. esse; er habe auf nichts gedacht. Gleich darauf wird muliebri impotentia durch ganz Weiß gegeben, welches freylich die Note erforderte, daß es hier eine, die sich nicht bezähmen kann, bezeichnen soll; denn sonst würde man es eben so leicht auf andere Schwachheiten des Geschlechtes ziehen. S. 10. Die erste Schandthat der neuen Regierung war des Spätlings Agrippa Hinrichtung, den der Centurio, obgleich überrascht und waffenlos, bey aller seiner Entschlossenheit Mühe hatte, zu würgen. Hier

ist Zweydeutigkeit, im Original nicht; den überrascht kann anfangs auf den Hauptmann zu gehen scheinen. Bestimmter, den, der Ueberraschung und Wehrlosigkeit ungeachtet, u. s. w. Auf der folgenden Seite giebt der Satz, das sey einmal der Herrscher Schicksal, daß die Rechnung nie richtig sey, als wenn sie nur einem abgelegt wurde, entweder keinen oder einen falschen Sinn. Der Hauptmann warnte die Livia, ja Agrippas Ermordung nicht an den Senat gelangen zu lassen, wie Tiber zu sagen geschienen hatte. Und dies, weil dadurch der Monarchie Kraft geschwächt würde; das sollen die folgenden Worte näher darthun; folglich kann kein anderer Sinn darinn liegen, als, wenn mehr als einem Rechnung abgelegt wird, so finden die sie gewöhnlich unrichtig, und mithin wird des Monarchen Ansehen geschwächt, die Monarchie bleibt nicht Monarchie mehr. Kurz, man kann nur unter der Bedingung Monarch seyn, daß nur einem Rechnung abgelegt wird, weil sie sonst nie richtig ist. S. 12. wird in verba Tiberii Caesaris iurauere, durch, den Befehlen des Tiberius Cäsar Gehorsam schwuren, ausgedruckt; uns dünkt, ihm den Eid der Treue ablegten, deutlicher und passender. Eben daselbst folgendes, die Worte des Edikts waren kurz, und druckten viele Bescheidenheit aus: er werde über des Vaters Ehrenbezeugungen rathschlagen — werde auch das Leichengeschäfft mit nichts unterbrechen — werde sich von den Staatsbedienungen keiner anmassen als dieser einzigen — die Anmerkung setzt hinzu, in welcher er sich unterzeichnete. Also die Tribungewalt; allein davon war ja erst hernach die Rede; und dies gehört nicht zur gegenwärtigen Absicht. Vielleicht hat dies der Verf. gefühlt, denn der Zusatz stimmt hiezu nicht; er stellte sich also als wolle er von der Regierung nichts wissen. Es sollte in der Session gar nichts davon gesprochen werden. Blos die Begräbnißfeyerlichkeiten waren jetzt sein Gegenstand. Das scheint uns wenigstens der wahre Sinn; aber wie liegt er in den Worten? Maurus, Lipsius und Freinsheim zanken sich darüber: hier sind die Textesworte: verba edicti fuere pauca et sensu permodesto; de honoribus patris consulturum; neque abscedere a corpore; idque unum ex publicis muneribus usurpare. Maurus sagt, Augusts Begräbniß sey ja kein öffentliches Geschäfft; Lipsius giebt dies zu, aber behauptet, Tiber habe August zu Ehren den Ausdruck gewählt; Freinsheim leugnet es; und versteht mit Maurus a corpore reipubl. Alles zu gesucht; das Leichenbegängniß war freylich kein Staatsgeschäfft, aber die Berathschlagung über die hono-

rez

res doch. Man verstehe also, er wolle über die Ehrenbezeugungen seines Vaters rathschlagen, das Leichengeschäfft durch nichts unterbrechen lassen, und von allen öffentlichen Geschäfften nur dies vornehmen — also von andern Staatssachen sollte diesmal nicht gesprochen werden. Munus heißt ja auch gewöhnlich Geschäfft, Verrichtung, und munus usurpare ist ein Geschäfft verrichten, gerade wie Cicero (de Amicit c. 2.) officium usurpare sagt, für eine Pflicht erfüllen. So hängt alles genau zusammen.

Manche lateinische Worte behält der Verf. ohne Noth bey, z. B. Centurio, welches wir doch durch Hauptmann zu geben gewohnt sind. Curia, für Rathhaus, obgleich dies nicht allemal genau den Begriff ausdruckt, so nennen wir doch auch in Freystaaten dergleichen öffentliche Gebäude. Principes Juventutis druckt doch Prinzen ziemlich genau aus. Pontifices läßt sich füglich durch Oberprieſter geben; weil sie über die andern Sacerdotes und flamines Aufsicht führten. Repuls repulsa für Abweisung, welches wir gebrauchen, wenn einer eine gesuchte Bedienung nicht erhält. Andere hingegen sind unglücklich übertragen; z. B. Staatskalender, Fasti, ist uns nur ein solcher Kalender, worinn die vornehmsten Staatsbedienten verzeichnet stehen; das waren aber jene nicht; mehr Kalender überhaupt. Der himmlische August divus, warum nicht der vergöttertе, da es doch dies nach Römerbegriffen war, und himmlisch bey uns andere Nebenideen erregt? Staatswagen, currus sc. triumphalis; warum nicht Triumphwagen? Bey einem Staatswagen denken wir etwas ganz anders.

Nun noch vom angehängten Wörterbuche ein Paar Worte. Augustorden, Sodales wird von Collegiis, Gesellschaften, Brüderschaften, Innungen gesagt, die ihre Zusammenkünfte, Ceremonien, Schmause haben. Solche Gesellschaften wurden Verstorbenen zu Ehren verrichtet, oft vom Senat selbst autorisirt, und wohl gar mit Sacerdoten versehen, die die Cerimonien verrichteten und mit welchen das Andenken der Vergötterten geheiligt wird. Ich weiß nicht, ob ich das Wort Orden den Kennern zu Dank gewählt habe. In dessen Bezug nenne ich auch die Versammlungen dieser Gesellschaften Logen. Allgemeine und besondere Bedeutungen werden hier durch einander geworfen. Die Sodales Titii, so wie Augusti, waren doch nichts als gottesdienstliche Personen, einige nennen die erstern Augures; die aber von andern Sodalitiis wesentlich verschieden

waren. Genug, sie mußten des Vergötterten Andenken durch Opfer erhalten, und daher vermehrte sich auch ihre Zahl bey zunehmenden Vergötterungen. Durch Priestercollegium oder Gesellschaft ließe es sich noch wohl am bequemsten übertragen. Ihre Versammlungen also haben mit den Freymäurerlogen nichts gemein. Bürgerklassen, die gemeinen cives in Rom, waren in tribus Klassen eingetheilt, deren Zahl nicht zu allen Zeiten die nämliche war. Sind Tribus Klassen, was sollen denn die Classes seyn? Und dann hatten nicht nur die gemeinen Bürger, sondern auch die Patricii und Equites ja ihre Tribus. Kranz, corona, war besonders ein Ehrenzeichen für die, denen die römischen Bürger Rettung und Erhaltung zu danken hatten. Ein Kranz von Eichenlaub zeigte vornämlich den Freund der Freyheit an. Unbestimmt und unrichtig; die coronae waren Militairbelohnungen und wurden nicht blos wegen Lebenserhaltung, sondern auch wegen Ersteigung der Mauren, Verschanzungen, Schiffe, ertheilt. Auch nicht allen, sondern nur römischen Bürgern. Ein Kranz von Eichenlaub hieß corona civica, und zeigt keinen Freund der Freyheit an, sondern ward dem, der einen römischen Bürger in der Schlacht das Leben gerettet hatte, aufgesetzt. Kurulisch ist ein Beywort von allen Magistratspersonen oder Staatsbedienten, und wird den Plebejis entgegengesetzt. Ein kurulischer Stuhl war also ein Insigne der Staatsbedienten, das ihnen überall nachgetragen, auch auf ihren Staatswagen gesetzt werden konnte. Nicht doch, man hat ja magistratus curules und plebejos, die erstern von Adel, die letztern Plebejer; jene hatten sellam curulem, diese nicht; also nicht alle Staatsbedienten. Prätorische Cohorten: das Prätorium hieß ehedem der Pallast des Prätors, doch wohl in Rom nicht, denn hier wohnten alle Magistratspersonen in ihren eignen Häusern. In den Provinzen freylich waren den Prätoren öffentliche Gebäude zum Gerichte angewiesen, und diese führten den Namen Praetorium.

Wir sind diese Arbeit etwas weitläuftiger durchgegangen, theils, weil sie es werth ist, und theils auch, weil der Vers. in der Vorrede ausdrücklich streng und frey beurtheilt zu werden verlangt.

Ξενοφῶντος Κύρου Παιδείας Βιβλία ὀκτώ. Recensuit et explicavit *Ioannes Carolus Zeunius*, Prof. Graec. Litter. Viteberg. Lipsiae, sumtibus Fritsch, 1780. 2 Alph. 16 Bogen, gr. 8.

Freuen muß man sich, daß ein von den Alten hochgeschätztes und gemeinnütziges Werk endlich einen Herausgeber in Deutschland gefunden hat, der den Werth seines Schriftstellers weder verkennet, noch durch seine Behandlung vermindert hat. Es ist kein bloßer Nachdruck einer alten Ausgabe, sondern der Text ist überall nach eigner Beurtheilung aus den vorigen Ausgaben mit Zuziehung der Wolfenbüttelschen Handschrift berichtiget worden. Dieser Handschrift hat Xenophon allerdings viel von seinem alten und ächten Ausdrucke zu verdanken, nur deucht uns, daß der Herausgeber oft zu viel Anhänglichkeit und Partheylichkeit für seine Handschrift zeigt. Eine Leidenschaft, welcher alle Ausleger der alten Schriften sehr ausgesetzt sind! Nebst den vorigen Ausgaben, deren Werth in der Vorrede bestimmt worden ist, hat Hr. Z. die Uebersetzung des Fr. Philelphus selbst zu Rathe gezogen und daraus manche gute Lesart hergenommen. Denn sie ist nach einer Handschrift verfertiget. Die zweyte Uebersetzung des Gabrieli hat er nicht selbst verglichen, sondern nur so viel daraus genutzet, als Stephanus und Hutchinson anführen. Eben dieses gilt auch von den Verbesserungen des Muretus, ob es gleich der Herausgeber in der Vorrede nicht selbst bekennet. Denn bey der Vergleichung haben wir gefunden, daß Hr. Z. nur dasjenige vom Muretus anführt, was er in den Hutchinsonschen Noten fand; dagegen ist manche nicht unwichtige Verbesserung übergangen worden, einige hat Hutchinson falsch angeführt, und endlich hat Hr. Z. manche Erklärung dem Engländer zugeschrieben, welche er dem Muretus entwandt hatte. Eine Hauptquelle für die Kritik ist Jonaras, welcher die Geschichte des Cyrus oft mit Xenophons Worten in seine Annalen eingeschoben hat, und dessen Zeugniß an Gewicht und Alter alle bekannte Handschriften übertrifft. Nächstdem sind die alten Schriftsteller und Grammatiker sorgfältig verglichen und benutzt worden; hier sind zwar mancherley Ausnahmen zu machen, aber es wäre Undank, von dem Herausgeber mehr zu verlangen, als sich in der kurzen Zeit, welche Hr. Z. auf diese Arbeit verwendet zu haben scheint, von einem deutschen Gelehrten leisten läßt. Eben dies

ses muß man von den vielen Verbesserungen anderer Gelehrten sagen, welche Hr. Z. würde gesammlet haben, wenn er mehr Zeit gehabt hätte. Alle seine kritischen Hülfsmittel hat er so gebraucht, daß er bey dem Urtheile über eine Lesart überall auf den eigenthümlichen Sprachgebrauch des Xenophon zuerst Rücksicht hatte, und nicht blos nach der Mehrheit der Stimmen, Handschriften oder Ausgaben entschied. Wo er selbst bey der Verschiedenheit der Lesarten zweifelhaft war, hat er dem Leser mit seinem Urtheile nicht vorgegriffen, sondern die Abweichungen blos angemerkt. Oefters kommt es beym Xenophon auf den Wohlklang an, den er nach dem Zeugnisse der Alten so sorgfältig in seinem Ausdrucke beobachtet hat; das Gefühl von dieser Harmonie, von dem Sanften des Ausdruckes, muß bey einer todten Sprache natürlicher Weise bey verschiedenen Personen, nach der natürlichen Bildung der Organe, nach dem Gefühle und nach den Kenntnissen von der Sprache selbst, ganz verschieden seyn; und daher möchten wohl nicht alle Leser mit dem Urtheile des Herausgebers über den Wohlklang des Xenophontischen Ausdrucks zufrieden seyn, wenn er gewisse Worte nach dem Gefühl seines Gehörs anders stellt, als man sie in den gemeinen Ausgaben findet. Die rhetorischen Anmerkungen sind ziemlich häufig, und können allerdings einen Anfänger auf die Schönheiten der Cyropaedie aufmerksam machen, vorzüglich wo das charakterische in dem Betragen und in den Reden der vorkommenden Personen ausgezeichnet wird. Sie helfen wenigstens ungleich mehr, als elende Compilation von Phraseologien, und nehmen den Leser für den Schriftsteller ein. Endlich findet man auch hin und wieder historische Anmerkungen, welche zum Theil beweisen sollen, daß Xenophon nicht eine wahre Geschichte schrieb, sondern vielmehr das Bild eines guten Regenten aufstellen wollte; daß er also den Persern vieles aus der Einrichtung des lacedämonischen Staats beylegte, was ihnen nicht zukommt; theils aber erklärt und bestätiget er die Nachrichten des X. durch Zeugnisse des Herodot und andrer alten Schriftsteller, welche die Geschichte der Perser berührt haben. Den Druck haben wir ganz außerordentlich richtig befunden; wenigstens sind uns im Texte nicht über drey Druckfehler aufgestossen. Für Anfänger, welche an den Noten unter dem Texte nicht genug haben, ist ein sehr brauchbares Register angehängt. Allgemein müssen wir gestehen, daß uns diese Arbeit des Hrn. Z. vorzüglich gefallen hat; einzelne Mängel haben wir dargegen auch häufig bemerkt. Davon wollen wir nun etwas ausführlich

lich sprechen, theils um den Werth dieser Ausgabe dadurch kenntlicher, vielmehr aber um unsre Anzeige den Lesern nützlich zu machen.

Verdenken könnte es uns Hr. Z. gar nicht, wenn wir hier mit ihm in einem Tone sprächen, in welchem er Männer von entschiedenem Ruhme, einen Stephanus, Muretus und Löwenklau sehr oft gemißhandelt hat. Denn träumen müssen die guten Leute immer, wenn sie dem Herausgeber etwas nicht recht machen. Aber wir wollen diesen Fehler seiner Uebereilung zurechnen, wovon sich überall deutliche Spuren zeigen. Wir gestehen ihm sehr gerne eine größere Bekanntschaft mit dem Xenophon zu, als wir selbst haben, ob wir gleich alle seine Werke mehr als einmal aufmerksam durchgelesen haben; aber dennoch haben wir hin und wieder Stellen bemerkt, wo ihm sein Gedächtniß die Beyspiele des Xenophontischen Sprachgebrauchs aus Eigensinn oder Schwachheit vorenthielt, oder wo er sich auf diesen Sprachgebrauch beruft, und die übrigen Schriften des X. das Gegentheil beweisen. Wo aus kritischen Gründen die Wahl unter verschiedenen Lesarten soll getroffen werden, bemerken wir überall große Unbeständigkeit; bald zieht er seine Wolfenbütteische Handschrift allen übrigen vor, ohne irgend einen Grund, als ein trocknes elegantius, oder quod magis usui Xenophonteo convenit, anzugeben; bald nimmt er eine Muthmassung in den Text auf, und anderswo vertheidiget er die gemeine Lesart so hartnäckig, daß er seine Zuflucht zur Etymologie nimmt, um eine Bedeutung, die er selbst ersonnen hat, dadurch zu bestätigen. Eigne Verbesserungen hat er wenig angebracht, und vieles ist bis jetzt noch unbemerkt geblieben, was wenigstens einer Anmerkung bedurfte. Wir wollen nun unser Urtheil durch Beyspiele nach der Ordnung der Bücher bestätigen, weil diese Methode für den Recensenten, und wie wir hoffen, auch für den Leser die bequemste ist.

I. 3. 7. Der junge Cyrus theilt alles Fleisch unter die Hofbedienten des Astyages aus, und bey jeder Portion, die er giebt, sagt er warum, zum letzten spricht er: Dir, weil du meine Mutter ehrest. τοιαῦτα ποιῶν ἐπὶ ἑκάστοις ἐδίδου κρέα, ὅ τι δὴ, ἔφη, ἕνεκα, dergleichen that er, bis er alles Fleisch ausgetheilt hatte. Muretus schlug statt ποιῶν vor λέγων; dergleichen sagte er zu einem jeden ꝛc., welches gewiß natürlicher ist. Dargegen sagt Hr. Z. Mureti conjecturam, equidem ut plane inutilem, ne quid gravius dicam, repudiandam esse censeo. Er setzt noch hinzu, ποιῶν sey viel bes-

ser, weil es das ἐκεῖνο und ἐκεῖνος zugleich in sich fasse. Das Ungereimte in diesem Grunde wird sogleich jedem Leser auffallen; Xenophon wollte doch gewiß auch hier von den Einfällen des Knaben sprechen, welche er beym Austheilen hören ließ. I. 3. 16. versichert Cyrus seiner Mutter, er habe schon eine hinlängliche Kenntniß von der Gerechtigkeit, und habe auch schon Recht gesprochen. Doch setzt er hinzu, einmal habe ich doch wegen eines Rechtspruches Schläge bekommen. Darauf erzählt der Knabe die Sache selbst. Hier steht im Texte: καὶ τοῦτον ἐπὶ μιᾷ μόνῃ δίκῃ πλαγὰς ἔλαβον und daher ꝛc., welches mit dem vorigen als eine Bestätigung seiner Versicherung gar nicht zusammen hängt. Liest man aber mit Muretus καὶ τοι: und doch habe ich einmal ꝛc. so muß man die Naivetät des Knaben bewundern. Hr. Zeune fühlte von dieser Schönheit nichts, denn er sagt: Muretus vult corrigi καὶ τοι, sed cui bono, ego non video. Dies ist gar oft der Fall des Herausgebers, unterdessen ist equidem non video doch weit bescheidener als das vorige Urtheil. I. 4. 2. εἰδὼς δόντος ἀντιλέγειν, μὴ ἂ χαίζεσθαι. Hier hat die Wolfenbüttelsche Handschrift ἀντέλεγεν, welches Hr. Z. für eine Glosse hält, wir aber nicht. Denn vom widerstehen, verweigern, braucht Xenophon das Wort ἀντέχειν selbst Hist. Graec. II. 10. ἀντίχεσθαι περὶ τῶν τειχῶν, wo die Ausgaben ganz unrecht ἀνέχεσθαι, lesen. — I. 4. 23. καὶ ἐπεὶ ἀνὴρ ἀνδρὶ ἐκέλευσε βαδίζειν, ὁπότε παρεῖναι ἀνῆκε ἐλίγχειν· ὅτε δὲ ἐμὲ ἔδησαι καὶ βάλλειν, ἀπαγόμενος. So hat Hr. Z. nach seiner Handschrift drucken lassen, da vorher stand: ὅτε δὲ ἐμὲ ἔδησαι, καὶ βάλλειν, ἀπ. Cyrus nimmt von einem Meder Abschied, und tröstet ihn damit, daß er bald werde zurück kommen. Dieses erzählt X. als Geschichtschreiber; sogleich aber läßt er den Cyrus selbst sprechen: ὅτε σε ἔδησαι etc. Dieser plötzliche Uebergang, wovon X. mehrere Beyspiele hat, gefiel dem Herausgeber nicht, daher nahm er die Lesart der Wolfenb. Handschrift auf. Und nun fragen wir ihn, was hat er durch diese Lesart gewonnen? Offenbar ist es doch einem jeden, der noch nicht die Regeln des Syntax vergessen hat, daß ἔδησαι nicht im erzählenden Tone statt finde, sondern, daß es ἔδησθαι heißen sollte. Nun aber steht ἔδησαι und βάλλεσθαι beysammen, und Hr. Z. läßt den X. einen entsetzlichen Barbarismus machen. Die übrigen Ungereimtheiten, welche in der Note über diese Stelle enthalten sind, fallen zu sehr auf, als daß wir sie rügen dürften. I. 5. 3. Da die gemeine Lesart ἀνδρίσασθαι erforderte, daß man im folgenden ὅσους las, so hat

Hr.

Hr. Z. dafür aus seiner Handschrift κινδυνεύονται geschrieben, weil er glaubte, daß ἔστιν damit bestehen könne. Er erklärt dieses durch κίνδυνός ἐστιν. Est vero κινδυνεύω impersonaliter accipiendum: quae consuetudo apud Atticos haud est rara. Hierauf giebt er ein Beyspiel von ἔξεστι, aber warum denn nicht von eben demselben Worte, welches hier steht? Wir sind versichert, daß er nicht ein einziges Beyspiel von κινδυνεύειν aufs bringen wird. Aus Liebe zu seiner Handschrift bürdet er dem Z. abermals einen Solöecismus auf. II. 4. 6. ἡγεῖται βαλὼν καὶ τετρωμένους. Obgleich hier die meisten Ausgaben und selbst die Wolfenb. Handschrift λαβὼν haben, welches allein richtig ist, so vertheidiget dennoch Hr Z. die Lesart βαλὼν, und führt Beyspiele an, welche aber alle zum Unglücke beweisen, daß βάλλεσθαι im Medio so gebraucht werde, und also müßte es ja hier nicht βαλὼν sondern βαλόμενος heißen. Dergleichen lächerliche Noten finden sich häufig genug! IV. 5. 42. ὅσοι ἐκείνων ἦσαν τὸ σφέτερον. Weder die vielen alten Uebersetzungen, noch die neue des Herausgebers finden hier statt, wenn man nicht καλῶς oder ein ähnliches Adverbium hinzusetzt. Denn so steht auch §. 39, οἱ ἐκείνων στρὸ καλῶς σφετερισάμενοι. Und VIII. 1. 2. τῶν δὲ πόλεις τριήρεις οὐ ἐμίσθουν, wo Stephanus ἐμισθοῦν liefet. Diese Verbesserung sollte Hr. Z. nicht verwerfen: Denn obgleich Histor. Graec. IV. 8. 5. und 26. ἐκεῖ πόλεις steht, so ist das doch in einem ganz andern Sinne; dagegen ist die Stelle I. 6. 23. ἡ Σπάρτη μὲ πάντων ἐστίν, der letztern ganz ähnlich. V. 1. 16. ἐστι γὰρ οὖν καὶ πάνυ ἀρχὴ ἐν παιδὶ τὸ γένεσθαι ἄνευ ἀ γενὲ,. Hierbey merkt der H. an, daß τὸ in der Wolfenb. Handschrift fehlt; aber er glaubt, daß τὸ γίγνεσθαι auf attisch so viel heiße, als πάλαι ἄξιον γίγνεσθαι. Vide quae dicta sunt ad Vigerum p. 150. Wir mögen dieses Buch nicht nachschlagen, denn wir sind gewiß, daß diese Erklärung gar nicht möglich ist. Wozu aber diese Citation, da Hr. Z. nur auf die Cyropädie verweisen durfte, wo VI. 1. 38. ganz deutlich steht: εἰ γὰρ γένοιτο, ὅτι ἐγὼ σοι ἐν παιδὶ ὢν γενόμην ἂν χρήσιμος. Diese Stelle zeigt doch wohl unwidersprechlich, daß in der vorigen χρήσιμος ausgelassen ist. V. 3. 45. ὁ δὲ ἡγεμὼν ἀεὶ τῷ πάνυ ἔμπροσθεν ἑπέσθω, das heißt: Jeder, der voran geht, folge dem, der hinter ihm ist, so nahe als möglich. Diese Absurdität vertheidiget Hr. Z. und verwirft die Lesart seiner und der meisten andern Handschriften: Παρεγγυάται ἑπέσθαι: d. i. ein jeder rufe dem, der hinter ihm steht, zu, daß er ihm folge. Der Grund, den er angiebt, ist eben so

lächerlich als der Sinn, den er vertheidiget: Weil Cyrus §. 43. befiehlt, die Armee soll stille und ohne Geräusch bey der Nacht marschiren, so kann hier das Zurufen (παραγγέλλειν) nicht statt haben, denn dies unterbreche die nächtliche Stille; zweytens sey ἡγεμόνας hier quilibet, qui initium progrediendi facit, und dieser soll dem, der hinter ihm steht, folgen? Wir können auf keine Weise begreifen, wie sich der Herausgeber hier so weit von der gesunden Vernunft verirren konnte. V. 4. 45. παρέπεμπε ἀνάγκη — διαστρέφουσι μὲν τοὺς ὁρμίσκους ἀνισγομένους δὲ καὶ τῶν ἄλλων πλοφορίων ἐπὶ πολύ. Cyrus giebt hier die Ursachen an, warum er seine Armee nicht nahe bey Babylon will vorbey marschiren lassen. Die erste ist deutlich ausgedruckt, die zweyte suchte Muretus durch die Verbesserung ἀνιμένους aufzuklären. Eben dieses, thut auch die Lesart der Brodäischen Handschrift: ἀνοιγομένους. Aber Hr. Z. will mit Gewalt den nämlichen Sinn aus der gemeinen Lesart herausbringen; erst versucht er es mit der Etymologie: ἴσχειν heiße includere, also ἀνίσχειν recludere, aperire. Daß diese Bedeutung nicht gebräuchlich sey, gesteht er selbst; daher nimmt er seine Zuflucht zur Ontologie, Metaphysik, oder Gott weis, wo er sonst den wichtigen Satz hergenommen hat: nam si agmen coercetur s. coarctatur (ἀνίσχεται) ob viam, illud extendatur aut longius porrigatur necesse est. Heiliger Thomas von Aquino, warum hast du deine Dialektik mit dir aus der Welt genommen, und nicht lieber diesem gelehrten Manne hinterlassen! Solchen Unsinn haben wir beym Volke der Philologen lange nicht gefunden! VI. 1. 40. ὡς πορεύσομαι, ἔφη, ἤδη νυκτὸς· καὶ γὰρ τοῦτο, ἴσθι, ἐν τῶν νικῶν ἔσται. Diese Lesart hat Hr. Z. aus der W. H. aufgenommen, da vorher stand: ὡς πορεύσομαι ἄν. Er erklärt dieses: Scilicet ἐμοῦ. Exquisitus hic loquendi modus pro νόμιζε ὅτι πορεύσομαι servatus est a Cod. Guelf. So kurz fertiget er seine Leser überall ab, wo man gerne eine Erklärung oder ein Beyspiel beygebracht sähe. Daß ἐμοῦ füglich wegbleiben könne, geben wir gerne zu; aber wir behaupten, daß noch ein Nachsatz fehle, um den Gedanken zu vollenden. Man vergleiche nur VIII. 4. 27. ὡς ἀναμενοῦντος, ἔφη, καὶ ἐκ ἀπαλλαγησομαι, ἕως παρασκευάζω. VIII. 7. 10. ὡς ἂν πολλὰ — λέγοντος ἐμοῦ, ἕνεκα ἀποδείξεως. Endlich die klärste Stelle ist I. 6. 11. ὡς ἐμοῦ, ἔφη, μαθόντος ἀμελήσαντος — ἕνεκα ἴσχε τὸν γνώμην. Man wird also nun einsehen, daß ein Nachsatz fehle, wie νόμιζε. Vielleicht ist das nachfolgende ἔνθα nur versetzt, und gehört zu dieser Periode. VI. 3. 7. τὸ παραγγελθέντων πρεσ-

βεύειν.

σαῖν. Die Note, hoc est προϊδεῖν, τὸν νῦν. Hoc est genuinum, opinor, verbum Mti Guelf. Nam vulgare προιδεῖν cum sit praevidere, alienum ab hoc loco videtur. Also erinnerte sich Hr. Z. nicht mehr beym sechsten Buche, daß im vierten I. Kap. §. 6 stand; τὸ παραγγελλόμενον προιδεῖν, wo wir nichts angemerkt finden? Solche Aufmerksamkeit auf den Sprachgebrauch des X. erwarteten wir von ihm nicht. VIII. 1. 44. ἀνάγκην ἀυτὸς, ἵν' ἄν φάγοιεν τι. Die Wolfenb. Handschrift hat hier ἵνα ἐμφαγοῦσιν τι. H. Z. sagt darzu sehr kurz: vitiose. Wir aber glauben just das Gegentheil; denn ἐμφαγεῖν drückt die Geschwindigkeit im Essen aus. So steht VII. 11. ἐμφαγεῖν καὶ ἐπιεῖν, desgleichen Hist. Graec. IV. 5. 8. Anabas. IV. 2. 1. IV. 5. 7 — VII. 5. 10. ἀνίστανται ταῦτα οἱ φίλοι ἄσμενοι ἔχοντα ἀποδύντες, ἅτε διανύντες ἀπὸ πάντων τῶν ἀναγκαίων. Die Freunde des Cyrus hatten den ganzen Tag bey ihm zugebracht, als er dem Volke Gehör gab, ohne zu essen und zu trinken. Sobald also als sie aus dem Gedränge kamen, und Cyrus sie entließ, liefen sie sporenstreichs nach Hause. Hier fragt es sich, was die Worte διὰν διανύσαντες ἀπὸ τ. ἀ. heißen? Erstlich will Stephanus lesen ὑπὸ τῶν ἀναγ. aber obgleich einige Handschriften diese Verbesserung bestätigen, so verwirft sie dennoch Hr. Z. weil er glaubt, daß die Stelle, welche Stephanus anführt, nicht hieher, als eine Bestätigung nicht passe. Sie steht Anabas. IV. 4. 9. ὑπὸ τῆς ἀθρόας διὰν ἀθρόαν κακῶς φυλάττεις. Hier meynt Hr. Z. heiße ὑπὸ ἀθρόας sub dio und gehöre nicht zu διὰν ἀθρόαν. Was meynt denn Hr. Z. zu folgendem Beyspiele aus der Cyropädie? I. 6. 45. ὑπ' αὐτῶν τούτων διὰν ἀθρόαν. und III. 1. 22. διὰν διδόναι ὑπὸ τῶν βιαίων. Nun erklärt er τὰ ἀναγκαῖα so: sunt ea quae naturae necessitas requirit; v. c. cibus, potus. Den Beweis davon bleibt er schuldig. Der Mann, der immer sich auf den Sprachgebrauch seines Schriftstellers beziehet, sollte doch wohl wissen, daß X. τὰ ἀναγκαῖα ganz was anders nennt, nämlich das, was wir auch im Deutschen die Nothdurft nennen. Man sehe VIII. 8. 11. I. 6. 36. Respubl. Laced. XII. 4. Cicero de Officiis I. 35. nennt es naturae necessitatem. Sonach würde also nach unsrer Einsicht, und nach der Meynung des Stephanus, dessen Erklärung Hr. Z. hier nicht beygefügt hat, der Ausdruck διὰν διδόναι ὑπὸ τῶν ἀναγκαίων so viel heißen, als plecti a naturae necessitate; male multari, male haberi q. n. n. Die guten Leute hatten sich nämlich den ganzen langen Tag ihrer Nothdurft nicht entledigen können. Der Ausdruck

des

des X. ist eben so spaßhaft, als beym Aristophanes in den Wolken, wo Strepsiades sagt: διαν τοῖς κόκκυξι δόκω τύπτειν hodie me male plectent cinices, welches nach der Manier des X. heißt: διαν ὑπὸ τῶν κόκκυξι δόκω τύπτειν. Nun wollen wir noch hören, was Hr. Z. mit seinem Sprachgebrauch hervorbringt: Iam vero boni viri cum Cyro ἄνδρες καὶ ἄνδρα διαφέροντα, ut dicitur infra §. 53. h. e. non erant ὑπὸ πάντων τῶν ἀναγκαίων, addicti s. indulgentes cibo et potui, sed erant ἀπὸ π. τ. ἀ. h. e. remoti ab illis necessariis, carebant illis. Wenn auch die Erklärung von ἀναγκαῖα richtig wäre, so fehlt doch noch zum Sinne ein Wort, wie z. B. ἀπὸ π. τ. ἀ. ὄντες, τυγχάνοντες und dergleichen; und dann muß Hr. Z. auch erst erklären, was διαν διαφόρους hier alleine bedeute. So wie er hier über ὑπὸ und ἀπὸ philosophirt, eben so subtil und gelehrt erklärt er bey aller Gelegenheit die ursprüngliche Kraft und Bedeutung der griechischen Partikeln. Vermuthlich ist ihm diese Weisheit des Hoogeveen zugeflossen, seitdem er über den Vigerus einen stattlichen Commentarius zusammen getragen hat, den wir hier fleißig angeführt und empfohlen lesen, damit das Werkchen nicht in Vergessenheit gerathe — VIII. 8. 16. ἐκέλευε — τὰς ἐυνὰς ἐ μόνον ἀρχεῖ μαλακὰς ὑποστρώνυσθαι ἀλλὰ δὴ καὶ τῶν πλοίων τὰς πλάτας etc. Hier fehlt eine Negation, daher die Lesart: ἀλλὰ τὰς ἐυνὰς ἐ μόνον, welche Hr. Z. verwirft: Refertur vero, ni fallor, μόνον ad μαλακὰς ὑπεῖναι non ad ἀρχεῖ. Sensum puto igitur esse hunc, *primum enim istis non satis est, cubilia tantum molliter esse substrata, sed* etc. Daß μόνον in dieser Stellung, so gut als tantum eine Flickerey sey, sieht man gleich: also setzt er auch hinzu: wem das nicht gefällt, der lese ἀλλὰ ὅτι, oder ἐ μόνον ἀλλ, oder streiche μόνον aus. Sed cur discipliceat, non video; cum idem sit concedendum de ἐ μόνον §. 17. Freylich kommt der nämliche Ausdruck daselbst wiederum vor, aber wo bleibt nun der Leser mit dem Sprachgebrauche des Herausgebers? Also hatte er nicht in der griechischen Geschichte gelesen III. 2. 16. καὶ ἐ μόνον τῶν ἡμῶν, ἀλλὰ καὶ etc.? Wo Castalio in seiner Ausgabe ganz allein lieset, vermuthlich nach seiner eigenen Verbesserung: ἐ μόνον ταῦτ' ἀλλ ἄμεινον. Herr Morus hat bey dieser Stelle nichts angemerkt. Es ist aber wahrscheinlich, daß X. ἐ μόνον so gebraucht hat, wie die Römer non modo für non modo non.

Nun hören wir auf; dann mit dem weitläuftigen Wortregister mögen wir nichts zu thun haben, ob wir gleich hier und

da

da nachgeschlagen, und uns betrogen haben. Wir hoffen, daß aus den wenigen angeführten Beyspielen zur Gnüge erhelle, wie weit die Beurtheilungskraft des Herausgeber reiche, wie zuverläßig seine Berufungen auf den Sprachgebrauch seines Schriftstellers sind, und wie sehr er sein Gefühl zum Geschmacke der Xenophontischen Schönheiten geübt habe. Seinen Fleiß, und eine allgemeine Kenntniß der griechischen Sprache haben wir überall mit stillem Beyfalle bemerkt, und daher wünschen wir recht sehr von ihm eine Ausgabe von dem Feldzuge des jüngern Cyrus, welche er schon, wie wir aus der Vorrede sehen, mit der nämlichen Wolfenbüttelschen Handschrift verglichen hat.

Xenophontis Memorabilia Socratis, Graece. Curavit *Friedr. Andr. Stroth.* Gothae, sumtibus Ettingeri, 1780. 8.

Das Buch ist zum Gebrauche der Schulen bestimmt. Der Text der Ausgabe von Erneſti ist zum Grunde gelegt. Hin und wieder haben wir Abweichungen und wenige vorgeschlagene Verbesserungen gefunden, welche wir kurz anzeigen wollen. II. 1. 17. will der Herausgeber lesen: ἀλλαγὴ καὶ ἀφροσύνη anstatt ἄλλοις ἢ ἀφ. III. 11. 5. hat er drucken lassen: καλὸν γε τὸ στόμα, καὶ ποθῶ φιλεῖσθαι ὑπ' ἄλλου τε καὶ βοῶν καὶ ἀγρῶν, φίλην ἀγέλην ποιεῖσθαι. Das ὑπ' vor ἄλλου fehlt in den meisten Ausgaben, aber Hr. St. hält es für unumgänglich nöthig, aber die Wortfügung kann ohnedies auch sehr wohl bestehen. Die übrigen Noten sind kurz; warum der Herausgeber aber eben die Worte des Erneſti abschrieb, ohne es wenigstens in der Vorrede zu sagen, daß die wenigen Anmerkungen von ihm entlehnt sind, begreifen wir nicht. Der Druck ist ziemlich richtig. Wenn Hr. St. nicht geglaubt hätte, daß die Ausgabe des Erneſti unverbesserlich sey, und mehr eignen Fleiß angewendet hätte, so ließ sich auch ein weit bessrer Text liefern.

Aeschyli Tragoediae, Prometheus, Persae et Septem ad Thebas, Sophoclis Antigone, Euripidis Medea, ex optimis exemplaribus emendatae. Argentorati, ex Officina Heitz. 1779.

In der Vorrede kündiget Hr. von Brunk nun selbst eine gröſsere Ausgabe von den drey griechischen Tragikern an, welche nach der Probe, welche Recensent in Händen hat, zu urtheilen, an Zierlichkeit der Lettern, Schönheit des Drucks und des Papiers, gewiß alle bisherige englische und französischen Ausgaben von allen Klassikern übertreffen wird. Jetzt wird am Sophokles gedruckt, welcher in zwey Quartbänden mit dem Scholiasten erscheinen und zwanzig Thaler kosten wird. Wer den Werth der Brunkischen Arbeiten aus den schon vorher angezeigten Proben der alten Tragiker kennet, wird den Preiß gewiß nicht hoch finden, wenn er dargegen den innern Werth der so sehr gesuchten prächtigen englischen Ausgaben vom Virgil, Horaz, Theokrit und andern vergleicht. Freylich würde der sparsame Deutsche gerne die äußere Pracht darum geben, weil sie ihm den Nutzen entzieht; aber verdienen denn nicht ein Sophokles und Euripides einmal auch die Ehre, die so vielen elenden Schriften wiederfahren ist? Doch wir kommen zur Anzeige dieser neuen Proben, welche die Sehnsucht nach der gröſsern Ausgabe gewiß bey jedem Kenner vermehren müssen. Nur zum Aeschylus und Euripides sind Anmerkungen am Ende angehängt, wo Hr. v. B. nach seiner Art den Text berichtiget oder vertheidiget; denn Erklärungen kommen nicht häufig vor, wohl aber viele Erläuterungen der feinern Sprache der tragischen Dichter, auch häufige Zwistigkeiten über die metrische Anordnung der Chöre. Ueberhaupt gilt auch von diesem Bande das Urtheil, was wir vom ersten gefällt haben. Hr. v. B. verlangt geübte und mit Büchern wohl versehene Leser, die sich bisweilen den Grund seiner Behauptungen selbst erfinden, und was er ausgelassen hat, aus eignem Nachlesen hinzufügen können. Aeschylus hat würklich ungemein viel gewonnen, theils durch Vergleichung der Handschriften, theils durch den eignen Scharfsinn des Herausgebers. Selbst in Kleinigkeiten, wie man wenigstens gemeiniglich glaubt, in der Interpunktion, in Zusetzung und Weglassung der Partikeln, welche die bisherigen Herausgeber als Flickſteine des Sylbenmaaßes ansehen und brauchten, hat er mehr geleistet, als sich in einer Recension außer dem Zusammenhange zeigen läßt. Unsre Leser mögen sich daher mit der Anzeige solcher Vorzüge und Stellen begnügen, welche sich auch allein vor sich beurtheilen lassen, wir werden nach der Ordnung der Verse das Gute, und das, was uns mißfällt, und einen Begriff von der ganzen Behandlung machen kann, anzeigen. Im Prometheus V. 565 heißt es vom Typhon, ἐπεὶ

πασσης

μενος ἐίζειν Λιγυπίαις ὕπο. Hierbey ſagt Hr. v. B. nichts, und doch iſt es wahrſcheinlich, daß hier ehemals πτύμενος i. e. βλαβόμενος geſtanden habe, ſo wie Pindar Olymp IV. V. 11. den Berg Aetna Ἄτον ὑπερφίαλον ἐκατογκεφάλᾳ Τυφῶνος nennet. Man ſehe Hemſterhuis ad Ariſtoph. Plutum S. 229. — V. 420. will Hr. B. verbeſſern: Ἀραβίας τ' ἄρτιον ἄνθος. Arabiae martialis flos überſetzt er. Vorher ſtand ἄνθος, quod ex gloſſa aut emendatione ortum videtur. Sane illius lectionis ne veſtigium quidem in codicibus meis comparet ἄνθος hoc ſenſu Aeſcylo familiare. Vide Perſ. 59. 250. 921. Alſo ſteht ἄνθος in den Handſchriften? Und dennoch zweifeln wir an der Richtigkeit der Lesart; denn die angeführten Stellen haben keine Aehnlichkeit. In der erſten ſteht: τοιόνδε ἄνθος Περσίδος ὄιχεται ἀνδρῶν, nicht aber Περσίδος ἀπὸ ἄνθος allein, wie hier. In der zweyten finden wir τὸ Περσῶν ἄνθος, und in der dritten: πολλοὶ φῶτες, χάρις ἄνθος. Der Leſer mag ſelbſt urtheilen, wie viel an der Gleichheit des Ausdrucks fehlt, und wie wahrſcheinlich die Vermuthung des Hrn. B iſt. V. 462. πάζυγα πρῶτος ἐν ζυγοῖσι πωδάλοις, ζεύγλῃσι δυλίουσα αἰνῶς σ' ἐγὼ τι. So hat Hr. B aus eigner Verbeſſerung drucken laſſen, da vorher σώμασι τι ohne allen Sinn ſtand. Eben ſo vorzüglich ſind die beyden folgenden Verbeſſerungen. V. 692. ἰὼ, ἰὼ, ἄτοιχε, φίλ, wo vorher ἄτοιχε ſtand. Die Auslegung des einen Scholiaſten: οἰκτρὰ brachte den Hr. B. zuerſt auf die Spur. Eben ſo ſteht V. 703. ἐπίτοιχε. Die zweyte Verbeſſerung ſchlägt Hr. B nur vor, im 702. Verſe πρό γε τυπίδος. Er meynt, hier habe der Dichter πρὲ γε geſchrieben, ſtatt πρὶν, welches er mit einem ähnlichen Beyſpiele aus den Trachiniis v. 663. belegt. Die ganz verdorbenen Verſe 863. φόνον δὲ σώματος ἔχει θεός· Περσογλα δὲ δίκτυα, ſind durch eine ſehr leichte und glückliche Verbeſſerung ſo hergeſtellt: σώμασ' ἂν ἔχει θεός; Περσογλα δ' εἰδίκτυα. Eben ſo nöthig war die Aenderung des 1021. Verſes, wo ſtand: ἀντὶ καὶ' ἀντὶν ἰδνὸς κάτω σθένος. Hr. B. hat ἰδνὸς, μεῖον geſetzt minimo minus valet. In den Perſern V. 135. hielten wir ἀσχμάσαντα für einen bloßen Druckfehler, aber wir ſehen, daß Hr. B. aus der einen Handſchrift ἀχμάσαντα anführt, ohne darbey zu ſagen, daß dieſes einzig recht, das andre aber gar kein griechiſch Wort iſt. In der Auslegung der beyden Verſe 525. 526. können wir nicht einſtimmen. Es heißt: ὑμᾶς δὲ χρὴ νῦν τοῖσδε τοῖς παρεσκευασμένοις πιστοῖς πιστὰ συμφέρειν βουλεύματα. Hr. B. erläutert es ſo: τοῖς πρόσθεν πιστοῖς βουλεύμασι καὶνὰ συμφέρειν πιστὰ βουλεύματα. Aber

den

der 688. V. zeigt sehr deutlich, wie uns deucht, daß πιστὰ hier von den Personen des Chors zu verstehen ist, welche Darius anredet: denn daselbst heißt es: ὦ πιστὰ πιστῶν, πλὴν δ' ἔτι εἶς, Πέρσαι γεραιοί. Die Erklärung, welche Hr. B. von dem Verse in den sieben Helden vor Theb. 786. πεπυστεύκαμεν δ' ὁμμάτων ἐπαΐοντες aus dem ungedruckten Scholiasten angiebt und vertheidiget, läßt sich auf keine Weise mit der Grammatik noch mit der Analogie der Sprache vereinigen. Uns scheint die Stelle mehr verdorben zu seyn, als Hr. B. glaubte. In der Medea des Euripides, die doch schon durch so viele geschickte Hände gegangen war, hat der Scharfsinn des Hrn. B. immer noch vielen Stoff zur Verbesserung gefunden. Auch sogar einige fremde eingeschobene Verse glaubt er entdeckt zu haben. Dahin rechnet er den 170sten: γλώσσαν, μεγίστην ἐς ἀνανδρίαν κακόν, und glaubt, jemand habe hier am Rande den Spruch geschrieben; γλῶσσαν μήτηρ ἐν ἀνανδρίᾳ κακόν. So fern der Vers so geändert wird, kann er auch immer unsrer Meynung nach stehen bleiben; aber die gemeine Lesart: τοῦτο γάρ σ' ἐπαῖρ' ἔχει γλῶσσαν ist sehr ungeschickt, wenn γλῶσσαν zu λέγει gehören soll; und in so fern hat Hr. B. recht zu sagen: Parum mihi placet hic versus. Den 787. Vers der andern Ausgaben hat er ausgelassen, weil er ihn mit Hrn. Valkenaer für untergeschoben hielt: πέμψω γάρ αὐτῇ (so lieset er statt αὐτὰς) δῶρ' ἔχοντας ἐν χεροῖν λεπτὸν τε πέπλον καὶ τύρας (statt πλόκον, aus den Handschriften) χρυσήλατον. So ist freylich der Sinn schon vollkommen, ohne den folgenden Vers: νύμφη φέροντας, τὸν δὲ μὴ φύγοις χόλον. Aber wir glauben, ohne die Aenderung des αὐτοὺς im ersten Verse, konnte der letzte auch recht gut bestehen, oder er war vielmehr nothwendig, wenn die Bestimmung des Geschenks sollte ausgedruckt werden. Was eigentlich den beyden Männern diesen Vers verdächtig gemacht habe, ist zwar nicht angezeigt, vermuthlich aber war es der etwas harte Zusatz: τὸν δὲ μὴ φύγοις χόλον. Mit mehrern Rechte haben beyde nach V. 777. πολλὰς διαντῷ μηδαμοῦ λέξω λόγους den folgenden: γάμους τοιούσδε, ὧν σφαλεὶς ἡμῖν, ἔχει in der Acht erklärt, weil er mit dem Sinne der ganzen Stelle auf keine Weise zusammen hängt, und auch in der Florentinischen Ausgabe fehlt. Endlich hat er auch zwey ganze Verse ausgestrichen, welche nach dem 1006. folgen: εἰ σὺν ὀρθῷ etc. welche schon vorher standen V. 922. Freylich zeugen dergleichen Wiederholungen von einer Armseligkeit, dergleichen sich von dem wortreichen Euripides sich nicht wohl vermuthen läßt; aber so lange sie dem Sinne nicht ganz zuwi-

der

der sind, möchten wir sie doch lieber in Haken einschließen. Nun noch einige der Hauptverbesserungen. Gleich Anfangs V. 11 stand ἀνδάνουσα μὲν φορῇ πολιτῶν οὐ ἀφίστατο χθόνα. Weil diese Lesart wider den Sprachgebrauch ist, und keinen Sinn giebt, so liest Hr. B. ganz recht πολίτας. V. 290 stand πλὴν δ' ἀπιθὴς, ὡς ἀπαγγέλλω μοι. Die Tautologie ist zu deutlich, als daß man nicht die Verbesserung χάλα δ' ἀπιθὴς billigen sollte. V. 299. haben die Ausgaben χαρὶς γὰρ ἄλλης ἢ ἔχειν ἀρχὴν φθόνου πρὸς ἀστῶν ἐλαφάνου. Hr. B. hat aus den Handschriften ἄλλης gesetzt, und so ist die Stelle deutlich. V. 738. κἀπικρυπτόμενον. ἐκ ἂν πίθοι, widerspricht die Negation dem ganzen Sinne, wie auch Musgrave bemerkte, welcher ἀπ' ἂν las; Hr. B. wählte ein leichteres Mittel und lies σύ γ' ἂν πίθοις drucken. V. 1396. sagt Medea: ἄπτω δεμνῶν, μίνις καὶ γῆρας. Die ersten zwey Worte geben keinen schicklichen Sinn, und die letztern verletzen das Sylbenmaaß. Also ließ Hr. B. drucken: ἄπτω δόμων· γῆρας σε μένει. V. 1399 steht noch jetzt im Texte: φιλίᾳ χείζω σώματος πάλιν ὁ τλὰς πρεσβυτέρᾳ θαί. Schon allein die Grammatik lehrt, daß die Stelle verdorben sey, denn der Genitivus σώματος kann nicht von πρεσβυτ. regiert werden. Also hat Hr. B. recht, wenn er lieset: φιλίᾳ χείζω σώματα. Die letzte Sylbe in φιλίᾳ wird durch das folgende χ lang. Die mancherley Verbesserungen, welche beyläufig hier über andre Schriftsteller, meist kurz, und nicht ohne Zweck beygebracht sind, müssen wir übergehen; aber die Rechtfertigung des Hrn. B. gegen die Recension in den Frankfurter gelehrten Zeitungen über die Anthologie des Hrn. B. verdient hier bemerkt zu werden. Etwas Heftigkeit läßt sich zwar darinne bemerken; aber er widerlegt auch die ihm gemachten Vorwürfe zum Theil auf eine sehr handgreifliche Art, zeigt dargegen wahre Mängel, die jene Recension nicht bemerkt hat, und sucht diese hier zu verbessern. So gesteht er, daß die Vorrede des Agathias zu seiner Anthologie eben so gut hätte sollen abgedruckt werden, als die vom Meleager und Philippus. So bemerkt er, daß in der Hymne des Cleanthes ein Vers ausgelassen sey, welcher in den Observ. Miscell. Belg. T. VII. p. 181. bekannt gemacht worden ist. Bey dieser Gelegenheit müssen wir anzeigen, daß Hr. B. diese Hymne zum zweyten male auf einem Quartbogen hat verbessert und mit obigem Verse vermehrt hat abdrucken lassen, nebst der französischen Uebersetzung des Hrn. von Bougainville, welche sich recht gut lesen läßt. Auf eben die Art hat er die Syracuserinnen des Theokrit zum

zweytenmale mit einigen Verbeſſerungen abdrucken laſſen, auf welche ſich Hr. Valkenaer bisweilen in ſeiner neuen kritiſchen Ausgabe beruft. Dieſe beyden Bogen ſollen zur Probe des neuen Abdrucks der griechiſchen Tragiker ſeyn. Es ſind zu dieſer Abſicht ganz neue und zierliche Lettern gegoſſen worden, und das Papier wird dazu aus England verſchrieben. — Mehr Zufriedenheit zeigt Hr. B. mit unſrer Anzeige in der Allg. d. B. S 396. vir, qui in bibliotheca univerſali germanica Analecta mea recenſuit, deque illis iudicium tulit, non ut Francofortanus ille, quicum mox verba aliquot commutavi, ſed quale liberale decebat ingenium. Wir zeichnen dieſe Stelle deswegen aus, damit man die Beſcheidenheit des Herausgebers kennen lerne, und einſehe, daß der verdienſtvolle Mann auch gerechten Tadel vertragen könne, und Offenherzigkeit auch bey andern zu ſchätzen wiſſe.

Th.

Werke des Plato. Zweyter Band, welcher die Republik oder ein Geſpräch über das Gerechte enthält, in ſechs Büchern. Lemgo, im Verlage der Meyerſchen Buchhandlung, 1780. 766 Seiten in 8.

Der erſte Band dieſer Ueberſetzung, die von Hrn. Kleuker iſt, wie wir aus dem angehängten Verzeichniß einiger Verlagstitel der Meyerſchen Handlung ſehen, iſt in unſrer Bibliothek XLII. B. S. 531. f. angezeigt. Wie Papier und Druck, ſo iſt auch noch die Ueberſetzung, wovon wir dieſesmal keine Proben geben wollen. Der Ueberſetzer wird nicht unterlaſſen, wenn mir Hr. Meyer gelbgraues Papier und ſtumpfe Schrift ferner daran wagen will, im nächſten Bande wiederum, wie die Vorrede verſpricht, kleinere Geſpräche überſetzt zu liefern. Nur einer Aenderung, die der Ueb. im Werke des Plato ſelbſt gemacht hat, und die wir nicht billigen können, wollen wir noch gedenken. Was im Griechiſchen eine an einander hangende Erzählung iſt, daraus hat Hr. Kl. ein förmliches Geſpräch gemacht, und jeder Rede den Namen des Redenden vorgeſetzt; und doch hat er oft Formeln, die zur Anzeige der abwechſelnden Perſon dienen, ſtehen laſſen. Z. E. S. 96. „K. Du redeſt wahr. S. Die Gerechtigkeit beſtehet alſo nicht darinn, daß Jemand, was

wahr

wahr ist, redet, und wieder giebt, wenn er etwas empfangen hat. P. Doch sehr, o Sokrates, versetzte Polemarch, wenn wir anders dem Simonides in etwas glauben müssen. K. Nun, fiel Kephalus ein, ich überlasse euch die Unterredung; denn ich muß jetzt mein Opfer besorgen. S. So ist denn Polemarch der Erbe deines Antheils. K. Ja freylich, antwortete Kephalus lächelnd, und gieng damit an sein Opfer. Auch die Uebersetzung dieser Stelle, wenn man das Original vergleichen will, wird man gar nicht genau finden. Wir haben nur wenig Blätter mit dem Griechischen verglichen, aber uns dadurch schon hinlänglich berechtigt zu dem obigen Urtheil, und zum Entschluß, den Raum für bessere Arbeiten zu sparen, gefunden.

Lt.

Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur. Siebenter Theil. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1780. 276 Seiten in 8.

Wir geben künftig ein bloßes Verzeichniß der enthaltenen Aufsätze. Die Stücke sind ohne Zweifel schon lange von den Liebhabern dieser Litteratur gelesen worden, ehe unsre Nachricht davon in die Bibliothek kömmt, und die Sparung des Raums wird bey der Fruchtbarkeit unsrer Schriftsteller immer nothwendiger.

I. D. Gottlob Christ. Storr von der philoxenianisch-syrischen Uebersetzung der Evangelien. Eine genaue und umständliche Recension der Beschaffenheit und des Inhalts der whitischen Ausgabe. II. L. J. C. Justi über Simsons Stärke. III. *Io. Bern. Koehleri* Observationes ad Elmacini Historiam Saracenicam. Eine gute Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber des Orients. Der Verf. rückt oft grössere Stellen aus seinen ungedruckten Arabern ein; und daß er keine Uebersetzung beyfügt, wird man nicht mit Grunde tadeln können; die ganze Arbeit ist doch eigentlich nur für solche, die arabisch verstehen. IV. G. G. Tychsens Beschreibung der Ausgabe der erstern und letztern Propheten von 1486. Im Kennikottischen Werke fehlt auch der Kollation der Ausgaben gar sehr Treue und Vollständigkeit: und der Hr. Hofr. verdient Dank für die nachmalige Vergleichung. Die Regeln, die er sich bey der Vergleichung gemacht, verdienen bemerkt, und auch von andern

dern bey ähnlichen Arbeiten befolgt zu werden. Hier findet man erst die Beschreibung der Ausgabe, und die Auszüge sind im folgenden Bande zu erwarten. V. D. P. J. Bruns Probe aus Abulfaradschs oder Barhebräus syrischer Chronik. Eben dieses Stück ist zu Oxford syrisch und lateinisch, und mit des Herausgebers Anmerkungen gedruckt worden; und wir haben es schon unsern Lesern bekannt gemacht. VI. Auch etwas übers Hohelied. VII. J. G. Eichhorn über den Verfasser der hexaplarisch-syrischen Uebersetzung. Rec. weiß, das Hr. D. Bruns eben dieses zweyte Buch der Könige, das Hr. E. durch einen Freund in Paris erhalten, sich abgeschrieben, und eine lateinische Abhandlung darüber aufgesetzt hat, die insbesondre den hexaplarischen Text aus der Handschrift wieder herstellt, und noch viele ungedruckte Fragmente der griechischen Uebersetzer anzeigt; und er wünscht sehr, wenn Hr. E., wie er hier hoffen läßt, eine Ausgabe des ganzen Buchs veranstalten sollte, daß dabey von dieser Arbeit Gebrauch gemacht würde. VIII. D. J. B. Köhlers kritische Anmerkungen über die Psalmen. Bis zu Ende des 51sten. IX. Auszüge aus Briefen. Ein großer Vorschlag zum Besten der orientalischen Litteratur von Hrn. D. Watson in Cambridge, der aber wohl schwerlich in Erfüllung gehen wird.

Mo.

Prolusio de Iosephi et versionis Alexandrinae consensu, auctore *Ioh. Gottfr. Scharfenberg.* Lipsiae ex officina Somneriana, 30 Seiten in 4.

Da ist denn endlich der Anfang einer Untersuchung über die Hauptquelle, aus der Josephus die biblische Geschichte in seinen jüdischen Alterthümern geschöpft hat, so wie wir ehedem (Allg. d. B. Th. 41. S. 224.) gewünscht haben. Man hat lange gestritten, ob Josephus den hebräischen oder griechischen Text des A. T. oder beyde zugleich bey seiner jüdischen Geschichte gebraucht, und in wie weit man ihn zur kritischen Bearbeitung des hebräischen Textes als Hülfsmittel anzusehen habe? Der Verf. entscheidet nach einer genauern Untersuchung nicht sehr zum Vortheil der neuen Kritiker, die aus ihm Varianten zum hebräischen Text haben sammeln wollen. Sehr selten verläßt er die griechische Uebersetzung; wo er also

von

von ihm in Gesellschaft der Alexandriner abweicht, hat er nur Eine Stimme mit den Septuaginta. Doch kommen auch Stellen vor, wo er gegen sie sich dem hebräischen Texte nähert, wie Alterth. I. 6. 5. vergl. 1 B. Mose XI. 28. Alterth. I. 13. 1 vergl. 1 B. Mose XXII. 2. u. s. w. (Also wäre noch zu untersuchen: ob diese sich zum hebräischen Texte neigenden Stellen wirklich neue vom Josephus herrührende Uebersetzungen aus dem Hebräischen wären, oder ob sie sich nicht aus irgend einer andern Quelle herleiten lassen. Es wäre ja z. B. möglich, daß sie sich von einer Korrektur aus einem andern griechischen Uebersetzer herschrieben, wodurch unter andern Philo Lesarten aus Aquila bekommen hat, wovon Herr Eichhorn im ersten Theil seiner Einleitung ins A. T. S. 315 Beyspiele anführt.)

Die Uebereinstimmung Josephi mit den Alexandrinern ist in der That sehr groß. Er bedient sich an unzähligen Stellen der von ihnen gebrauchten Wörter, selbst da, wo ihre Wahl nicht glücklich, oder gar falsch war; und verläßt er auch ihre Worte, und drückt er den Sinn mit seinen eigenen aus: so ists doch wieder an vielen Stellen unleugbar, daß dabey der griechische Text und nicht der hebräische zu Grunde liegt. Denn bald entfernt er sich dabey weit vom hebräischen Original, bald begeht er Irrthümer, die sich bloß beym Gebrauch des griechischen Textes erklären lassen. Ferner stimmt er häufig mit den 70 Dollmetschern gegen den hebräischen Text, in einzelnen Lesarten, und ganzen Sätzen und Ausdrücken, in Interstinction und Abtheilung der Wörter zusammen. Endlich findet man in ihm die Zusätze der Septuaginta, von denen im Hebräischen nichts anzutreffen ist, weil er entweder nach der Abfassung ihrer Version erst durch Zufälle etwas verlohren hat, was sie noch in ihrem hebräischen Exemplar fanden, oder weil dem Uebersetzer etwas einzurücken beliebte. Wahr ists zwar, daß man Josephus Bücher häufig nach den 70 Dollmetschern corrigirt hat: aber dies ist doch nicht so weit auszudehnen, daß man jeden hebräischartigen Ausdruck in ihm aus dieser Hypothese erklären dürfte, besonders wenn alle Handschriften übereinstimmen. Denn bey allem dem Fleiß, den er auf eine zierliche griechische Schreibart wandte, beschlichen ihn doch öfters Hebraismen da, wo ihre Quelle nicht in den Septuaginta zu suchen ist. Diese unkritische Sedulität hat sich auch umgekehrt auf die Septuaginta erstreckt: und man findet viele Stellen, wo sie aus Josephus interpolirt und corrigirt sind. Der Verf. schließt noch

mit der Vermuthung, daß sogar Stellen, wo alle Handschriften der griechischen Version übereinstimmten, solche Aenderungen aus dem Josephus möchten gelitten haben. Diese, so wie alle obigen Sätze werden mit einer Menge von Beyspielen belegt, die alles gehörig ins Licht setzen, und überall spricht der Verf. als Mann von geläuterten kritischen Einsichten.

Nebenher werden hier und da Bemerkungen gemacht, von denen wir doch einige auszeichnen wollen. S. 19. werden einige Stellen Josephi gegen die Verbesserungen des Herrn D. Ernesti in seinen exercitationibus Flavianis gerettet. S. 21, eine Reihe von Beyspielen, wo Montfaucon in den Hexaplen Lesarten des Josephus, die er am Rand der Handschriften der 70 Dollmetscher beygetragen fand, den alten griechischen Uebersetzern, einem Aquila und Symmachus mit Unrecht beylegt, u. s. w.

Da der Verf. sich mit dem Josephus so vertraut gemacht hat, so sehen wir mit Vergnügen seinen Observationibus entgegen, in denen er das A. T. aus diesem wichtigen jüdischen Geschichtschreiber zu erläutern verspricht.

Ueber die Quellen der Mosaischen Urgeschichte von Wilhelm Friedrich Hezel. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1780. 71 S. in 8.

Diese Schrift ist meist polemisch, und gegen Jerusalem und Eichhorn, der nun öffentlich als Verfasser der Urgeschichte im Repertorium für biblische und morgenländische Litteratur (Theil 4.) genannt wird, gerichtet. Jerusalem läßt Mosen aus alten Nationalgedichten die älteste Geschichte der Welt erzählen, und Eichhorn behauptet, daß sie aus uralten schriftlichen Denkmälern geschöpft sey, denen Moses, so wie er sie vorgefunden, in seinen Büchern einen Platz eingeräumt habe. So verschieden beyde übrigens in der Ausführung ihrer Gedanken sind, so stimmen sie doch in Ansehung der Existenz gewisser uralter historischen Stücke vor Mose überein. Mit Jerusalem ist der Verf. bald zu Ende, da er ihm gerade hin ableugnet, daß in den ersten Kapiteln der Genesis (das allererste ausgenommen) wahre Poesie zu finden sey: und das ist auch schon von andern erinnert worden. Das meiste ist also gegen Eichhorn und die von ihm

ihm statuirten vormosaischen schriftlichen Denkmähler gerichtet.

In Aegypten, meynt unser Verf., sey die Schreibkunst erfunden worden; aber die Buchstabenschrift höchstens nicht lange vor Mose: also konnten vor Mose noch keine zu seinen Büchern dienliche Urkunden existirt haben, die er nur, so wie er sie vorgefunden, seinem Werke habe einverleiben dürfen. Wäre sie auch geraume Zeit vor Mose in Aegypten erfunden gewesen: wer unter den dort lebenden Israeliten hätte solche historischen Monumente abfassen sollen? Jacob vielleicht, nach seiner Ankunft in Aegypten? Aber der werde als ein alter Nomade nicht erst schreiben gelernt haben, und noch viel weniger Schriftsteller geworden seyn. Joseph vielleicht? der werde bey seinen vielen Geschäften als Staatsminister keine Zeit dazu gehabt haben. (Viele Zeit gehörte eben zu Genes. I — X. nicht.) Noch viel weniger ein gemeiner Israelite. — Ueberhaupt aber sey vor Mose die Schreibkunst unter den Juden in Gosen ganz unbekannt gewesen: wie liessen sich also unter ihnen schriftliche Nachrichten auch nur denken? (An die Kollenschreiber, die in den ersten Kapiteln des 2ten Buchs Mosis vorkommen, scheint der Verf. nicht gedacht zu haben, als er den Israeliten in Gosen alle Kenntniß der Schreibkunst vor Mosen absprach).

Ja in den ersten Kapiteln der Genesis können die deutlichsten Spuren vor, daß sie nicht lange vor Mose können vorhanden gewesen seyn. 1 B. Mosis III. 24. werde der Cherubim gedacht, oder der Wagen mit Sphinxen oder Donnerpferden bespannt: und die Patriarchen nach der Sündfluth hätten weder Wagen noch Pferde gekannt, die auch dem gebirgigten Palästina nicht sehr angemessen wären — (gerade als wenn Abraham und Isaak und Jacob, die doch zu den Patriarchen nach der Sündfluth gehören, nie Aegypten besucht hätten, wo Wagen und Pferde ganz gewöhnlich waren) — auch vor der Sündfluth habe es keine Wagen und Pferde gegeben — also eine Schrift, die deren gedenke, könne wohl nicht aus den Zeiten vor der Sündfluth herkommen. (Wo der Verf. diese antediluvischen Nachrichten her habe, und ob er vielleicht mittelst einer neuen Schöpfung die Pferde erst nach der Sündfluth ihre Existenz erhalten läßt — können wir nicht sagen, weil auch die vorliegende Schrift davon schweigt.) Aegypten sey das wahre Vaterland der Wagen und Pferde — (auch davon möchten wir die historischen Belege uns erbitten; die Bibel

spricht zwar nur von Aegyptischen Wagen und Pferden in der ältern Geschichte; aber, daß ausser den Gränzen von Palästina, das (wie wir wohl wissen) in den ältesten Zeiten keine Pferde hatte, nicht andre Länder sich der Wagen und Pferde bedient hätten? wird hoffentlich aus dem Stillschweigen der Bibel niemand erweisen wollen. Konnte, wollte sie von allen angränzenden Ländern statistische Nachrichten liefern?) — Kurz Aegyptier sind unserm Verfasser die Erfinder des Donnerwagens; wo Donnerwagen vorkommt, da ist Sprache Mosis, der mit Aegypten so vertraut war — Ergo — Genes. II. und III. sind im Styl Mosis geschrieben — Ergo — können; so wie sie jetzt da liegen, nicht vor Mose abgefaßt worden seyn.

Eine andre Spur, daß sie nicht vormosaisch seyn können, soll in dem in den ersten Kapiteln der Genesis so häufig gebrauchten Namen Jehova liegen, den sich Gott selbst erst bey seiner Erscheinung im feurigen Busch, der ersten, die Mosi zu Theil ward, beygelegt habe. Ein Denkmahl aus vormosaischen Zeiten könne diesen Namen unmöglich haben. (Ein Einwurf, der schon oft genug widerlegt worden ist.)

Noch hatte Hr. Eichhorn die auffallende Verschiedenheit des Styls in den ersten Kap. des ersten Buchs Mosis, und die häufigen Wiederhohlungen derselben Begebenheiten zur Bestätigung seiner Meynung, daß Mose mehrere von ihm bereits vorgefundene Urkunden bloß zusammenstelle, genutzt. Andre Verschiedenheit des Styls will nun sein Gegner im 1ten bis zum 4ten Kapitel gar nicht fühlen, als die von der Verschiedenheit der Materie herkomme; eine Genealogie müsse sich freylich anders ausnehmen, als die Erzählung einer wirklichen Begebenheit. Und die Wiederhohlungen im ersten und zweyten Kapitel ließen sich (meynt er) anders erklären. Das erste sey eine Geschichte der Schöpfung nach ägyptischen Ideen. Da nun Mose nicht sein ganzes ägyptisches System in das erste Kapitel habe einschalten können, ohne daß das Schöpfungsgemählde gelitten hätte; so habe er im 2ten die übergebliebenen Sätze nachgetragen — wie begreiflich seyen da Wiederhohlungen! — (Wir sind zwar gar nicht gesonnen in diese Streitigkeit uns zu drengen, oder die widerlegten Männer zu vertheidigen, die auch ohne unsre Hülfe sich vertheidigen können, wenn sie nur wollen; aber auch ohne die Absicht zu haben, müssen wir doch gestehen, daß diese Antworten und Lösungen dürftig sind, und noch lange nicht zureichen. Die Verschiedenheit im Styl ist nicht bloß zwischen dem 1sten und 2ten Kapitel; auch die Wiederhohlungen

der.

verhohlungen sind nicht bloß da anzutreffen: sehr fühlbar ist beydes in der Geschichte der Sündfluth, welches Eichhorn nach unserm Ermessen in seiner Abhandlung über Mosis Nachrichten von der Noachischen Fluth, im 5ten Bande des Repertoriums für biblische und morgenländische Litteratur demonstrirt hat.)

Noch ein paar Worte von dem System, das unser Verf. sich gebildet hat: es kommt im Ganzen mit den Gedanken überein, die vor kurzem Hr. D. Rosenmüller im Repertorium für bibl. und morgenl. Litteratur Th. V. geäussert hat. Die erste Geschichte der Menschen hat sich, nach unserm Verfasser, bis auf Noach durch Tradition erhalten; und ist in die weite Welt mit der Zerstreuung der Noachiden verbreitet worden. Bey den Aegyptiern erhielten sie sich am reinsten von Zusätzen, besonders, weil sie bey ihnen bald in Hieroglyphen gebracht wurde. Sie vermehrten sie von Zeit zu Zeit mit Zusätzen aus der Völkergeschichte, wozu ihnen ihr Umgang mit andern Nationen verholfen habe. In Hieroglyphen fand sie Moses, als er in den Kenntnissen Aegyptens unterwiesen ward; und schrieb sie für seine Nation in Buchstabenschrift um, und änderte dabey einiges. So brauchte er schon in den ältesten Geschichten den Namen Jehova, der erst zu seiner Zeit bekannt ward, per prolepsin. Doch geht diese Aegyptische Quelle nur bis zur Geschichte Abrahams: von dort an schreibt Moses freyer, wahrscheinlich bloß nach der Tradition, die gewiß sichre war, da zwischen Abraham und ihm nur so wenige Geschlechter in der Mitte waren. Stimmen also in der Beschreibung des ersten Weltalters Ausländer, Phönicier, Chaldäer, Griechen, Römer mit Moses in den Hauptsachen überein; so geschieht es nicht etwa deswegen, weil sie aus Mose, sondern weil sie wie Mose aus der ägyptischen Quelle schöpften, die aber bis auf die Zeiten, da sie dieselbe brauchten, nicht geblieben war.

Nach den Beweisen dieses Systems haben wir uns vergeblich umgesehen: es bleibt alles blosse Vermuthung und zwar auf ganz falsche Vorstellungen von Aegypten gebaut. So läßt z. B. der Verf. S. 49. die Aegyptier große Seefahrer seyn, die die weite Welt aus Handelsabsichten u. s. w. besucht, und überhaupt einen starken Umgang mit andern Nationen unterhalten hätten, und macht daraus begreiflich, daß nur Aegyptier die kosmographischen Nachrichten Genes. X. hätten wissen können. Wie doch die Aegyptier nicht noch zu Ehren kommen;

die selbst ihre ehemaligen Bewunderer ihnen nicht zugesprochen haben! Eine mäßige Kenntniß des Landes, seiner Sitten und seiner Einwohner und Geschichte lehrt gerade das Gegentheil. Aegypten war in den ältern Zeiten ein völliges territorium clausum, zu dem Ausländer einen sehr eingeschränkten Zugang hatten, und das kein Aegyptier ohne Zwang verlassen wollte. Nur erst in spätern Zeiten, zur Zeit seines schon gesunkenen Flors, als die Griechen mit ihm in Verbindung kamen, würde es Fremden geöffnet: und daher waren die Fortschritte der alten Aegyptier in den Künsten, die sie so früh cultivirten, schon gehemmt, nachdem sie es nur erst bis zu einem gewissen Ziel gebracht hatten. Und zur Schifffahrt erst war weder Land, noch Einwohner geschickt. Das Land war zwar dazu vortrefflich gelegen; aber es hatte kein Holz zum Schiffbau, und die Einwohner mußten sich daher mit elenden Kähnen aus Papyrus behelfen, und da sie nachher unter Necao weite Seereisen veranstalteten, mußten die Phönicier erst die Schiffe dazu auf ägyptische Rechnung bauen. Die Einwohner selbst waren eben so zum Seehandel und der Schifffahrt verdorben. Sie scheuten sich bekanntlich aus Aberglauben vor der stürmischen See; und da ein paarmal weite Seefahrten auf Befehl der Pharaonen sollten vorgenommen werden; so waren erst fremde Seefahrer nöthig, und die Schiffe wurden mit phönicischen Matrosen bemannt. — Was sollen nun solche neue Hypothesen, auf solchen bodenlosen Grund gebaut, zur Erweiterung des Reichs der Wahrheit nützen?

Endlich können wir nicht bergen, daß der Verf. mit den Männern, die er bestreitet, an vielen Stellen billig bescheidener und von seinen Einfällen nicht so entscheidend hätte sprechen sollen. Seine Einfälle möchten wohl eher harte Speise heissen, die man nicht verdauen kann, als die Meynungen der beyden Gelehrten, (S. 22.) die doch auf so viele Gründe und Beweise gebauet sind.

Fm.

11. Deutsche Sprachlehre.

Ueber den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter besonders der Deutschen. Ein Versuch. Von Johann Christoph Adelung. 5 Bogen. Leipz. 1781.

Dieser Versuch macht, wie Hr. A. in dem Vorberichte sagt, das zweyte Kapitel seiner größeren Sprachlehre aus, wir finden aber, daß er hier manches weitläuftiger ausgeführt hat, was in der Sprachlehre selbst kürzer gefaßt ist. So zeiget er hier §. 2. was die Etymologie, bey den Alten, für Fehler gehabt, und wie mangelhaft sie bis auf die jetzigen Zeiten gewesen ist, da man erst anfängt, sie gründlich zu bearbeiten, wovon er in der Sprachlehre keine Erwähnung thut. Er bemerket dabey, daß Hr. Fulda der erste gewesen, welcher uns den Bau der deutschen Wörter aufgeschlossen, und dadurch den abendländischen Sprachen den einigen Weg gezeigt hat, auf welchem sie, nach dem Muster der morgenländischen, zu dem Ursprunge ihrer Sprache und Erkenntniß gelangen können, er habe aber diesen richtigen Weg mit besserem Glücke gezeigt, als selbst betreten.

In dem folgenden nimmt er an, 1. daß die Sprache von Menschen erfunden worden. 2. Daß der Mensch sie nicht von ungefähr und noch weniger zur Lust, sondern aus einem in seinen Umständen gegründeten Bedürfnisse erfunden. 3. Daß die Sprache nicht von dem ausgebildeten oder mit vorzüglichen Kenntnissen begabten, sondern von dem einfachen ganz rohen und sinnlichen Menschen, so wie er aus den Händen seines Schöpfers kam, erfunden worden. Dieses sucht er aus der Sprache selbst, und dem Bau ihrer Wörter zu zeigen.

„Die Wörter, sagt er, entstehen wie die Empfindungen, und sind Nachahmungen der tönenden Natur, daher auch zuerst nur einzelne Töne, hernach setzte man noch andere Laute hinzu, und so entstanden ausgebildete Wörter. Da man Namen für die Arten der Dinge hatte, so wurden sie in der Folge, auch für die Geschlechter und Classen erfunden. Gegenstände, welche man sahe, glaubte man auch hören zu können, und gab ihnen Benennungen von dem Gehör. Z. B. Licht,

von der leichten Bewegung, hell eine Figur des Halles. Man erfand Biegungs- und Ableitungsformen, gewisse Nebenbegriffe und Verhältnisse der Wörter auszudrücken. Von körperlichen Dingen wurde die Bedeutung auf unkörperliche übergetragen, und so wurde die Sprache nach und nach immer vollkommener. Zuletzt wird gezeiget, was Mundarten und verwandte Sprachen sind.

Das ist kürzlich der Inhalt dieser Schrift, und der Begriff, welchen der Verf. von Entstehung der Sprache giebt. Wir wollen nicht weitläuftiger seyn, weil doch ein jeder diese wenigen Bogen selbst lesen, und wie wir gewiß glauben, mit vielem Vergnügen lesen wird.

Sobald man annimmt, daß der Mensch selbst die Sprache habe erfinden müssen, so ist es gewiß, daß er beynahe keinen andern Gang dabey hat nehmen können, als denjenigen, welchen Hr. A. hier vorgestellt hat. Ob aber ein solcher Zustand der Menschen, in welchem sie, nach den S. 16. angeführten Worten des Horaz mutum et turpe pecus gewesen, nicht ein wirkliches Unding sey: ob nicht der Schöpfer, welcher den Menschen nicht in dem Stande der Kindheit, sondern in dem männlichen Alter erschaffen, ihn mit vielen Vollkommenheiten begabt, und ihn sogleich zum gesellschaftlichen Leben bestimmt hatte, ihm auch nicht gleich die Gabe der Sprache mitgetheilt habe, ohne welche er das Vergnügen des gesellschaftlichen Lebens sehr wenig und höchst unvollkommen hätte geniessen können; besonders da die Güte dieses Schöpfers sogar dem Vogel den Gesang und allen Thieren eine gewisse Art der Sprache geschenket, wodurch sie sich einander zu Hülfe rufen, bey aufstossender Gefahr sich warnen, und verschiedene ihrer nöthigsten Bedürfnisse entdecken können, würde noch erst näher zu untersuchen seyn. Eben daraus, weil der Mensch ohne Sprache, von seiner Vernunft keinen Gebrauch machen kann, und aus der inneren Vollkommenheit und Ordnung der Sprache, will der Probst Süßmilch beweisen, daß die Sprache eine Gabe des Schöpfers sey, welche der Mensch gleich bey seiner Schöpfung von ihm erhalten hat.

Eg.

Johann Christoph Adelungs deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlichen Preuss. Landen. 42 Bogen. Berlin. 1781.

Man

Man bekommt sogleich ein günstiges Vorurtheil, in Ansehung dieser Sprachlehre, sobald man nur siehet, daß Herr Adelung der Verfasser derselben ist: er hat schon in seinem Wörterbuche eine so ausgebreitete und gründliche Kenntniß unserer Sprache gezeiget, daß man auch hier nichts anderes, als etwas besonders gutes und vollständiges von ihm erwarten kann, und da sein Wörterbuch vor allen anderen den Vorzug verdienet, so ist man auch geneigt zu glauben, daß diese Sprachlehre alle andere, so vor ihr geschrieben sind, übertreffen werde.

Ueber die Ordnung und Einrichtung derselben, wollen wir geschickte und erfahrne Schullehrer urtheilen lassen: denn diese werden am besten einsehen, was sie darinn vorzügliches hat, und wie viel es zu mehrerer Deutlichkeit in dem Unterrichte der Jugend beytragen kann. Wir wollen, um unsere Leser mit demjenigen bekannt zu machen, was Hr. A. in Ansehung der Sprachregeln selbst geleistet hat, diese Grammatik mit aller Aufmerksamkeit durchgehen, alles Vorurtheil bey Seite setzen, und im Fall wir so etwas finden möchten, worinn wir anderer Meynung sind, uns die Freyheit nehmen, eine Anmerkung dabey zu machen. Hr. A. hat zwar, was das Fach der deutschen Sprache betrifft, nicht die vortheilhaftesten Gedanken von dieser Bibliothek, denn er sagt im Wörterbuche 3 Th. 930 S. „Ueberhaupt zeigen sich die Berliner Bibliothekare von einer „sehr schwachen Seite, so oft sie sich nur in das Feld der Sprach„kunde und Sprachrichtigkeit wagen.„ Allein dieser Ausspruch soll uns nicht abschrecken, und wir werden unsere Anmerkungen, zugleich dem Urtheile anderer Sprachkenner unterwerfen.

In der Einleitung wird 1) von der Sprache überhaupt. 2) Von der Geschichte der deutschen Sprache. 3) Von den deutschen Mundarten, und 4) von der deutschen Sprachlehre gehandelt, wovon Hr. A. auch eine besondere Schrift, unter dem Titel: Ueber die Geschichte der deutschen Sprache, über deutsche Mundarten und deutsche Sprachlehre, herausgegeben hat, welche wir aber nicht bey der Hand haben, und sie daher auch nicht mit dieser Einleitung vergleichen können.

„Auf der 22 S. heißt es: „Die gesetzgebenden Theile ei„ner Sprache stehen in folgender Ordnung unter einander: 1. „Der Sprachgebrauch als die höchste und unumschränkteste „Macht. Was diese nicht bestimmt, entscheidet 2. die Sprach„ähnlichkeit oder Analogie. Wenn auch diese schweigt, so „nimmt 3. die Abstammung oder Etymologie das Wort

„und

„und wenn in einem Falle alle diese nichts entscheiden, so gebühret 4. dem Wohlklange eine Stimme.„ Hier scheinet eine Einschränkung nöthig zu seyn, welche Hr. A. auch vielleicht selbst in den Gedanken gehabt, aber nicht ausgedruckt hat. Nämlich wenn der Sprachgebrauch durch ganz Deutschland und in allen Provinzen allgemein ist, so stehet er allerdings auf der obersten Stuffe und hat die höchste Macht; ist hingegen der Gebrauch in den Provinzen verschieden, so muß durch die Analogie und Etymologie ausgemacht werden, welche von ihnen Recht hat, und welches der gute Gebrauch ist. Die besten Schriftsteller lassen sich zuweilen durch den Gebrauch ihrer Provinz zur Unrichtigkeiten verleiten, und solche Unrichtigkeiten werden hernach noch wohl von mehreren angenommen; wenn aber andere Provinzen und Schriftsteller der Analogie gemäß reden und schreiben, so muß man diesen Recht geben, und sich niemals so sehr für den Gebrauch seiner eigenen Provinz einnehmen lassen, daß man nicht den Gebrauch der anderen für den richtigsten und besten erklären sollte, sobald man siehet, daß er den allgemeinen Regeln gemässer ist.

Die Sprachlehre selbst ist in zwey Theile abgetheilet, deren erster von der Fertigkeit richtig zu reden, und der zweyte von der Fertigkeit richtig zu schreiben, oder von der Orthographie handelt. Der erste Theil hat vier Abschnitte, nämlich: 1. Von Bildung der Wörter, oder der Etymologie. 2. Von den Wörtern als Redetheilen und ihrer Biegung. 3. Von der Composition oder Zusammensetzung der Wörter, und 4. Von dem Syntaxe oder dem Redesatze.

Hr. A. nennet die Consonanten Hauptlaute, weil er sie für die wesentlichsten Bestandtheile der Wörter hält, §. 7, und die Vocale, Hülfslaute, welches auch der Natur der Sprache gemässer zu seyn scheinet. Von dem Laute des b, sagt er 36 S. am Ende des 22 §; „Zwischen zwey Hülfslauten und „nach dem e und r, wird es oft so gelinde als ein w ausgesprochen, Bibel, Liebe, sieben; Pöbel, Schwalbe, Ebbe, Erbe, herbe.„ Wir können nicht glauben, daß Hr. A. diese Aussprache gut heisse, welche nur in einigen schlechten Mundarten gewöhnlich ist; indessen drucket er sich auf eine solche Weise aus, daß man leicht auf die Gedanken fallen könnte, als ob er sie nicht für fehlerhaft halte, und mancher, der so unrichtig spricht, könnte sich darauf berufen, daß Hr. A. es nicht tadelt. Hätte er also nicht, als Sprachlehrer, vielmehr davor

war-

warnen sollen? Weil doch gewiß ein jeder, welcher gut und richtig spricht, in allen diesen Wörtern den b seinen eigentlichen Laut beyleget. Besonders würde es in anständigen und höheren Reden sehr fehlerhaft seyn, ein w dafür hören zu lassen, und Biwel, Liwe, Erwe u. s. w. zu sagen.

Was in dem zweyten Kap. von den Biegungssylben, Wurzelwörtern und Ankleitung derselben gesagt wird, ist alles sehr gut und richtig, und es kann nicht undienlich seyn, die Jugend damit bekannt zu machen, indem sie auf solche Weise gewöhnet wird, dem Bau der Sprache nachzuspühren, und seine Theile kennet lernet.

Zuweilen gehet Hr. A. von dem Grundsatze ab, welchen er gleich anfangs in der Vorrede angenommen hat, daß ein Sprachlehrer „den Ursachen nachforschen müsse, warum das Veränderliche in der Sprache gerade so und nicht anders eingerichtet ist.„ Schon oben 33 S. hat er behauptet, daß in den Wörtern, dies, vierte, Viertel u. s. w., das ie geschärft lautet, und 78 S. §. 88. 2. sagt er: wahrlich wird gemeiniglich geschärft gesprochen. Er hätte also billig auch die Ursache anzeigen sollen, warum dieses so und nicht anders seyn muß. Hierinn ist die Aussprache in den Provinzen verschieden, einige sprechen diese Wörter lang oder gedehnt, andere kurz oder geschärft aus. Viertheil und vierzehen spricht man zwar mehrentheils geschärft, indessen sind doch einige, welche diese Wörter ebenfalls dehnen. Dies, vierte, wahrlich, möchte man öfter gedehnt als geschärft hören. Da nun hier der Gebrauch verschieden ist, so ist die Frage: Welches ist recht? Welches ist der gute Gebrauch? Wenn wir ohne Vorurtheil für unsere eigene Mundart und Gewohnheit urtheilen wollen, so werden wir sagen müssen, diejenigen sprechen recht, welche diese Wörter dehnen, weil es der Analogie gemäß ist. Wir sagen viere, also auch der vierte, Viertheil, nicht virte, Virtel, Wahrheit, also auch wahrlich, nicht warrlich. Das letzte hat nicht den geringsten Grund für sich. Sollte man nun nicht lieber suchen die richtige Aussprache, die auf der Analogie gegründet ist, allgemeiner zu machen, als um der Mundart seiner Provinz willen, und aus Vorurtheil gegen dieselbe diese Wörter von der Regel ausnehmen? Wer virte, virtzehen, Virtel, warrlich spricht, müßte auch so schreiben, so wenig er aber dieses thun darf, so wenig sollte er auch billig so sprechen. Im übrigen findet man hier, von dem Tone der Wörter, von ihren Arten, Bildung und Geschlechte, sehr viel Gu-

„und wenn in einem Falle alle diese nichts entscheiden, so gebühret 4. dem Wohlklange eine Stimme.„ Hier scheinet eine Einschränkung nöthig zu seyn, welche Hr. A. auch vielleicht selbst in den Gedanken gehabt, aber nicht ausgedruckt hat. Nämlich wenn der Sprachgebrauch durch ganz Deutschland und in allen Provinzen allgemein ist, so stehet er allerdings auf der obersten Stuffe und hat die höchste Macht; ist hingegen der Gebrauch in den Provinzen verschieden, so muß durch die Analogie und Etymologie ausgemacht werden, welche von ihnen Recht hat, und welches der gute Gebrauch ist. Die besten Schriftsteller lassen sich zuweilen durch den Gebrauch ihrer Provinz zur Unrichtigkeiten verleiten, und solche Unrichtigkeiten werden hernach noch wohl von mehreren angenommen; wenn aber andere Provinzen und Schriftsteller der Analogie gemäß reden und schreiben, so muß man diesen Recht geben, und sich niemals so sehr für den Gebrauch seiner eigenen Provinz einnehmen lassen, daß man nicht den Gebrauch der anderen für den richtigsten und besten erklären sollte, sobald man siehet, daß er den allgemeinen Regeln gemässer ist.

Die Sprachlehre selbst ist in zwey Theile abgetheilet, deren erster von der Fertigkeit richtig zu reden, und der zweyte von der Fertigkeit richtig zu schreiben, oder von der Orthographie handelt. Der erste Theil hat vier Abschnitte, nämlich: 1. Von Bildung der Wörter, oder der Etymologie. 2. Von den Wörtern als Redetheilen und ihrer Biegung. 3. Von der Composition oder Zusammensetzung der Wörter, und 4. Von dem Syntaxe oder dem Redesatze.

Hr. A. nennet die Consonanten Hauptlaute, weil er sie für die wesentlichsten Bestandtheile der Wörter hält, §. 7, und die Vocale, Hülfslaute, welches auch der Natur der Sprache gemässer zu seyn scheinet. Von dem Laute des b, sagt er 36 S. am Ende des 22 §; „Zwischen zwey Hülfslauten und „nach dem e und r, wird es oft so gelinde als ein w ausgesprochen, Bibel, Liebe, sieben; Pöbel, Schwalbe, Erbe, Erbe, herbe.„ Wir können nicht glauben, daß Hr. A. diese Aussprache gut heisse, welche nur in einigen schlechten Mundarten gewöhnlich ist; indessen drucket er sich auf eine solche Weise aus, daß man leicht auf die Gedanken fallen könnte, als ob er sie nicht für fehlerhaft halte, und mancher, der so unrichtig spricht, könnte sich darauf berufen, daß Hr. A. es nicht tadelt. Hätte er also nicht, als Sprachlehrer, vielmehr davor

war-

warnen sollen? Weil doch gewiß ein jeder, welcher gut und richtig spricht, in allen diesen Wörtern den b seinen eigentlichen Laut beyleget. Besonders würde es in anständigen und höheren Reden sehr fehlerhaft seyn, ein w dafür hören zu lassen, und Biwel, Liwe, Erwe u. s. w. zu sagen.

Was in dem zweyten Kap. von den Biegungssylben, Wurzelwörtern und Ankleidung derselben gesagt wird, ist alles sehr gut und richtig, und es kann nicht undienlich seyn, die Jugend damit bekannt zu machen, indem sie auf solche Weise gewöhnet wird, dem Bau der Sprache nachzuspühren, und seine Theile kennet lernet.

Zuweilen gehet Hr. A. von dem Grundsatze ab, welchen er gleich anfangs in der Vorrede angenommen hat, daß ein Sprachlehrer „den Ursachen nachforschen müsse, warum das Veränderliche in der Sprache gerade so und nicht anders eingerichtet ist.„ Schon oben 33 S. hat er behauptet, daß in den Wörtern: dies, vierte, Viertel u. s. w., das ie geschärft lautet, und 78 S. §. 88. 2. sagt er: wahrlich wird gemeiniglich geschärft gesprochen. Er hätte also billig auch die Ursache anzeigen sollen, warum dieses so und nicht anders seyn muß. Hierinn ist die Aussprache in den Provinzen verschieden, einige sprechen diese Wörter lang oder gedehnt, andere kurz oder geschärft aus. Viertheil und vierzehen spricht man zwar mehrentheils geschärft, indessen sind doch einige, welche diese Wörter ebenfalls dehnen. Dies, vierte, wahrlich, möchte man öfter gedehnt als geschärft hören. Da nun hier der Gebrauch verschieden ist, so ist die Frage: Welches ist recht? Welches ist der gute Gebrauch? Wenn wir ohne Vorurtheil für unsere eigene Mundart und Gewohnheit urtheilen wollen, so werden wir sagen müssen, diejenigen sprechen recht, welche diese Wörter dehnen, weil es der Analogie gemäß ist. Wir sagen vierte, also auch der vierte, Viertheil, nicht virte, Virtel, Wahrheit, also auch wahrlich, nicht warrlich. Das letzte hat nicht den geringsten Grund für sich. Sollte man nun nicht lieber suchen die richtige Aussprache, die auf der Analogie gegründet ist, allgemeiner zu machen, als um der Mundart seiner Provinz willen, und aus Vorurtheil gegen dieselbe diese Wörter von der Regel ausnehmen? Wer virte, virzehen, Virtel, warrlich spricht, müßte auch so schreiben, so wenig er aber dieses thun darf, so wenig sollte er auch billig so sprechen. Im übrigen findet man hier, von dem Tone der Wörter, von ihren Arten, Bildung und Geschlechte, sehr viel Gu-

Gutes und Nützliches, welches man in andern Sprachlehren vergeblich suchen wird.

Die Declinationen sind hier auf eine ganz neue Art geordnet, wir müssen aber aufrichtig gestehen, daß dadurch die Erlernung derselben nicht erleichtert wird. Ihre Grundrisse sind diese

Die erste	Die zweyte
hat im Gen. es oder s	Gen. es oder s
Dat. e	Dat. e
Plur.	Plur.
Nom. e	Nom. er
Dat. en	Dat. ern

Die dritte	Die vierte
Gen. s	Gen. en oder n
	Dat. u. Acc. en oder n
Plur.	Plur.
Nom. wie im Sing.	Nom. en oder n
Dat. n	

Die fünfte	Die sechste
Gen. ens	Gen. es oder s
Dat. u. Acc. en	Dat. e
Plur.	Plur.
Nom. en	Nom. en oder n

Die siebente	Die achte
Weibl. Sing. indeclin.	Sing. indecl. weibl.
Plur.	Plur.
Durchgehends en oder n	Nom. e
	Dat. en

Die Casus, welche wir nicht bemerket haben, sind dem Nomin. gleich.

Bloß diesen Unterschied zu behalten, ist schon eine wahre Marter des Gedächtnisses; dazu kommt nun noch die Schwierigkeit, jedes Wort in seine gehörige Declination zu setzen, die Bildung des Plurals mit den Regeln über den Umlaut, und mancherley Ausnahmen, so daß es wirklich, noch immer leichter und faßlicher bleibt, wenn man, wie die Alten thaten, die De-

Declinationen nach dem Unterſchied der Geſchlechter ordnet, welches auch der Natur unſerer Sprache gemäß zu ſeyn ſcheinet, indem die weiblichen Wörter unſtreitig eine ganz beſondere Declination ausmachen, und die Wörter des ungewiſſen (oder nach Hrn. Adelungs richtigerem Ausdrucke, des ſächlichen Geſchlechts) wie die männlichen gehen.

Bey der erſten Declination wird 139 S. bemerket, daß das e im Genitiv und Dativ in eigentlich deutſchen Wörtern nie verbiſſen werden ſollte, ob es gleich im geſellſchaftlichen Umgange häufig geſchiehet, allein es geſchiehet wenigſtens im Genitiv, nicht nur in dem geſellſchaftlichen Umgange, ſondern auch ſehr oft von den Dichtern und Rednern. Bey den erſten fordert es oft das Sylbenmaaß, und bey den letzten zuweilen der Wohllaut.

Des Umlauts unfähige Wörter hätten 147 und 148 S. nicht angezeiget werden dürfen, denn da bloß die Vokale a, o und u verändert werden, ſo folget ſchon natürlicher Weiſe, daß alle Wörter, in welchen keiner von dieſen Vokalen gefunden wird, des Umlauts unfähig ſind.

Auch hier wünſchet man einen Grund zu wiſſen, warum die Wörter Boden, Bogen, Faden u. ſ. w. den Umlaut haben ſollen, denn der Gebrauch iſt verſchieden. In Sachſen giebt man ihnen den Umlaut, und Gottſched hat dieſes in ſeiner Sprachlehre angenommen, worinn ihm hernach manche ohne weitere Unterſuchung nachgefolget ſind; bey den Alten aber hatten ſie ihn nicht, und ſie werden noch jetzt in ganzen Provinzen ſowohl, als von verſchiedenen Schriftſtellern ohne Umlaut gebraucht. Hier müſſen alſo Gründe entſcheiden, welches beſſer und richtiger iſt, und dieſe Gründe aufzuſuchen, iſt die Pflicht des Sprachlehrers, denn ſonſt folget er nur dem bloſſen Gebrauche ſeiner Provinz, oder dem, was er bey anderen Sprachlehrern gefunden, ohne zu unterſuchen, warum es iſt, welches doch Hr. A. ſelbſt in der Vorrede tadelt. Diejenigen, welche dieſe Wörter ohne Umlaut gebrauchen, berufen ſich auf die Alten, und führen den Grund an: weil ſonſt kein einziges Wort, deſſen Plural auf en ausgehet, den Umlaut hat, ſo ſey es der Analogie gemäß, auch dieſe auf gleiche Weiſe zu bilden. Daß man die Kramläden, aber die Fenſterladen ſagen ſoll, wie 148 S. behauptet wird, ingleichen nach der 161 S. die Bögen, arcus, aber die Bogen von dem Papiere, iſt ein bloß willkührlich gemachter Unterſchied, welcher vielleicht in einer gewiſſen Gegend gebräuchlich, in dem übrigen Deutſchlande aber

unbekannt ist, auch in der Sprache selbst nicht den allergeringsten Grund hat. Hier sagt jedermann Kramladen, eben wie Fensterladen.

153 S. werden die Wörter Hirte, Knabe, Junge, zur fünften Declination gerechnet, nach welcher sie im Genitiv ens haben sollen, aber sie gehören nicht hieher. Nur in einigen unrichtigen Mundarten sagt man, des Hirtens, Jungens, Knabens, im guten Hochdeutschen ist nur allein der Hirt, des Hirten, des Jungen, des Knaben ganz allgemein gebräuchlich, und so hat sie auch Hr. A. im Wörterbuche angeführet.

Zur dritten Declination der Eigennamen, welche im Genitiv ens und im Nominativ des Plurals e haben sollen, werden 184 S. alle einheimische männliche auf ein e gerechnet, Wenke, Hasse, Wilke, Balde u. s. w. Allein diesen wird gewiß an den mehresten Orten im Plural nicht e, sondern en gegeben, die Wenken, Hassen u. s. w. Der Grund davon ist dieser, weil die Eigennamen im Plural sich nach den Appellativis richten, mit welchen sie einerley Endung haben, nur daß sie den Umlaut nicht annehmen. Da nun alle Appellative, so im Singular auf e ausgehen, im Plural en haben, so haben es auch die Eigennamen.

193 S. So wenig man sagen kann, daß das n des Dativs in den Wörtern, dem Fürsten, dem Knaben, der Articulus postpositivus sey; indem der Artikel schon verstehet, so wenig scheinet auch das n in Stadtrichtern, Lehrern, Käufern und der im gemeinen Leben üblichen Redensart, ich habe es Vatern gesagt, der Artikel zu seyn, weil dieser im Dativ m und nicht n hat, und wo er angehenket wird, auch das m behält, als am Tage, zum Gebrauche, mit gutem Winde. Es scheinet vielmehr das n des Dativs einiger Hauptwörter zu seyn, welches man auch diesen, wiewohl unrichtig, beygeleget hat.

Bey der Declination der Adjectiven scheint es in dem dritten Fall 220 S. unrichtig zu seyn, daß sie im Genitiv des Masculi. und Neutr. beydes n und s annehmen sollen, denn hier, wo kein Artikel vor stehet, bekommt das Adjectiv in allen Fällen die Endung des Artikels, dieser aber hat im Gen. des Masculi. und Neutr. niemals n, sondern allezeit s, also guten nicht gutes. Es ist wahr, man sagt im gemeinen Leben zuweilen, guten Theils, seligen Andenkens und dergl. Allein diese Redensarten sind elliptisch, und so viel als eines guten Theils, eines seligen An-

Andenkens. Es wäre gar nicht nöthig gewesen um ihrentwillen die Regel zu ändern, nach welcher der Genitiv der Einheit, wie Hr. A. selber sagt, im Masculino und Neutro es hat. Man wird allemal besser sagen, gutes Theils, seliges Andenkens, die heilige Schrift altes und neues Testaments.

Auf der folgenden 221 S. ist daher ebenfalls die Declination unrecht, guter weisser Hafer, guten weissen Hafers; reife süsse Frucht, reifer süßen Frucht. Plur. reife süssen Früchte, schöne großen Häuser. Wenn mehrere Adjective, ohne vorstehenden Artikel, sich auf ein und dasselbe Hauptwort beziehen, so nehmen sie im Nominativ des Singulars alle insgesammt das Geschlechtszeichen oder die Endung des Artikels an, nämlich im Mascul. r, im Femin. e, und im Neutr. es; in den andern Casibus bekommt nur das erste Adjectiv die Endungen des Artikels, und die andern alle ein n. Es ist also im Nominativ ganz recht, guter weisser Hafer; reife süsse Frucht. Aber der Genitiv muß heissen gutes, (nicht guten) weissen Hafers. 1) Weil der Artikel im Gen. nicht n sondern s hat. 2) Weil im Dativ nur das erste Adjectiv die Endung des Artikels, das andere aber ein n bekommt, gutem weissen Hafer. 3) Weil im Femin. ebenfalls nur das erste die Endung des Artikels, und das andere ein n bekommt: reifer süssen Frucht. Und da im Nominativ des Singulars alle solche Adjective so declinirt werden, wie es ohne Artikel geschiehet, daß sie nämlich alle die Geschlechtsendung des Artikels bekommen, so scheinet es die Analogie zu fordern, daß sie im Nominativ des Plurals ebenfalls so declinirt werden, wie es ohne Artikel geschiehet, nämlich sie haben alle e und nicht n. Man sagt im Nomin. des Singulars, starker stürmischer Wind, und giebt beyden Adjectiven das r, also müssen auch im Nominat. des Plurals beyde das e haben, starke stürmische Winde, (nicht stürmischen) und so auch reife süsse Früchte, schöne grosse Häuser. Dann sind die Ausnahmen, ganze lange Tage, schwere volle Becher u. s. w. nicht nöthig, denn dieses ist eigentlich die wahre Declination. In den andern Fällen des Plurals gehet es wieder wie im Singular, nämlich nur das erste Adjectiv bekommt in allen Fällen die Endungen des Artikels und das zweyte ein n. Folglich im Genitiv, starker stürmischen Winde, reifer süssen Früchte, wohlklingender deutschen Verse, nicht wohlklingender deutscher Verse. Auf gleiche Weise

können noch mehrere Adjective mit einem Hauptworte declinirt werden, als, guter alter süsser Wein. Guten alten süssen Weines. Gutem alten süssen Weine. Plur. Gute alte süsse Weine. Guter alten süssen Weine, u. s. w.

Ob es nicht besser gewesen wäre, bey den Adjectiven 224 S. wo von ihrer Steigerung gehandelt wird, so wie andere Sprachlehren thun, auch gleich zu zeigen, wie selbige geschiehet, weil selbst mancher Schüler hier schon darnach fragen möchte, als es bis zu den Adverbiis zu verschieben, wollen wir den Schullehrern zur Entscheidung überlassen, welche aus der Erfahrung urtheilen werden.

Von den Pronominibus ist mit vieler Gründlichkeit und Deutlichkeit gehandelt.

Bey den Endungen eln und enzen, 261 und 262 S. hätte wohl müssen angemerket werden, daß die damit gebildeten Zeitwörter, böckeln, bockenzen, judenzen, bloß in die wibrige Sprechart gehören, und nicht einmal überall bekannt, sondern nur in einigen Gegenden gebräuchlich sind.

Gottsched hatte bey den Zeitwörtern drey Futura eingeführt: die ungewisse künftige Zeit, ich will loben: die gewisse, ich werde loben, und die bedingte, ich würde loben. Hr. A. läßt mit Recht das erste und das letzte weg, er setzet aber dafür ein futurum exactum, ich werde gelobet haben; allein auch dieses Futurum möchte man mit mehrerem Rechte, in die Conjug. periphrast. bringen, oder zu solchen Redensarten setzen, die aus Verbindung mehrerer Hülfswörter, oder solcher, welche von einigen uneigentliche Hülfswörter genannt werden, entstehen, als ich würde gelobet haben, ich bin geliebt gewesen, ich sollte, könnte, möchte gelobet haben, u. dgl. Denn erstlich kommen in diesem Futuro zwey Zeiten zusammen, indem man von einer künftigen Zeit redet, da die Sache geschehen wird, siehet man zugleich auf eine vergangene Zeit, in welcher sie wird geschehen seyn, und könnte es daher vielleicht eben so gut futuro perfectum, als futurum exactum nennen. Zweytens, ist es wenig gebräuchlich, indem man gemeiniglich das Perfectum dafür setzet. Man sagt gewöhnlicher, wenn ich meine Arbeit vollendet habe, will ich zu dir kommen, als wenn ich meine Arbeit werde vollendet haben, will ich zu dir kommen. Drittens, wenn es auch im Activo noch zuweilen gehöret wird, so ist es doch im Passivo beynahe ganz ungebräuchlich. Im Activo möchte man sa-

sagen: Morgen um diese Zeit werde ich meine Arbeit schon verrichtet, meine Rede schon gehalten haben; allein im Passivo sagt kein Mensch: Morgen um diese Zeit, wird meine Arbeit schon verrichtet worden, meine Rede schon gehalten worden seyn, sondern es heißt, wird meine Arbeit schon verrichtet, meine Rede schon gehalten seyn. Wir haben also gar nicht nöthig, unsere Conjugation noch mit diesem Futuro zu bereichern, denn wenn wir dieses annehmen wollten, so könnten wir auf gleiche Weise noch mehr Tempora bilden, und darinn die Franzosen und Italiäner übertreffen.

Die irregulären Zeitwörter ordnet Hr. A. nach zwey Hauptklassen, 285 ff. S. Die erste hat im Imperfecto ie und ein Participium t, mit einigen Aenderungen im Zeitworte. Die zweyte hat das Imperfectum einsylbig, und das Participium en. Zur ersten Klasse rechnet er viele, welche ganz nichts irreguläres haben, als eine Zusammenziehung oder Verkürzung, im Imperfecto und Participio, da aus brennete, nennete u. dgl. brannte, nannte, und aus gebrennet, genennet gebrannt, genannt gemacht wird. Däuchten hat gar nichts irreguläres, als daß man zuweilen für däuchtete, däuchte, und für gedäuchtet, gedäucht sagt, wiewohl das erste in höheren Reden noch immer gewöhnlicher und auch besser ist. Uebrigens behalten diese Zeitwörter den Vokal ihres Präsentis durch alle Zeiten und Personen, sie könnten also vielmehr noch zu den regulären Verbis gerechnet, und ihnen als ein Anhang, mit der Anmerkung beygefüget werden, daß sie bloß das Imperfectum und Participium zusammenziehen; denken und bringen aber das Imperfectum von einem veralteten Stammworte bilden. Auf solche Weise würden wir, ausser den Hülfswörtern, nur sechs wahre Anomala rechnen dürfen: nämlich: dürfen, mögen, müssen, sollen, wissen, wollen.

Die zweyte Hauptklasse theilet er, so wie es Gottsched gemacht hat, nach dem Vokal ihres Imperfecti, wiederum in fünf Arten. Vielleicht könnte sie besser so eingetheilet werden, daß man zur ersten Art diejenigen Zeitwörter rechnete, welche den Vokal des Präsentis bloß im Imperfecto verändern, und ihn im Participio wieder annehmen: Ich gebe, gab, gegeben: Ich falle, fiel, gefallen. Zur zweyten diejenigen, welche im Imperfecto und Participio einerley Vokal haben: Ich thue, that, gethan: Ich beisse, biß, gebissen. Zur dritten diejenigen, welche den Vokal des Präsentis beyden

im Imperfecto und Participio verändern: Ich breche, brach, gebrochen: Ich spreche, sprach, gesprochen. Vermuthlich aber hat er Ursachen gefunden, welche ihn bewogen haben, bey der Gottschedischen Eintheilung zu bleiben. Indessen befremdet es uns einiger Maßen, daß er bey diesen Zeitwörtern so gar nichts durch allgemeine Regeln zu bestimmen gesucht hat, deren sich doch verschiedene möchten ausfündig machen lassen, Z. B.

Alle diese Zeitwörter haben in der 2ten und 3ten Person des Präsentis den Umlaut, oder sie verändern das a, o, u, in ä, ö, ü. Ich schlage, du schlägst, er schlägt. Ich stosse, du stössest, er stösset. Nur mahlen, hauen, saugen, kommen und schaffen, behalten ihren Vokal.

Diejenigen, so in der ersten Person des Präsentis e haben, verändern es in der 2ten und 3ten in i, und behalten dieses i auch im Imperativo. Ich gebe, du gibst, er gibt, gib. Ich stehle, du stiehlst, er stiehlt, stiehl. Aber ich genese, pflege, stehe, gebe, bewege, hebe, behalten das e.

Die, so im Imperfecto u haben, nehmen im Participio den Vokal des Präsentis wieder an. Ich trage, trug, getragen. Bloß das Wort schinden, behält das u auch im Participio, geschunden, u. a. m.

Gottsched hat schon bemerket, daß ungeachtet aller scheinbaren Unrichtigkeit dieser Conjugation, dennoch eine gewisse Ordnung darinn statt hat, die sich nach Regeln richtet. Spr. K. 329 S. und es scheinet nicht unmöglich zu seyn, daß sich diese ganze Conjugation, die wir für so irregulär halten, unter gewisse Regeln bringen lasse; aber diese Regeln aufzusuchen, hoc opus, hic labor est. Sie liegen so tief in dem Grunde der Sprache verborgen, daß es viel Arbeit und Mühe kostet, sie ans Licht hervorzuziehen. Vielleicht ist es einem künftigen Sprachforscher vorbehalten. Es kann hiemit gehen, wie mit den Verbis Neutris, von welchen wir sonst ebenfalls keine sichere Regeln hatten, den Gebrauch der Hülfswörter ich bin und ich habe, bey denselben zu bestimmen, denn was die älteren Sprachlehrer darüber gesagt haben, ist zu wenig und zu unbestimmt. Hr. Stosch ist, so viel wir wissen, der erste gewesen, welcher in den kleinen Beyträgen zur D. Spr. sich Mühe gegeben hat, hierüber gewissere Regeln ausfündig zu machen. Hr. Hemmer hat diese Regeln genutzet, auch Hr. A. ist ihnen größtentheils gefolget, und hat sie hin und wieder berichtiget,

und

und es kann wirklich dadurch der Gebrauch der Hülfswörter mit ziemlicher Richtigkeit bestimmt werden.

So nimmt Hr. A. z. B. 301 S. die Regel an, daß diejenigen Zeitwörter, welche eine Veränderung des Ortes bezeichnen, so oft der Ort ausdrücklich gemeldet, oder doch darunter verstanden wird, das Hülfswort seyn zu sich nehmen. Nach dieser Reg. nun, sollten die Wörter, einkehren, herum irren, stolpern, straucheln, nicht 304 S. unter diejenigen gerechnet werden, deren Gebrauch in einer und eben derselben Bedeutung schwankend ist: denn weil bey dem Worte einkehren, ein Ort, wo man einkehret, verstanden, und durch die Partikel ein angezeiget wird, so sollte wenigstens der Gebrauch nicht schwankend seyn, es muß nothwendig das Hülfswort seyn bekommen. Ich habe eingekehret, würde ein wirklicher Fehler seyn. So auch herum irren, ich bin, nicht ich habe herum geirret.

Stolpern und straucheln können ohne Meldung des Orts ganz richtig haben zu sich nehmen. Er hat nur ein wenig gestolpert. Ich habe gestrauchelt; aber wenn der Ort ausdrücklich genannt wird, bekommen sie seyn. Er ist bis hieher, bis an diesen Fleck gestrauchelt. Hr. A. scheinet bey dem Worte straucheln unentschlossen zu seyn. Im Wörterbuche sagt er: „Verb. regul. neutr. welches das Hülfswort haben erfordert,„ und hier setzet er es unter diejenigen, welche am besten seyn zu sich nehmen. Es kommt aber gewiß öfter mit haben, als mit seyn vor, und vielleicht kann es nicht einmal gut mit ausdrücklicher Meldung des Orts gebraucht werden, welches der Fall wäre, worinn es seyn bekommen müßte.

Auf gleiche Weise sagt er im Wörterbuche, nachhängen erfordere das Hülfswort seyn, und hier will er ihm haben beylegen. Dem Worte nachjagen gibt er zwar auch im Wörterbuche das Hülfswort haben; allein daß dieses wirklich unrichtig sey, beweisen alle andere mit nach zusammengesetzte Neutra, die eine Veränderung des Ortes anzeigen, nachgehen, nachfolgen, nachlaufen, nachkommen, nachreiten, u. s. w. welchen allen Hr. A. selbst im Wörterb. das Hülfswort seyn ganz richtig zueignet, und man kann gar keine Ursache angeben, warum nur die beyden nachhängen und nachjagen, das Hülfswort haben bekommen müßten. Das Perfectum von diesen Wörtern ist selten, und man möchte sagen, gar nicht gebräuchlich. So oft auch das Wort nachjagen in der Bibel vor-

vorkommt, so wird es doch nicht ein einziges Mal im Perfecto gefunden; da man nun das Perfectum niemals höret, so scheinet daraus die Ungewißheit zu entstehen, was man ihm für ein Hülfswort geben soll. Allein im Fall man es ausdrücklich brauchen wollte, müßte man nothwendig der Analogie aller anderen mit nach zusammengesetzten Wörter und der 101 S. 2. angeführten Regel folgen. Man würde also z. B. sagen müssen: die Husaren sind dem flüchtigen Feinde nachgejaget, nicht sie haben dem Feinde nachgejaget.

Ueber die zusammengesetzten Zeitwörter, ihren Ton, und den Gebrauch des Augments sind 105 ff. S. sehr gute und richtige Regeln gegeben. Von lobpreisen 306 S. möchte das Perfectum wohl nicht leicht vorkommen, man hat ihn lobpriesen, und wenn es von lobsingen gebraucht wird, pflegt man dieses Wort lieber zu trennen: Sie haben ihm Lob gesungen.

Wenn es 383 S. heißt: „Zuweilen folget das bestimmende Wort dem Plural des Bestimmten, die Apfelschale, Plur. die Aepfelschalen, „ so hat dieses an sich seine Richtigkeit, es geschiehet im gemeinen Leben. Man kann sagen, wirf die Aepfelschalen, und auch wirf die Apfelschalen aus dem Fenster. Auf gleiche Weise sagt man auch: sie sind Brüderkinder, und sie sind Bruderkinder. Hingegen möchte man den Plural besser in dem Falle gebrauchen: er hat im Testamente verordnet, daß alle seine Brüderkinder zu gleichen Theilen erben sollen, weil es deutlicher zu erkennen giebt, daß von den Kindern mehrerer Brüder die Rede ist, da hingegen Bruderkinder, auch viele Kinder eines einzigen Bruders bedeuten könnte. Wir wünschen also, daß Hr. Adel. genauer bestimmt hätte, welche bestimmende Wörter dem Plural des bestimmten folgen können, und in welchen Fällen es geschehe, da doch sonst in den zusammengesetzten Wörtern das bestimmende niemals im Plural stehet. So sagt man von Hausflur, nicht die Häuserflure, sondern Hausflure, von Sattel, nicht die Sättelgüter, sondern die Sattelgüter, von Dorfjunker, nicht die Dörferjunker, sondern die Dorfjunker.

Der Syntax ist mit sehr vielem Fleisse ausgearbeitet, und die gegebenen Regeln haben ihre völlige Richtigkeit. Nur hin und wieder haben wir etwas bemerket, welches zweifelhaft oder richtiger hätte gesagt werden können. Z. B. 445. S. 757 §. wird beydes gut geheissen, es lohnt, oder belohnt die Mühe nicht. Das letzte ist ganz richtig, aber das erste nicht

voll-

völlig. Man braucht zwar im gemeinen Leben das Zeitwort lohnen zuweilen mit dem Accuſativ; aber der Dativ iſt allemal richtiger, und in höheren Reden auch nur allein gebräuchlich, weil man im Paſſiv nicht ſagt, ich werde gelohnet, ſondern mir wird gelohnet. Daher ſcheinet es auch beſſer zu ſeyn: es belohnet die Mühe nicht, aber es lohnet der Mühe nicht.

467 S. 719 §. Sich in die Finger ſtechen. Wenn hier nach der Regel, ſich, der Dativ ſeyn ſoll, ſo iſt es auch recht, du wirſt ihm in die Ferſen ſtechen, welches doch im Wörterbuche für unrichtig erkläret wird.

470 S. 724 §. Ob man beſſer ſagt, das Kind wird von ſeiner Mutter geliebkoſet, oder dem Kinde wird von ſeiner Mutter geliebkoſet, wäre noch näher zu unterſuchen, man kann für beydes Gründe beybringen.

Der zweyte Theil dieſer Sprachlehre, von der Fertigkeit richtig zu ſchreiben, oder von der Orthographie, hat fünf Kapitel. 1. Allgemeine Grundſätze derſelben. 2. Von der Orthographie einzeler Buchſtaben. 3. Von Theilung der Sylben. 4. Von zuſammengeſetzten Wörtern. 5. Von den im Schreiben üblichen Zeichen.

H. A. vertheidiget die bisher gebräuchliche Rechtſchreibung, mit ſehr guten und richtigen Gründen, wider die Neuerungen, welche einige darinn haben vornehmen wollen. Er nimmt zwar den Satz an: Schreib, wie du ſprichſt, er behauptet aber dabey mit Recht, man müſſe erſt richtig ſprechen, ehe man richtig ſchreiben kann, und gründet die Rechtſchreibung, 1. auf die erweisliche und nächſte Abſtammung. 2. Auf den allgemeinen Gebrauch. 3. Auf die Analogie. 579 S.

Wenn er aber 582 S. ſagt: „Man ſchreibe, wie man „ſpricht, aber der allgemeinen beſten Ausſprache gemäß, welche „in Oberſachſen und beſonders in Meißen und dem Churkreiſe, dem Vaterlande der hochdeutſchen Mundart, aber auch hier „nicht unter dem großen Haufen, ſondern in den höheren Klaſſen der Einwohner, und den feineren Geſellſchaften zu ſuchen „iſt;“ ſo ſcheinet ſolches zu partheyiſch für dieſe Gegenden zu ſeyn, und andere werden ihm darinn widerſprechen. Hr. Hemmer will auch eine Stimme für die Pfälziſche Mundart haben, und es iſt gewiß, daß auch in Meißen ſelbſt in den feineren Geſellſchaften, nicht alles mit vollkommener Richtigkeit geſprochen wird. Man muß alſo bey der Ausſprache ſelbſt ſchon,

bloß auf den Gebrauch einer besonderen Provinz, sondern vielmehr auf Regeln und Grundsätze sehen. Wenn man z. B. in Meißen das Wort Blatt und die letzte Sylbe in überall gedehnt spricht, wie Hr. A. im Wörterbuche vorschreibt, so ist solches dem Sprachgrunde sowohl, als der guten Aussprache zuwider, und es würde unrecht seyn, sich in der Rechtschreibung darnach zu richten. Die Regel, welche 606 S. gegeben wird: „Wo die Aussprache ungewiß ist, da entscheidet die Abstammung oder der allgemeine Gebrauch,„ ist auch hier zu beobachten. In diesen Wörtern ist der Gebrauch sie zu dehnen nicht allgemein, sie werden vielmehr, dem allgemeinen Gebrauche nach, mit zweyen Consonanten geschrieben, welches ein Zeichen ist, daß der Vokal geschärft werden muß, daher muß man dem Sprachgrunde nach, denenjenigen Recht geben, welche sie kurz oder geschärft aussprechen, wenn gleich ganz Sachsen sie dehnen sollte.

592 S. 26. §. Man kann auch dies als eine Ursache angeben, warum in zusammengesetzten Wörtern, wo zwey s zusammen kommen, diese besser einzeln als zusammengezogen geschrieben werden, weil man das letzte weich aussprechen muß, so wie es im Anfange eines Wortes oder einer Sylbe lautet. Wenn man Aufsatz, Aufsaat, aufsehen schriebe, so würde das letzte s so scharf lauten wie in Wasser, besser, darum schreibt man Ausfatz, Aussaat, aussehen, damit es weicher ausgesprochen werde.

Da diese Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuss. Landen bestimmt ist, so haben wir nicht umhin gekonnt, dasjenige, was uns darinn noch nicht vollkommen richtig zu seyn, oder eine nähere Bestimmung nöthig zu haben scheinet, mit aller Freymüthigkeit anzumerken. Sprachkundige Leser werden urtheilen, in wie weit unsere Anmerkungen gegründet sind, und wir hoffen, Hr. A. selbst werde sie nicht ungütig aufnehmen, da er in der Vorrede einen jeden ersucht, ihm seine Bemerkungen bekannt zu machen. Sollte er eine oder die andere richtig befinden, so wird es uns ein wahres Vergnügen seyn, wenn wir seinen Beyfall erhalten. Sie sind weitläuftiger geworden, als wir anfangs glaubten, und wir können daher nur noch mit wenigem sagen, daß wirklich diese Sprachlehre vor allen, welche wir bisher bekommen haben, den Vorzug verdienet. Da sie eigentlich für Gymnasien und höhere Schulen geschrieben ist, so verspricht Hr. A. nächstens einen

Aus-

Abdruck von etwa zehen bis zwölf Bogen zum Gebrauche der niederen Schulen herauszugeben.

T.

12. Erziehungsschriften.

Hamburgischer Kinderalmanach für das Jahr 1781. oder Weyhnachtsgeschenk für kleine Kinder, in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen, die ihrer Fähigkeit angemessen sind. Oder: kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. H. Campe. Fünfter Theil. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung. 1780. 11 Bogen in klein Octav.

Die Einrichtung ist die nämliche wie in den vorhergehenden Theilen und wie wir sie in den Anzeigen derselben angegeben haben; deswegen wir sie hier nicht aufs neue wiederhohlen, sondern den Leser, der diese Kinderbibliothek nicht schon kennet, auf jene verweisen. Der gegenwärtige Theil ist besonders reich an wohlgewählten und lehrreichen, sowohl poetischen als prosaischen Aufsätzen: kaum einer bis zwey sind uns aufgefallen, von denen man fragen möchte, in welcher Absicht sie hier stehen. Ausser den Verfassern, die bereits in den vorigen Theilen Beyträge hergegeben hatten, haben wir in diesem auch Schlözern, Nicolai und Gleim, gefunden; auch von der Demois. Rudolphi lasen wir einige recht gut geschriebene Stücke, z. E. Wilhelm und Franz, und das Lied an ein neugebohrnes Kind. Dem Ringstück Seite 29, da jedes Kind nach Empfangung des Ringes, ein Urtheil, etwas Merkwürdiges aus der Geographie, ein Räthsel, einige Verse, und ein Sprichwort hersagen muß, wünschen wir auf allen Kinderstuben eine fleißige Nachahmung. Im dritten Abschnitt, der der dritten Stufe des kindlichen Alters bestimmt ist, werden die Tageszeiten des sel. Zacharia, abgekürzt und mit zweckmäßigen Abänderungen, zum Theil von Hrn. Funken, gelirfert. Die Veränderungen sind stark und zahlreich, und bestehen grösstentheils in Weglassungen solcher Stellen, die der Mechanismus des Gedichts zwar nothwendig machte, die aber mehr für den Le-

Lesser vom Geschmack als für den Knaben Interesse zu haben scheinen; als Anrufungen, Episoden, Prosopopöien und andre kühnere Beschreibungen, und in Abkürzungen und Zusammenziehungen mehrerer Verse, so daß das Gedicht gewissermaßen einem aus alten Bruchstücken neu zusammengesetzten Ganzen ähnlich sieht: wirklich sind die durch Abkürzungen getrennten Theile so gut wieder zusammengepaßt worden, daß man ohne Vergleichung des Originals die gleichwohl häufigen Weglassungen kaum merkt. Der Herausgeber mag es übrigens übernehmen, den Schatten des Dichters wieder zu versöhnen, wenn er durch die Zerstümmelung eines seiner Lieblingsgedichte beunruhigt werden sollte. Wir wollen doch nur aus dem Anfang des Morgens einige Veränderungen zur Probe angeben. Gleich vom 7ten Vers an fehlen die Anrufung der Muse Thomsons, die Anrede an Gärtner, und die Prosopopöie der Nacht bis: zitternd verschwinden die Sternen ꝛc. drey Verse darauf wird wieder die 19 versetzte Beschreibung der Träume übergangen. In dem darauf folgenden Gemählde des anbrechenden Morgens fehlen die zwey entbehrlichen Verse: waldichte Hügel erheben ihr Haupt ꝛc. Die Worte des Dichters:

Da aus hohen waldichten Wipfeln veralteter Eichen
Mit schwerer fliegendem Flug der Rabe zu fernen Gefilden

Fortzieht ꝛc.

heissen hier: Hellscher krächzend und schwerer u. s. w. eine glückliche Verbesserung! Das Bild von dem um seine Geliebte herum girrenden Tauber,

— Die bald nach spröden Verzögern
Ihm den verweigerten Kuß noch süsser, noch feuriger, hin giebt,

ist weggeblieben; so auch die Scene am Ufer des Meeres bey aufgehender Sonne, in zwanzig Versen. Der Vers;

Alles lächelt entzückt von trunkner Freude verschönert:

lautet hier:

Alles lächelt entzückt vom Sonnenglanze verschönert.

Ein Exempel der Zusammenziehung geben folgende Verse:

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne
Schatten und Schauder und Schlaf zum Niedergange zurücke,
Ihre wohlthätige Kraft gießt sich durch alle Geschöpfe,
Und der Puls der Natur fängt an von neuem zu schlagen.

Die-

Diese sind hier in zwey zusammengezogen:

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne
Schatten und Schlaf und belebt von neuem alle Geschöpfe.

Gleich darauf fehlt die ganze schöne Stelle von der Verzeihlichkeit des Sonnendienstes, die Anrede an die Sonne ist abgekürzt, und die Schilderung der Jahrszeiten im Gefolge der Sonne übergangen. Und so geht es durch das ganze Gedicht bis zu Ende fort.

Pf.

Kurzgefaßte Gedanken über die Bildung des Herzens, ob sie ohne Bildung des Verstandes möglich sey, und zugleich über Empfindsamkeit, Unempfindsamkeit, und Enthusiasmus, entworfen von J. J. H. Scheller, Rector des Königl. Gymnas. illustr. in Brieg. Breslau, bey Gutsch. 1780. 5 Bogen in 8.

Die Schrift, die uns hier Hr Scheller zu lesen giebt, hatte er anfänglich zu einer Einladungsschrift bestimmt, hernach aber zu einer Rede gebraucht. Sie ist eine neue und gründliche Ausführung des schon von vielen Erziehern eingeschärften Satzes, daß dasjenige, was man Bildung des Herzens nennt, ohne vorhergegangene Bildung des Verstandes, fruchtlos und schädlich sey; in die aber der V. so manche andre gute Gedanken einzuflechten weis, daß sie auch für diejenigen, die in der Hauptsache längst mit ihm einverstanden sind, lesenswürdig wird.

Das Herz bilden heißt, ihm ein richtiges und dauerhaftes Gefühl gegen das wirklich Gute und Böse, gegen das wirklich Edle und Unedle, folglich auch dauerhafte und thätige Neigungen und Abneigungen verschaffen. Je grösser ein Genie ist, desto stärker sind seine Empfindungen (Gefühle), desto heftiger seine Neigungen und Abneigungen: allein es springt leicht von einem Aeussersten auf das andere über. Eben so gehen auch die Gefühle leicht vorüber, die das tragische Theater hinterläßt. Daher kann die Neigung zum Guten und Edlen zuweilen stark und dennoch nicht zugleich dauerhaft und thätig seyn; und in diesem Fall ist das Herz noch nicht vollkommen gebildet, es

hat

nach der Sprache der Welt, eine Heyrath aus Liebe nenne; jeder Enthusiasmus aber bey eintretendem Verstande, verschwinde: so sey die Ursache begreiflich, warum so viele sogenannte Heyrathen aus Affektion in Haß und Kaltsinn ausarteten. — Gleichen Grund habe auch der unächte poetische Enthusiasmus junger Dichterlinge, imgleichen der gelehrte Enthusiasmus vieler Studenten für das Ansehen ihres Lehrers. — Je ungebildeter demnach der Verstand ist, desto schlechter sey allemal auch das Herz. Man sage zwar im gemeinen Leben von einem einfältigen Menschen: er habe einen schlechten Verstand, aber ein gutes Herz: allein man nenne das fälschlich gutes Herz, was eigentlich nur die dem schwachen Verstand nothwendige Folgsamkeit, Leichtgläubigkeit, Nachahmung und Willfahrung sey, und die Veränderlichkeit des Einfaltigen, seine leichte Ausartung zum Gegentheil und seine Wuth zeige, daß es an dem wahren guten Herzen fehle; eben so sey es mit dem guten Herzen der Kinder beschaffen. (Hier muß doch wohl eine Zweydeutigkeit des Worts bemerkt werden, da gutes Herz bald bloße Anlage dazu, bald ein durch Erziehung und Grundsätze zum Wohlwollen gebildetes Herz bedeutet.) Auch zeuge die Erfahrung (gewiß nicht eines jeden,) daß Menschen von verderbten Herzen, immer auch einen ungebildeten Verstand gehabt hätten; und von einem Menschen, der sein böses Herz bessere, sage man ja: er komme endlich zu Verstand. Wie nun aber diese Bildung des Verstandes anzustellen sey, davon spricht der V. nur ganz kurz; nämlich man müsse die Kenntniß moralischer Dinge vornämlich aus der h. Schrift hohlen, (kannten die die Weisen des Alterthums?) man müsse den Verstand durch beständiges Gewöhnen zum Nachsinnen über sinnliche (soll wohl sittliche, heissen) Gegenstände und Handlungen, deren Ursachen und Folgen, schärfen, welches sonderlich bey Erklärung der Alten auf Schulen geschehen könne — Offenbar hat hier Hr. Sch. über diesen Hauptpunkt, wie man den Verstand, in Rücksicht auf das moralische Gefühl bilden müsse, viel zu wenig gesagt: zu verzeihen war es ihm, wenn er als Redner hier abbrach; nicht aber, daß er seiner Rede, da er sie aus gedruckt geben wollte, nicht vorher die nöthige Ausdehnung gab.

Zf.

Nach-

Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königlichen Pädagogii zu Ilfeld von C. G. Heyne, Hofrath und Professor. Göttingen — Dieterich — 1780. 100 Seiten in 4.

Wenn ein Heyne spricht, wer wollte nicht gern zuhören! Das Vergnügen sollen denn die Leser dieser Anzeige auch haben, nur bisweilen von den Anmerkungen des Recensenten unterbrochen.

„Mit königlicher Genehmigung ist in Ilfeld eine beständige Aufsicht über den Lehrvortrag und das ganze Litterärische des Pädagogii, mit bestimmten Visitationen eingeführt; es sind neue Lektionen, welche die Scholaren unentgeldlich hören können, es sind für diejenigen, welche ganze Pensionen nicht bezahlen können, und für Pensionären, welche eine Erleichterung als Belohnung verdienen, halbe Pensionen gestiftet worden; die Bibliothek des Pädagogii hat von Zeit zu Zeit schöne Vermehrungen erhalten; es ist nunmehr auch eine anscheinende Hoffnung zu dem Bau eines neuen Bibliotheksaals mit einem grossen Saal für die Leibesübungen und die Erhohlungsstunden, wo die Scholaren beysammen übersehen werden können. Der Lehrvortrag selber ist, nach den bessern Einsichten, die unser Zeitalter hierüber bekommen hat, (möchten doch manche lateinische Männer diesen Ausspruch eines Heyne beherzigen!) durch einen rühmlichen Eifer der Lehrer, zum Theil auch durch Aufnahme neuer Lehrer, verbessert; der ganze Plan des Unterrichts ist der Grundverfassung des Pädagogii, der Bestimmung der Scholaren und den Zeitumständen zu folge, festgesetzt, und die Disciplin, die schon vorhin ein gutes Mittel zwischen Mönchszwang und ausgelassener Freyheit hielt, ist in einigen Fällen, wo man sah, daß sich von den neuen pädagogischen Verbesserungsvorschlägen nützlicher Gebrauch machen ließ, durch neue gute Veranstaltungen verbessert worden. In einem Zeitalter, wo alles von Pädagogik spricht, wäre es gleich tadelhaft, sich vom Strom der Neuerungssucht hinreissen lassen, und gegen alle bessere Einsichten bey dem hergebrachten bleiben wollen. — Ilfeld hat eine glückliche Lage zu einer Erziehungsanstalt. — Die Anzahl der Scholaren kann und darf nie so groß werden, daß sie nicht mehr gut zu übersehen wäre. — Das Pädagogium zu Ilfeld ist seiner ursprünglichen sowohl, als seiner natürlichsten Einrichtung (vermuthlich derjenigen, die

ihren Grund in seiner natürlichen Lage hat,) noch zu einer gelehrten Schule bestimmt. Um gleichwohl den Anforderungen des Zeitalters Genüge zu thun ist die Veranstaltung dahin gemacht, daß auch andere Jünglinge, welche sich den eigentlichen gelehrten Studien nicht widmen wollen, daselbst aufgenommen und gebildet werden können. (Wie? dies ist zwar S. 59. aber viel zu unvollständig gesagt, und doch ist dies ein schwerer Punkt.) — Es giebt wenig große Schulen, welche sowohl von der seit dreißig Jahren verbesserten Behandlung und Erklärungsart der alten Klassiker, als von den aufgeklärten Begriffen in der Pädagogik, die in unsern Zeiten um sich greifen, einen merklichen Vortheil gezogen hätten. Will man unparteiisch seyn, so muß man so viel zugeben: die Begriffe und guten Grundsätze von der Erziehung, die vorhin nur in einzelnen denkenden Köpfen und in Schriften solcher Köpfe vorhanden waren, sind nun allgemein in Gang gekommen, und haben die Aufmerksamkeit eines größern Theils des denkenden Publikums auf sich gezogen. — Das Schulwesen hat im Grossen und im Ganzen durch neue Anstalten und Einrichtungen in mehrern Landen, unter denen doch die katholischen Schulanstalten zahlreicher und von größerm Umfange sind, eine neue Gestalt bekommen. — Von den sogenannten lateinischen Schulen, Stadtschulen und Gymnasien weiß ich wenigstens unter der großen Menge noch wenige, wo eine verhältnißmäßige Umschmelzung und Verbesserung der Einrichtung und des Unterrichts erfolgt wäre. — Zu großem Theil haben die neuern Pädagogen den guten Einfluß ihres Eifers auf öffentliche Schulen selbst gehemmt; sie erwarteten von ihren Projekten alles; sie wollten das alte Gebäude, die einmal festgesetzte Verfassung der Schulen, ganz übern Haufen werfen, und hatten das, was sie auf der Stelle dagegen aufführen wollten, noch viel zu wenig überdacht. — Mehr Werth, als alle Vorschläge von Verbesserungen hat für mich überall ein gelehrter und tüchtiger Schulmann, der durch Eifer, Einsicht und angemessene Geisteskräfte bey einer auch fehlerhaften Schulverfassung mehr ausrichten wird, als alle Schulverbesserungen bewirken können, so lange es an tüchtigen Schulmännern fehlt, und, bey unserm Schulwesen, durchaus fehlen muß. (Ich kann mir aber keine Schulverbesserung ohne Zubereitung und Einführung tüchtiger Lehrer denken; diese macht gerade das wesentlichste Stück davon aus. Die Lehrer sind die Seele, und die äussern Einrichtungen sind der Leib der Anstalt; und eins von den

vielen Ursachen, warum wir bisher nicht mehr gute Lehrer haben, ist auch diese, daß der gute Wille, den ein Lehrer mitbringt, erstickt, seine gute Anlage nicht genützt, seine Kräfte durch zu viele oder verkehrte Arbeiten erschöpft werden, alles durch Schuld der fehlerhaften Einrichtungen. — Mich dünkt, es ist ein unfruchtbarer und müßiger Satz, zu sagen: Mir ist ein gutes Pferd lieber, das mich durch alle schlechten Wege hindurch trägt, als alle Vorschläge zur Verbesserung der Wege. Freylich helfen mir zu der Zeit, da ich durchaus reiten muß, die Vorschläge nichts. Aber, wenn sie übrigens gut sind, und zu ihrer Ausführung nicht alle Hoffnung schlechterdings verlohren ist, sind sie denn nicht mehr werth, als das eine Pferd, das mir durchhilft?) — Jene Schulverbesserer waren ferner, wenigstens zum grössern Theile, mit alter Litteratur zu wenig bekannt, (in welcher Rücksicht zu wenig? um vernünftige Vorschläge zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung zu thun? oder um von denen, die mit der alten Litteratur genugsam bekannt sind, oder bekannt seyn wollen, angehört zu werden?) und auf den mächtigen Unterschied zwischen der gelehrten und der gemeinen bürgerlichen Ausbildung zu wenig aufmerksam. (Worinn besteht dieser Unterschied? können nicht bis in ein gewisses Alter beyderley Arten von Zöglingen einerley Ausbildung und Unterricht geniessen?) Ihre Aeusserungen über alles, was sich auf alte Litteratur, ihren Gebrauch und ihre Absicht beziehr, und ihre Vorschläge zur Erlernung der Latinität, welche für künftige Kaufleute, Künstler und Krieger allenfalls gut seyn, aber unmöglich für solche, die sich künftig den Studien widmen sollen, passen können, mußten das Gelächter der Humanisten erregen; wenigstens solcher, die mehr nichts, als Humanisten waren, und von demjenigen, was zur Ausbildung des menschlichen Verstandes und Besserung seines Herzens gehört, viel zu kurze und eingeschränkte Einsichten besassen. (Schade um den schönen Namen Humanisten, daß ihn diejenigen führen können, die von der Ausbildung des m. pB. und der B. seines H. viel zu kurze und eingeschränkte Einsichten besitzen. Aber sollten denn diese uneigentlichen Humanisten mit so vielem Rechte gelacht haben, daß selbst ein Heyne in diesem Stück auf ihre Seite treten, und behaupten kann, die Vorschläge der neuern Pädagogen zur Erlernung des Lateins passen unmöglich für solche, die studiren, und allenfalls nur für solche, die nicht studiren sollen? Wenigstens J. M. Gesner war nicht dieser Meynung.) — Ueberhaupt scheint die

die Einrichtung einer neuen Schule weniger Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, als die Verbesserung einer alten. (Es scheint auch wohl bloß so, denn die lokalen, persönlichen, innerlichen und äusserlichen Hindernisse werden wohl bey Errichtung einer neuen Schule eben so mannigfaltig und unzählig seyn, als bey Verbesserung einer alten). Diese Hindernisse können zum Theil nicht anders als durch eine das Schulwesen eines ganzen Landes umfassende Hand gehoben werden. Ohne eine allgemeine Aufsicht über das Schulwesen, ohne ein bestelltes Collegium, welches das Ganze unter Augen hat, und die anzusetzenden Schulmänner prüfen und Anweisung und Rath zur Schulverwaltung an jedem Orte geben kann, ist für die Verbesserung des Schulwesens überhaupt wenig zu hoffen. Mangel an den zu Verbesserungen nöthigen Fonds, und Mangel an aufgeklärten Begriffen, welche eine bessere Anwendung der bereits vorhandenen Fonds bewirken könnten, sind Hindernisse, die sich gleich Anfangs der Wegräumung aller übrigen entgegen stellen. Aufgeklärte Begriffe vom Schulwesen lassen sich aber nur von sehr wenigen Männern in einem Lande erwarten; es gehören gar viele Studien und Kenntnisse, die nicht in dem Wege, den man gemeiniglich geht, liegen, eine bestimmte Richtung der Geisteskräfte, lange Aufmerksamkeit, Beobachtung und Erfahrung dazu, auch nur die Mängel und die Schwierigkeiten, geschweige die Mittel ihnen abzuhelfen, einzusehen. Gleichwohl geht es, wie in der Arzneykunst: alle Welt kurirt. — Ein Hauptverderben des Schulwesens in verschiedenen Ländern ist, daß es so viele lateinische Schulen giebt, und an Orten, wo keine hingehören, und wo keine bestehen können. — Die Landesuniversität mag die herrlichste, die blühendste von der Welt seyn; sind die Schulen im Lande schlecht, so ist die Lebenskraft in den ersten Quellen vertrocknet. — Eben diese Menge von lateinischen Schulen veranlaßt zu großem Theil den Zufluß von so vielen untauglichen Studirenden, die zum größten Nachtheil für sie selbst, für den Staat, für den gelehrten Stand und für die Gelehrsamkeit, den bürgerlichen Ständen entzogen werden. — Gleichwohl ließ sich an jenen kleinen Orten mit eben den Fonds, die einmal vorhanden sind, eine rechte gute bürgerliche Schule unterhalten. — Schulen, worinn sich künftig Studirende bilden sollen, man nenne sie lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien, große Schulen, wie man will, braucht ein Land kaum zwey oder drey.“ —

Diese

Dies ist ein vortrefflicher Auszug aus Hrn. H. allbekanntem Glaubensbekenntniß, den ich um desto lieber hergesetzt habe, je mehr Einfluß ich mir davon auf manche Leser verspreche. Was nun die besondern Einrichtungen des Ilfeldischen Pädagogii anlangt, so muß ich auf die Nachricht selbst verweisen. Sie sind so vernünftig, billig und zweckmäßig, als man es von dem vorhin geäußerten Grundsätzen und Einsichten des Hrn. H., in so fern ihre Befolgung nicht durch Umstände gehindert wird, erwarten kann. Ich will nur eins und das andere anführen. Kein Benefiziat wird anders als nach einer Probezeit von drey Monaten angenommen. — Ein jeder Benefiziat soll sich bey seiner Aufnahme zu einem dreyjährigen Aufenthalt auf dem P. verbindlich machen; doch kann derjenige noch früher dimittirt werden, welcher nach vorgängigem Examen zur Akademie tüchtig befunden worden. Wenn S. 39 ff. die Beantwortung der Frage: Warum die Erlernung der gelehrten Sprachen immer noch einen Hauptgegenstand auf Schulen ausmachen muß? kein Genüge thut; wer auch nicht mit dem Satz zufrieden ist, der mehrmalen, z. B. S. 15 vorkömmt, „daß der Unterricht sogar von Latein und Griechisch ausgehen müsse;" der wird doch immer die Mäßigung bewundern müssen, mit der ein so großer Philolog seine Meynung in diesem Stück vorträgt. — Darüber habe ich mich gewundert, daß S. 51 versprochen wird: „im Fall einmal die Zahl der Scholaren, die sich der Theologie widmen wollen, beträchtlich seyn, oder es von den Eltern verlangt werden wird, solle auch ein Grundriß von der theologischen Moral gegeben werden." Wenn die theologische Moral innern Werth, wenn sie Einfluß auf Herz und Sinn der Zöglinge hätte: so müßte sie getrieben werden, es möchten Theologen da seyn oder nicht, viel oder wenig da seyn, und die Eltern möchten es verlangen oder nicht. Ist sie aber bloß ein Stück vom theologischen Hausrath, oder wohl gar nur ein Putzstück des gelehrten Theologen, wie es mir fast das Ansehen hat; so muß sie bis zur Universität verschoben werden, oder man muß auch auf dem Pädagog. dem künftigen Juristen die Institutionen oder dergleichen etwas lesen, wenn man analogisch verfahren will. — Besser gefällt mir, was gleich darauf von der Logik und Metaphysik gesagt wird. — Ich war begierig zu wissen, ob noch lateinische Verse gemacht werden, und wie viel Zeit man darauf wende. Aber ich habe nichts entscheidendes darüber gefunden. Nur S. 54 steht folgendes: „Auf Uebung in Ausarbeitung deutscher und lateinischer Aufsätze

bloß auf den Gebrauch einer besonderen Provinz, sondern vielmehr auf Regeln und Grundsätze sehen. Wenn man z. B. in Meißen das Wort Blatt und die letzte Sylbe in überall gedehnt spricht, wie Hr. A. im Wörterbuche vorschreibt, so ist solches dem Sprachgrunde sowohl, als der guten Aussprache zuwider, und es würde unrecht seyn, sich in der Rechtschreibung darnach zu richten. Die Regel, welche 606 S. gegeben wird: „Wo die Aussprache ungewiß ist, da entscheidet die Abstammung oder der allgemeine Gebrauch,„ ist auch hier zu beobachten. In diesen Wörtern ist der Gebrauch sie zu dehnen nicht allgemein, sie werden vielmehr, dem allgemeinen Gebrauche nach, mit zweyen Consonanten geschrieben, welches ein Zeichen ist, daß der Vokal geschärft werden muß, daher muß man dem Sprachgrunde nach, denenjenigen Recht geben, welche sie kurz oder geschärft aussprechen, wenn gleich ganz Sachsen sie dehnen sollte.

592 S. 26. §. Man kann auch dies als eine Ursache angeben, warum in zusammengesetzten Wörtern, wo zwey s zusammen kommen, diese besser einzeln als zusammengezogen geschrieben werden, weil man das letzte weich aussprechen muß, so wie es im Anfange eines Wortes oder einer Sylbe lautet. Wenn man Aussatz, Ausaat, aussehen schriebe, so würde das letzte s so scharf lauten wie in Wasser, besser, darum schreibe man Aussatz, Aussaat, aussehen, damit es weicher ausgesprochen werde.

Da diese Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuss. Landen bestimmt ist, so haben wir nicht umhin gekonnt, dasjenige, was uns darinn noch nicht vollkommen richtig zu seyn, oder eine nähere Bestimmung nöthig zu haben scheinet, mit aller Freymüthigkeit anzumerken. Sprachkundige Leser werden urtheilen, in wie weit unsere Anmerkungen gegründet sind, und wir hoffen, Hr. A. selbst werde sie nicht ungütig aufnehmen, da er in der Vorrede einen jeden ersucht, ihm seine Bemerkungen bekannt zu machen. Sollte er eine oder die andere richtig befinden, so wird es uns ein wahres Vergnügen seyn, wenn wir seinen Beyfall erhalten. Sie sind weitläuftiger geworden, als wir anfangs glaubten, und wir können daher nur noch mit wenigem sagen, daß wirklich diese Sprachlehre vor allen, welche wir bisher bekommen haben, den Vorzug verdienet. Da sie eigentlich für Gymnasien und höhere Schulen geschrieben ist, so verspricht Hr. A. nächstens einen

Aus-

Abzug von etwa zehen bis zwölf Bogen zum Gebrauche der niederen Schulen herauszugeben.

T.

12. Erziehungsschriften.

Hamburgischer Kinderalmanach für das Jahr 1781. oder Weyhnachtsgeschenk für kleine Kinder, in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen, die ihrer Fähigkeit angemessen sind. Oder: kleine Kinderbibliothek, herausgegeben von J. H. Campe. Fünfter Theil. Hamburg, in der Heroldschen Buchhandlung. 1780. 11 Bogen in klein Octav.

Die Einrichtung ist die nämliche wie in den vorhergehenden Theilen und wie wir sie in den Anzeigen derselben angegeben haben; deswegen wir sie hier nicht aufs neue wiederhohlen, sondern den Leser, der diese Kinderbibliothek nicht schon kennet, auf jene verweisen. Der gegenwärtige Theil ist besonders reich an wohlgewählten und lehrreichen, sowohl poetischen als prosaischen Aufsätzen: kaum einer bis zwey sind uns aufgestossen, von denen man fragen möchte: in welcher Absicht sie hier stehen. Ausser den Verfassern, die bereits in den vorigen Theilen Beyträge hergegeben hatten, haben wir in diesem auch Schlözern, Nicolai und Glewna, gefunden; auch von der Demoiselle Rudolphi finden wir einige recht gut geschriebene Stücke, z. E. Wilhelm und Franz, und das Lied an ein neugebohrnes Kind. Dem Ringstück Seite 29 da jedes Kind nach Empfangung des Ringes, ein Urtheil, etwas Merkwürdiges aus der Geographie, ein Räthsel, einige Verse, und ein Sprichwort hersagen muß, wünschen wir auf allen Kinderfesten eine fleißige Nachahmung. Im dritten Abschnitt, der der dritten Stufe des kindlichen Alters bestimmt ist, werden die Tageszeiten des sel. Zacharia, abgekürzt und mit zweckmäßigen Abänderungen, zum Theil von Hrn. Funken, polirtert. Die Veränderungen sind stark und zahlreich, und bestehen größtentheils in Weglassungen solcher Stellen, die der Mechanismus des Gedichts zwar nothwendig machte, die aber mehr für den Le-

Leser vom Geschmack als für den Knaben Interesse zu haben scheinen; als Anrufungen, Episoden, Prosopopöien und andre kühnere Beschreibungen, und in Abkürzungen und Zusammenziehungen mehrerer Verse, so daß das Gedicht gewissermaßen einem aus alten Bruchstücken neu zusammengesetzten Ganzen ähnlich sieht: wirklich sind die durch Abkürzungen getrennten Theile so gut wieder zusammengepaßt worden, daß man ohne Vergleichung des Originals die gleichwohl häufigen Weglassungen kaum merkt. Der Herausgeber mag es übrigens übernehmen, den Schatten des Dichters wieder zu versöhnen, wenn er durch die Zerstümmelung eines seiner Lieblingsgedichte beunruhigt werden sollte. Wir wollen doch nur aus dem Anfang des Morgens einige Veränderungen zur Probe angeben. Gleich vom 7ten Vers an fehlen die Anrufung der Muse Thomsons, die Anrede an Gärtner, und die Prosopopöie der Nacht bis: zitternd verschwinden die Sternen ꝛc. drey Verse darauf wird wieder die 19 versetzte Beschreibung der Träume übergangen. In dem darauf folgenden Gemählde des anbrechenden Morgens fehlen die zwey entzückenden Verse: von dichte Hügel erheben ihr Haupt ꝛc. Die Worte des Dichters:

Da aus hohen waldichten Wipfeln veralteter Eichen
Mit schwebr fliegendem Flug der Rabe zu fernen Gefilden

Fortzieht ꝛc.

heissen hier: Holfeder krächzend und schwebr u. s. w. eine glückliche Verbesserung! Das Bild von dem um seine Geliebte herum girrenden Tauber,

— Die bald nach spröden Verzögern
Ihm den verweigerten Kuß noch süsser, noch feuriger, hingiebt,

ist weggeblieben; so auch die Scene am Ufer des Meeres bey aufgehender Sonne, in zwanzig Versen. Der Vers,

Alles lächelt entzückt von trunkner Freude verschönert:

lautet hier:

Alles lächelt entzückt vom Sonnenglanze verschönert.

Ein Exempel der Zusammenziehung geben folgende Verse:

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne
Schatten und Schauder und Schlaf zum Niedergange zurücke,
Ihre wohlthätige Kraft giesst sich durch alle Geschöpfe,
Und der Puls der Natur fängt an von neuem zu schlagen.

Die-

Diese sind hier in zwey zusammengezogen:

Aber auf einmal verjagt die triumphirende Sonne
Schatten und Schlaf und belebt von neuem alle Geschöpfe.

Gleich darauf fehlt die ganze schöne Stelle von der Verzeihlichkeit des Sonnendienstes, die Anrede an die Sonne ist abgekürzt, und die Schilderung der Jahrszeiten im Gefolge der Sonne übergangen. Und so geht es durch das ganze Gedicht bis zu Ende fort.

Pf.

Kurzgefaßte Gedanken über die Bildung des Herzens, ob sie ohne Bildung des Verstandes möglich sey, und zugleich über Empfindsamkeit, Unempfindsamkeit, und Enthusiasmus, entworfen von J. J. H. Scheller, Rector des Königl. Gymnas. illustr. in Brieg. Breslau, bey Gutsch. 1780. 5 Bogen in 8.

Die Schrift, die uns hier Hr Scheller zu lesen giebt, hatte er anfänglich zu einer Einladungsschrift bestimmt, hernach aber zu einer Rede gebraucht. Sie ist eine neue und gründliche Ausführung des schon von vielen Erziehern eingeschärften Satzes, daß dasjenige, was man Bildung des Herzens nennt, ohne vorhergegangene Bildung des Verstandes, fruchtlos und schädlich sey; in die aber der V. so manche andre gute Gedanken einzuflechten weis, daß sie auch für diejenigen, die in der Hauptsache längst mit ihm einverstanden sind, lesenswürdig wird.

Das Herz bilden heißt, ihm ein richtiges und dauerhaftes Gefühl gegen das wirklich Gute und Böse, gegen das wirklich Edle und Unedle, folglich auch dauerhafte und thätige Neigungen und Abneigungen verschaffen. Je grösser ein Genie ist, desto stärker sind seine Empfindungen (Gefühle), desto heftiger seine Neigungen und Abneigungen: allein es springt leicht von einem Aeussersten auf das andere über. Eben so gehen auch die Gefühle leicht vorüber, die das tragische Theater hinterläßt. Daher kann die Neigung zum Guten und Edlen zuweilen stark und dennoch nicht zugleich dauerhaft und thätig seyn; und in diesem Fall ist das Herz noch nicht vollkommen gebildet, es

hat aber wegen seiner biegsamen Masse eine Anlage zur Bildung. Wie also kann denn das Herz gebildet werden? Nicht durch Empfindsamkeit: dadurch wird der Mensch weibisch, furchtsam, und ein Spiel der Phantasie und Leidenschaften — Die Seele wird aller Eindrücke empfänglich, und einem aus einem stark geheitzten Zimmer kommenden Körper ähnlich. Oft vielmehr haben wir in der Welt nöthig, unser Herz zu verhärten und zu stählen, wo Empfindsamkeit ein wahres Unglück ist. Diese giebt uns ohnedem die Natur, wie man an Kindern sieht: Unempfindsamkeit aber, die wir so oft zu unsrer Ruhe nöthig haben, muß sich der Mensch selbst verschaffen. Unsre neuen moralischen Schriften überspannen das Gefühl gar sehr, und suchen den Menschen gegen Dinge empfindsam zu machen, die er ohnedem mit der hitzigsten Begierde liebt; da man ihn doch vielmehr zur Mäßigkeit, Geduld, Standhaftigkeit und andern schwehren Pflichten ermuntern sollte. Es werden dadurch Leute gebildet, denen bey jeder anscheinenden Gefahr das Herz klopft, die bey jeder Widerwärtigkeit murren und weinen, und wenn sie ihre zügellosen Begierden nicht befriedigen können, sich, wie ein junger Werther, lieber todt schiessen, als sie bändigen. Ob es überhaupt der gebildeten menschlichen Natur gemäß sey, leicht zu Thränen gereizt zu werden, und ob es uns wirklich zur Ehre gereichen könne; sey noch ungewiß. Thränen zeigten allemal Seelenschwäche und Weichlichkeit an: man fange von der Geburt an zu weinen, und fahre fort bis ins Jünglingsalter zu weinen, und jedermann nenne es kindisch; Eltern und Lehrer bestraften es, und wir wollten gleichwohl noch im männlichen Alter, und zwar mit Beyfall des Publikums weinen? (Freylich zeugt das Weinen mehr von Schwäche als Stärke der Seele: gleichwohl aber sind die Thränen, die man an dem Kinde und Jünglinge tadelt, größtentheils von andrer Art, als die Thränen des seine oder fremde Noth stark empfindenden Mannes. Wahr aber ist es immer, daß Schriften, die alle Kunst anwenden, den Menschen noch weinerlicher zu machen als er ohnedem ist, eben nicht viel Verdienst haben.) Ein wahrer Weiser ist zu rechter Zeit empfindsam, und zu rechter Zeit unempfindlich, sonst wäre es mit aller Heldenschaft und Tugend aus: alle Tugenden verlangen einen festen Boden, und einen gesetzten, folglich gewissermaßen gehärteten und unempfindlichen Geist, ohne denselben gehen Geduld, Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Keuschheit verlohren. Empfindsamkeit der Seele macht demnach eben so wenig das Wesen der Bil-

Bildung des Herzens aus, als die Biegsamkeit des Wachses seine Bildung heissen kann. Soll diese Bildung aber glücklich bewirkt werden: so muß man vorher auf richtige Erkenntniß und feste Ueberzeugung bedacht seyn, und folglich mit dem Verstande anfangen. Moralische Schilderungen und Tugendsprüche werden nur dem das Herz zu thätigen und dauerhaften Gefühlen öffnen, der vorher von dem Wesen der Tugend und des Lasters, ihren Bestandtheilen und Quellen richtige Begriffe hat: so wenig ein Gemählde den Fremden rührt, der das Original nicht kennet. Eben so, meynt der V. müßten gutererzählte Beyspiele und Geschichte tugendhafter und lasterhafter Handlungen nebst ihren Ausgängen, zwar allemal rühren, aber den Unkenner nur so, wie etwan ein Kind eine vorgezeigte Menge Dukaten, oder einen Spieler ein Donnerwetter rührt, nicht anhaltend und thätig. (Hier scheinet der V. den Unkenner, oder den in der Sittenlehre nicht unterrichteten mit dem schon verderbten und zu Leidenschaften schon verwöhnten Menschen zu verwechseln.) Das nämliche urtheilt der V. auch von Romanen und Schauspielen, als vorgeschlagenen Mitteln zur Bildung des Herzens, deren Eindrücken, die Uebertreibung der Charaktere, Erdichtung, Fehler des Schauspielers und Unterbrechung durch Possen hinderlich wären; erklärt den moralischen Nutzen der letztern für höchst zufällig und gesteht ihnen bloß den Vortheil eines für viele nöthigen Zeitvertreibs und der Gemüthserhohlung zu; meynt auch, die Dreistigkeit, die man für junge Leute aus theatralischen Uebungen erwarte, sey bloß Dreistigkeit in der Verstellung und Heucheley, aber nicht in eigenem Charakter.

Der Verstand muß demnach bey moralischen Gegenständen allezeit der Empfindung und Neigung vorarbeiten: denn wir können nichts lieben noch hassen, dessen Beschaffenheit uns unbekannt ist. Empfindungen hingegen ohne richtige Kenntniß und ohne geschärfte Beurtheilungskraft arte in Schwärmerey aus; alle Enthusiasten würden es durch verstandslose Empfindsamkeit: nirgends sey die Phantasie geschäftiger und das Gefühl dienstfertiger, als wenn der Verstand schlafe, wie man an Betrunkenen und Träumenden sehe, daher nähmen in unsern Tagen die Religionsverfolgungen ab, und der Pöbel sey zur Schwärmerey geneigter als der Gelehrte. Auch die verliebte Schwärmerey entstehe daher, daß man zu heftig fühlt, ehe man richtige Kenntnisse erhalten, und richtig geurtheilt hat. Da man nun eine in dieser Schwärmerey getroffene Heyrath,

nach der Sprache der Welt, eine Heyrath aus Liebe nenne; jeder Enthusiasmus aber bey eintretendem Verstande, verschwinde: so sey die Ursache begreiflich, warum so viele sogenannte Heyrathen aus Affektion in Haß und Kaltsinn ausarteten. — Gleichen Grund habe auch der unächte poetische Enthusiasmus junger Dichterlinge, imgleichen der gelehrte Enthusiasmus vieler Studenten für das Ansehen ihres Lehrers. — Je ungebildeter demnach der Verstand ist, desto schlechter sey allemal auch das Herz. Man sage zwar im gemeinen Leben von einem einfältigen Menschen: er habe einen schlechten Verstand, aber ein gutes Herz: allein man nenne das fälschlich gutes Herz, was eigentlich nur die dem schwachen Verstand nothwendige Folgsamkeit, Leichtgläubigkeit, Nachahmung und Willfahrung sey, und die Veränderlichkeit des Einfaltigen, seine leichte Ausartung zum Gegentheil und seine Wuth zeige, daß es an dem wahren guten Herzen fehle; eben so sey es mit dem guten Herzen der Kinder beschaffen. (Hier muß doch wohl eine Zweydeutigkeit des Worts bemerkt werden, da gutes Herz bald bloße Anlage dazu, bald ein durch Erziehung und Grundsätze zum Wohlwollen gebildetes Herz bedeutet.) Auch zeuge die Erfahrung (gewiß nicht eines jeden,) daß Menschen von verderbten Herzen, immer auch einen ungebildeten Verstand gehabt hätten; und von einem Menschen, der sein böses Herz bessere, sage man ja: er komme endlich zu Verstand. Wie nun aber diese Bildung des Verstandes anzustellen sey, davon spricht der V. nur ganz kurz; nämlich man müsse die Kenntniß moralischer Dinge vornämlich aus der h. Schrift hohlen, (kannten die die Weisen des Alterthums?) man müsse den Verstand durch beständiges Gewöhnen zum Nachsinnen über sinnliche (soll wohl sittliche, heissen) Gegenstände und Handlungen, deren Ursachen und Folgen, schärfen, welches sonderlich bey Erklärung der Alten auf Schulen geschehen könne — Offenbar hat hier Hr. Sch. über diesen Hauptpunkt, wie man den Verstand, in Rücksicht auf das moralische Gefühl bilden müsse, viel zu wenig gesagt: zu verzeihen war es ihm, wenn er als Redner hier abbrach; nicht aber, daß er seiner Rede, da er sie ans gedruckt geben wollte, nicht vorher die nöthige Ausdehnung gab.

Zf.

Nach-

Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königlichen Pädagogii zu Ilfeld von C. G. Heyne, Hofrath und Professor. Göttingen — Dieterich — 1780. 100 Seiten in 4.

Wenn ein Heyne spricht, wer wollte nicht gern zuhören! Das Vergnügen sollen denn die Leser dieser Anzeige auch haben, nur bisweilen von den Anmerkungen des Recensenten unterbrochen.

„Mit königlicher Genehmigung ist in Ilfeld eine beständige Aufsicht über den Lehrvortrag und das ganze Litterärische des Pädagogii, mit bestimmten Visitationen eingeführt; es sind neue Lektionen, welche die Scholaren unentgeldlich hören können, es sind für diejenigen, welche ganze Pensionen nicht bezahlen können, und für Pensionären, welche eine Erleichterung als Belohnung verdienen, halbe Pensionen gestiftet worden; die Bibliothek des Pädagogii hat von Zeit zu Zeit schöne Vermehrungen erhalten; es ist nunmehr auch eine anscheinende Hoffnung zu dem Bau eines neuen Bibliotheksaals mit einem grossen Saal für die Leibesübungen und die Erhohlungsstunden, wo die Scholaren beysammen übersehen werden können. Der Lehrvortrag selber ist, nach den bessern Einsichten, die unser Zeitalter hierüber bekommen hat, (möchten doch manche lateinische Männer diesen Ausspruch eines Heyne beherzigen!) durch einen rühmlichen Eifer der Lehrer, zum Theil auch durch Aufnahme neuer Lehrer, verbessert; der ganze Plan des Unterrichts ist der Grundverfassung des Pädagogii, der Bestimmung der Scholaren und den Zeitumständen zu folge, festgesetzt, und die Disciplin, die schon vorhin ein gutes Mittel zwischen Mönchszwang und ausgelassener Freyheit hielt, ist in einigen Fällen, wo man sah, daß sich von den neuen pädagogischen Verbesserungsvorschlägen nützlicher Gebrauch machen ließ, durch neue gute Veranstaltungen verbessert worden. In einem Zeitalter, wo alles von Pädagogik spricht, wäre es gleich tadelhaft, sich vom Strom der Neuerungssucht hinreissen lassen, und gegen alle bessere Einsichten bey dem hergebrachten bleiben wollen. — Ilfeld hat eine glückliche Lage zu einer Erziehungsanstalt. — Die Anzahl der Scholaren kann und darf nie so groß werden, daß sie nicht mehr gut zu übersehen wäre. — Das Pädagogium zu Ilfeld ist seiner ursprünglichen sowohl, als seiner natürlichsten Einrichtung (vermuthlich derjenigen, die

ihren Grund in seiner natürlichen Lage hat,) noch zu einer gelehrten Schule bestimmt. Um gleichwohl den Anforderungen des Zeitalters Genüge zu thun ist die Veranstaltung dahin gemacht, daß auch andere Jünglinge, welche sich den eigentlichen gelehrten Studien nicht widmen wollen, daselbst aufgenommen und gebildet werden können. (Wie? dies ist zwar S. 59. aber viel zu unvollständig gesagt, und doch ist dies ein schwerer Punkt.) — Es giebt wenig große Schulen, welche sowohl von der seit dreißig Jahren verbesserten Behandlung und Erklärungsart der alten Klassiker, als von den aufgeklärten Begriffen in der Pädagogik, die in unsern Zeiten um sich greifen, einen merklichen Vortheil gezogen hätten. Will man unparteyisch seyn, so muß man so viel zugeben: die Begriffe und guten Grundsätze von der Erziehung, die vorhin nur in einzelnen denkenden Köpfen und in Schriften solcher Köpfe vorhanden waren, sind nun allgemein in Gang gekommen, und haben die Aufmerksamkeit eines größern Theils des denkenden Publikums auf sich gezogen. — Das Schulwesen hat im Großen und im Ganzen durch neue Anstalten und Einrichtungen in mehrern Landen, unter denen doch die katholischen Schulanstalten zahlreicher und von größerm Umfange sind, eine neue Gestalt bekommen. — Von den sogenannten lateinischen Schulen, Stadtschulen und Gymnasien weiß ich wenigstens unter der großen Menge noch wenige, wo eine verhältnißmäßige Umschmelzung und Verbesserung der Einrichtung und des Unterrichts erfolgt wäre. — Zu großem Theil haben die neuern Pädagogen den guten Einfluß ihres Eifers auf öffentliche Schulen selbst gehemmt; sie erwarteten von ihren Projekten alles; sie wollten das alte Gebäude, die einmal festgesetzte Verfassung der Schulen, ganz übern Haufen werfen, und hatten das, was sie auf der Stelle dagegen aufführen wollten, noch viel zu wenig überdacht. — Mehr Werth, als alle Vorschläge von Verbesserungen hat für mich überall ein gelehrter und tüchtiger Schulmann, der durch Eifer, Einsicht und angemeßne Geisteskräfte bey einer auch fehlerhaften Schulverfassung mehr ausrichten wird, als alle Schulverbesserungen bewirken können, so lange es an tüchtigen Schulmännern fehlt, und, bey unserm Schulwesen, durchaus fehlen muß. (Ich kann mir aber keine Schulverbesserung ohne Zubereitung und Einführung tüchtiger Lehrer denken; diese macht gerade das wesentlichste Stück davon aus. Die Lehrer sind die Seele, und die äußern Einrichtungen sind der Leib der Anstalt; und eins von den

wer-

vielen Ursachen, warum wir bisher nicht mehr gute Lehrer haben, ist auch diese, daß der gute Wille, den ein Lehrer mitbringt, erstickt, seine gute Anlage nicht genützt, seine Kräfte durch zu viele oder verkehrte Arbeiten erschöpft werden, alles durch Schuld der fehlerhaften Einrichtungen. — Mich däucht, es ist ein unfruchtbarer und müßiger Satz, zu sagen: Mir ist ein gutes Pferd lieber, das mich durch alle schlechten Wege hindurch trägt, als alle Vorschläge zur Verbesserung der Wege. Freylich helfen mir zu der Zeit, da ich durchaus reiten muß, die Vorschläge nichts. Aber, wenn sie übrigens gut sind, und zu ihrer Ausführung nicht alle Hoffnung schlechterdings verlohren ist, sind sie denn nicht mehr werth, als das eine Pferd, das mir durchhilft?) — Jene Schulverbesserer waren ferner, wenigstens zum größern Theile, mit alter Litteratur zu wenig bekannt, (in welcher Rücksicht zu wenig? um vernünftige Vorschläge zur Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung zu thun? oder um von denen, die mit der alten Litteratur genugsam bekannt sind, oder bekannt seyn wollen, angehört zu werden?) und auf den mächtigen Unterschied zwischen der gelehrten und der gemeinen bürgerlichen Ausbildung zu wenig aufmerksam. (Worinn besteht dieser Unterschied? können nicht bis in ein gewisses Alter beyderley Arten von Zöglingen einerley Ausbildung und Unterricht geniessen?) Ihre Aeusserungen über alles, was sich auf alte Litteratur, ihren Gebrauch und ihre Absicht bezieht, und ihre Vorschläge zur Erlernung der Latinität, welche für künftige Kaufleute, Künstler und Krieger allenfalls gut seyn, aber unmöglich für solche, die sich künftig den Studien widmen sollen, passen können, mußten das Gelächter der Humanisten erregen; wenigstens solcher, die mehr nichts, als Humanisten waren, und von demjenigen, was zur Ausbildung des menschlichen Verstandes und Besserung seines Herzens gehört, viel zu kurze und eingeschränkte Einsichten besassen. (Schade um den schönen Namen Humanisten, daß ihn diejenigen führen können, die von der Ausbildung des m. W. und der B. seines H. viel zu kurze und eingeschränkte Einsichten besitzen. Aber sollten denn diese uneigentlichen Humanisten mit so vielem Rechte gelacht haben, daß selbst ein Heyne in diesem Stück auf ihre Seite treten, und behaupten kann, die Vorschläge der neuern Pädagogen zur Erlernung des Lateins passen unmöglich für solche, die studiren, und allenfalls nur für solche, die nicht studiren sollen? Wenigstens J. M. Gesner war nicht dieser Meynung.) — Ueberhaupt scheint

die Einrichtung einer neuen Schule weniger Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, als die Verbesserung einer alten. (Es scheint auch wohl bloß so, denn die lokalen, persönlichen, innerlichen und äusserlichen Hindernisse werden wohl bey Errichtung einer neuen Schule eben so mannigfaltig und unzählig seyn, als bey Verbesserung einer alten). Diese Hindernisse können zum Theil nicht anders als durch eine das Schulwesen eines ganzen Landes umfassende Hand gehoben werden. Ohne eine allgemeine Aufsicht über das Schulwesen, ohne ein bestelltes Collegium, welches das Ganze unter Augen hat, und die anzusetzenden Schulmänner prüfen und Anweisung und Rath zur Schulverwaltung an jedem Orte geben kann, ist für die Verbesserung des Schulwesens überhaupt wenig zu hoffen. Mangel an den zu Verbesserungen nöthigen Fonds, und Mangel an aufgeklärten Begriffen, welche eine bessere Anwendung der bereits vorhandenen Fonds bewirken könnten, sind Hindernisse, die sich gleich Anfangs der Wegräumung aller übrigen entgegen stellen. Aufgeklärte Begriffe vom Schulwesen lassen sich aber nur von sehr wenigen Männern in einem Lande erwarten; es gehören gar viele Studien und Kenntnisse, die nicht in dem Wege, den man gemeiniglich geht, liegen, eine bestimmte Richtung der Geisteskräfte, lange Aufmerksamkeit, Beobachtung und Erfahrung dazu, auch nur die Mängel und die Schwierigkeiten, geschweige die Mittel ihnen abzuhelfen, einzusehen. Gleichwohl geht es, wie in der Arzneykunst: alle Welt kurirt. — Ein Hauptverderben des Schulwesens in verschiedenen Ländern ist, daß es so viele lateinische Schulen giebt, und an Orten, wo keine hingehören, und wo keine bestehen können. — Die Landesuniversität mag die herrlichste, die blühendste von der Welt seyn; sind die Schulen im Lande schlecht, so ist die Lebenskraft in den ersten Quellen vertrocknet. — Eben diese Menge von lateinischen Schulen veranlaßt zu großem Theil den Zufluß von so vielen untauglichen Studirenden, die zum größten Nachtheil für sie selbst, für den Staat, für den gelehrten Stand und für die Gelehrsamkeit, den bürgerlichen Ständen entzogen werden. — Gleichwohl ließ sich an jenen kleinen Orten mit eben den Fonds, die einmal vorhanden sind, eine rechte gute bürgerliche Schule unterhalten. — Schulen, worinn sich künftig Studirende bilden sollen, man nenne sie lateinische Schulen, Lyceen, Gymnasien, große Schulen, wie man will, braucht ein Land kaum zwey oder drey.“ —

Dies

Dies ist ein wörtlicher Auszug aus dem H. allbekannten Glaubensbekenntniß, den ich um desto lieber hergesetzt habe, je mehr Einfluß ich mir davon auf manche Leser verspreche. Was nun die besondern Einrichtungen des Ilfeldischen Pädagogii anlangt, so muß ich auf die Nachricht selbst verweisen. Sie sind so vernünftig, billig und zweckmäßig, als man es von dem vorhin angeführten Grundsätzen und Einsichten des Hrn. H., in so fern ihre Verfolgung nicht durch Umstände gehindert wird, erwarten kann. Ich will nur eins und das andere anführen. Kein Beneficiat wird anders als nach einer Probezeit von drey Monaten angenommen. — Ein jeder Beneficiat soll sich bey seiner Aufnahme zu einem dreyjährigen Aufenthalte auf dem P. verbindlich machen; doch kann derjenige noch früher dimittirt werden, welcher nach vorgängigem Examen zur Akademie tüchtig befunden worden. Wenn S. 39 ff. die Beantwortung der Frage: Warum die Erlernung der gelehrten Sprachen immer noch einen Hauptgegenstand auf Schulen ausmachen muß? kein Genüge thut; wer auch nicht mit dem Satz zufrieden ist, der mehrmalen, z. B. S. 15 vorkömmt, „daß der Unterricht sogar von Latein und Griechisch ausgehen müsse;" der wird doch immer die Mäßigung bewundern müssen, mit der ein so großer Philolog seine Meynung in diesem Stück vorträgt. — Darüber habe ich mich gewundert, daß S. 51 versprochen wird: „im Fall einmal die Zahl der Scholaren, die sich der Theologie widmen wollen, beträchtlich seyn, oder es von den Eltern verlangt werden wird, solle auch ein Grundriß von der theologischen Moral gegeben werden." Wenn die theologische Moral innern Werth, wenn sie Einfluß auf Herz und Sinn der Zöglinge hätte: so müßte sie getrieben werden, es möchten Theologen da seyn oder nicht, viel oder wenig da seyn, und die Eltern möchten es verlangen oder nicht. Ist sie aber bloß ein Stück vom theologischen Hausrath, oder wohl gar nur ein Putzstück des gelehrten Theologen, wie es mir fast das Ansehen hat; so muß sie bis zur Universität verschoben werden, oder man muß auch auf dem Pädagog. dem künftigen Juristen die Institutionen oder dergleichen etwas lesen, wenn man analogisch verfahren will. — Besser gefällt mir, was gleich darauf von der Logik und Metaphysik gesagt wird. — Ich war begierig zu wissen, ob noch lateinische Verse gemacht werden, und wie viel Zeit man darauf wende. Aber ich habe nichts entscheidendes darüber gefunden. Nur S. 54 steht folgendes: „Auf Uebung in Ausarbeitung deutscher und lateinischer Aufsätze

Das Buch ist zu seinem Zweck sehr brauchbar. Der Hr. Verf. hat die bekannten Erziehungsschriften genutzt, und die Quintessenz daraus hier vorgetragen, worüber er sich denn in seinen pädagogischen Vorlesungen weiter ausbreitet. Hin und wieder wünscht ich Etwas anders, oder weg. Was Herr S. S. 7. den Erziehungslehrer nennt, ist der Erzieher. Er und seines Gleichen, die die Grundsätze der Erziehungskunst vortragen, sind Erziehungslehrer. Angebohrne Begriffe, S. 13, möchten sich bey dem Kinde wohl nicht offenbaren. Die Natur hat wohl nicht, S. 44, dem Säugling eine gewisse Schamhaftigkeit eingepflanzet; diese ist vielmehr ein Werk der Erziehung. Ob man, nach S. 68, den Kindern, sobald sie zu stammeln anfangen, einen kurzen Seufzer zum täglichen Gebrauch vorsagen dürfe, muß wohl noch weiter untersucht werden. Wider die Fugen der Andacht, S. 69, möchte Mancher auch etwas einzuwenden haben, wenn er gleich übrigens ein eifriger Christ ist. Was die Bekanntmachung der theologischen Geheimnisse an die Kinder betrifft, z. B. der Dreyeinigkeit, so ist Rec. mit dem Hrn. Verf. der Meynung, S. 76, daß sie früh geschehen müsse, weil das Kind mehr zum Glauben aufgelegt ist, als der Erwachsne, dessen Vernunft sich wider dergleichen Dinge auflehnt. Geglaubt müssen sie nun einmal werden, diese Geheimnisse, weil ohne diesen Glauben keine Seligkeit, d. i. kein Bleiben unter irgend einer von den christlichen Partheyen ist. Da nun zu diesem Glauben gar kein Verstand gehört, ja, da das Nichtdaseyn des Verstandes nothwendig dazu erfodert wird: so kann der Einwurf wider das frühe Lehren der theologischen Geheimnisse nicht gelten, den man von der Schwäche des Kinderverstandes hergenommen hat. Diese Schwäche ist gerade der Hauptgrund für das frühe Lehren solcher Dinge. Ob Knaben, S. 86, im siebenten Jahr schon zur wissenschaftlichen Erziehung einem Lehrer übergeben werden müssen, und zwar aus dem Grunde, den der Hr. Verf. anführt, das wird man sehr bezweifeln, wenn man Herrn Abe Resewitzens Ged. Vorschl. und M. 2. B. 3. St. gelesen und beherzigt hat. S. 106. fiel es mir auf, daß ein Lehrer einige der ihm nöthigen Eigenschaften und Vollkommenheiten, durch die Wirkung der bessernden göttlichen Gnade erlangen soll. Was sind das für E. und V., fragte ich, die er auf diese Art erlangt, und wie erlangt er sie dadurch? Ich suche und finde S. 113. f. folgendes: „Wenn Natur- und Amtsgaben durch die das Herz bessernde und zum lautersten Zweck richtende Gnade veredelt

und

und geheiligt werden; so läßt sich von einem Schulmann alles Gute erwarten. Er erkennet mit Ueberzeugung die Vortrefflichkeit der christlichen Lehre, u. s. w.“ Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie ganz abschreiben könnte. Man mag sie bey dem Herrn Verf. selbst nachlesen und sehen, ob man ihm in diesem Stück mehr Beyfall geben kann, als ich. So viel ich sehe, läuft alles darauf hinaus, daß der Erzieher ein moralisch guter Mann, ein unverdrossener, geduldiger, gewissenhafter, und, auch bey einem schlechten Dienst, zufriedener Mann, durch die Wirkung der Gnade werden soll. Es steht aber kein Wort da, wie er dies alles durch die Gnade wird, ob es übernatürlich oder natürlich, unmittelbar oder mittelbar dabey zugeht? Soll die Gnade übernatürlich und unmittelbar wirken: so braucht es ja keiner Bildung der Lehrer, keiner Seminarien für sie, keiner Anstrengung von ihrer Seite; so wird die Gnade Alles an Allen wirken, wenn sie Etwas an Einigen wirkt; so wird keiner nöthig haben, etwas zu lernen, sich um Methode, u. dgl. zu bekümmern; so wird keiner sich ja aus einem schlechten Schuldienst wegwünschen, vielmehr wird jeder Superintendent einen Dorfschulmeisterdienst begehren, um die Krone des Lebens desto gewisser zu haben. Ich gestehe, daß ich mir von einer solchen Gnade keinen Begriff machen kann, und daß ich es nicht wagen möchte, angehende Lehrer auf sie zu verweisen und zu vertrösten. Sie würden mir, wenn ich etwas an ihnen tadelte, antworten: „Die Gnade hat noch nicht in uns gewirkt;“ und ich würde nicht wissen, was ich ihnen darauf sagen sollte. Soll ich sagen: „Ihr müßt euch erst der Gnade werth machen.“ Aber wann ist einer der Gnade werth? Etwa wenn er so ist, wie ihn der Hr. Verf. §. 33. beschreibt? Aber dann ist er ja schon, was er durch die Gnade erst werden soll, und braucht also diese Gnade nicht weiter. Oder wie muß er sonst seyn? Was muß er sonst thun? Sich die Gnade erflehen? Ich habe gehört, daß man dies, wenn es gläubig und erhörbar seyn soll, auch nicht anders als durch die Gnade soll thun können. Nun weiß ich nicht mehr, woran ich bin. Nun muß ich mich in meinen Lehnstuhl setzen, und auf die Gnade warten, die mich um die Gnade bitten lehrt. Wenn dies aber die angehenden Lehrer thun wollten, so möchte die Erziehungsbesserung schlecht von Statten gehn.

Diesem nützlichen Buche ist ein eben so nützlicher Anhang beygefügt, worinn alle bisher erschienene pädagogische Schriften nach ihren verschiedenen Gattungen und Arten namhaft gemacht,

machet, und ihr Werth bisweilen mit einem Paar Worten angezeigt wird.

Hz.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Versuch eines Handbuchs für diejenigen, welche die Kameralwissenschaft nicht als ein Handwerk lernen und mit der Landwirthschaft den Anfang machen wollen. Frankfurt, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner, 1778. 18 Bogen in 8.

Gegenwärtiges Buch (vom Regierungsrath Springer) soll wohl eine Art eines Kommentars zum Dithmarschen Lehrbuche der Kameralwissenschaften, und zwar besonders zur Landwirthschaft seyn. Dithmar, einer der ersten, der über diese Wissenschaften ein systematisches Lehrbuch in gedrängter Kürze schrieb, erwarb sich allerdings dadurch in den damaligen Zeiten ein großes Verdienst; allein itzt, da die Oekonomie, die Polizey- und Kameralwissenschaft, jede für sich immer mehr und mehr bearbeitet worden, da man die Grenzlinien dieser Wissenschaften sowohl an und für sich selbst, als auch in Verbindung mit andern Hülfswissenschaften genauer gezogen, jede dieser Hauptwissenschaften für sich als ein Ganzes betrachtet und sie immer mehr und mehr von fremden Materialien gereinigt hat, ist das obgenannte Kompendium schon ziemlich überflüßig geworden. Der Verf. hat sich also ohnehin durch diese Arbeit eben kein vorzügliches Verdienst erworben; aber dies wird dadurch noch mehr verringert, als er offenbare Unrichtigkeiten angebracht. Den ökonomischen Theil seines Buchs lassen wir zwar in so fern in seinen Würden, als wir keine grobe Fehler darinn bemerkt haben, obgleich die Ausführung oft hätte besser seyn können, aber der juristische Theil ist fast unter aller Kritik. Daß der Verf. ein besserer Oekonom als Rechtsgelehrter ist, gereicht ihm gar nicht zur Schande, und vermittelst seiner ökonomischen Kenntnisse hätte er immer noch was bessers schreiben können als einen Kommentar über den Dithmar, des sind wir von ihm überzeugt, aber warum er sich mit

andern

andern Wissenschaften groß machen will, ist welchen er bald ein gänzlicher Fremdling ist, das ist Rec. unbegreiflich. Um uns zu rechtfertigen, wollen wir einige in den ersten Abschnitten vorgetragene Lehren, in möglichster Kürze, näher beleuchten.

Gleich im 1. §. sagt der Verf. „Pfandschillings- Wiederkaufs- Fideicommiß, wie auch durch antichretischen Kontrakt verpfändete Güter hätten alle darinn mit den Lehnen eine gewisse Aehnlichkeit: daß das Eigenthum darüber fortdauernd sey.“ — Ein antichretischer Pfandinhaber hat also seiner Meynung nach auch schon ein Eigenthum, nur daß es nicht eben ein fortdauerndes ist! — §. 2 heißt es: „ein Lehngut ist nicht viel mehr als ein Gut, das man zur Miethe besitzt.“ (ein Anfänger hätte eine bessere Erklärung geben können als diese ist!) nur tritt der wichtige Unterschied dabey ein, daß die Aufkündigung der Miethe nicht dabey statt hat, u. s. f.“ — Wenn dies der einzige Unterschied ist und der Verf. sonst keinen weiß, so steht es in der That um diejenigen Lehnhöfe, wo nach dem 3. §. der Kameralist oder der Consulent, nebst den ökonomischen Geschäften, auch die Lehnsgeschäfte besorgen muß, wirklich erbärmlich, wenn dieser nämlich im Lehnswesen nicht besser bewandert ist, als unser Verf., oder wenn er es erst aus diesem seinen Handbuche lernen soll. — Falsch heißt es ferner im 7. §: „Man müsse sich unter den Ausdrücken miles in den ältern Urkunden einen Edelmann denken:“ freylich sind in neuern Zeiten diese daraus geworden, nicht aber war damals schon jeder Miles ein Edelmann, ob es gleich allerdings seine Richtigkeit hat, daß ein Miles eben nicht ein heutiger Musquetier gewesen. Im 11. §. differiren Majorat und Fideicommiß nicht eigentlich eben so von einander, wie effectus und causa. Durch ein Fideicommiß kann die Erbfolge entweder auf ein Majorat oder Minorat oder Senigrat, oder endlich auch auf die Primogenitur bestimmt werden, und so ist alsdenn die Einführung dieser Gattungen von Erbfolgen eine Würkung des Fideicommisses, so wie das Fideicommiß die causa derselben. Dem Verf. scheint es hier wenigstens an distinkten und deutlichen Begriffen gefehlt zu haben. Im 13. §. ein neuer unverzeihlicher Fehler: „ein Fideicommiß,“ heißt es, „ist eine Art von Testament nach römischen Rechte“ — (Wo mag der Verf. allen den Unsinn her haben!) — Wenn es eben daselbst in der Folge ferner heißt: „daß öfters fideicommissarische Erbschaften repudirt würden von den ersten Fideicommiß-Erben, weil zu viel dabey risquirt würde,“ so muß Rec. gestehen, daß er das

Blicke hin überall nicht einsiehe, ja schier nichts begreifen kann, was der Verfasser dabey wohl in Gedanken gehabt haben könne. So wie alle hieher gehörige Definitionen in diesem Buche sehr fehlerhaft sind, so ist es auch die im 17. §. von einer Pertinenz. Alles, wovaus ein Gut besteht, kann wohl nach dem blossen Gefühl schon unmöglich Pertinenz seyn. Die im zweyten Kapitel vorgetragene juristische Kautelen sind ungemein unzulänglich; so wird z. B. im 30. §. die Einwilligung des Landesherrn nicht eben grade zu, zur Veräusserung des Immobiliarvermögens der Unmündigen nach römischen Rechten erfordert; die vorzüglichste Kautel ist überdies noch vergessen worden, nämlich die öffentliche Proclamation, denn bey einem bloßen Gewährleistungsversprechen dürfte man wohl sehr zu kurz kommen. Vom constituto possessorio hat der Verf. im 35. §. auch nicht den rechten Begriff, so wie er auch im 36. §. das Interusurium mit dem interesse morae für einerley hält, da doch beyde von einander wesentlich unterschieden sind. Ueberhaupt verwechselt der Verf. in diesem und den folgenden §. §. bis zu Ende des Kapitels, Zinsen, Interusurium und Interesse mit einander, und in Absicht des interesse tam damni emergentis quam lucri cessantis, weis er gar nichts zu unterscheiden. Als Cameralist verdient übrigens der Verf. auch in der Absicht Dank, daß er wider diejenigen eifert, die ohne Unterschied alles zum neuen Fond für die Kammer zu machen bemüht sind. Wir hätten übrigens gewünscht, da dies Buch nach des Verf. Absicht doch zum Selbstunterricht dienen soll, daß er die vorzüglichsten neuesten ökonomischen Schriftsteller angeführt hätte. Das Selbstcitiren will es allemal nicht ausmachen. Allein die juristischen Abschnitte hätten ganz wegbleiben müssen, denn was nutzt es, daß der Verf. mit der einen Hand wieder niederreißt, was er mit der andern gebauet hat? —

V.

Patriotische Briefe über verschiedene Gegenstände, den Reichthum und die Glückseligkeit eines Landes betreffend, nebst einigen gemeinnützlichen Vorschlägen, von J. M. L., H. B. O. B. S. Nürnberg, bey Monath. 1779. 20 Bogen in 8.

Da

Da tritt abermal ein rüstiger Mann auf den Schauplatz, der im Eifer seiner patriotischen Gesinnungen alles zusammen kramt, was er in seinem ganzen Leben von Manufakturen, Handel, Landbau, Cirkulation, u. s. f. mag gehört und gelesen haben; und mit diesen geborgten Brocken schleudert er auch so gar mächtiglich um sich, spricht so dringend vom Unglück und Verfall der Länder, daß man glauben sollte, das Wohl aller möglichen Staaten beruhte nur blos auf die Erfüllung seiner patriotischen Vorschläge. Wir wollen diese indessen ganz kaltblütig etwas näher beleuchten.

Die beyden Hauptpunkte, worauf der Verf. das Glück aller Länder reducirt, bestehen darinn: den Ausfluß des Geldes möglichst zu verhüten, und so viel fremdes Geld als immer möglich ist, im Lande hinein zu ziehen suchen. Rec. lässet beyde in ihrem völligen Werth; allein ohne Zweifel müssen sie mit außerordentlicher Behutsamkeit und Mäßigung in Ausübung gebracht werden. Um also den Ausfluß des Geldes zu verhüten, verbannt der Verf. allen Kaffee, Chokolade, u. s. f. gänzlich; eben so duldet er auch keine ausländische Färbereywaaren, sondern er will alles im Lande selbst anbauen. Ehe der Verf. diesen Vorschlag in die freye Welt hinein fliegen ließ, hätte er doch billig einen genauen Kalkul ziehen sollen, wie viel Getreide, Weinländer, Wiesen, Weiden, u. s. f. dem Landmann durch den Anbau dieser Farbenmaterialien entzogen würden; und ob der Anbau dieser Produkte hinreichend den Verlust des Getreides ersetzen könnte, das an ihrer Stelle hätte gebaut werden können. Ferner verbietet unser Verf. alle mögliche ausländische Manufakturwaaren, sie mögen Namen haben wie sie immer wollen, denn alle diese Manufakturen kann er selbst anlegen. — Wenn nun würklich alle Staaten diesen Vorschlag ins Werk richten könnten; lieber patriotischer Mann! was sollte dann jeder einzelne Staat mit seinen Waaren anfangen? — Gottlob daß dieser Vorschlag wenigstens physisch unmöglich ist!

Um das fremde Geld ins Land hinein zu bringen, ist nach des Verf. Vorschlag das erste Mittel, der Handel. Recht sehr gut! aber womit wollen wir handeln, wenn jedes einzelne Land alle seine Bedürfnisse sich selbst erzeugt und fabricirt, folglich kein Land die Produkte des andern Landes nöthig hat? — Der Verf. scheint diesen Einwurf selbst gefühlt zu haben, darum hilft er sich geschwind mit der Ausflucht: Handel allein mache kein

kein Land glücklich, sondern inländische Manufakturen erhalten das Geld im Lande; ausländische entbehrliche Waaren können nicht hoch genug mit Abgaben belegt werden. (Hier bleibt also immer der ewige Zirkel, wo zuletzt der Absatz herkommen soll.) Auszuführende rohe Materialien, die im Lande selbst können verarbeitet werden, müssen, außer den ordentlichen Zöllen, noch mit besondern Concessionsgeldern belegt werden. — Wenn aber dies Land, die aus diesen Materien verfertigten Produkte von dem benachbarten Lande eben so wohlfeil und vielleicht wohlfeiler kaufen kann, als der inländische Fabrikant sie zu liefern im Stande ist; wenn durch Anlegung dieser Fabriken dem Ackerbau nützliche Hände entzogen werden: so verschwindet doch offenbar aller Nutzen der einheimischen Fabricken, sie werden eine Geissel des Landmanns, der seine Produkte nun nicht mehr auf die bestmöglichste Art absetzen kann, und ziehen den unvermeidlichen Ruin des Landes nach sich. Wahrlich! es werden äußerst viel Lokalkenntnisse bey der Ausführung eines solchen Plans erfordert; was ein König von Preußen in seinem Lande ausführen kann, und glücklich und weise ausführt, kann nicht jeder kleine Reichsfürst nachmachen; dies hätte unser Verf. wohl beherzigen sollen, da er doch nur, wie er selbst sagt, für Fürstenthümer schreibt.

Unter mehrern andern Quellen das Geld ins Land zu ziehen, rechnet der Verf. auch die Bevölkerung. Hier giebt ihm Rec. seinen herzlichen Beyfall; aber eben diese Bevölkerung zu einer unmittelbaren Geldquelle, und die Menschen zu einer Art Handelsprodukten zu machen, das ist doch wohl so kasend wie was! — So spricht unser Verf. indem er alle Mittel, die Geld ins Land bringen sollen, hernennt:

„13. Subsidiengelder, u. s. f. Ein Mittel, durch welches „am allerersten fremdes Geld ins Land gebracht, der Geldmangel gehoben, und dem Vorhaben vielen andern nützlichen Anstalten und Einrichtungen aufzuhelfen der Weg „erleichtert, auch selbst mittelst der Equipirung und Ausrüstung, denen Einwohnern neue Nahrung und Verdienst „verschaffet wird. Wozu sollte einem Staat die „starke Bevölkerung helfen, wenn er sich solcher „nicht zu seinem Besten nach Zeit und Umständen „auf die nützlichste und schicklichste Art bedienen „wollte?“ —

Warum

Warum geht der Verf. da er doch so viel mit Manufakturen und Fabriken zu thun hat, nicht lieber den Vorschlag zur Anlage einiger Menschenfabriken? Wären diese erst recht im Gange, so könnte er nach Verlauf von etwa zwanzig Jahren die Einfuhr aller fremden Menschen als Kontreband verbieten, und statt dessen, ganze Schiffsladungen voll auf eigenen Grund und Boden erzielter Menschen jährlich nach Amerika und Ostindien schicken, wo die dortigen Kriege die Menschen schon ziemlich rar und theuer gemacht haben. Man rechne nur 30 Pfund Sterling für jeden Kopf, welche unermeßliche Geldquelle!!

Was übrigens unser Verf. von der Anlage, Einrichtung, Aufsicht und Direktion der Manufakturen, imgleichen von der Kultur des Landes und der Bevölkerung sagt, ist alles sehr vortrefflich. Aber dies sind auch grade die Materien, die er aus andern guten Schriftstellern zusammen gestoppelt, und hin und wieder so jämmerlich und auf fast lächerliche Art angewandt hat.

Die auf dem Titel versprochenen gemeinnützigen Vorschläge betreffen, erstlich, eine neue Einrichtung einer Bank; aber hier spricht der Verf. so lakonisch und so mystisch, daß man unmöglich ergründen kann, was er haben will. Der zweyte betrifft die Stiftung einer Lotterie, zur Aufnahme der Landwirthschaft, und dieser ist so uneben nicht.

Ueberhaupt kann man von dem Inhalt dieser Briefe sagen: sunt bona mixta malis!

Vom Anbau und Commerce des Krapps oder der Färberröthe in Deutschland. Leipzig, bey Hilscher, 1779. 5 Bogen in 8.

Jetzt, da jeder von ökonomischen Projekten und Verbesserungsvorschlägen schwatzt, hat unser Verf. ebenfalls nicht ermangeln wollen, sein Scherflein mit beyzutragen. Etwas neues wird der Leser hier nicht finden, sondern der Verf. hat andre Schriftsteller treulich ausgeschrieben; überdies ist der Vortrag so eckelhaft gedehnt, daß Rec. es dem Verf. als eine große Wohlthat dankt, daß ersterer nicht nöthig gehabt, noch mehr als diese elenden fünf Bogen durchzulesen.

O.

14. Vermischte Nachrichten.

Deutsche Encyklopädie oder allgemeines Realwörterbuch aller Künste und Wissenschaften, von einer Gesellschaft Gelehrten. Vierter Band. Blat — Cam. Frankfurt, bey Varrentrapp, Sohn und Wenner, 1780. gr. 4. 889 Seiten.

Fängt mit Blatt an, die botanischen und entomologischen Bedeutungen sehr ausführlich, kürzer von den technologischen, z. E. Blatt; des Wollenwebers, bey musikalischen Instrumenten, bey Zimmerwerken. Die Blattern nehmen drey Bogen ein; Krankheit, Curen, Einimpfung, u. dgl. Es scheint doch nicht, daß jemand die völlige, der Arzneykunst gemässe, Behandlung dieser Krankheit aus einem Wörterbuche werde lernen wollen, oder können. Daher scheint überhaupt das Medicinische bey manchen Artikeln mehr Platz einzunehmen, als seine Brauchbarkeit hier verstattete, so gut es an sich selbst seyn mag. Böhmisten. Von Jacob Böhms Meynungen und Anhängern. Sphinx Boerhaviae heißt wohl nicht richtig: Boerhavens Sphinx, statt: Sphinx, dessen Raupe sich auf der Boerhavia nährt. Ueberhaupt ließe sich fragen: Ob man die Species eines Insekts, die nach dem Aufenthalte ihrer Larve benennt wird, unter dem Namen dieses Aufenthalts aufführen soll. Zur Uebersicht der Natur wäre es vielleicht besser, alle Species von einem Genus unter das letztere zu setzen, da allenfalls ihre Namen nach dem Alphabete zu ordnen. Freylich hat die alphabetische Stellung der Namen so viel willkührliches, daß man Jedem verstatten muß, sich hier nach seiner Einsicht zu verhalten. Blindes Dach, heißt, das mit einem Altane so umschlossen ist, daß man es von der Strasse nicht sehen kann. Die Brüstung oder das Geländer der Altane wird 4 Fuß hoch gerechnet, und die Höhe des Auges über der Strasse 5 Fuß. Daraus, aus Breite der Strasse, und des Hauses Höhe und Breite, alles in Füssen gegeben, wird die gröszte Höhe, die das Dach haben darf, berechnet. (In der algebraischen Formel, sowohl als in ihrem Ausdrucke mit Worten, sind Druckfehler und Schreibefehler, im letzten z. E. sollte: um 5 verminderte, stehen statt; vermehrte. Die Regel läßt sich aber selbst, wenn

man

man in der Formel wegläßt, was sich aufhebt, folgendergestalt noch kürzer ausdrucken: Man multiplicire die halbe Breite des Hauses, mit der um 1 Fuß verminderten Höhe, und dividire das Produkt mit der Breite der Strasse; zum Quotienten addire man 4 Fuß.) Briefgüter. Güter, die ein Gutsherr, im eigentlichsten Verstande ein Landesherr an seine Unterthanen auf lebenslangen Temporalbestand gegen einen jährlichen Pacht an Früchten, und Erlegung eines bestimmten Laudemium verleiht. Mit des Pächters Leben nimmt diese Leihe ein Ende, aber man läßt auf einen Sterbefall, gegen Erlegung des alten Landemium, die Güter gern in der Familie, oder, der Vater darf das Gut auf den Namen eines minderjährigen Kindes schreiben lassen. So werden die Unterthanen zu wichtigen Verbesserungen aufgemuntert, und des Landesherrn Capital wird ohne weitere Verordnung und Befehl, durch die Industrie der Pachter merklich erhöht, welches mit einem Beyspiele bestätigt wird. Beym Brückengewölbe kam dem Rec. zuerst die gothische Dodane sehr fremd vor, bis er in ihr den französischen Eselsrücken erkannte. Beym Bücherverbote in der römischen Kirche bemerkt der Verf. selbst ein Katholik, Manches werde nur zu Rom verboten, weil es dem Satze des Hafes nicht gemäß sey, das Verbot werde aber in der gallicanischen und deutschen Kirche nicht beobachtet. Auch müßte man in Italien die Deutschen für ziemlich dumm halten, wenn ihnen Bücher verboten werden, die jetzo keiner Seele gefährlich seyn können, z. E. von der Steerndeuterey. Man habe selbst gegen wirkliche Lehrer der Theologie, mit der Erlaubniß verbotene Bücher zu lesen sehr zurück gehalten. Und doch müsse der Lehrer die Meynungen und Gründe der Protestanten wissen, wenn er sie gehörig bestreiten solle. Einkleidung und Art des Vortrags der Protestanten könne ihm doch nicht gefährlich seyn, wenn man ihm Einsicht zutraue.

Lh.

Hanauisches Magazin. Dritter Jahrgang. Hanau, 1780. S. 456.

Wir zeigen einiges Gute, das hierinn enthalten ist, an, empfehlen aber doch dem Herausgeber eine strengere Auswahl. St. III. Von der Landschaft Guiana in Süd-Amerika, aus Briefen eines Reisenden. St. VII. Reise des Hr. Philipp

von Hanau nach dem heiligen Grab. Manches von den in der dortigen Kirche beygesetzten Hochgräflichen Leichen, ist gar unbedeutend. St. XIV. fängt Hr. Prof. Sander seine Bemerkungen auf einer Reise in Schwaben und Bayern an. Eine Sammlung von ökonomischen, physikalischen, naturhistorischen und technologischen Beobachtungen. Lob des Reitens für den Gelehrten, der Verf. that die Reise zu Pferd. Sehr umständlich von der Knochenarbeit in Geißlingen. Vom Münster in Ulm, und den seltsamen Kleidertrachten der Reichsstädter. Beym Gottesdienst bemerkte Hr. Prof. Sander viel Unanständiges. Die Sprache des Volks, und die Policey in katholischen Ländern vergißt der Verf. nicht. Merkwürdigkeiten von Augsburg, Naturalienkabineter daselbst. St. XX. Schälins Zitzenfabrik. Von dort reißte der Verf. nach München. Reichthümer im Schloß. Pracht zu Nymphenburg. Gemählde in Schleißheim. S. 186. erzählt der Verf. einen erzdummen Streich von den Mönchen in München. Bekanntschaft mit H. Jaupser. Auf der Rückreise sah der V. die schönen Eisengruben bey Aalen, und den Herbst im Ramsthal. In Königsbronn ist ein Wasserbau, ganz von Eisen. Eben so mannichfaltig, aber nicht so belehrend sind die Reisen der beyden Grafen von Hanau vor hundert Jahren, in Frankreich, England, Italien ꝛc. Für die Naturgeschichte ist besonders ein illuminirtes Kupfer vom Silberphasan in diesem Band. St. XLIII. Hr. Bergsträßer, vom Erbsenkäfer, der in trocknen Jahren dort nicht selten ist. Wieder vom Hrn. Prof. Sander kleine lehrreiche Poesien für Kinder aus der Naturgeschichte. S. 407. von einer 4½ Pfund schweren Traube, deren Zeichnung in natürlicher Größe nachgeliefert werden könnte. Merkwürdige Abbildung einer Tulpe. An der Drosera rotundifolia und longifolia L. bemerkt man eben die Eigenschaft, wie an der Dionaea Muscipula. Unter den vielen angezeigten kleinen Schriften finden wir noch am Schluß S. 451. aus Hrn. Prof. Sanders Vaterländischen Bemerkungen für alle Theile der Naturgeschichte, die den Oekonomen wichtige Bemerkung, daß die Jungen nicht so fleißig seyn sollten, im Winter Finken, Maisen ꝛc. aus den Gärten zu fangen, weil durch diese nützliche Vögel viele Insekten weggeschafft werden.

Ein

Ein Leſebuch für Söhne und Töchter zur Vermehrung der Weltkenntniß und Tugend. Altenburg, bey Richter, 1781. 8. Seiten 350.

In der Vorrede gefiel uns der Verf. ſehr wohl, aber ganz hat er die Erwartung doch nicht befriediget. Aus der neuern Geſchichte, und aus dem gemeinen Leben iſt manches erzählt. Mit Guſtavs Adolphs Liebesgeſchichte hätten wir doch nicht angefangen. Vergeblich haben wir auch etwas aus unſern beſten Schriftſtellern über Religion und Natur erwartet. Träume und Allegorien ſchmecken uns auch nicht mehr. In den erſten Wochenſchriften konnte man damit ſein Glück machen. Bräuners Wohlthätigkeit auf dem Ball in Hannover verdiente hier eine Stelle, und der Czaar, der ſeinem Gaſtwirth zu Gevatter ſteht, auch der Junge, der für ſeinen Bruder Soldat werden will. Die Geſchichte der preußiſchen Kriege hat nicht Intereſſe genug durch die Erzählung erhalten. Jacobi über Rouſſeau's Leben ſteht ſchon im Merkur, und in den neuſten Mannichfaltigkeiten. Wir wollen den Sammler nicht gerade zu abſchrecken, aber eine beſſere Auswahl wird er doch treffen müſſen.

Verſuche des Olivier Goldſmith. Aus dem Engliſchen. Baſel, bey Schweighäuſer, 1780. 8. Seiten 252.

Die Ueberſetzung iſt nicht allemal deutlich, und Sprache und Schreibart iſt oft ſchweizeriſch. Schön iſt, was der Verf. über Fröhlichkeit und Sorgloſigkeit ſagt. Aber darinn irrt er S. 41. daß Freundſchaft und Mitleid nie beyſammen ſtehen könne. Durchgängig wahr und richtig iſt der Verſuch über die Erziehung, und lehrreich alles, was er von der Macht der Gewohnheit ſagt. Den engliſchen Predigern, die das gemeine Volk verſäumen, und meiſtens Controverſen predigen, giebt G. gute Lehren. Mit vieler Laune iſt der Bettler von St. James erzählt, und traurig iſt das Stück: der Genius der Liebe. Im 24. Verſuch: der fröhliche Unglückliche, erkennt man das gute Herz des Dichters.

Uz.

Schwäbisches Magazin, von gelehrten Sachen, auf das Jahr 1780. Erstes bis zwölftes Stück. Stuttgard.

Da wir die ersten Theile dieser Monatschrift angezeigt haben, so wollen wir auch gegenwärtigen nicht unbemerkt lassen, mit welchem die Verf. dieselbe schließen, oder vielmehr ihr künftig einen andern Titel geben wollen, nämlich: Schwäbische Beyträge zur Litteratur; denn sie sagen in dem Avertissement am Ende des 10ten Stücks: „So wird künftig von 1781 „an, das Schwäbische Magazin heißen, und der Buchhändler „Stage in Augsburg, wird der Verleger und Ausgeber davon seyn."

Wir finden nicht, daß dieser Jahrgang etwas Vorzügliches vor den andern habe, und berufen uns daher auf das Urtheil, welches wir über die vorigen gefället. Die Gedanken von der besten Art die Armen zu unterstützen, 181. S. Von den Gleichnissen Christi, 21. und 273. S. Von den Mitteln dem Kindermord Einhalt zu thun, 585. S. Von den Strafen der Geschwächten, 733. S. Von den Partikeln der deutschen Sprache, und einige andere, verdienen alle Aufmerksamkeit. Ein Gedicht, Lied an Christianen, ist (einige falsche Reime abgerechnet) wirklich gut, und hat viel poetische Schönheiten.

Auf der 248. S., tadlen die Verf. an Ständlin, daß er in seinem Gedicht auf Hallern, Still und Spiel, glüht und Lied, Gefild und hüllt, u. dgl. zusammen reimet. Eben solche Fehler aber findet man in denen Gedichten häufig, welche sie hier in ihrem Magazin mitgetheilet haben, wo sie doch nicht gerüget werden. Z. B. 160. S. blüht und Gebiet. 161 S. Lehne und wäre. Herrei und sey, und 163. S., sogar Prinzen und glänzen. Das ganze Gedicht ist voll von solchen falschen Reimen. Imgleichen 367 S. Blicke und Bubenstücke, gilt und erfüllt. 368. S. Vergnügen und liegen. 369. S. Frucht und verflucht, quälen und hölen, u. a. m. Warum werden diese Reime nicht auch getadelt?

Auch dieser Theil ist nicht von Provinzial Ausdrücken und Sprachfehlern frey. Es kommen nicht nur verschiedentlich eben diejenigen vor, welche wir schon in den vorigen Theilen angemerkt haben, sondern wir haben auch noch andere gefunden. Z. B. in der Vorrede, auf der vorletzten Seite: Das Jahr ist lange. Lange wird nur gesetzt, wenn kein Hauptwort dabey

weiß stehet. Es ist langeher. Ich habe schon lange gewartet. Stehet aber ein Hauptwort dabey, so heißt es lang. Die Zeit wird mir lang. Der Brief ist zulang, und so wenig man sagen kann; das Band ist rothe grüne; das Faß ist zu kleine; sondern nothwendig sagen muß: das Band ist roth, grün; das Faß ist zu klein; eben so wenig kann man auch sagen: Das Jahr ist lange, es muß heißen: Das Jahr ist lang. S. 58. Davor statt dafür, und 325. S. vor st. für 162. S. Die Hesse, ein unbekanntes Wort, welches man bey keinem guten Schriftsteller findet. 163. S. seynd für sind 192. S. Es geschiehet ihm sauer. 195. S. Jndeme st. indem oder überdas. Mich wundert daß die Schwaben, welche das End e in einigen Wörtern so gern wegwerfen, es doch in andern zusetzen, wo es nicht seyn sollte. So stehet auch 160. S. Glücke, Geschicke, und 162. Herze, für Glück, Geschick, Herz. 335. S. derer für der. 337. S. Er weisst für er weiß. Wenn die dritte Person so nothwendig das t haben sollte, so müste man auch sagen: Er kannt, er sollt, er must, er magt, u. dgl. Ganz Deutschland aber spricht: er kann, er soll, er muß, er mag, und auch er weiß. 178. S. Bey ferner allenfalsigen Vergehungen. Allenfalsig ist ein schlecht gebildetes Wort, und gar nicht gebräuchlich. Es könnte besser heißen: Allenfalls bey fernern Vergehungen. 749 S. Rechtsstritte, für Rechtsstreite oder Rechtsstreitigkeiten, u. a. m. In dem 2ten Theil des Sprachforschers, steht am Ende ein Verzeichniß solcher Sprachfehler, die in Schwaben kein Gelehrter und Ungelehrter zu begehen im Stande ist. Man könnte aber gewiß weit ein größeres Verzeichniß solcher Fehler machen, welche außer Schwaben wohl niemand begehen möchte, wie solches diejenigen, so wir aus diesem und den vorhergehenden Theilen angemerkt haben, genugsam beweisen.

Eg.

Nachricht.

In dem, zu Häresiopel im Verlag der Etlicka presse gedruckten Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781. (S. 25. (eigentlich 41.) u. f.) wie auch in dem gelobten Deutschland von Hamberger, fortgef. von Meusel, 2te

Anag. Lemgo 1776, S. 180. ist mir die unverdiente Ehre wiederfahren, daß man mich für den Verfasser der Prüfung der Tellerschen Meynung über 1 Mos. 49. 1769. ausgegeben hat. Da ich mir nun gar nicht bewußt bin, besagte Schrift jemahls mit Augen gesehen, gelesen, oder nur irgendwo recensiret und angezeiget, gefunden zu haben; folglich unmöglich der Verfasser derselben seyn kann: so habe, zur Steuer der Wahrheit und zu Vermeidung alles Mißverständnisses, für meine Schuldigkeit geachtet, solches hiemit öffentlich zu bezeugen. Einbeck, im Julius 1781.

Ludwig Gottlieb Crome,
Rektor der Rathsschule daselbst.

Beförderungen.

1781.

Lessings Stelle an der Bibliothek zu Wolfenbüttel hat der Russischkaiserliche Legationsrath Langer, vormahls Hofmeister bey dem Grafen Ezerniscbeff, erhalten. Ein bisher in der gelehrten Republick unbekannter Name!

Herr M. Paul Jakob Bruns, der zu Ende des vorigen Jahrs von Oxford, wo er Kennikotts Gehülfe war, nach Göttingen gekommen und daselbst als Privatdocent gelebt hat, ist neulich unter dem Titel eines Professors der Litterarhistorie, als ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und zweyter Universitätsbibliothekar, nach Helmstädt berufen worden, und bereits dahin abgegangen.

Der durch verschiedene Schriften, und zuletzt durch die Geschichte der Schweitzer bekannt gewordene Herr Prof. Joh. Müller von Schafhausen, der sich lange in Genf, und vorigen Winter in Berlin, und neulich in Halberstadt aufgehalten hat, ist an Hrn. Dohms Stelle Professor am Karolinum zu Cassel geworden.

Herr Doktor und Professor Johann Bernhard Köhler, der seit niedergelegten Professuren zu Kiel und Göttingen, in seiner Vaterstadt Lübeck privatisirt hatte, hat den neulich an ihn ergangenen Ruf zu der durch den sel. Biederichs auf der Universität zu Königsberg erledigten ordentlichen Lehrstelle der griechischen

schen und morgenländischen Litteratur angenommen, und ist bereits dahin abgegangen.

Herr Pastor Salzmann in Erfurt, der sich durch die Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde und durch andre gemeinnützige pädagogische Schriften um das Wohl der Menschheit verdient gemacht hat, ist von dem Fürsten von Dessau als Professor an das Erziehungsinstitut nach Dessau berufen worden, und im April dahin abgegangen.

Auf der Universität zu Helmstädt ist Herr Prof. Ferber an des nach Altona abgegangenen Herrn Legationsraths von Schirach Stelle ordentlicher Professor der Moral geworden.

Herr Doktor Leonhardi in Leipzig ist ausserordentlicher Professor der Medicin daselbst geworden.

Herr Krause, der Uebersetzer von Youngs politischer Arithmetik, hat die ordentliche Professur der Moral auf der Universität zu Königsberg erhalten.

Anstatt des von Erlangen nach Tübingen abgegangenen Hrn. Hofraths und ordentlichen Professors der Rechtsgelehrsamkeit Gmelin ist Herr August Ludwig Schott, Doktor und ausserordentlicher Professor der Rechte, und ordentlicher Professor der Philosophie bey dem Collegio illustri in Tübingen, nach Erlangen berufen worden.

Herr Mag. Fr. V. Reinhard, bisheriger Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Wittenberg, ist ausserordentlicher Professor der Philosophie daselbst geworden.

Todesfälle.

1781.

Am 25sten März starb in St. Petersburg Herr D. Anton Johann Güldenstädt, Professor der Naturgeschichte daselbst, wie auch Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Er war zu Riga am 29sten April 1745 gebohren, und starb viel zu früh für die Beförderung nützlicher Kenntnisse.

Am

Am 9ten May starb in Berlin Herr Joseph de Fraste de Francheville, Königl. Preussischer Hofrath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, in seinem 77sten Jahr.

Am 12ten May starb auf seinem Rittergut Gauern bey Romeburg Herr Heinrich Christian Kretsch, Herzoglicher Sachs. Gothaischer Rath. Er hat sich als Dichter, besonders durch die Uebersetzung des Popischen Essay on Man, die bey Richtern in Altenburg prächtig gedruckt ist, hervor gethan.

Am 16ten May starb in Leipzig Herr Karl Ferdinand Hommel, Erb- Lehn- und Gerichtsherr auf Zweynauendorf, Großzschepa und Quesitz, Doktor und ordentlicher Professor der Rechte, der Juristenfakultät beständiger Dechant und Ordinarius, der Univerſität Decemvir, Churſächsischer Hof- und Justizrath, des Oberhofgerichts erster Beysitzer, Kapitular des Domstifts zu Merseburg, wie auch Mitglied der Churbayerschen und Fürstl. Jablonowskischen Societät der Wissenschaften, und der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig, im 59. Jahr seines Alters.

Am 15 Junius starb in Augsburg Herr Georg Christoph Kilian, berühmter Schwarzkünstler und Kupferstecher, im 73sten Jahr seines Alters.

Im Junius starb zu Kiel Herr Andreas Weber, Doktor und ordentlicher Professor der Theologie, vorher Professor der Philosophie zu Göttingen, im 63sten Jahr seines Alters.

Druckfehler.

In des XLIV. B. I. St.

S. 305. statt Vorsteher des Jungfernklosters zu Zürich, muß es heissen: Inspector des Collegii parthenici.

In des XLV. B. II. St.

S. 486. Z. 10. von unten Historienmaler Birnstiel ꝛc. l. Formenschneider Birnstiel.

In des XLVI. B. I. St.

S. 221. Z. 6. von unten lies Kohlweisling statt Kohlweißling.

In des XLVII. B. I. St.

S. 145. Z. 12. von unten: für Zweifel davon l. Zweifel daran.

Nachrichten.

In dem Bewußtseyn, daß die Herausgabe der Abhandlungen zur Naturgeschichte, Physik, und Oekonomie aus den Philosophischen Transaktionen, vom 1sten Bande angefangen, gesammlet, ꝛc.

wovon des 1sten Bandes 1ster und 2ter Theil im Weygandischen Verlage herausgekommen ist, ein für das deutsche Publikum der Naturforscher sehr gemeinnütziges Unternehmen ist: bin ich gesonnen, da sich der bisherige Herr Verleger von der Fortsetzung gedachter Abhandlungen gänzlich losgesagt hat, dieselben auf meine Kosten herauszugeben, wofern sich eine Anzahl von 600 Subscribenten finden sollte. Denen Subscribenten liefere ich alsdenn das Werk, in gleichen Format, Papier und Druck, ungleich wohlfeiler, da ich dadurch nicht reich werden, sondern ein angefangnes gemeinnütziges Institut nicht gern in Stecken gerathen, noch den Käufern des ersten Bandes Ursachen über mich zu klagen lassen will. Ich werde nämlich das gedruckte Alphabet oder 23 Bogen für 12 gr. und jedes dabey kommende Kupfer für 1 gr. liefern, so daß, wenn der Band 1 Alph. 13 Bogen stark, und 12 Kupfer dabey sind, derselbe nicht mehr als 1 rthl. 6 gr. kosten soll. Dahingegen der Hr. Verleger des 1sten Bandes 1sten Theil, welcher 1 Alph. 13 Bogen stark ist, und 15 Kupfer hat, für 2 rthl. 4 gr. verkauft hat.

Findet sich die Anzahl von 600 Subscribenten, die jedoch bey Empfang von jedem Theile baar bezahlen müssen, so soll der 2te Band in der Ostermesse 1782. und in jeder folgenden Ostermesse ein folgender Band erscheinen. Das ganze Original von 70 und etlichen Bänden hoffe ich in 10—12 Bänden von obigem Preise zu liefern. Die Naturforscher erhalten also ein Werk, das complet gar nicht zu haben ist, von wenigen gelesen werden kann, und mehr als 300 rthl. kostet, für etwa 20 rthl.

Man kann entweder bey dem Herausgeber, oder zu Hessau in der Buchhandlung der Gelehrten, oder in jeder andern Buchhandlung subscribiren. Doch wünsche ich, daß ich schon vor Michaelis 1781 aus der Zahl der Subscribenten schliessen könnte, ob ich einige Zeit für diese Arbeit aufzuheben hätte, oder nicht.

M. G. Leske.

* * *

Mit des XLIV. B. 2. St. ist eine Nachricht von drey Werken ausgegeben, welche zu Ostern 1782. herauskommen sollen, und worauf bey dem Verleger dieser Bibliothek, und in allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlandes, Pränumeration angenommen wird. Nämlich: 1) auf Hrn. Consistorialrath Hermes Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres, zur Beförderung der häuslichen Andacht, in 2 Bänden in 8. (so wie dessen Handbuch der Religion gedruckt,) wird 1 Thlr. 16 Gr. Conventionsmünze, gezahlt. 2) Auf Hrn. Prof. Klügels Encyklopädie, oder zusammenhängenden Vortrag der gemeinnützigsten und angenehmsten Kenntnisse, in 2 Bänden in gr. 8., nebst 2 Karten und 16 Kupfertafeln, wird ein Dukaten, oder 2 Thlr. 20 Gr. Conventionsmünze gezahlt. 3) Auf Herrn J. E. Boden, Astronomen der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, neue Weltkärte in zwey Planisphärien, jedes 16 rheinl. Zoll im Durchschnitt, worauf die neuesten Entdeckungen angezeigt werden, wird 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsmünze gezahlt. Diejenigen, welche zuerst pränumeriren, bekommen, von den bey diesen Werken befindlichen Kupferstichen, die ersten Abdrücke.

* * *

Von Jacobsons technologischem Wörterbuche, oder alphabetischer Erklärung aller nützlichen mechanischen Künste, Manufakturen, Fabriken, Handwerker ꝛc. ist, mit einer Vorrede des Hrn. Prof. Johann Beckmann in Göttingen, der erste Theil, in der Ostermesse 1781. fertig geworden, bey dessen Ablieferung wieder auf den zweyten, ein Dukaten Pränumeration angenommen worden ist. Dieses Werk wird, des großen Reichthums der Materie wegen, drey Bände ausmachen. Der zweyte wird im December 1781, und der dritte, dessen Stärke noch nicht bestimmt werden kann, im Junius 1782. erscheinen.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sieben und vierzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Churſächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1781.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des sieben und vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

IV. v. Herzbergs Landbuch des Churfürstenth. und der Mark Brandenburg, welches Kaiser Carl der IV. im J. 1375. verfertigen lassen. 313.
V. Anzeige der Rettungsmittel bey leblosen u. in plötzl. Lebensgefahr gerathenen. 342

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Göttl. Gesetzbuch oder bibl. moral. Concordanz. 352
Leben u. letzte Stunden der weil. Durchl. Casimire. 352
J. G. Zierleins Br. über die Fr. sagt denn die Vernunft in der That so viel üb. Gott u. seine Eigenschaften, als die Bibel? 353
H. C. Hessens christl. Besserung, 2r Th. 353
P. M. Sprengels theol. physik. Betr. der großen Macht und Weish. Gottes. 356
D. J. H. D. Moldenhawers gen. Prüf. der Abhandl. des Fragmentenschreibers — 358
C. G. Schobelts Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts. 359
C. H. Kunde's vornehmste Wahrh. des Evangel. J. C. 360
G. A. Weise Reden über die Weissag. des Jesaias von Christi Leiden u. Auferstehung. 362
Privatandachten unter freyem Himmel. 363
K. F. Schulzens unvorgreifl. Gedank. von d. Unterscheid. der ausserw esentl. Stücke u. Umstände der Bekehrung u. — 364
Akt Unii, Unionsakte der in dem Herzogthum Masuren sich befindenden protestant. Gemeinden. 364
D. J. F. Tellers Anekdoten für Prediger, 4r 5r B. 365
Br. d. s Studium der Theol. betr. 2 Th. 366
Jesus Meßias, oder die Zukunft des Herrn, nach der Offenbar. Joh. 370
J. E. Silberschlags Geogenie, 2 Th. 372
Eines ungenannten Schriftforschers verm. theol. Schriften. 2 B. 377
G. Leß 12 Pr. von der christl. Mäßigk. u. Keuschheit. 381
Ebend. Anhang. 381
D. I. G. Rosenmüllers scholia in N. T. Tom. IV. 381

Die drey Br. des Apoſt. Johannis überſ. u. erklärt. 381
Magaziu geiſtl. Lieder. 2 Th. 383
S. F. Schulzens vierte Sammlung der beſten geiſtl. Lieder neuer Dichter. 384
G. L. Waldau's geiſtl. noch ungedruckte Lieder. 386
Allgemein. chriſtl. Geſangb. für alle Kirchen u. Sekten. 386
Andachten, die auch dem Geſangbuch zum gottesdienſtl. Gebrauch in den Königl. Preuſſ. Landen beygefügt werden können. 389
J. J. Spaldings Pr. von dem was erbaulich iſt. 392
Br. eines alten Landpr. an das Berlin. Publikum, das neue Geſangb. betr. 393
Geſpräch zwey Berlin. Bürger über das N. G. ebend.
Sie wollens nun alle leſen. 394
Kohlmeyer, eine Paſtoralkonferenz, das N. G. betr. ebend.
Freundſchaftl. Briefwechſel zur Aufklärung der N. Geſangbuchsgeſch. 395
Wir haben's nun alle geleſen. 396

2. Rechtsgelahrheit.

J. F. C. Weiſſers Nachr. von den Geſetzen des Herzogthums Wirtemb. 403
C. *Thomaſii* diſſertt. acad. T. IV. 404
Die Freyh. der Schifffarth u. Handl. neutraler Völker im Kriege, aus dem Franz. 407
D. J. F. Meiſter Verſ. einer Beſtimmung der Grundſ. wornach die Religionsbeſchaff. der D. Reichstagsſtimmen am richtigſten zu beurtheilen iſt. 407
Syſtem des Layenzehend-Rechts. 408
Oeconomia forenſis. 6r B. 408

3. Arzneygelahrheit.

D. J. A. Heinſius Gründe für und wider die Pockeninoculation. 409
C. F. *Jaegeri* diſquiſ. quaedam caſus et annotationes ad vitam foetus neogoni dijudicandam facientes proponuntur. 409
Linguet und Tiſſot über das Getraid und Brod, aus dem Franz. 412
D. B. C. Fauſts anatom. Beſchr. zweyer Mißgeburten. 413
R. v. Krapf anatom. Verſ. u. Anmerk. über die eingebildete Erweiterung der Beckenhöhle — 413
G. A. *Wilhelmi* diſſ. de prophylaxi febrium putridarum. P. I. 415

Sam-

Cazerotte Unterſ. vieler Vorurtheile und Mißbräuche, welche die Schwangern — betreffen, aus d. Franz. 415
D. J. G. Herzog Unterr. für Hebammen auf dem Lande. 417
Bemühungen fürs Wohl ſeiner Nebenmenſchen aus der Arzeneykunde. 2 Th. 417
A. A. Senft comment. I. de methodo diſcendi artem medicam. 420
W. Fabriz chirurg. Beobacht. u. Kuren, aus d. Latein. von D. F. A. Weiz. 2 Hunderte. 421

4. Schöne Wiſſenſchaften.

Mährchen und Romanzen. 425
Meine Gedanken über die Geſch. Reizenſteins. 423
Br. Fr. v. Kronenburg's und E. Grato's zur Beförder. der Menſchenkenntniß. 1r B. 423
Heelfried und Selene, Geſpräche zweyer Liebenden, 1s B. 425
Der Einſiedler, ein Schauſp. 426
Durch Schaden wird man klug, ein Luſtſp. 426
Gedichte von P. G. H. 427
Die leidende Henrkette, ein Luſtſp.

5. Schöne Künſte, Malerey.

Beſchr. der Gräfl. Algarottiſch. Gemälde- und Zeichnungsgallerie in Venedig. 427
F. Herzberg's Anleit. zum gründl. Unterr. in der Handzeichnungskunſt. 428
Anfangsgr. der Zeichenkunſt. 428
J. C. Füeßlins Geſch. der beſten Künſtler in der Schweiz. 429
J. G. Meuſels Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1ter 2r H. 430
P. le Vieil Kunſt auf Glas zu malen, aus dem Franz. 2r Th. 433
Watins Staffirmaler. 434

6. Romanen.

Leben, Thaten und Meynungen des D. J. P. Menadle. 3r Th. 435
Siegfr. von Lindenburg. 437
Der angenehme Monat. 3r Th. 437
Julius und Karls geſammlete Br. 437
Geſch. eines Genies, 2 Th. 438
Faramonds Familiengeſch. in Br. 2r 3r Th. 439

Gesch. Carl Ferdinens, 3r B. 2r Th. 440
Max Wind und Konsorten. 442
Siegwart der zweyte. 443
Orpheus, eine tragischkomische Gesch. 4r 5r Th. 444
Fritz von Elmenau 445
Master Klas und sein Sohn Traugott Schester. 2 Th. 445
Carl Engelmann. 2r Th. 446
Wilhelm Edelwald, 2 Th. 447
Wilhelm von Blumenthal. 1r Th. 447

7. Weltweisheit.

Fred. de Castillon et *R. Z. Becker* dissert. sur la question extraordinaire, K.
J. G Gebhard, ob und in wie fern eine Art von Täuschung dem großen Haufen zuträglich seyn könne? 450
G. W. von Leibnitz philos. Werke nach Raspens Sammlung aus dem Franz. von J. H. F. Ulrich. 452
Condillac Vers. über den Ursprung der menschl. Erkenntniß, aus dem Franz. von M. Hißmann. 453
M. J. C. J. Schwarzens ungegründete Läugnung der Gespenster. 455
Ueber die Glückseligk. der Völker, aus dem Franz. 2 Th. 457

8. Mathematik.

J. C. Füllmanns ausführliche Erklär. der Vorschläge für die längere Dauer der Mühlenwerke. 458
M. Hell ephemerides astronomicae anni 1780. 459

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

J. F. Gmelins Einl. in die Mineralogie. 460
Die Kunst Wein zu machen, von Maurin übers. 470
Gedanken über die anziehenden Kräfte, welche bey den chem. Auflösungen und der Erzeugung der sogenannten fixen Luft können in Betrachtung gezogen werden. 471
J. Langenbuchers Beschr. einer beträchtl. verbesserten Elektrisirmaschine. 472
Lesebuch für Kinder aus der Naturgesch. 476
C. W. I. Gattereri breviarium Zoologiae P. I. Mammalia. 477
D. J. Priestleys Vers. und Beobacht. über versch. Theile der Naturlehre, aus d. Engl. 477

Schr. der Berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde, 11 B.

Vom Regenbogen nachat. 479
F. v. Paulla Schrank über die Weise die Naturgesch. zu studieren. 488
489

10. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

C. F. Kessler von Sprengseysen Topographie des Herzogl. Sachs. Coburg-Meinung. Antheils an dem Herzogth. Coburg. 489
J. Bernoulli's Reisen durch Brandenburg — Pohlen in den Jahren 1777 u. 1778. 4r 5r 6r B. 498

11. Gelehrtengeschichte.

P. Lambecii commentar. de biblioth. caesarea Vindobonensi L. VI. studio *A. F. Kollarii.* 553
M. G. M. Panzers ausführliche Beschreib. der ältesten Augsb. Ausgaben der Bibel. 555
Adumbratio eruditorum Basilienſ. meritis apud exteros olim hodieque celebrium. 586

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

M. G. D. Christmanns allgem. Gesch. der vornehmsten Orakel. 559
Plinii epistolae ex recenſ. Longolii.
Ej. panegyricus ex recenſ. Schwarzii. 559
S. J. Reiske conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis. 560
Br. einiger Holländ. Gottesgel. über P. R. Simons krit. Gesch. des A. T. 2 B. 565
M. J. R. Walchers Probe und Ankündigung einer Uebersetzung der kl. Propheten. 579
J. G. Trendelenburg comment. in regia nuptialia Davidis. 571
G. F. Hufnagel selecta V. T. capita historici argumenti hebr. 572
Basilii M. de utilitate ex profanorum scriptorum lectione capienda allocutio. 574
G. J. Pfeiffers Ebr. Grammatik. 574

A. Chandler's krit. Lebensgesch. Davids, aus d. Engl. von J. C. W. Diederichs. 2r Th. 526

13. Sprachlehre.

A. W. Hupels Ehstnische Sprachlehre. 579
Nouveaux principes de la langue allemande. 580
Ueber deutsche Wörter-Familien und Rechtschreibung. 584

14. Erziehungsschriften.

M. J. F. Weissenstein Fragmente zur Erziehung und zum Unterricht. 3 B. 588
A. C. Borhecks pädagogisches Museum, 5s St. 594

15. Haushaltungswissenschaft.

J. L. Christ Anweisung zur nützl. und angenehmen Bienenzucht. 598

16. Vermischte Nachrichten.

Joh. Beckmanns Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Kameralwissensch. 1r Th. 605
Frankfurter Beyträge zur Ausbreit. nützlicher Künste und Wissenschaften. 615
Der rothe Magen, eine Wochenschrift. 616
Die Brieftasche.
Die Lesestunden, ein Lesebuch.
Unterhaltende die Menschheit interessirende Merkwürdigkeiten. 1r Th. 616

Nachrichten.

Bekanntmachung neuerschienener Schriften. 618. 619. 640
Beförderungen. 620
Todesfälle. 641
Druckfehler. 642

IV.

Landbuch des Churfürstenthums und der Mark Brandenburg, welches Kaiser Carl der IV. König von Böhmen und Markgraf von Brandenburg im J. 1375. verfertigen lassen; wie auch das Register des Landschosses einiger Creise der Churmark von J. 1451. aus den in den Brandenburgischen Landesarchiven befindlichen Originalien herausgegeben und mit Anmerkungen erläutert. Berlin, 1781. bey Decker. 4. 2 Alph. 3 B.

Dieses ist der Titel eines wichtigen Buchs, so in seiner Art mit Recht unter die seltenen Erscheinungen gehöret. Es würde selbiges vielleicht noch Jahrhunderte als ein Schatz in den Archiven verschlossen, und als Staatsgeheimniß, wie bisher, angesehen seyn, wenn nicht ein großer Geist, über alle Vorurtheile erhaben, diesen Schatz dem gelehrten Publico, dem er vorzüglich brauchbar ist, mitgetheilet hätte. Da derselbe sich unter der kurzen, aber pragmatischen Vorrede genannt, so ist es uns um so mehr erlaubt, den größten Staatsmann unserer Zeit, Se. Hochfreyherrl. Excellenz den Königlichen Preußischen geheimden Staats- und Cabinetsminister Freyherrn von Herzberg, als den Herausgeber dieses wichtigen Alterthumsstücks anzuzeigen. Wer wird aus der Bearbeitung dieses Werks den großen und einsichtsvollen Kenner der alten deutschen Staats-

und Provinzialverfassung mißkennen, der mit einer ausgebreiteten Kenntniß des Zustands der mittlern Zeit, sowohl in Absicht des Staatsrechts, als der Geschichte, alle übrige hiezu nöthige Wissenschaften, besonders in der Diplomatik verbindet, die allerdings unentbehrlich sind, ein Werk dieser Art mit so gründlichen Anmerkungen zu erläutern und aufzuklären? Um so mehr wird sich jeder Kenner wundern, daß ein Herr, der die wichtigsten Staatssachen unter Händen hat, und dessen Geschäfte in das Große gehen, sich einer so schweren, und an sich von jenen Kenntnissen so sehr unterschiedenen Arbeit unterzogen, und sie so glücklich vollendet hat. Viele Sachen und Umstände in dieser alten finanzmässigen Beschreibung der Churmark Brandenburg würden uns dunkel und zweydeutig geblieben seyn, wenn sie nicht in den zweckmässigen Anmerkungen erläutert, und ins Licht gesetzt wären. Jeder Freund und Kenner der alten deutschen Provinzialverfassung (eine Materie, die noch überall in großer Dunkelheit steckt, indem sie fast in jeder Provinz unterschieden ist, und also noch mehr von dieser Art Schriften zu ihrer Aufklärung erfordert) muß um so mehr dem hohen Verfasser gedachter Anmerkungen verbunden seyn, daß ihm ein Originalstück aus den verschloßnen Archiven erläutert in die Hände gegeben wird, ein Stück, so in dieser Gattung, und von dem Alterthum, wohl wenige Archive werden aufweisen können. Wobey noch überdem die beschwerliche und undankbare Mühe angewandt ist, den Hauptcodicem des Königl. Geh. Archivs mit zwey andern in dem Lehnarchiv zu collationiren, um so viel möglich den Text genau zu ediren, und was in dem einen oder dem andern mehr ist, zu ergänzen. Mit einem Worte, es ist nichts unterlassen, was zum wesentlichen Nutzen, und

zur

zur Erläuterung der Sache dienet, alles in der Ordnung, Deutlichkeit und Ueberzeugung, wie man solches schon von dem hohen Schriftsteller in den wichtigsten Staatsschriften gewohnt ist. Selbst die Vorrede zeigt in gedrungener Kürze den wesentlichen Nutzen des Werks. Wir wollen etwas daraus anführen, und hernach das Werk selbst beschreiben, so weit es der Raum einer Recension zuläßt.

Der Hauptcodex ist aus dem XIV. Jahrh. in Fol. auf Papier, wahrscheinlich das Original von der Zeit, wie K. Carl IV. im J. 1375. dieses Catastrum und Landbuch nach Acquisition der Mark Brandenburg aufnehmen lassen. Recens. hat vor wenig Jahren den Codicem in Händen gehabt, und gefunden, daß nach den Zügen der Buchstaben und allen übrigen diplomat. Datis derselbe unstreitig von dem Alter ist. Der zweyte in dem Lehnsarchiv scheint etwas jünger zu seyn, und der dritte ist zuverläßig der jüngste aus dem XV. Jahrh. und auch mangelhaft. Kaiser Carl IV. war bekanntermaßen ein Herr von großen Einsichten, und recht gebohren, seine Länder und Macht durch Unterhandlungen zu vergrößern. Wie er die Mark im Jahr 1373. an sich gebracht, 1374. mit der Krone Böhmen vereiniget hatte, so ließ er in den Jahren 1375 bis 77. dieses Landbuch aufnehmen, um einen gewissen und sicheren Unterricht zu haben, worinn die Landesherrl. Einkünfte dieser ganzen Provinz bestünden. Alles ist darinn genau untersuchet, jedes Dorf nach Hufen, jeder Bauerhof zum Theil, nach allen seinen Abgaben (auch an den Edelmann, Klöster, und andere Privatleute), Diensten, Zehenden, Korn und Geldabgaben, Hütern ꝛc. und wer die Gerichte über ihn hat, genau beschrieben, so, daß man sich wundern muß, wie zu der Zeit schon alles so genau cameralistisch

unterſucht worden. — Es giebt dieſes den richtigſten Beweis, daß der Kaiſer ein Herr von Einſichten, und der größte Financier ſeiner Zeit war. Er bekam dadurch zugleich Unterricht und Nachweiſung, wo die Landesherrl. Domainen bey den vorhergehenden ſchlechten Regierungen verpfändet, und auf welche Art ſie größtentheils in die Hände des Adels, und der Privatleute gekommen waren. Daher auch das hohe Alter des Werks. In der Vorrede S. 6. von dieſem Werke ſehr gründlich urtheilet — Es ſey eine wahre Statiſtik dieſes Landes, und ein ſo vollſtändiges und nützliches Denkmal aus dem mittlern Zeitalter, als meines Wiſſens kein anderes Land in Deutſchland, und vielleicht nicht in ganz Europa von einer ſo entfernten Zeit aufweiſen mag. Man kann daraus faſt die ganze damalige Landes- und Regierungsverfaſſung der Mark Brandenburg erſehen und abnehmen, und man könnte mit Zuſammenhaltung der Urkundenſammlungen, eine Art von Staatskunde und Statiſtik, beſonders der innern Landesverfaſſung der verſchiedenen Provinzen von Niederdeutſchland in dem Mittelalter, daraus abziehen — Mit welcher Beſcheidenheit ſchreibt ein ſo großer Staatsmann von der Bearbeitung, und den lehrreichen ſehr gründlichen Anmerkungen dieſes Werks — Die dunklen oder merkwürdigen Stellen des Landbuchs, aus welchen nützliche Folgen gezogen werden können, habe ich durch deutſche Anmerkungen, die unter dem Text, oder im Anhange ſtehen, zu erklären und anzuwenden geſucht. Meine Zeit, Umſtände und Amtsbeſchäftigung, auch ſelbſt meine Geſundheit, haben mir nicht erlaubt, darinn ſo weitläuftig und ausführlich zu ſeyn, und alles dasjenige auszuführen, was man wohl erwarten mögte. Nun das ganze Werk einmal heraus iſt, können andere, die mehrere Zeit,

Muße,

Muße und Gelegenheit haben, darüber arbeiten, commentiren, und noch mehr nützliches daraus ziehen. Kenner der Märkischen Geschichte, Verfassungen, Alterthümer, werden das fehlende leicht von selbst einsehen und ersetzen. Ich habe vor allen Dingen nöthig erachtet, die Namen der Dörfer, welche zum Theil etwas anders gelautet, nach der jetzigen Benennung wieder kenntlich, und zugleich auch die jetzigen Besitzer eines jeden Guths bekannt zu machen —„ Wie viele schwülstige Gelehrte werden nicht hiedurch beschämet, die von ihren öfters sehr geringfügigen Arbeiten und Schriften in einem so hohen Ton schreiben, als wenn sie die größten Entdeckungen gemacht, und das Glück ganzer Völker befördert hätten? - So kann man den großen Geist von dem kleinen unterscheiden. Man siehet dieses Angemerkte noch mehr aus dem Schluß der Vorrede — „Wenn man diese beyden Landtagsabschiede und Catastra (das zweyte ist das Register des Landschosses von A. 1451. so dem Landbuche beygefüget ist) von 1375 und 1451. mit den neuern Catastris, besonders dem von 1624. zusammenhielte und vergliche, so würde dadurch die Landesverfassung der Mark Brandenburg bis auf die neuern Zeiten sehr aufgekläret, und in einen gewissen, oft noch jetzo zu der Geschäftsverwaltung dienlichen Zusammenhang gebracht werden können. Dergleichen zu leisten, erlauben mir weder meine Zeit, noch mein Beruf, und es ist auch meine Absicht nicht dahin gegangen, sondern ich begnüge mich, zwo alte Urkunden und Denkmäler, welche zu obgedachtem nicht unerheblichem Endzweck dienen können, durch den Druck bekannt zu machen. Ich habe mich dessen unterzogen, weil ich vermöge meiner Obsorgenaufsicht über die Landesarchive, diese Handschriften zu meiner Disposition

sition gehabt, welche sowohl, als die bequeme Gelegenheit zum Abdruck, anderen, die sonst vielleicht ein mehreres dabey hätten leisten können, gefehlet. Hiernächst habe ich es auch aus der Ursache gethan, weil ich niemand gefunden, der sich dieser mühsamen und undankbaren Beschäftigung unterziehen wollen. Meinen Namen setze ich aber unter dieser Vorrede, und zu dem Abdruck der darauf folgenden beyden Landesregister, nicht, daß ich glaubte, dabey etwas besonders geleistet zu haben, oder einigen Ruhm zu verdienen, sondern bloß, damit dadurch die Authenticität und Zuverläßigkeit der mehrgedachten beyden Landesregister bestätiget werde, und desto mehr Glauben finde.„ — Woraus zugleich die Absicht des hohen Verfass. bey der Herausgabe dieses Werks erhellet, und wornach sie billig beurtheilet werden muß.

Nun zur Hauptsache. Das Landbuch fängt auf den hier abgedruckten ersten 7 Seiten mit einer Beschreibung der damals in der Mark gewöhnlichen Münzsorten, und einer Vergleichung mit der Maaße und den Preisen des Korns und anderer Sachen an. Die Concipienten des Landbuchs haben vermuthlich deswegen dieses vorangesetzet, damit der Kaiser desto deutlicher den wahren Ertrag seiner hierinn aufgesuchten Landesherrl. Einkünfte übersehen könnte. In dieser Absicht ist erstlich die Mark Brandenb. Silbers nach der böhmischen Münze (die der Kaiser am besten kannte) berechnet, und zwar auf 68. oder 1 Schock und 8 böhmischer Groschen. Wenn man nun 68 Groschen nach dem Landbuche auf die Mark von 10löthigen Silber rechnet, so kommen beynahe 7 Rthl. 12 Sgl. nach dem Leipziger Fuß auf die Brandenburg. Mark, von 68 Groschen. Wenn die Groschen hergegen 12

löthig

löthig gewesen, so kommen beynahe 9 Rthl. 8 Ggl. auf die Mark, welchen letztern Satz Hr. Hoppe S. 357. für den sichersten hält, aus der richtigen Vermuthung, weil man Ursache zu glauben hat, daß K. Carl IV. als ein so großer Wirth, nicht bessere Münze, als seine Vorfahren, aber auch nicht so ganz schlecht, als die 10 löth. wird haben schlagen lassen — „S. 2. Von dem Verhältniß der böhmischen Goldgülden setzt das Landbuch 4 Stück auf eine Brandenb. Mark Silbers, und weil daselbst der Goldgülden um das Jahr 1375. zu 15. 16. und 17. Groschen gerechnet worden, so kann die Mark Silbers nicht mehr wie 10 löthig gewesen seyn, mithin auf 7 Rthl. 12 Ggl. nach dem Leipziger Fuß zu schätzen. S. 3-4. Von den Groschen, und Schocken Groschen, ist in der Not. 1. gar richtig angemerket, daß zu Zeiten der Anhaltischen und Bayerschen Markgrafen, die Marken Silbers in kleinern Münzsorten nach Schillingen und Pfennigen gerechnet sind. Wie aber die Mark an die böhmischen Herren gelangte, so wurden von selbigen die böhmischen Groschen daselbst eingeführet, die auf 200 Jahre die gangbarste Münzsorte geblieben ist. Wenn man die Mark 10 löthig rechnet, und die Groschen also zu 10 Loth fein ausgepräget sind, die damalige Markwehrung mit 7 Rthl. 12 Ggl. jetziger Münze gleich ist, so würde ein damaliger Groschen ohngefähr mit 2 Ggl. 8 Pf., und 1 Schock Groschen mit 6 Rthl. 15 Ggl. heutiger Münze nach dem Leipziger Fuß übereintreffen. Not. 1. S. 4. S. 5. sind die Stendalschen und Berlinischen Pfennige berechnet, wobey in den Noten gezeiget ist, daß 7 Stendalsche Pfennige damals auf 1 Groschen gerechnet sind. Daselbst ist gleichfalls gründlich erkläret, was unter *talentum*, und *solidus*, welche alte Münzbenennungen in dem Landbuche so hau-

ſig vorkommen, zu verſtehen iſt. Urſprünglich war *Talentum* einer Mark Silbers gleich, im XIII. und XIV. Jahrh. wurden ſchon 2 Talente auf eine Mark gerechnet, wobey es geblieben iſt. Von den *Solidis* oder Schillingen giengen anfänglich 20. hernach 28. nach der Mitte des XIV. Jahrh. und nachher aber 40 Schillinge auf eine Brandenb. Mark Silbers. Hier in dem Landbuche werden 35 Schillinge auf 1 Schock Groſchen gerechnet; da nun 68 Groſchen 1 Mark ausmacht, ſo treffen 40 Schill. auf 1 Mark, und 20 auf 1 Talentum oder Pfund richtig zu. S. 6. Von den Finkenaugen. Es ſind ganz leichte ſilberne Pfennige, ſo ihre Benennung von den darinn mit dem Stempel geſchlagenen runden Figuren, dem Auge dieſes Vogels ähnlich, haben ſollen. Sie waren eigentlich nur in der Mark, Pommern, und Mecklenburg curſirend, mithin in den vormaligen Slaviſchen Ländern, daher ſie auch öfters Nummi Slavicales genannt ſind. Aus der Stelle des Landbuchs S. 6. iſt klar, daß 18 Finkenaugen auf 1 Groſchen, und 5 Mark 10 Pf. derſelben auf 1 Schock Groſchen gerechnet ſind, und 6 Mark 6 Schill. derſelben 1 Mark Brandenb. Silb. ausgemacht haben. Auf den S. 6 und 7. iſt vom Getraide, deſſelben Maaße, den Preiſen, und damaligen Werth, was man mit dem Worte *Fruſta* verſtanden u. d. m. gehandelt, alles in der Abſicht, den wahren Werth der Landeseinkünfte zu beſtimmen, ſo theils im Gelde, theils im Getraide, und andern Naturalien an Hünern, Wachs ꝛc. beſtanden. Hierauf folgt von S. 8—15. ein Verzeichniß der Orbede, und der Landſteuer, ſo als eine auſſerordentliche Auflage der K. Carl *IV.* 1377. von den Städten der Churmark eingehoben hat. Die Orbede von den Altmärk. und Mittelmärk. Städten iſt nicht in einer Summe

zusammengezogen, vermuthlich aus der Ursache, weil vieles davon verpfändet war; von der jetzigen Neuen Mark aber, die damals noch *Marchia Transoderana* hieß, betrug sie mit der Landsteuer 487 Schock Groschen und 28 Groschen. S. 1. ist sehr gründlich in der Not. 1. erkläret, worinn die Orbede bestehet. Ohne sich auf die Erklärung des Worts (Bede, lat. *Precaria, Exactio &c.* Urbede heißt auf der 16. S. *Exactio originalis* eine uralte Auflage) einzulassen, die hier sehr gut gemacht ist, begreift selbige eine uralte Auflage der Städte, so selbige wenigstens vom Anfange des XIII. Jahrh. (aus dem XII. wird man sie kaum documentiren) von ihren Häusern, Hufen, Nahrung ꝛc. gemeiniglich jährlich in 2 Terminen auf Walpurgis und Martini (damit die Abgabe auf einmal nicht zu schwer ward) dem Landesherrn mit einer spirirten Summe entrichten mußten, und noch auf den heutigen Tag von den Cämmereyen entrichtet wird. Diese uralte Städte-Auflage findet man unter der Benennung von Orbede eigentlich in den Ländern der Mark, Pommern, Mecklenburg, Lüneburg ꝛc. Ob man sie auch in andern Provinzen von Deutschland ausser Sachsen unter dem Namen findet, daran zweifelt Rec., weil er solches bey Lesung der Urk. nicht bemerket hat; doch lässet man es dahin gestellt seyn. Das übrige der Note giebt eine lehrreiche und gründliche Nachricht nach Anleitung einer Stelle, aus einer Urk. von 1281. (bey dem *Gerken*, in *Diplomatar. Vet. March. Tom. I. p. 15.*) von dem Ursprunge der Beden, des Schosses und anderer Auflagen, womit der Landmann auf dem platten Lande belegt war, die vorzüglich von der tiefen Einsicht des V. in die alte Landesverfassung zeuget. S. 13. giebt eine Nachweisung von den unverpfändeten Schlössern in der Mark, und welchen Vögten und

Hauptleuten der Kaiſer ſie damals anvertrauet hatte. Man ſiehet daraus, daß damals viele davon bey der vorigen ſchlechten Regierung in andere Hände gekommen waren. Auf der S. 14. iſt die auſſerordentliche Landbede von den Städten der Alten, Mittelmark und Prignitz berechnet, die ſie 1377. aufbringen mußten, ſo zuſammen 4460 Mark betrugen. Es war damals keine geringe Auflage, und wird in verſchiedenen Städten gewiß mit Beſchwerde aufgebracht ſeyn. Die Städte Stendal, Berlin, Frankfurt, Prenzlow haben die ſtärkſte Summe bezahlet, jede der andern gleich, nämlich 500 Mark Silbers. Man muß alſo daraus vermuthen, daß ſie damals die wohlhabendſten in der Mark geweſen ſind. Stendal war auch zu der Zeit in ſeinem gröſten Flor, wovon es in der Folge ſehr herunter gekommen iſt. Die Summe von den Städten des Landes über der Oder betrug 1405 Mark, wozu aber noch Rückſtände, und ſonſten noch mehr zugerechnet iſt, dergeſtallt, daß der ganze Betrag der Landbede von allen Städten der Churmark auf der S. 15. mit 6601 Sch. 40 Gr. angegeben iſt, ſo nach der angegebenen Zahl in Marken ohngefähr 5865 M. berechnet iſt. Die ganze Haupteberechnung von der Landbede iſt S. 14. 15. ſehr unordentlich berechnet, und will mit den einzelnen Summen nicht wohl paſſen, (auch die von dem platten Lande iſt hier gar nicht angegeben, oder man müßte annehmen, daß ſelbiges davon frey geweſen iſt,) ſo viel aber iſt ſicher anzunehmen, daß ſie nahe 6000 Mark Silbers zuſammen betragen hat.

Nach der Berechnung von den ordentlichen Gefällen und Landesherrl. Einkünften der Mark dieſſeits der Oder, alſo die Neue Mark ausgenommen, (die hier ſpec. S. 16. angeführt ſind) von den Orbeden,

Zöl-

Zölle, Mühlen, Juden, Münzen, Fischereyen, Waldungen, und den Dörfern so zu den Cammergütern gehörten, betrug die angegebene Summe 5000, wobey aber nicht angezeigt ist, ob der Concipient Marke oder Schocke Groschen gemeynt hat, so ist man zwar hierinnen etwas ungewiß, in der Nota 5. aber ist sehr wahrscheinlich gemacht, daß, da die völligen Einkünfte der Neuen Mark hier nicht angegeben, auch nicht die ungewissen Gefälle, die beständigen ordentlichen Einkünfte der ganzen Churmark (die Neue mitgerechnet) damals 6500 M. Silb. betragen haben. Rechnet man die M. Silb. nach heutigem Gelde zu 9 Rthl. 8 Gr. so würde sie ohngefähr 61000 rthl. ausmachen. Wobey der hohe V. aus einer eigenen Abh. in den *Mem.* der Kön. Akad. zu Berlin von A. 1754. die wichtige Anmerkung macht, daß K. Carl *IV.* damals die ganze Mark sehr wohlfeil erhalten, wenn er nur 100000 Goldgüld. oder 25000 M. wie angegeben wird, dafür bezahlet hat. Desto theurer hat sie der Burggraf Friederich erworben, da er 1417. 400,000 Goldgülden, oder 100,000 Mark dafür bezahlet hat, und zwar zu einer Zeit, wie die ganze Provinz in desolaten Umständen, die ganze Neue Mark, ein Theil der Ukermark und Prignitz davon abgerissen, und fast alle Cammergüter von Jodoco und seinen Verfahren verpfändet waren. Wodurch das alte Mährchen, womit sich die Chronikanten lange geschleppet, und das man sogar noch neuerlich in dem letzten Bayerschen Erbfolgskriege dem jetzigen Churhause, wieder von neuen aufgeputzet, vorgeworfen, daß das Haus Hohenzollern bey dem damaligen Ankauf kaum die Stricke an den Klocken bezahlet, mit einmal widerleget, und lächerlich gemacht ist. S. 17. 18. 19. 20. sind die Urbeden, Zoll, Mühlen, Fischereyen und Forsteinkünfte von jedem Orte nochmals spe-

special berechnet, und S. 21. u. f. w. die Herrschaftlichen Schlösser und Cammergüter gleichfalls special angeführet; was dazu für Dörfer, Gerichte, Dienste, Kornpächte ꝛc. gehören, und die Einkünfte davon angegeben. Unter solchen findet man bey der Alten Mark auch das jetzige Lüneburg. Städtgen Schnakenburg an der Elbe mit seinem wichtigen Elbzoll S. 30. aufgeführet, mit der Berechnung, daß der Zoll damals jährlich auf 1000 Schock Groschen eingetragen. In der wichtigen Nota 2. daselbst ist nachgewiesen, wie lange der Ort noch nachher Brandenburgisch gewesen, und daß zu vermuthen sey, er würde im J. 1390. bey der elenden Regierung des Jodocus in den Br. Lüneburgischen Besitz gekommen seyn, wiewohl es auch nicht constirte, daß Städtgen und Zoll jemals förmlich von den Markgrafen an das Haus Lüneburg abgetreten sey. Von S. 31—37. sind die Städte ausführlicher aufgeführet, und die Einkünfte und Gerechtsame des Landesherrn mit mehrerer Genauigkeit nachgewiesen. Doch findet man eine nicht geringe Anzahl landesherrl. Gerechtsame und Einkünfte, so verpfändet waren, wovon aber bereits der Kaiser viele wieder eingelöset hatte, wie S. 34 und 35. besonders zu finden ist. Von den ungewissen Einkünften, von Gerichten, Strafgeldern, Forsten, Ausspfändungen, Lehns-Gebühren ꝛc. ist S. 37 und 38. gehandelt. Die S. 38. befindliche sehr merkwürdige Stelle — *De inpheudationibus* wollen wir ganz hieher setzen — In Marchia Brandeburgensi talis est consuetudo ab olim observata, quod principes Marchie *suos vasallos gratis, alios vero pro muneribus inpheudarunt, eo quod vasalli de jure habent pheudum. Alii vero ut Clerici, Mercatores id est cives carent jure pheudi, et ideo pro inpheudatione de quolibet frusto III. fertones argenti*

dare

dare consueverunt. Die Bischöfliche Einkünfte also nach dem Anschlage von ihren Lehngütern, so nach *Fruſtis* (*fruſtum*, Stück Geldes, worvon der Werth der Güter und der Einkünfte damals angeschlagen ward, man verstand 1 Mk. hart Korn, und auch 1 Pfund Pfennige ꝛc. jedes besonders unter 1 *Fruſtum*) geschehe, von einem jeden Fruſto derselben 3 Wirdinge (3 Viertheile der Mark) Lehnwaare geben. S. 39. werden die geistliche Lehne, die der Markgraf zu vergeben hatte, nebst den Klöstern in der Mark angezeiget. Hierauf folget S. 40—44. eine kurze Beschreibung der Mark Brandenburg nach ihren damaligen Gränzen, Abtheilungen, Städten, und Schlössern. Wobey nun bemerken wird, 1) daß die ganze Mark damals nur in 3 Haupttheile abgetheilet war, nämlich — in *Marchia Transalbeana*, die jetzige Alte Mark, 2) in *Marchia Media*, (wohin damals alles, was zwischen der Elbe und der Oder liegt gerechnet ward, also auch die Prignitz und Ukermark) 3) in *Marchia Transoderana* oder die ganze jetzige Neue Mark. Aus der Nachricht von der Neuen Mark S. 43. bestätiget sich die unstreitige Wahrheit, die der hohe V. in der Deduktion von S. K. M. von Preussen Rechten auf Pommerellen schon 1772. dargethan haben, daß damals die Städte Tütz, Crone und Friedland, folglich das Land zwischen den Strömen Drave, Kaldou, und Netze zur Neuen Mark gehöret, und nachhero von den Pohlen abgerissen worden. Auch dieses ist auf selbiger Seite zu merken, daß das mächtige Geschlecht der Herren von Wedel zu der Zeit 12 Städte in der Neuen Mark, nämlich Schivelbein, Falkenburg, Wedel, Tütz, Crone, Neu Friedland, Uchtenhagen, Netz, Zantoch, Nürenberg, Mellin, und Freyenwalde besessen hat. Hieraus kann man

sich

ſich leicht einen Begriff machen, wie klein zu der Zeit die Landesherrl. Einkünfte ſeyn mußten, da auſſer dieſen Städten, noch weit mehr Dörfer ihnen gehörten, mithin faſt der dritte Theil der ganzen Provinz in ihren Händen war. Es war alſo auch kein Wunder, daß dieſes mächtige Geſchlecht nach einer Urk. von A. 1388. (*ap. Gercken. Cod. dipl. Brandenb. Tom. V. p. 307.*) dem Deutſchen Orden verſprechen konnte, mit 100 gewaffneten Rittern, 100 Schützen, und auſſerdem noch mit 400 Pferden für Sold innerhalb 4 Wochen gegen den König von Pohlen zu dienen. Gleich nach dieſen fängt ſich das eigentliche Cataſtrum an, und damit man die Genauigkeit, womit ſolches damals aufgenommen iſt, deſto beſſer beurtheilen kann, ſo will ich die Fragen hieher ſetzen, ſo diejenigen als eine Inſtruktion erhalten, wornach ſie die Beſitzer und Einwohner der Güter, beſonders den Landmann, examiniren mußten. Damit ſie auch deſto ſicherer die Wahrheit ſagen ſollten, wurden ſie bedrohet, daß alles, was ſie verſchweigen würden, dem Landesherrn anheim fallen ſollte. Daher iſt zuerſt ihnen bekannt gemacht:

Vt dicant veritatem, quia *omnia bona negata* erunt Dominorum Domini Imperatoris et filiorum ejus.

Quot *manſi* ſunt in villa. Quot illorum ſunt *liberi*, ut puta *vaſallorum*, *plebani*, et *eccleſie*.

Quot ſunt *deſerti*, quos nullus poſſidet, neque colit.

Quot ſunt *manſi*, quibus data eſt libertas.

Quot ſoluit quilibet manſus *de pacto*, quid *de cenſu*, quid *de decimis*, quid de precaria. (Hierinn beſtanden alſo die gemeinen Auflagen auf den Höfen, nämlich 1) Pacht in Körnfrüchten, ſo im Reiche Zinskorn heißt, 2) Hufenſteuer im Gelde, 3) Kornzehend, und 4) Bede ſowohl im Korn als auch

im

im Felde). Cui ſoluit *pactum*. Quanto tempore eſt ſolutum. Cui ſoluit *cenſum*. Quid ſoluit pro *precaria*. Cui. Quanto tempore poſſedit. Quis ante illum. Quis *precariam*. Quanto tempore poſſedit.

Quot ſunt *Caſſati*. Quid ſoluit quilibet. Cui.

Quot ſunt *taberne*. Quid ſoluit quelibet. Cui.

Si *molendinum*, *ſtagnum*. Quantum ſoluit. Cui.

Quis habet *ſupremum judicium*. Quanto tempore habuit.

Quis habet *ſervitium curruum*. Quanto tempore habuit.

Si Dominus Marchio ibi aliquid habuit vel habet.

Si Dominus Marchio habet ibi *ſervitium*, quod dicitur *Roſſdienſt* vel plura vel *Mandienſt*. (Roß- und Manndienſt iſt einerley, worunter unſtreitig nur bloß der Dienſt des Vaſallen, und nichts anders verſtanden wird. Mann und Vaſall iſt bekanntermaßen einerley, mithin verſtehet man bloß darunter den Dienſt des Vaſallen zu Pferde.

Nach dieſer Inſtruktion, die in Wahrheit zu der Zeit ſehr genau abgefaſſet iſt, hat man alſo das Landbuch aufgenommen. Wobey man aber ſogleich findet, daß diejenigen, ſo dazu gebraucht worden, nicht gleichen Fleiß angewandt haben. Denn daß verſchiedene Perſonen dazu gebraucht worden, (wahrſcheinlich in jeder Provinz andere), die genugſame Kenntniß darinn hatten, iſt gar wohl zu vermuthen, zeigt ſich auch bey den Contribuenten ſelbſt in der Art, wie ſie die Auſſagen niedergeſchrieben haben. Der erſte Anfang, ſo mit der Mittelmark gemacht iſt, und zwar zuerſt mit dem Teltowſchen Craiſe, ſcheint der Inſtruktion am nächſten zu kommen. Von der Alten Mark aber findet man verſchiedene Dörfer, wo faſt die Abgaben

ei-

eines jeden Bauerhofs genau beſchrieben ſind, z. B. die vormaligen Bartensiebiſchen Dörfer (S. 229. ſqq. in villis Domicellorum de Bertensleve), welches wohl zum Theil daher rühret, weil bey den Altmärk. Bauerhöfen die Abgaben ſehr ungleich ſind, wo ſie hergegen in der Ukermark ꝛc. auf jeder Hufe in einem Dorfe mehrentheils gleich ſind.

Zu einer Probe wollen wir das erſte Dorf des Teltowiſchen Cyriſes, womit das Landbuch anfängt, hieher ſetzen, damit ſich der Leſer einigen Begrif von der Einrichtung machen kann. Alſo ſteht hier in dem Abdruck S. 49.

Tempelhue, huſa I. manſi. Quilibet manſus dat decimam *Mandalam* (1 Mandel, oder 15 Garben) in pactum de omni annona. Quilibet dat III. ſolidos *in cenſum* et III. ſolidos *in precarium*, (hier ward alſo auſſer der Hufenſteuer, auch die Bede mit Gelde bezahlet.) *Bener* civis in *Colne* habet pactum vel decimam *de omnona hiemali*, ſed *Rykeer* civis in eodem *Colne* de *eſtivali* (2 Bürgern in Cöln gehörte alſo der Kornzehend oder Pacht). Commendator (des Johannit. Ordens) habet *cenſum*. Dominus Marchio *precariam totam*, excepta una curia ſuper quam habet *Landesberg*, civis in *Berlin*. II huſa cum ſervitio curruum. Decimam carnium (Fleiſchzehend) Commendator habet. Taberna dat II. talenta *pipere* Commendatori. Coſſati quinque *ignorant*, quid *dant*, (alſo wollten die Coſſaten ihre Abgaben nicht angeben). Commendator habet ſuperiorem et infimum judicium. Servitium curruum (den Spann-dienſt) habet Marchio. Dicunt, quod *predicti* omnia jura ſupra dicta habuerunt, quousque poſſunt recordari. Die Huſen waren alſo damals

ſchon

ſchon beleget 1) mit einer Kornpacht, ſo in der zehnten Mandel beſtand, 2) mit der von Alters fixirten Hufenſteuer im Gelde, nämlich von jeder Hufe 3 Schillinge, 3) mit der gemeinen Beede im Gelde auch 3 Schillinge von der Hufe, 4) mit dem Spanndienſt und 5) mit dem Fleiſchzehend von dem Zuwachs am Vieh.

Noch eine andere Probe wollen wir von dieſem Craiſe geben mit dem Dorfe Ginick S. 50. *Glinik*, ſunt XLIX manſi, quorum plebanus habet IV. *liberos*. *Berkzow* habet XVI. *liberos*, et *Muſolf* (2 Vaſallen) habet XVI. *liberos*. Quilibet manſus dat *in pactum* V. modios ſiliginis et V. modios auene (hier ward alſo die Pacht nicht nach der zehnden Mandel, ſondern nach ausgedroſchnen Kornfrüchten, nämlich mit 5 Scheffel Rocken, und 5 Scheffel Hafer, ſo weit geringer wie die X Mandel von der Hufe war, berichtiget, indem der Bauer nicht ſo viel am Korn gab, und das Stroh behielte,) et XVI. denarios *ad cenſum*, et XVIII. denarios ad precariam. *Muſolf* habet *pactum*, *cenſum*, et *precariam* de VII. manſis, et *Bertzkou* habet pactum et cenſum de duobus manſis, de quibus *Muſolf* habet *precariam*. Taberna dat X. ſolidos *Muſolf*. Item XII ſunt curie *Coſſatorum*, quelibet dat I. ſolidum. *Muſolf* et *Bertzkou* certitudinem ignorabant. *Muſolf* habet *ſuprenium* et *infimum judicium* et *ſervitium curruum*. Dominus Marchio *nihil habet ibi*. Ambo predicti tenentur *ſervitium vaſallionatus* Dno Marchioni.„ Aus dieſer Beſchreibung ſiehet man, 1) daß der Pfarrherr IV. freye Hufen hatte. Die 2 Vaſallen hatten jeder XVI. freye Hufen zu ihrem Ritterſitz und beyde zogen alle Einkünfte von den noch übrigen 13 ſteuer-

pflichtigen Bauerhufen. Jede Hufe gab an Pacht 5 Scheffel Rocken, 5 Scheffel Hafer, 16 Pfennige zur Steuer, und 18 Pfenn. zur Beede. Der Muſdlf hatte das mehreſte, die ganze Gerichtsbarkeit, und den Spanndienſt. Der Markgraf hatte von dem ganzen Dorfe nichts weiter, als den Roßdienſt von den darinn wohnenden beyden Vaſallen.

Ueberhaupt wird man in dem Teltouſchen Craiſe viele Dörfer finden, worinn der Markgraf den Spanndienſt, Gerichte, Beede gehabt, je weniger man ſie in andern Craiſen findet, die Urſache liegt darinn, daß der Markgraf in dieſen Craiſen viele Schlöſſer und Cammergüter hatte, die in andern Craiſen nicht ſo häufig waren. S. 68. iſt in der Not. 3. bemerket, daß zu K. Carls IV. Zeiten verſchiedene ſtark bewohnte Dörfer geweſen, die nachher durch die Verwüſtungen der Huſſiten und den 30 jährigen Krieg ꝛc. eingegangen, und jetzo wüſte Feldmarken, oder Vorwerker ſind, wogegen jetzo die neuen Coloniſten Dörfer Adlershof, Grünaue, Grünlinde, Johannisthal, Ludwigsfelde, Müggelsheim, Novaweſt, Philippsthal ꝛc. angebauet ſind. Anjetzo beſtehet der Teltouſche Craiß aus dem Hauptcraiſe, der Herrſchaft Wuſterhauſen und Teupitz, und den Aemtern Trebbin und Zoſſen.

Hierauf folgt der Barnimmſche Craiß S. 69 bis 104. Das Havelland S. 109 — 133. worinn auch die Güter des Stifts Brandenburg beſchrieben ſind. Faſt bey jedem Stiftsdorfe iſt hinzugefüget — „Tota villa cum ſuis aquis et earum publicis et aliis quibuscunque ſtratis et meatibus nec non inſulis et paludibus cum ſupremo juditio et inferiori, cum ſervitio curruum et alio quolibet ſervitio pacto, *ac omnibus*

bus juribus et pertinentiis ſuis univerſis, cum omni et plena libertate et utilitate eſt Epiſcopi et ſuorum vaſallorum, et ſunt eccleſie et menſe *Epiſcopali Brandenburgenſi appropriata*„ — und bey einigen ſteht auch — Dnus Marchio nil habet ibi. — Der Zauchiſche Craiß S. 133—152. die Nota 3. S. 133, wo von dem Urſprunge der Lehnſchulzen, und daß die Edelleute ihr Lehnpferd zuweilen auf das Schulzengericht gelegt, aus Verſehen eine irrige Meynung angegeben, iſt in den Zuſätzen S. 364 dahin berichtiget — daß da die Vaſallen in Perſon mit 2—3 Mann zu Pferde zum Heerzuge vormals erſcheinen mußten, ſo gaben ſie den Schulzen in ihren Dörfern gewiſſe Aecker und Hufen frey, und machten ſie lehnbar, dafür dieſe mit ihnen zu Felde ziehen mußten; daher alſo die Lehnſchulzen und ihre Befreyungen entſtanden ſind. Auch in dieſem Craiſe ſind die Dörfer Martinsdorf, Freizou, Fickſdorf, Gremzel, Eichholz, Benken, Teſekendorf, Rokitz ꝛc. eingegangen, und nicht mehr exiſtent.

Nun folgt die Ukermark S. 152—203. Auch von dieſer Provinz wollen wir von einem Dorfe zur Probe die Beſchreibung geben, S. 155 — „*Cernetzin* XLIIII. Manſi. Quilibet dat *in pactum* † (i. e. dimidium) chorum ſiliginis, † chorum avene, VI. modios tritici. *In precariam* dant X. ſolidos, I. modium tritici, I modium ſiliginis, I modium ordei, I modium avene. *In cenſum* dat (nämlich jede Hufe) III. ſolidos. Ad dotem (zur Pfarre) jacent III. manſi, quorum I. hereditavit (ſo der Pfarrer zu Erbpacht ausgethan), et II. habet ſub cultura per ſe. *Henning Cernetin* (der Vaſall) cum patruo habet *IV. manſos liberos ad curiam ſub cultura. Hartwich Brevix* (auch ein Vaſall) habet IV *manſos liberos ad curiam ſub cultura* — *Nickel de Hunz* cum patruis habet *pa-*

tum et cenſum ſuper VII. manſis. *Herman Cernetyn* habet *pactum et precariam et cenſum* ſuper IV. manſos. *Gherke Nateheyde* habet redditus ſuper II. manſis. *Cernetyn* habet redditus ſuper II. manſis. *Hertwich Breuitz* habet redditus ſuper II. manſis. *Ludeke van dem Berghe* habet redditus ſuper VI. manſis. Ex his manſis ſunt *poſſeſſi* (beſetzte Hufen, ſo nicht wüſte liegen) XVI. Alii jacent *deſolati*. Nota quod VI. ſunt manſi, quorum redditus dantur ad altare in *Poſewalck*. Iſti manſi non dant precariam. Taberna dat II. talenta demptis IV. ſolidis et eſt deſolata. *Coſtenworde* (Worthen oder eingezäunte kleine Aecker bey den Höfen der Coſſathen) ſunt XXXIII. Quilibet dat I. ſolidum, quorum XI. ſunt *poſſeſſi*, alie jacent *deſolate*. Nota quod ex antiquo dederunt III† modios avene minus † quartali, quod dicitur *Ouer pacht*, ſed nunc non dant. Nota, *ſuperiori anno* IV. manſi deſolati ſunt.„ Dieſes letzte findet man bey ſehr vielen Ukermärk. Dörfern, aus der Urſache, weil die Herzoge von Pommern bey den damaligen Kriegen und Befehdungen das Land ſehr verwüſtet hatten. Sonſt findet man von dieſer Provinz aus vielen Umſtänden deutlich, daß ſolche faſt am allerordentlichſten unterſuchet, und am genaueſten beſchrieben iſt. Die Dörfer derſelben unterſcheiden ſich an Größe vor andern, die Hufenzahl erſtreckt ſich über 60 und mehr, und als ganz beſonders iſt auch anzumerken, daß da in der Alten Mark ꝛc. die ſtärkſten Abgaben im Kornpacht von den Hufen beſtehen, hier von den mehreſten Geld und gemeiniglich von der Hufe 1 Pfund Pfennige bezahlet iſt. Z. B. ſteht S. 191. bey dem Dorfe *Stegelitz* — LXXV. manſi, quilibet dat *in pactum* I. talentum — u. ſ. w. welches bey dem ſehr fruchtbaren Acker dieſer Provinz um ſo

mehr

mehr auffällt. Der Markgraf hat gar wenige Einkünfte in dieser Provinz gezogen, nur in wenigen Dörfern die Beede, den Spanndienst nirgends, zum Beweiß, daß die herrschaftlichen Domainengüter daselbst gemangelt haben.

Hierauf ist die Alte Mark beschrieben von S. 203 — 298 so den größten Platz einnimmt, theils wegen Vielheit der Dörfer, noch mehr aber, weil sie zum Theil sehr genau verzeichnet worden; (doch ist dieses auch nicht allgemein, indem einige Dörfer sehr kurz, wie die in der *Equitatura terre Soltwedel foris portam Buchorninge* S. 219 *seq.*, beschrieben sind, und überhaupt nach einem ganz andern Plan gearbeitet, und nach Fruſtis alles angeschlagen ist.) Etwas rührt auch davon, weil auf den Hufen in dieser Provinz gar vielerley einzelne Abgaben an verschiedenen Kornpächten, Geldzinsen, Eiern, Hünern ꝛc. haften, die an vielerley Gutsherren vertheilet waren, und noch jetzo sind. Es ist vielleicht keine Provinz in Deutschland, wo die Abgaben eines Bauerhofs an so viele unterschiedene Gutsherren vertheilet sind, wie hier. Sehr oft hat ein Bauer wohl 8 und mehr Herren, an welche er etwas von seinen Präſtationen zu berichtigen hat, und es findet sich häufig, daß ein Bauer 3 Obrigkeiten hat, die zusammen einen Antheil an der Gerichtsbarkeit über ihn haben, der eine die Hälfte etwa, die andern beyde jeder $\frac{1}{4}$, oder sie ist auch wohl in 3 Theile getheilet ꝛc. Zur Probe will man ein Paar Dörfer hersetzen. S. 214. *Heiligenfelde*, habet XL. manſos cenſuales. Dominus *Arnoldus de Jagou* habet ibi III. *Fruſta* et XI. pullos, quorum I. fruſtum desertum. Monaſterium in *Arnſte* IV. curias cum IV$\frac{1}{2}$ *Fruſto*. Monaſterium

in *Dambeke* habet ibi V† fruſtra, et II. modios, et *libram piperis*, et X. pullos. Prefectus habet II. fruſtorum libertatem a monaſterio *Dambeke*, et ab illis de *Jagow*. *Heine Bukow* habet ibi I† fruſtorum libertatem a monaſterio *Dambeke*. Ad altare (wie nachläßig der Concipient verfahren, ſiehet man auch hier, daß er ſo wenig den Altar, noch die Kirche genennet, da doch mehr derſelben ſind) II† chori (2½ Wſpl.) ſiliginis in *Soltwedel*. Ad aliud altare in *Soltwedel* III. chori cum VIII. modiis ſiliginis. Tenentur *ad precariam* monaſterio in *Dambeke* pro XX. fruſtis, quorum III. ſunt deſerta. Hier in dieſer Provinz war alſo der Plan, die Abgaben des Dorfs nach *Fruſtis* anzuſchlagen, welches viel dunkler und verſteckter iſt, als wenn bey den andern Provinzen angezeigt iſt, von der Hufe wird ſo viel an Korn, an Gelde, an Hufenſteuer, an Beede ꝛc. gegeben. Die Urſache iſt, weil hier nicht jede Hufe gleiche Abgabe an Korn, an Gelde, an Steuer, Beede ꝛc. hat, ſondern in jedem Dorfe eine von der andern unterſchieden iſt. Daher hat der Concipient dieſen Plan annehmen müſſen, daß er alle Einkünfte nach Fruſtis angeſchlagen, die jeder Gutsherr, Kloſter, Kirche ꝛc. aus dem Dorfe in eins gerechnet, gezogen hat, Hingegen bey den Dörfern der vormaligen Herren von Bartensleben (S. 229 ſeq. Domicellorum de Bertensleve) iſt vermuthlich ein anderer Concipient geweſen, der noch ſchlechter gearbeitet, von Gerichten, Steuer, Beede, Zehend ꝛc. faſt gar nichts nachgewieſen, ſondern nur ſehr weitläuftig, größtentheils die Kornpächte eines jeden Bauren, an wen er ſie abzugeben hatte, angezeigt hat. Er hat auch nicht einmal die Hufenzahl der Dörfer angegeben. Man wird auch aus dieſem Bartensiebiſchen Dörfern unſere Bemerkung vorzüglich gegründet finden,

den, wie sehr unterschieden die Kornabgaben bey den Altmärkischen Bauren gewesen, und würklich noch sind. Von S. 237 fängt wieder ein ander Concipient an, der weit ordentlicher zu Werke geht. Ich will zur Probe a. a. O. ein Dorf herseßen: — *Scotzenfelde*, habet XXV. mansos, de quibus plebanus habet II† mensos. *Prefectus* habet IV† mensos in pheudum a *Ezzer Duser* cive (war ein altes Geschlecht in Stendal, so viele Lehngüter besaß, und nebst vielen andern alten Geschlechtern daselbst in seinen Besitzungen völlig alle iura nobilium, so gut wie der beste Edelmann ausübete.) Nota XIV. mansi, de predictis dat quilibet mansus in pacto † chorum siliginis, et IV. mansi, dat quilibet XV. modios siliginis. Item dant de prescripto pacto *Beringher* V. choros siliginis. *Ezzel Duser* dant I. chorum siliginis. *Belten Scenen* XXX. modios siliginis, dotalitium, et post obitum pertinet Canonicis in *Stendal*. *Borchardus Swider* presbyter habet I† chorum cum VI. modiis siliginis pertinet ad hospitale nouum foris ciuitatem in Stendal. Item XXII† mansi dant *precariam*, quorum quilibet mansus dat I. solidum ad festum Walpurgis et tantum I Martini. Item dat quilibet mansus *pro censu* VI. denarios ad festum Walpurgis et in tantum ad Martini. Item quilibet mansus dat I. modium auene *pro precaria* ad festum Martini. Nota prescripta *precaria et census* dantur *Ezzel Duser* cum VII. pullis. Ibidem sunt VII. *Cossati*, qui dant XV. denarios coniunctim *Ezzel Duser* ad Martini, et Walpurgis XV. denarios eidem. Supremum iuditium habet *Ezzel Duser, et totam fere villam a Marchione in pheudum.* Hier sind die Anzahl Hufen angegeben, wer davon und wie viel an Kornpächten bekam. Wieviel jede Hufe an Hufensteuer gab, und

an wen. Wieviel an Beede, wer ſie bekam, und wer die Gerichte ꝛc. hatte. Mithin waren die Abgaben ordentlich und genau beſchrieben. Noch muß man von dieſem Dorfe anmerken, daß anjetzo die Herren von Ruedſtede daſelbſt einen ſtarken Ritterſitz haben, der alſo in der Folge erſtlich von eingezogenen Bauerhöfen entſtanden iſt. Nun wollen wir noch zuletzt auch ein Dorf, worinn Vaſallen auf ihren Ritterſitzen gewohnet, herſetzen. S. 239. *Holthuſen* habet XI† manſos. Plebanus habet I. manſum. *Henricus de Ronſtede habet II. manſos, quos colit per ſe et inhabitat liberos.* Item *Wichardus du Rochon habet II. manſos, quos inhabitat et colit per ſe.* Tenentur *ad ſervitium dextrarii.* De reſiduis VII. manſis villanorum *Hermannus Schonenbeke vaſallus* habet III. choros duri frumenti et V. ſolidos denariorum minus I. denario et I. pullum. Item *Eryck Lynſtede* vaſallus habet ibi XV. modios duri frumenti, et XI. pullos, et XI. ſolidos denariorum. Item *Buſſo de Memuinckel* vaſallus I† chorum ſiliginis et VI. modios tritici, et XVIII. ſolidos denariorum, et X. pullos. Item eidem XIII. ſolidos et IV. denarios et XVII. modios duri frumenti. Item *Martin Maurin* vaſallus ibidem habet ibi I† chorum et III. modios duri frumenti, et XXI. modios auene, et I. libram piperis, et XII ſolidos denariorum *pro precaria* de una curia, et I. libram piperis de taberna. *Ian de Eimbeck*, habet ibi XIII. modios duri (i. e. frumenti, hart Korn, ſo Winterkorn, Roggen und Weitzen iſt), et IV. modios auene. Item Dns *Bardeleuen* ſacerdos habet ibi III. modios tritici. Item dictus *Maurin* habet † chorum ſiliginis. Item *Maurin* habet ibi I† chorum et II† modios duri frumenti, et XXI† ſolidos de *Coſſatis* et aliis, et XXXV. pullos. Item III† ſolidos

dos denariorum. Item *Dns Marchio* habet ibi XXIV. ſolidos denariorum *de precaria*, et VI. modios dupi frumenti, et VI. modios auene (der Markgraf hatte hier alſo die Beede an Kornfrüchten und am Gelde.) Mola ibidem eſt deſolata. Item *Equitatores* (Landreuther, die alſo ſchon damals exiſtirten, und auf die *Bedelli*, wie ſie vorher im XIII. Jahrhundert hieſſen, gefolget ſind) habent ibi VIII. ſolidos denariorum. Bey vielen Dörfern findet man, daß damals weit mehr Ritterhufen und eine geringe Anzahl Bauerhufen vorhanden waren, wie z. B. S. 251 bey dem Dorfe Woldenrade, wo damals 5 Vaſallen wohnten, ſo zuſammen 14 Ritterhufen zu ihren Wohnſitzen gebrauchten, und nur 5 Bauerhufen (mansi ruſticales) angegeben ſind. Anjetzo ſind nur 8 Ritterhufen, und 16 Bauerhufen vorhanden. Hergegen findet man auch eben ſo viel Dörfer, worinn vormals gar keine Ritterſitze, ſondern lauter Bauerhufen waren, wie z. B. das vorangeführte Dorf Schönfeld bey Stendel, wo anjetzo die Herrn von Rueckſtede einen ſtarken Ritterſitz mit vielen Hufen haben, und nur wenig Bauerhufen vorhanden ſind. Die Urſach iſt leicht einzuſehen, weil es jedem Edelmann in der Mark Brandenburg, und auch in einigen andern Provinzen, vormals, bevor noch Contribution, Schatzung ꝛc. (wie man ſolches auch nennt, und zum Unterhalt des ſtehenden Soldaten, dem Landmann, außer dem Schoß und Giebel Gelde, ſo älter, aufgeleget iſt) eingeführt war, frey ſtand von ſeinen Bauerhufen einige an ſich zu nehmen, und davon einen Wohnſitz (curiam) anzulegen. Hergegen gefiel es wieder einem andern, wenn die Lage oder der ſchlechte Acker ꝛc. nicht anſtand, ſeinen Hof aufzugeben, und die Hufen an Coloños auszuthun. Auf ſolche und noch andre Art iſt nach

ſcheinlich dieſe Veränderung und Ungleichheit entſtanden.

Bey dem Dorfe Orbenſtorp iſt S. 254 angegeben — Item *Nicolaus Birmark* habet ibi *ſervitium de femi-vis* de tribus curiis — Hierunter iſt ein gewiſſer Handdienſt von den Weibsleuten gemeinet, ſo in Schaafſcheren, Flachswieten und dergleichen beſtehet, davon man noch jetzo genug Beyſpiele bey den Altmärkiſchen adlichen Gütern findet. Die S. 262 in der Note 2. gemachte Erklärung über die Worte bey dem Dorfe Schynne — Dith is dat Gud, dat *Ian Borſtal* (vaſallus) *ledigh* hoft to Schynne XVIII. ſtücke u. IX ſcepel. Dith is dat *vorleghen Gud* von Ian Borſtal XIIt ſtücke u. t ſcepel. —, Ledig iſt Allodial Vermögen oder Erbe; Vorleghen aber iſt Lehngut, mögte wohl dahin abzuändern ſeyn, daß Ledig nicht Erbe, ſondern was nicht zu Lehn gegeben oder an die Bauren verafterlehnet war (ſo in den Altmärkiſchen Dörfern häufig geſchehen iſt,) Vorleghen aber dasjenige, ſo würklich verafterlehnet war, hier bedeuten ſoll.

Bey den Ritterſitzen der Vaſallen wird man faſt durchgehends in der Alten Mark bemerken, daß der gröſte Theil wenige Ritterhufen damals hatte, 2 bis 4, ſelten mehr. Anjetzo findet man genug, wo 8 bis 12 und mehr Ritterhufen zu gebraucht werden. Dieſes rühret wahrſcheinlich daher, eines Theils, daß vormals mehr Vaſallen in einem Dorfe kleine Ritterſitze hatten, die nachher zuſammen gebracht ſind, andern theils hat man nachher Bauerhufen, ſo wüſte wurden, zu den Ritterſitzen eingezogen, und ſie dadurch vergröſſert. Eine groſe Anzahl adlicher Familien muß damals in der Stadt Stendal gewohnt haben, wie man bey den herum liegenden Dörfern und ihren Abgaben, ſo ſie dahin geliefert, ſiehet, wozu noch eine gröſſere

Anzahl

Anzahl alter bürgerlicher Familien (Patricien, worunter die *Hoghen*, *Kaſtil*, *Noppou*, *Duſer*, ſo ganze Dörfer beſaſſen, *Hardecopp*, *Goldbek* und viele andere mehr. Die *Vlaſsmanger*, *Schadewachten* etc. waren würkliche Edelleute,) daſelbſt kömmt, welche faſt den größten Theil der Einkünfte aus den Dörfern von S. 234 — 296 gezogen haben, ſo, daß man darüber erſtaunet.

Bey dem Schluß des Landbuchs von der Alten Mark muß man noch anzeigen, daß ſich nicht allein daraus eine große Anzahl wüſter Dörfer angiebt (die zum Theil S. 370 angezeiget ſind, und ſich nahe an 50 belaufen,) noch mehr aber aus den Lehnbriefen der Adlichen und andern Urkunden nachgewieſen werden könnten, woraus man den ſichern Schluß machen kann, daß dieſe ſonſt fruchtbare Provinz vormals weit ſtärker bewohnt geweſen iſt, wie anjetzo. Die neu angelegten Coloniſten Dörfer wollen den Abgang bey weiten nicht erſetzen, und bey den ſo vermehrten Auflagen der Bauren iſt auch eine ſtärkere Bevölkerung ſchwerlich zu hoffen. Von den in dieſem Landbuche bey dieſer Provinz vorkommenden vielerley Benennungen von alten Abgaben und Präſtationen will man auch einige Anzeige thun. Außer der Kornpacht, Beede, Hufenſchoß kommen noch vor, *Weidepennige* (Weidegeld für die Huthung,) *Verſengeld*, (Verſe heißt ein zugezogenes Kuhkalb, und dieſes war vermuthlich eine Art von Fleiſchzehend, ſo noch jetzo von zugezogenen Kälbern im Gelde bezahlet wird,) *Hundskorn* (bekam der Edelmann zur Fütterung ſeiner Jagdhunde,) *Dienſtpenninghe* (Dienſtgeld, ſtatt der Dienſte,) *Meygenpenninghe* (eine kleine Geldabgabe, ſo im Monat May, wie Märtensgeld auf Martini entrichtet ward,) *Solidi pro lignalibus* Holzgeld (für

frey

frey Brennholz und Leseholz,) *Swinepennighe* (auch ein Fleischzehend von den Ferken, so noch jetzo an vielen Orten in Gelde bezahlet wird,) und dergleichen mehr.

Auf der S. 297. ist die Ursache, warum bey Beschreibung der Alten Mark der jetzige Arneburgische und Seehausische Craiß, der beste und fetteste Strich dieser Provinz, so gemeiniglich die Wische genannt wird, völlig weggelassen ist, ganz richtig angezeiget. Nämlich diesen ganzen Distrikt hatte damals die Wittwe des Markgrafen Ludewigs des Römers, so nachher an den Grafen Heinrich von Holstein sich verheyrathet hatte, und damals noch lebte, als ein Wittum noch im würklichen Besitz. Weil also der Kaiser daraus gar keine Einkünfte ziehen konnte, so hat er diesen ganzen Distrikt wahrscheinlich darum zu beschreiben unterlassen. Dieser Grund ist klar, warum aber von der gleich folgenden Prignitz so wenig verzeichnet und aufgenommen, wie hier von S. 298 —300 befindlich ist, davon weiß Rec. den wahren Grund nicht anzugeben. Einen Theil von dieser Provinz, so an die Alte Mark gränzet mit der Stadt Perleberg, gehörte zwar auch mit zum Wittum der vorgedachten Markgräfl. Wittwe, und blieb also aus vorangeführter Ursache weg, warum aber der übrige größte Theil weggelassen ist, bleibt dunkel. Man könnte annehmen, daß ein großer Theil dem Bischof im Stifte Havelberg gehörte, wovon der Kaiser keine Einkünfte hatte, allein die Städte und Schlösser, so ihm gehörten, sind doch im Anfange des Landbuchs mit beschrieben, und alle Dörfer des Stifts Brandenburg in der Mittel Mark gleichfalls auch; mithin scheint dieses der Grund nicht zu seyn. Vielleicht mag das übrige verlohren gegangen, und dem Landbuche

nicht

nicht einverleibt seyn, indem hier nur 11 Dörfer verzeichnet sind, oder es war viel von der Provinz durch die Herzoge von Mecklenburg abgerissen, und ihnen verpfändet. Aus den verzeichneten 11 Dörfern zog der Markgraf von den mehresten die Bede und Kornpacht, hatte auch in etlichen den Dienst. Derselben ist auch schon im Anfange des Landbuchs bey dem Verzeichniß der Schlösser in der Prignitz S. 29 gedacht.

Hiermit endigt sich das Landbuch, worauf das Register des Landschatzes, wie selbiger in den Jahren 1450 und 1451 als eine außerordentliche Landbede oder Landsteuer eingefordert worden. Es ist aus einem alten Codice der königlichen Bibliothek genommen, betrifft aber nur den gröβten Theil der jetzigen Mittelmark allein. Jedes Dorf ist kurz beschrieben, wer Besitzer, wieviel Hufen vorhanden, wie viel jede Kornpacht, Geldzinß ꝛc. gegeben, und wieviel die Einkünfte zusammen nach Fruſtis gerechnet, betragen. Von jedem Fruſto sind 10 Sgr. Landschoß bezahlet worden. Im Jahr 1451 aber ist nur die Hälfte nämlich 5 Sgr. eingefordert worden. Zur Probe will man das Dorf *Bonſtorff* S. 303 hieher setzen. — *Bonſtorff* hat Berckholz von meyn Hern czu Lehne. Vff der Feltmark sein XXV. huben. Dauon hat der Pfarl das Gotzhus I. So czinsen XXI. huben iglich VIII. schepel roggen, VIII. schepel haber und VI. Groschen. II. Cosseten geben XVIII. honre. Alles gerechnet uff XIII. stück XXXV. Groſch. Haben geben das *halbe Schotz* I. Schock IX Groſch. Von S. 357—372 sind erhebliche Anmerkungen, Erläuterungen, Verbesserungen, und auch ausgelaßne oder berichtigte Stellen aus dem Original beygefüget, wodurch vieles Dunkle aufgeklaret ist; worunter sich vor-

vorzüglich die Anmerkungen von dem alten Münzwesen S. 357—360 ausnehmen, die zum Theil von dem Hrn. *Hoppe* herrühren. Am Ende findet man einen kurzen aber wichtigen Anhang einiger allgemeinen Anmerkungen über das Carolinische Landbuch, woraus gewissermassen die Beschaffenheit der Dörfer, Abgaben, die landesherrlichen Einkünfte, und das Verhältniß der einzelnen Provinzen gegen einander in Absicht der Hufen, Abgaben und Einkünfte zu ersehen ist, woraus resultiret, daß der Markgraf nur wenige Domanialgüter damals in der Mark hatte, und auch nur geringe Einkünfte aus den Städten und von den Dörfern der Vasallen ꝛc. weil die öffentlichen Einkünfte größtentheils verpfändet waren, daß die ganze Summe der landesherrlichen Einkünfte hier auf 6500 Mark jährlich berechnet ist. Drey sehr brauchbare Register beschließen dieses wichtige Werk, so allezeit ein großes Geschenk für das gelehrte Publikum bleiben wird.

Hk.

V.

Anzeige der Rettungsmittel bey Leblosen und in plötzliche Lebensgefahr Gerathenen. Nach des Herrn Archiaters Hensler Plan ausgearbeitet, von D. J. C. F. Scherff zu Ilmenau. Altona, bey Hellmann, 1780. auf XXIX. und 279 Seiten in 8.

Diese mit Vorwissen und einiger Beyhülfe des Hrn. Leibarzt Hensler gemachte und beträchtlich

lich vermehrte auch veränderte Ausgabe des Hensleriſchen Werks deſſelben Titels iſt ohne Zweifel ein verdienſtvolles Unternehmen von dem Herrn D. Scherff, der ſich damit (als ein angehender Schriftſteller, wie wir wenigſtens glauben,) nicht wenig empfiehlt. Es war ſeit den zehn Jahren da Hr. Hensler ſeine Schrift zuerſt herausgab, viel nützliches über die nämliche Materie von andern Aerzten geſchrieben worden, und wir bekennen ſehr gern, daß Hr. S. das Bedeutendſte davon geſammlet hat, und es hier dem Publiko mit einer wohlanſtändigen Beſcheidenheit vorlegt. Er hat ſein Werk dem Herzoge zu Weimar, dem Markgrafen zu Baaden, und dem Fürſten von Anhalt Deſſau, dedicirt.

Vor der eigentlichen Abhandlung des Verf. gehet eine kurze ſummariſche Anzeige der nöthigſten Vorkehrungen her, die bey den verſchiedenen Arten von Lebensgefahren erfodert werden, damit man in der Eile gleich mit ein Paar Worten angewieſen werde, was in dem vorkommenden Falle zu thun ſey, und man iſt alsdenn auf die Stelle im Buche ſelbſt verwieſen, wo umſtändlicher davon gehandelt wird. Dieſe Zugabe iſt nicht von dem V. aber doch mit deſſelben Vorwiſſen beygefügt, und ſie iſt deſto nützlicher, da ſelten jemand bey einem ſolchen Falle Faſſung genug hat, um die Räthe aus einem Buche herauszuſuchen, wenn doch gleichwohl auf die Schnelligkeit, womit man zutritt, alles ankommt; zugleich enthält dies den nöthigen Inhalt des Werks, der ſonſt vermuthlich fehlte.

Der Verf. ſchickt in dem erſten Abſchnitte unter 40 Nummern ein allgemeines Verzeichniß aller der Hülfsmittel voran, deren er in der Folge bey der Abhandlung der beſondern Fälle Erwähnung thut. Er giebt auch eine ziemlich genaue Beſchreibung aller der

nöthi-

nöthigen Mittel; aber eine kleine Erleichterung hätte dem Leser können gemacht werden, und zumal dem Leser, der in Eile sucht, wenn über jede Nummer eine ganz kurze Rubrik ihres Inhalts stände; denn die groß gedruckten Worte machen es nicht allerwärts gut, und z. B. No. 15 müßte ein Ungeübter erst ganz lesen, ehe er sieht, daß die Ueberschrift dazu heißen müßte: äusserlich reizende und erweckende Mittel. Hie und da möchten wohl einige von den Artikeln mit andern unter die gleiche Nummer gebracht, und hingegen andre in zwey getheilt werden. Recht gut und nützlich ist sonst diese Voranschickung der Nummern auch der Kürze wegen, da der Verf. sich in der Folge bey den verschiedenen Fällen, wo man dieselben Mittel nöthig hat, sich darauf beziehen kann.

Die Abhandlung selbst enthält zwey Abtheilungen.

I) Todtscheinende (Asphylici,) und hier kommen vor: a) todtscheinende Neugeborne. Diese Abhandlung ist vom Hrn. Hensler zu seinem neuen Werke gemacht, und er hat sie nun dem Verf. mitgetheilt. b) Erdruckte Kinder. c) Ertrunkene, (da dieser Vorfall am häufigsten ist, so sollte er allemal voran stehen). d) Erfrorne. e) Vom Fall und Sturz Leblose. f) Erhängte, Erwürgte. g) Von Dünsten oder Dämpfen betäubte. h) Vom Blitze gerührte; vom Luftstreifschuß leblose. (Nach Reimarus Räthen.) i) Von fäuligten Dünsten in Gefahr gebrachte. (Dieser Artikel gehört entweder unter den, der oben g bezeichnet ist, oder aber in die folgende Abtheilung II) k) Andre in und außer Krankheiten Leblose. Warnung vor eiligem Begraben.

II) In

11) In plötzliche Lebensgefahr gerathene. (Nicht leblose.) a) Durch Gift angegriffene, diese sehr schöne Abhandlung ist wieder vom Hrn. Hensler. b) Durch den Biß der Thiere verletzte. c) An verschluckten Sachen stickende. d) Mit Schlagfluß behaftete. e) Mit Steckflüssen und andern schnellen Hals- und Brustkrankheiten befangene. f) Mit Blutflüssen und andern starken Ausleerungen befangene. g) Brandschäden. h) Stockungen nöthiger Ausleerungen. i) Von Schmerzen Ergriffene. k) An Krämpfen und Zuckungen leidende.

Man sieht aus diesen Ueberschriften, daß des V. Plan mehr umfaßt, als man sonst gewöhnlich findet. Wir können und brauchen uns auf die den guten Aerzten bekannte Sachen nicht einzulassen, und es ist genug zu sagen, daß man wohl sehe, der Verf. habe die besten Schriften über diesen Gegenstand, wie des Portal, Pia, Gardane, Cullen, Tissot, Hunter, u. a. gelesen und genutzt. Hie und da wird freylich wohl noch etwas fehlen oder unrecht seyn, aber wo so viel Gutes ist, da übersieht man wohl etwas; doch muß man der Vollkommenheit nachstreben; und wir wollen daher einige Anmerkungen noch beyfügen, von denen der Verf. bey einer neuen Ausgabe seines nützlichen Buchs Gebrauch machen kan. — Die Ideen das Sage, die doch erheblich sind, scheinen dem V. nicht aufgefallen zu seyn; doch ist vielleicht dessen Schrift ihm nicht zu Gesichte gekommen. Die erstickenden Dünste, so wie die ebenfalls erstickende fixe Luft, sind doch säuerlich, daher scheint es wohl nicht gleich zu seyn, ob man scharfen Essigdampf oder Alcali volatile dem Leblosen einbläset oder eingießet; die Theorie spricht sehr

sind Tage, und nun auch schon so viel Erfahrung. Man sollte daher auch den Rath befolgen und bey Erstickten das Ventil des Blasebalges, womit man die Luft einbläßt, über sogenanntes englisches Riechsalz legen. — Metallische Gifte sind immer nur die Metalle, wenn sie von Säuren aufgelöst sind, daher sollte immer das erste seyn, fixe Laugensalze in Menge in den Magen zu bringen, auch schon mit den Brechmitteln, oder gar vorher, wenn man die Brechmittel nicht früher haben kann; die alcalische Lauge aus Asche thun wir nur da gut, wo kein fixes Laugensalz zu haben wäre; halten sie aber nicht gleich, wie hier geschiehet. Warum finden wir in diesem Buche, zu dessen Absicht doch die Vollständigkeit gehört, gar keine Räthe für die todtrunkenen? Es wundert uns, daß dem Verf. die merkwürdigen Beobachtungen bey Pia entwischt sind, wo bey dem höchsten Grade der Besoffenheit, mit ein Paar Löffel voll Kampferspiritus und etwas Alcali Fluor, sehr bald geholfen wurde. Bevor man das Tabacksrauchclystier beybringt, muß zuvor das härteste und gröbste der Unreinigkeit im Mastdarm, allenfalls mit einem Finger oder stumpfen Haken, weggeschafft werden, sonst dringt der Rauch nimmermehr hinauf; dies ist auch eine nöthige Anmerkung in ein solches Buch. Bey den Ertrunkenen ist eine sanfte Erwärmung der äußern Theile des Körpers, nach dem Reiben eben dieser Theile ohnstreitig vorzuziehen; daher, wenn zu einem lauwarmen Bade Anstalt gemacht werden kann, so muß dieses jenem vorgehen; versteht sich übrigens wohl, daß die Reizungen aller Art darum nicht unterbleiben dürfen, und das Reiben läßt sich auch im Bade thun. Die Furcht, welche der Italiäner Desta vor den Bädern äußert, ist theoretisch; das gänzliche Erkalten des Körpers nachher

muß

muß man freylich zu verhüten suchen, und wenn sollte das Leben wiederkehrt, so wird durch das wenige Wasser so auf die Brust drückt, das Athemholen nicht verhindert; es ist aber auch nicht gesagt, daß der Körper ganz bis an den Hals im Wasser stecken müsse, dieses wäre nur hinderlich. Gewiß ist, daß das Reiben der äußerlich völlig kalten und erstarrten Theile ohne eine sanfte Erwärmung nur schädlich wirkt. — Mit den Aderlässen bey den Ertrunkenen ist der Verf. doch noch zu freygebig, und zumal mit den Oeffnungen der Drosselader. Bevor sich nicht beträchtliche Zeichen von wiederkehrendem Leben einstellen, sollte man niemals Blut lassen, und vollends nicht aus der Drosselader, den sehr seltenen Fall allein ausgenommen, wenn aus dem aufgetriebenen, röthbraunen Ansehen des Gesichts abzunehmen wäre, daß eine Congestion des Bluts zum Kopfe vorhanden sey. Das Blut läuft aus einem solchen Körper bey dem Handthieren und Reiben entsetzlich stark, so, daß man nicht im Stande ist, es zu stillen, und wir glauben schwerlich, daß des Verf. vorgeschlagenes Emplastrum adhaesivum, wenn es auch dreydoppelt aufgelegt wird, die nothwendige Stillung bewirken möchte; eine Binde um den Hals aber, wenn sie in den Umständen etwas wirken sollte, müßte so feste seyn, daß die den Menschen erdrosselte, wenn er ja wieder zum Leben käme. Es ist an sich unvernünftig, Blut zu lassen, zumal vom Kopf, und dadurch die Wirkungen der Theile zu schwächen, wenn der Fehler an ganz was andern liegt als am Blute, aber vollends, wenn man Verblutungen verursacht, wie kann man dabey erwarten, daß sich jemand aus einem der Ohnmacht ähnlichen Zustande erholen solle? erweckt man auch aus Ohnmachten durch Aderlässe? Sobald das Leben hinlänglich sich wieder spüren läßt,

muß man gleich eine kleine Aderläße am Arme machen; hier iſt es nothwendig, wegen des großen Tumults, der nun im Körper nach ſolchen Unordnungen anhebt und natürlich ein Fieber nach ſich zieht; aber wenn man durch beträchtliche Blutlüftungen da eine Ohnmacht verurſachte, ſo könnte dieſe noch tödten. Dies gilt alles blos von Ertrunkenen. Wir erkennen wohl, daß der Verf. die Aderläße nicht ſo unvorſichtig empfiehlt wie andre; aber gewiß iſt es, daß er ſie nicht genug fürchtet, daher muſten wir ihn aufmerkſam darauf machen. Die zweyte Aderläße am Halſe, ſo wie ſie S. 81 angerathen wird, iſt gewiß der Tod eines jeden Ertrunkenen.

Bey den heftigen Verblutungen, von der Art, daß ſie leicht den Tod unmittelbar nach ſich ziehen, iſt nichts über die Behandlung der dabey entſtehenden Ohnmachten geſagt. Dergleichen Ohnmachten darf man nicht zu hintertreiben ſuchen, noch den Kranken zu geſchwind daraus erwecken, weil dies gerade der Weg iſt, deſſen ſich die Natur bedient, einen Stillſtand zu machen und die Adern zu verſtopfen. Bey den Brandſchäden iſt nichts von Goulards Waſſer geſagt, das gewiß hier beſſer iſt, als die mit Fett verſetzten Salben, und gar nichts von dem vielleicht noch beſſern Umſchlägen aus Alcali volatile Fluor (Spiritus ſalis ammoniaci cum calce paratus) zwey Quentchen in ein Pfund Waſſer, auch in einigen Fällen mehr Alcali Fluor. Ein gefährlicher Rath iſt es S. 278 den Perſonen, die in Convulſionen liegen, viel kaltes Waſſer über den Kopf zu gießen; das kalte Waſſer wirkt bey ſehr vielen Perſonen wie ein reizendes Mittel, und wir haben vom äußerlichen Gebrauche deſſelben unmittelbar Convulſionen entſtehn ſehen, wenn die Reizbarkeit

bärkeit groß war. Eben dabey, die Daumen auszubrechen und die erhobene Brust nieder zu drücken, ist nicht blos unnöthig und kann schaden: sondern es taugt schlechterdings nichts; wie auch der Verf. der pag. XXIX. vorangeschickten kurzen Anzeige dieses Abschnitts, dieses sehr wohl scheint anerkannt zu haben, und die Ruhe empfiehlt.

Dieses mag genug seyn. Wir wünschen, daß der V. dieses nützlichen Buchs, bey einer neuen Ausgabe Gebrauch von unsern Anmerkungen machen, und aus seiner eignen Lektur seinem Werke die möglichste Vollkommenheit geben möge.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit nur noch mit wenigen des neulich 1780 im Churfürstenthum Hannover ergangenen

Edikts wegen Rettung Verunglückter

erwähnen, das durch das Hannoverische Magazin auch auswärts bekannt gemacht worden ist. Das Edikt ist in einem populären Tone abgefasset; bey Anweisung, wie man helfen solle, ist der 1775 promulgirte Berliner, zu seiner Zeit in unsrer Bibliothek im XXX. B. 2. St. angezeigte Unterricht an den meisten Stellen wörtlich beybehalten. Die Belohnung für einen geretteten Menschen sind zwölf Thaler, und für die fehlgeschlagenen Versuche wird die Hälfte gereicht; eine schöne Prämie; es muß aber auch etwas seyn, um die schwerfälligen Niedersachsen in Bewegung zu setzen. Ueber den medicinischen Unterricht müssen wir ein Paar Anmerkungen machen, weil man in dieser wichtigen Sache der Vollkommenheit nicht nahe genug kommen kann. Schade daß bey dieser Anleitung

wieder die schöne Schrift von Cullen nicht ist zu Hülfe genommen worden, die doch schon 1774 bekannt wurde, und unstreitig das Beste ist, was man über Ertrunkene hat. Den so oft wiederholten nöthigen Rath finden wir hier wieder nicht, daß man während des Einblasens der Luft in den Mund mit dem Finger sanft auf die Kehle drücken müsse, nämlich ganz oben auf den Knorpel, sonst bläset man schädlich den Magen auf. Da die Erwärmung das vornehmste Mittel für Ertrunkene ist, so sollte man, nach Cullen, anweisen, woher man warmes Wasser nehmen kann: nämlich aus den Brandtweinbrennereyen, die in allen Dörfern sind. Vor dem Tabacksrauchclystier muß ja der Mastdarm erst einiger Maaßen gereinigt werden, sonst bringt der Rauch nicht hinauf. Von dem würksamen Einblasen der Luft durch die Nase ist nichts gesagt, zumal da, wo der Mund durch Krampf verschlossen ist. Die Aderlässe soll nach dieser Vorschrift allemal sogleich vorgenommen werden, und zwar vorzüglich an der Drosselader, jedoch sollen nur 10 bis 12 Unzen fließen. Dies hat man nicht in der Gewalt. Wir halten das Aderlassen, wie im vorigen Artikel umständlich gesagt ist, äußerst seltene Fälle ausgenommen, die sich genug manifestiren, für schädlich, bis beträchtliche Lebenszeichen vorhanden sind. Das Reiben der Glieder wird hier noch immer für eins der vornehmsten Mittel angenommen, aber die sanfte Erwärmung ist es dennoch. Wir übergehen die Räthe für die seltenern Fälle. Wie aber kommt hier ein Recept her aus Antimonium diaphoreticum? Etwas mehr sollte man in solchen Anweisungen auf die Wundärzte Rücksicht nehmen, die doch öfters, zumal auf dem Lande, über die nahe Hülfe, die man verunglückten Personen leisten soll, sehr unwissend und voller

Vorur-

Vorurtheile sind. Die ganze Anweisung ist auf einen Bogen zusammen gedrängt worden.

Noch müssen wir auch der in den herzogl. Braunschweigischen Landen ergangenen Verordnung zur Rettung verunglückter Personen, vom 21. Dec. 1780 erwähnen, sonderlich des:

Kurzen Unterrichts zur Rettung Verunglückter ꝛc. ꝛc.

der auf zwey Bogen dabey ausgegeben ist: die Verordnung selbst ist uns nicht zu Gesichte gekommen. Wir können nicht läugnen, daß wir diesem Unterrichte den Vorzug vor dem Hannoverischen einräumen. Wohl wird hier doch die gelinde Erwärmung der Ertrunkenen, Eins der vorzüglichsten Rettungsmittel genannt; es ist aber noch mehr, es ist das erste. Recht ist hier gesagt: man solle nicht Aderlaßen bis sich Lebenszeichen äußern; beträchtliche Lebenszeichen sollte es nur heißen. Sehr wohl ist zu Ende der Anweisung des Hrn. Scherff vorhin angezeigtes Buch manchen Personen auf dem Lande bekannt gemacht und empfohlen; welches allerdings, ohngeachtet unsrer hinzugethanen Anmerkungen, ein sehr nützliches und brauchbares Werk ist.

Rf.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Göttliches Gesetzbuch oder biblische moralische Concordanz, worinnen nach dem Alphabet der Wille des Höchsten, und was ein Mensch nach solchem zu thun und zu lassen, auch was vor Nutzen, Segen und Belohnung von der Erfüllung, dagegen welchen Schaden, Fluch und Strafen von der Uebertretung zu gewarten hat, geschwind und kurz beyeinander zu finden ist — Aus der heil. Schrift herausgezogen und zusammengetragen von einem Verehrer der göttlichen Befehle. Heilbron, Eckebrecht. 1780. 1 Alph. 1 Bogen 8.

Unter aller Kritik, wie unsre Leser schon aus der elenden Schreibart des langen hier beynahe ganz abgeschriebenen Titels schon vermuthen werden. Der Verf. bringt aus den gewöhnlichen Concordanzen die moralischen Artikel, auch manche mosaische Verordnungen ohne alle Auswahl zusammen. Der gute Strach allein hat 600 Sprüche liefern müssen, um das Alphabet vollzuschreiben.

Leben und letzte Stunden der weil. Durchlauchtigsten Fürstin Casimire, regierenden Gräfin zur Lippe, gebohrne Prinzessin zu Anhalt — nebst einigen ihrer Briefe. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung. 1780. 11½ Bogen 8.

Die ihrem Haus und der Welt in der Blüte des Lebens entrissene vortreffliche Fürstin besaß, wie auch so wohl die Nachricht, die der Prediger zu Detmold, und ihr ehemaliger Lehrer, Hr. Chapon, in einer anständigen und ungekünstelten,

ten, doch hin und wieder zum Ton der Personalien (vielleicht konnte, vielleicht durfte er ihn nicht ganz meiden,) herabsinkenden Schreibart aufgesetzt hat, als die Briefe und häufig eingerückten Stellen aus andern schriftlichen Aufsätzen der Seligen bestätigen, eine sanfte etwas zur Schwermuth sich neigende Seele, eine lebhafte Einbildungskraft, ein von Religion und Christenthum ganz durchdrungenes, und den wärmsten Gefühlen der Freundschaft offnes Herz, und eine aus den edelsten Quellen des Wohlwollens entsprungene ungemeine Thätigkeit Gutes zu stiften, und hat solches auch wirklich bis auf die kommenden Geschlechter gestiftet. Sanft ruhe ihre Asche! Unter den angehängten im Lapidarstil abgefaßten Grabschriften zeichnet sich die vom Herrn Superintendenten de Marées in Dessau aus. Vielleicht ist es unsern Lesern nicht unangenehm, auch hier sie zu finden. In Tagen — Der weiten Herrschaft des Unglaubens und der Eitelkeit — Wandelte, — Sicher geleitet durch den Glauben des Sohnes Gottes, — Eine Pilgerin des Himmels durch diese Sünderwelt. — Siegender, als Beweise der Schriftgelehrten, — Lehte Sie den unüberwindlichsten Beweis des göttlichen Christenthums. — Nicht Ideal sind Jesus Forderungen; — Sie hat sie erfüllet: — Nicht Dichtung die Tugenden seiner ersten Bekenner; — Sie hat sie geübet: — Nicht süsser Traum seine verheissene Seligkeiten; — Sie hat sie empfunden. — Ihre Glieder, — Zwar ruhender Staub itzt, — Doch hier schon, — So ganz, so vielfach Gottes, — Sollten sie ihm nicht herrlich wieder aufleben?

Hr. Ch. theologische Begriffe, z. B. von der Entstehungsart der sittlichen Verderbnisse S. 84. könnten noch manche Berichtigung erhalten. Doch der redliche Mann will hauptsächlich erbauen, und wir schweigen.

Db.

Johann Georg Zierleins, Professors — — Briefe über die Frage: sagt denn die Vernunft in der That so viel über Gott und seine Eigenschaften, als die Bibel? Berlin, bey Lange. 1781. 205 S. 8.

Aus der aufgeworfenen Frage kann man leicht schliessen, daß hier die Gründe der natürlichen Religion unzulänglich er-

scheinen, die Aussprüche der Bibel aber den Vorzug erhalten werden. Dergleichen Versuche, Vernunft und Offenbarung so von einander zu trennen, daß letztere immer das Fehlende in jedem Theile der Erkenntniß der Wahrheit ersetzen soll, sind immer unglückliche Versuche gewesen. Wir wollen einmal zugeben, daß ein unmittelbarer Unterricht von Gott über Religionserkenntnisse statt gefunden habe, so mögten wir wohl wissen, ob die Zuverlässigkeit der Erkenntniß und der Ueberzeugung dadurch gewinnen könne, wenn es heißt: das sagt Gott selbst von sich, wenn der Verstand noch nicht vorher über die Möglichkeit entschieden hat? ja für den gewöhnlichen Menschen wohl, aber der eigentliche Gelehrte kann sich damit nicht begnügen lassen, und wenn dieser auch nun nicht allenthalben völlige Gewißheit, sondern nur hohe Wahrscheinlichkeit zum Führer hat, so wird dadurch doch viel mehr gewonnen, als wenn blosse Aussprüche der Schrift die Stelle der Ueberzeugung durch innere Gründe vertreten sollen.

Der V. verwirft zuerst nach S. 35. den Beweis für das Daseyn Gottes aus dem Begrif vom höchsten Wesen, „weil die Wirklichkeit, die man in der gewöhnlichen Schlußfolge in dem höchsten Wesen supponire, nur gedachte, nicht realisirte Wirklichkeit wäre. Wenn gleich ihm die höchste Vollkommenheit angedacht werde, so folge doch nicht, daß seine Wirklichkeit nothwendiger werde, als bey dem besten Dinge einer jeden andern Sache, das fände ja bey dem Begrif vollkommenstes Thier auch statt, daß es, sobald es als das vollkommenste gedacht würde, auch Wirklichkeit haben müsse: dies fordere aber Wirklichkeit vor ihrer Wirklichkeit.„ Ja, wenn der Begrif der Selbstständigkeit, der auf Gott angewendet werden kann, beym vollkommensten Thiere statt hätte, so würde der V. dar aus widerlegen können.

Die Beweise für das Daseyn Gottes aus der Zufälligkeit aller Dinge, aus der vortrefflichen Einrichtung der Welt, und für die Einheit Gottes, gehet der V. gleichfalls durch und bemühet sich ihre Mangelhaftigkeit zu zeigen. Nur den einzigen Beweis für das Daseyn Gottes aus dem zureichenden Grunde erkennt er für gültig und unterstützt ihn mit Gründen; allein Reimarus hat ihn schon mit noch mehrerer Genauigkeit geführt.

Von S. 50. gehet der V. die Ewigkeit und andre Eigenschaften Gottes eben so durch, und führt Aussprüche der Bibel

bei an, die das Gerade zu behaupten, was der Philosoph nur durch Nachdenken errichtet.

Kann der V. den Erleuchtungen der natürlichen Religion unter den Heiden nicht widersprechen, so muß es bey ihm bald Sage, bald blosser Einfall ohne triftige Gründe seyn.

Wir enthalten uns der Gegengründe, und verweisen den, der sich eines bessern belehren will, auf des sel. Sulzers philosophische Schriften. Uebrigens scheint es uns nicht das Verdienst des V. zu seyn, spekulative Sätze mit Anmuth und Geschmack darzustellen; Ein seltnes Verdienst!

U.

Die christliche Besserung, von Huldreich Christoph Hesse, Prediger zu Stöcken in der Grafschaft Hohenstein. Zweyter Theil. Göttingen, bey Bossiegel. 1780. 19 Bogen in 8.

In diesem zweyten Theil betrachtet Hr. Hesse die Beförderungsmittel der christlichen Besserung in drey Kapiteln. Im ersten handelt er von den Sakramenten; im zweyten von den angenehmen und unangenehmen Erfahrungen der Menschen in der Welt und deren Einfluß auf seine Besserung; und im dritten von der Todesbetrachtung und deren Nutzen. Fast durchgehends hat der V. diese Materien so praktisch und gut behandelt, daß wir mit ihm zufrieden seyn können. Gleich im ersten Kapitel erklärt er sich sehr richtig über den Zweck und Nutzen der Sakramente und über das pflichtmäßige Verhalten der Christen gegen diese evangelische Stiftungen. Er beschreibt sie als heilige Handlungen, welche Jesus Christus zu dem Ende eingesetzt habe „damit diejenigen, die an ihn glauben, durch dieselben ihren Glauben feyerlich bekennen, sich von Andern, die noch keine Christen sind, öffentlich unterscheiden, ihre Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums befestigen, ihre gute Gesinnungen stärken, und sich zum größern Eifer, zur standhaften Treue in einem tugendhaften Wandel ermuntern sollen; damit sie desto zuversichtlicher die Erfüllung der göttlichen Verheissungen von ihrer Seligkeit hoffen können„ — Gegen diese Erklärung haben wir nichts einzuwenden. Und eben so vernünftig urtheilt der V. über Taufe und Abendmahl. Ueber die eigentliche Art des Genusses des Leibes

und

und Blutes Christi im Abendmahl erklärt er sich gar nicht, welches sehr zu billigen ist. Nur bey einer einzigen Stelle, nämlich bey Erklärung der Tauffformel, merken wir bey ihm noch eine gewisse ziemlich weit getriebene Anhänglichkeit an der gewöhnlichen Dreyeinigkeitslehre, die mit seinen übrigen guten Einsichten nicht sonderlich stimmt. Uns dünkt, der V. hätte weislicher gehandelt, wenn er diese ganze Digression vermieden hätte. Denn in die christliche Besserung hat doch dasjenige, was er da sagt, zuverläßig keinen Einfluß. Wenn wir nur wirklich gebesserte Menschen werden, so kann es uns ziemlich gleichgültig seyn, ob durch den Ausdruck "heiliger Geist" eine besondere Person in der Gottheit oder die Wirkungen Gottes durch die apostolische Predigten zu verstehen seyn.

Im ganzen zweyten Kapitel haben wir nichts gefunden, wogegen wir Erinnerungen zu machen hätten. Auch ist uns im dritten Kap. nur in dieser Absicht die einzige Stelle aufgestoßen, wo der V. die Ewigkeit der Höllenstrafen zu vertheidigen sucht. Auch dies alles konnte ohne Nachtheil des Ganzen wegbleiben. Denn, was soll dieser polemische Ausfall abermals zur Besserung wirken? Hr. Hesse meynt zwar, daß die Lehre von der unendlichen Dauer der Höllenstrafen viele Menschen von der Sicherheit aufwecke. Allein, wenn das auch wäre, so steht doch hier die Polemik sicher am unrechten Ort, weil vielleicht nun erst mancher Leser an der Gewißheit dieses Lehrsatzes zu zweifeln anfängt. Und dies um so mehr, da die Gründe, welche für dieselbe hier angeführt werden, so gar unwiderleglich nicht sind. Uebrigens halten wir dafür, daß ein Mensch, der sich durch die Lehre von der Endlichkeit der zukünftigen Strafen in seiner Sicherheit erhalten läßt, noch sehr weit von seiner Besserung entfernt sey; und daß es ihm wenig helfen werde, wenn man ihm auch das Gegentheil sagte. Das Sicherste ist wohl allemal, daß man weder das Eine noch Andere schlechthin behaupte; und am wenigsten in Predigten und Erbauungsschriften darüber polemisire. Wer weise ist, der findet doch ausgemachte Wahrheit genug, um die Sichern zu erwecken, und wachsame Christen zu stärken.

Theologisch-physikalische Betrachtung der großen Macht und Weisheit Gottes über Psalm 104, V. 13—15, zum weitern Nachdenken für Landleute her-

herausgegeben von P. N. Sprengel, Prediger — Stendal, bey Franzen und Große. 7 Bogen in 8.

Eigentlich eine Predigt am Erndtedankfest gehalten; nur hernach weiter ausgearbeitet, vermehret und mit einer Bogenlangen Vorrede vom V. zum Druck befördert. Wir mögen sie jedoch als Predigt oder als eine theol. physikal. Abhandlung betrachten, so zeichnet sie sich weder durch Gründlichkeit noch andere gute Eigenschaften aus, und hätte also immer, vielleicht zur größern Ehre des V., ungedruckt bleiben können. Wir haben bereits weit besser gerathene Predigten und Abhandlungen ähnlichen Inhalts. Zwar scheint er einige Anlage zum populären Vortrage zu haben; allein es fehlt ihm desto mehr an Beurtheilungskraft und an gründlichen Kenntnissen. Am wenigsten gelingt es ihm, wenn er über Lehren der Religion und besonders über die göttliche Regierung philosophiren will. Zum Beweis darf man S. 32 u. f. f. nachsehen, wo er von der Nahrung der Pflanzen und von den geringscheinenden und zum Theil verächtlichen Dingen, aus welchen daher viele unserer Speisen entstanden wären, redet, und darauf folgendes als einen moralischen Grund der göttlichen Anordnung angiebt. „Gott habe nämlich dadurch der Welt seinen Abscheu gegen diejenigen „Menschen offenbaren wollen, die sich um der vergänglichen „Speise willen hassen und verfolgen; auch sie ferner belehren „wollen, wie schändlich die Sünde einer abgötischen Sorge für „den Leib sey; imgleichen sie an den Tod und Verwesung, als „die eigentliche Strafe der Sünden erinnern wollen u. s. f.„ Wie dies alles aus jener Theorie von Entstehung der Gewächse, die uns zur Speise dienen, folge, begreifen wir freylich nicht. Doch auf diese seichte und sonderbare Art philosophirt der V. öfter. Man merkt durchgehends, daß er zum Untersucher und Beobachter nicht gemacht ist.

Ausserdem haben wir einen starken Hang zum Herrenhutianismus an ihm bemerkt. Dies wird am Schlusse der Predigt so auffallend, und der V. nimmt sich dabey so sonderbar, daß man kaum weiß, was man von seinem Verstande denken soll. Denn, da er am Ende seine Zuhörer zur Dankbarkeit gegen Gott ermuntern will, so führt er zwey Beweggründe dazu an, nämlich die Ehre Gottes und ihre eigne Vortheile. Daß bey dieser Eintheilung und bey dem, was er von der Ehre Gottes sagt, viel unrichtiges vorkomme, wollen wir jetzo nicht rügen. Aber indem er zur Beschreibung des zweyten Punkts näm-

nämlich unsrer Vortheile gehen will, fällt es ihm mit einmal ein, daß er noch nichts von Jesu, Christo und dessen Versöhnung gesagt habe. Er vergißt also die vorgehabte Untersuchung und bricht in folgende Worte aus: „Vergebt mirs, daß „ich euch heute von Jesu, dem wunderbaren und liebenswerthen „Heilande, noch nichts gesagt habe. Ich glaube — ich! — „ja es ist beynahe in der Christenheit dahin gekommen, daß man „nicht dreist mehr sagen und singen kann: wir gläuben all „— — ich glaube also von Herzen, daß der Gott und Schöpfer aller Dinge, dessen große Macht und Weisheit wir jetzt „aus der Erhaltung der lebendigen Geschöpfe erkannt haben, „eben der Gott sey, der um uns von Sünden und ewigem Elende zu erlösen, ein kleines Kind geworden und alle Klassen der „Niedrigkeit und Leiden durchgegangen u. s. w.„ Und nun fährt er fort, gegen die Tugend, die ohne Jesum (das ist ohne Erkenntniß seines Leidens und Blutes) geübt werde, zu deklamiren, und ermahnt endlich, das Blut Jesu fleißig zu betrachten und nach S. 94. „sein Herz dem Blute Jesu weit aufzuthun„ wobey er denn manche Versgen vom Blute Jesu, vermuthlich aus dem Herrenhuthischen Gesangbuch, mit anbringt. Doch genug zur Beurtheilung dieser kleinen Abhandlung.

Jw.

D. Joh. Heinr. Dan. Moldenhawers genaue Prüfung der Abhandlung des Fragmentenschreibers von der Duldung der Deisten, und des ersten Fragments von Verschreyung der Vernunft auf den Kanzeln. Hamburg, bey Bohn. 1780. 103 S. 8.

Beyde Abhandlungen sind hier mit Hrn. M. Anmerkungen dazu abgedruckt. Wer sie lesen wollte, und doch, ohne gleich ein Correktiv dabey zu haben, sie zu lesen sich nicht getraute, der würde es in diesem Abdruck ohne Gefahr thun können; denn Hr. M. hat fast keinen einzigen Satz ohne Widerspruch dagegen, und ohne Gewissensrüge für den V. durchgehen lassen. Ich wünschte nur, daß er auf die Zeitumstände des Fragmentisten manchmal mehr Rücksicht genommen, und nicht vergessen hätte, wie höchst unduldsam, unverträglich und unvernünftig die Denkungsart und das Betragen wider protestantische Christen und Theologen noch bis auf den heutigen Tag ist. Vor drei-

dreyßig, vierzig Jahren mag es kaum ärger gewesen seyn. Denn wenn sich Gelegenheiten dazu darbieten, so zeigen viele Leute noch denselben Geist der dümmsten sogenannten Orthodoxie, der sehr oft in der Welt Ursache war, daß aus christlichen Zweiflern Erkorte Naturalisten oder völlige Ungläubige wurden. Der Fragmentist hat sicherlich über die Duldung und wider das Verschreyen der Vernunft auf den Kanzeln manch wahres Wort geredet, und Hr. M. hätte mit dem Eingeständniß verschiedener Beschwerden desselben, der guten Sache des Christenthums unbeschadet, immer etwas freygebiger seyn können. Die neuesten bekannten Vorgänge sogar in Berlin, wo selbst Geistliche das neue Gesangbuch, weil es ihnen zu vernünftig ist, durch heimliche Insinuationen dem gemeinen Mann sollen verdächtig gemacht, oder gar öffentlich von den Kanzeln zu verstehen gegeben haben, als wenn es vom Sauerteige der Irrlehren voll wäre, mögen entscheiden, ob man den Fragmentisten durchaus auf lauter Unwahrheiten ertappe.

Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing herausgegeben von Chrystoph Heinrich Schobelt. Stendal, bey Franzen und Grosse. 1780. 8. 115 Seiten.

Zu dem Aufsatz, die Erziehung des Menschengeschlechts, wie der sel. Lessing ihn heraus gab, lief unter den vielen wahren und guten Sachen auch hie und da ein klein Paradoxon, ein Sophisma mit unter, worüber der Gottesgelehrte und Philosoph etwas anmerken konnte. Allein Hr. Schobelt ist mit nichts an dem hier wieder abgedruckten Aufsatze zufrieden, sondern macht zu jedem Paragraph auch sein Notatum. Wie selksam deklamatorisch, übel passend, mikrologisch, oft kindisch die meisten darunter sind, lehrt der Augenschein jeden der Sache kundigen Leser. Z. B. §. 91. lautet im Text so: „Geh deinen unmerklichen Schritt ewige Vorsehung. Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an Dir nicht verzweifeln. — Laß mich an Dir nicht verzweifeln, wenn selbst Deine Schritte mir scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“ — Darunter setzt nun Hr. Sch. die Note:

„Nur laß mich nicht in die Verwegenheit fallen, Deinen Gang, den Du gehen wirst, auszuspähen, noch in

„den

„den Stolz, Dir den Gang, den Du gehen sollst, vorzu„zeichnen, noch Dich auf diesen Gängen durch unzeitige „Spekulationen anzuspornen!"

Wollte denn das Lessing in jenem Paragraph? Könnte es als ein vernünftiger Mann wollen? Wie passet also die Note auf dem Text? Lessing macht die weise Vorsehung Gottes auf allen ihren Schritten groß, sich unwissend, viel zu schwach, und blöde am Verstande, überall die Absichten bey ihren genommenen Gängen zu entdecken. Er will nicht nach dem äusseren Schein darüber richten, nicht zweifeln, daß auch der dunkle, verborgene Weg, den die göttliche Vorsehung geht, doch gut, doch der richtige sey. Und Hr. Schobelt macht ihn zu dem größten unter den Thoren, der dem Allweisen Gesetze vorschreiben will.

„§. 92. Du hast auf deinem ewigen Wege soviel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? Wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?„ Hierzu nur die Note:

„Ausgemacht? So gut als ausgemacht? — Wodurch? „Sind denn die kleinern Räder nothwendig? In einer „Maschine mögen sie es seyn, nur in der göttlichen Vorse„hung nicht. Diese wird ihren Gang ohne Zuthun kleine„rer Räder gehen; ich habe keines dabey, welches das „große in Bewegung setzt.„

Wenn Hr. Sch. nur ein Wort von dem, was Lessing sagen wollte, verstanden hätte, würde es möglich gewesen seyn, eine so unerhört windschiefe Anmerkung darüber zu machen?

Die vornehmsten Wahrheiten des Evangelii Jesu Christi. Zum Gebrauch seiner Pfarrgenossen aufgesetzt von Christian Heinrich Runde, Diener des Evangelii zu Berge, Röbel und Gieseritzschlag in der Altmark. Lemgo, in Verlag der Meyerschen Buchhandlung. 1780. 8. 108 Seiten.

Ich segne den Mann, der die vornehmsten Wahrheiten des Evangelii sowohl von allen Menschenzusätzen zu unterscheiden, sie so frey von Formular- und Sektenchristenthum,

chrift, aus der Bibel in ein kurzes zusammenhängendes Ganze zu sammeln, und sie einer Landgemeine in solcher Lauterkeit und edlen Einfalt so bündig und faßlich vorzutragen weiß, als ihr Rande. Da das Evangelium Jesu 1. Glaubenslehren, 2. Vorschriften eines Gott gefälligen Lebens, oder Sittenlehren, 3. Verheissungen der Vortheile, deren der Mensch bey Annehmung und Befolgung des Evangelii theilhaftig wird, in sich fasset, so hat er selbige in 76 Predigten über ausgesuchte Texte des neuen Testamentes im Zusammenhange seinen Zuhörern vorgetragen, und ihnen zum Besten den gegenwärtigen Auszug verfertiget; damit sie sich dabey der gehörten Wahrheiten und der Ordnung erinnern könnten, in welcher sie ihnen verkündiget worden. Dieser Auszug macht ein vortreffliches, zwar kurzes, aber vollständiges Lehrbüchlein der christlichen Lehre nach der h. Schrift aus, das ein Kenner des Wahren und Guten nicht anders als mit Wohlgefallen und Achtung für den Verfasser lesen wird. Mir hat es wenigstens viel Vergnügen gemacht, und ich gebe Hrn. R. meinen uneingeschränkten Beyfall. Die Lehrsätze selbst, und deren richtige Bestimmung aus der Bibel, die Beweisgründe dazu, die Wahl der biblischen Sprüche und deren Erklärung, die Berichtigung mancher falschen Vorstellungen der Christen von diesen und jenen Glaubens- und Sittenlehren, die freymüthige Anzeige, was darüber in Gottes Wort stehe und nicht stehe, die praktische Erörterung sämmtlicher Lehrpunkte, kurz, alles, was einen Unterricht im Christenthum zweckmäßig macht, ist hier so gut, als man es wünschen kann, und in Schriften dieser Art selten findet. Ich habe den V. weder auf Trugschlüssen, wo er dogmatisirt, (einen ausgenommen) noch auf unrichtige Auslegungen biblischer Stellen, wo er exegesirt, betroffen. Zu den Stellen aus den Evangelisten, wo Christus von seiner eigenen Person (S. 23) und von den zukünftigen Strafen nach dem Tode (S. 43) redet, möchte ich die einzige Erinnerung machen, daß man nach jenen nicht sagen könne „er habe sich je „für Gott selbst ausgegeben„ und aus diesen sich nicht behaupten lasse: alle Hoffnung zur Endigung der Höllenstrafen sey durch ihn schlechterdings abgeschnitten. Ich möchte doch die vielen Gründe wissen, die sich für deren ewige Dauer auch aus den Eigenschaften Gottes herleiten liessen. Wenn Hr. R. schließt: „Wird dem Verdammten kein Evangelium mehr verkündigt: „so kann auch keine Zukehr zu Gott im Glauben, keine Besse„rung und folglich keine Begnadigung statt finden, sondern der

„Zorn Gottes bleibet über ihn„ ist dies schrecklichstein Endschluß. — oder die menschliche Seele müßte dort aufhören ihre Natur nach zu seyn, was sie hier war. Behält sie diese; warum sollten denn durch die hier verkündigte Wahrheit des Evangelii, welche dort schon ihre unwiderstehlige Kraft an dem Gewissen äussern wird, nicht alsdenn bessere Erkenntnisse und Gesinnungen gewirkt werden können? Sobald eine denkende Seele in dem künftigen Leben über vormalige verkehrte Gesinnungen und Handlungen schwerzhafte Reue empfindet, so ist sie auch schon unmittelbar auf dem Wege weiser und besser zu werden. Und wenn sie auf dem ist, bleibt sie dann noch gleich unglücklich, oder wird sie verhältnißweise glücklicher? Ich bitte den Verf., diesen Punkt seines Unterrichts, über den freylich mit Behutsamkeit vor dem Volke geredet werden muß, noch in nähere eigene Erwegung zu ziehen. Das Büchlein selbst, wenn es gleich auf Löschpapier gedruckt ist, kann ich nicht genug empfehlen. Angehende Prediger in Städten und auf dem Lande könnten daraus lernen, was sie zu predigen haben, wenn sie mit Nutzen predigen wollen.

Pr.

Reden über die Weissagung des Jesaias von Christi Leiden und Auferstehung, zur Leitung für Unstudirte. Nebst zwo Osterpredigten, von Georg Andreas Weise, Pastor zu St. Georgen in Halle. — Halle in der Hemmerdeschen Buchhandlung. 1780. 8. 286 Seiten.

Das bekannte 53te Kapitel des Jesaias ist in den sieben Passionspredigten nach der gewöhnlichen Auslegung erklärt, und auf das Mittlersgeschäfte und die Leiden Jesu praktisch angewendet. Die beyden Osterpredigten über Mark. 16. 1—8. handeln von dem herrlichen Zustande des zukünftigen Lebens in Beziehung auf den Leib, den Geist, die Erkenntniß und den Umgang der Seligen. Die Art des Vortrages ist so, wie der V. sie für seine Gemeine offenbar am nützlichsten und fasslichsten findet.

Pri-

Privatandachten unter freyem Himmel. Für die, welche reines Herzens sind. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1780. 415 Seiten.

Von wem anders, als vom Herrn Sintenis: der „seine „Gottesverehrung, von der er fest überzeugt ist, daß sie „die rechte sey, jederzeit mit dem glücklichsten Erfolg unter „freyem Himmel getrieben hat.„ Vor Sonnenaufgang auf einer Kornbreite unfern seiner Vaterstadt; oder in einem Wäldchen, wo er Frösche quacken und Nachtigallen schlagen hört; oder am Ufer der Elbe, oder auf einer Höhe bey heiterem Himmel zu Mittage, oder in der Abenddämmerung unter einer seiner Lauben, oder im Garten, oder wo er sonst so lustwandelt, oder ausruhet. Da stimmt sich seine Seele stets zur gefühlvollen Andacht, und was er denn in diesen seligen Augenblicken empfindelt, das sagt er hernach den sanften süssen Herzen, die mit ihm sympathisiren, in seinen gedruckten Schriften. Ich möchte nur wissen, wie es der liebe Mann macht; ob er die andächtigen Gedanken und Einfälle, die er unter freyem Himmel hat, gleich in seine Schreibtafel einträgt, und sie daraus hernach zum Druck abschreibt? oder ob er das, was er in dem Wäldchen und auf dem Hügel frommes und gutes gedacht hat, hernach in seinem Zimmer zu Papier bringt? Im letztern Fall könnte sich denn doch ein reines Menschenherz eben so gut in der Stube, als unter freyem Himmel zur rechten Gottesverehrung erwecken. Die deutsche Wahrheit zu sagen, so ist die unleidlichste Affektation, in der sich Hr. Sintenis selbst so wohlgefällt, wie in allen seinen Schriften, auch in diesen Privatandachten wieder sichtbar. Ich wenigstens kann ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Wiewohl, da ich nicht zu denen, die nach des V. Urtheil reines Herzens sind, gehöre, so sind sie auch für mich und meines gleichen nicht geschrieben. So mögen denn die empfindsamern Mond, und Sonnenverehrer, in die Hr. S. gern blickt, sie lesen, und es soll mir lieb seyn, wenn sie sich an den ewigen Mahlereyen schöner Feld- und Himmelsgegenden, aus denen lauter sonnenreine ätherische Freuden in des V. Busen strömen, recht sehr erbauen.

Cr.

Unvorgreifliche Gedanken von dem Unterschiede der ausserwesentlichen Stücke und Umstände der Bekehrung und Erneuerung der Menschen in Ansehung der Temperamenten derselben herausgegeben von Rudolph Friedrich Schulze, Pastor — Stendal, bey Franzen und Grosse. 1780. 8. 136 Seiten.

Der V. mag ein guter Mann seyn, der es mit Jesu und seinem Evangelio redlich meynet. Aber die für ihn wahre Thorheit, ein Schriftsteller zu werden, hätte er nicht sollen in seinem Herzen aufkommen lassen, denn durch ein so gar verworrenes und im höchsten Grade erbärmlich ascetisches Geschwätz über Busse und Glauben, Natur und Gnade, Verschiedenheit und natürliche Verdorbenheit der menschlichen Temperamente, Pflichten gegen Gott und den Menschen, Erlöser und Erlösung, Gottheit und Menschheit, blutiges Leiden und blutiger Versöhnungstod Christi, und was sonst damit zusammenhängt — wird das Reich Gottes wahrlich nicht gebauet. Und wenn denn so ein gar schwacher Mann, von den eingeschränktesten Kenntnissen, sich das Ansehen eines wichtigen Vertheidigers der reinen christlichen Lehre giebt; wenn er von Verunstaltung unsers Lutherthums, von längst widerlegten Irrthümern der Socinianer und viel älterer Ketzer spricht, welche neuere Theologen, die doch Augsburgische Confessionsverwandte heissen wollten, wieder aufwärmten; sich über die itzige Hermeneutik und biblische Kritik aufhält, einen Poiret, Whiston und Clark gelegentlich striegelt, da er selbst doch nur in der waschhaftesten Schreibart das trivialste Zeug über sein Thema zu Markte bringt: so ist das ein Eigendünkel, durch den der schlechte Schriftsteller sich vollends lächerlich macht.

Fb.

Akt Unii kos'ciolow protestanskich Oboyga Wyznania w Xiestwie Mazowieckim bedacych, z Kos'ciolami Prowincyi Malo-Polskiey. w Dreznie y w Lipskii, w Kiegarni Gröllowskiey.

Unions-

Unionsakte derer in dem Herzogthum Masuren sich befindenden protestantischen Gemeinden beyder Confessionen, mit denen Gemeinden der Provinz Klein-Pohlen. Dresden und Leipzig, in der Grölischen Buchhandlung. 8. 3 Bogen.

Nachdem den Protestanten in Pohlen ihre öffentliche Gewissensfreyheit und freye Religionsübung durch Gesetze und von den angränzenden Mächten garantirte Reichsschlüsse versichert worden: so sieht man mit Vergnügen die evangelischen Gemeinen beyder Confessionen durch diese Akte brüderlich zur Beförderung ihrer gemeinschaftlichen Wohlfarth vereiniget. Die Akte selbst legt die 21 Unionspunkte, worüber sie im Jahr 1777. den 2. May auf einer Provinzial-Synodalversammlung zu Sielec durch die Deputirten des Adels, und der Geistlichkeit einig geworden sind, dem Publikum vor. Alsdenn folgt: die Bestätigung des gemeinschaftlichen klein pohlnischen durch die Unionsakte den 2. May 1777. in Sielec vereinigten Consistorii mit den Gemeinen beyder Confessionen der Woywodschaft Masuren, und zuletzt: die Gerichtsordnung des gemeinschaftlichen Consistorii der kleinpohlnischen Union mit der Woywodschaft Masuren beyderley Confessionsgemeinden. Man sieht aus allem, wie Klugheit, Billigkeit und einträchtige Liebe auf der Versammlung zu Sielec den Vorsitz gehabt, und die Gesetze zu einer so würdigen Unionsverfassung entworfen und bestätiget haben. Wir wünschen, daß sie ewig bestehen und zu immer festerer Vereinigung beyder protestantischen Kirchen in Glauben und Liebe beytragen möge.

D. Johann Friedrich Tellers Anekdoten für Prediger und Priester zur Unterhaltung. Vierter und Fünfter Band. Leipzig, bey Schneidern. 1780. 8.

Auch diese beyden Bände beweisen, daß der Verf. unter den waschhaften und abgeschmackten Büchschmierern, wovon Deutschland, und besonders die theologische Fakultät einen so großen Ueberfluß hat, einer vom ersten Range sey. Unter den 16 Fragen, die hier abgehandelt werden, ist auch die eine: Ob es dem Pfarrer erlaubt sey, seine Tische und Stüh-

le selbst zu drechseln? Wer müssen doch die Leute seyn, die solch Zeug zur Unterhaltung lesen?

Qk.

Briefe das Studium der Theologie betreffend. Erster und zweyter Theil. Weimar, bey Hofmanns Wittwe und Erben. 1780. 8. zusammen 406 Seiten.

Die hier vor uns liegenden Briefe sollen eine summarische Anleitung zum Studium der Bibel als der Quelle aller Gottesgelehrsamkeit seyn. Es heben sich diese auf die theologische Ausbildung eines jungen Freundes abzweckende Unterredungen mit vortrefflichen Grundsätzen an, sind zum Theil mit sehr glücklichen Uebersetzungen einzelner poetischer Stellen der Bibel und manchen andern gründlichen Bemerkungen angefüllet, die sich zugleich durch den männlichen Ausdruck empfehlen, der gerade nach der sonstigen Schreibart des bekannten Verfassers so viel von seiner höhern Spannung verloren hat, als nöthig ist, um mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu werden. Vorzüglich ist das an sich schon so erhabene Jubellied der Debora, das zwar viele gelehrte Commentatores, aber keinen so poetischen Uebersetzer gehabt hat, gerathen, wovon wir nur zur Probe einige Strophen anführen wollen:

Ewiger da du auszogest,
Von Seir,
Da du einherzogest
Durch Edom,
Da bebete die Erde,
Die Himmel troffen,
Die Wolken gossen,
Berge zerflossen vorm Antlitz Jehovas
Dort Sinai vorm Antlitz Jehovas
Des Gottes Israel.

S. 129 die Schilderung des Kriegeszuges

Nur in den Triften Rubens
war viel Gedankenrath.
Warum sassest du da zwischen den Hürden,
zu hören etwa das Blöcken der Heerde?
O in den Triften Rubens ist viel Gedankenrath!

Und

sind, mag das Treffen selbst S. 122 und 123.

Vom Himmel stritten die Sterne
Aus ihren Reihen stritten sie mit Sißra.
Die Bäche Kison rollten sie weg
Die Ströme Kedumim, die Bäche Kison.
Tritt meine Seele mit Kraft einher,
Da klapperten strauchelnd die Hufe der Rosse,
sie schlugen, sie schlugen zurück die Rosse der Tapfern.

Der Verf. nennet dieses Gedicht das älteste pindarische Lied, das die Welt kennet, so wie er in der fortgesetzten Sammlung biblischer Schriften, Elegien, Lobhymnen, Oden und mehrere charakteristische Gattungen der Poesie antrifft. Wie sollen wir dann damit seinen Unwillen vereinbaren, womit er an einer andern Stelle von dem Fachwerk der neuern Poetik redet, darinn man die uralten morgenländischen Lieder zu ihrem Nachtheil aufgestellt hat? Warum sollten nicht Horaz und Aeschylus so gut Davids und Hiobs Collegen werden, als Pindar die Ehre geniest, neben der Deborah zu stehen? Laß sie immerhin nicht daran gedacht haben, Dichter dieser oder jener Art seyn zu wollen, so wird Natur, Wirkung derselben auf feurige Einbildungskraft, Ergiessung der durch sie erregten Empfindung in Ausdruck und Sprache sie zuverläßig in dem Charakteristischen vereinbaren, das dann spätere Kunst durch Abstraktion von ihnen allen sammlete, und zu bestimmten Regeln für verschiedne Gattungen machte. Nicht also so viel Lowth, sondern seine geschmacklose Nachahmer sind Schuld daran, wenn die schönsten Stücke aller Zeiten und Völker von ihrer lebendigen Gegenwart, mit dem V. zu reden, zu einer Weise des seynsollenden Geschmacks verdammert werden. Zum Beweise dieses mit gehöriger Bestimmung ganz richtigen Erfahrungssatzes wird S. 15 eine Probe angeführet, gegen die der Recensent noch manche, wie ihm scheint, nicht unwichtige Zweifel vorbringen könnte. Die Geschichte des Paradieses und der ersten Sünde hat, wenn man sie buchstäblich nimmt, ihre große und unerklärbare Schwierigkeiten. Das Gespräch der Schlange mit der schon längst nach der verbotnen Frucht heimlich lüsternen Eva, die sonderbare Wirkung der genossenen Frucht zur schamhaften Empfindung ihrer körperlichen Blösse, der richterliche Ausspruch über Verführer und Verführte, mit seiner so auffallend durchscheinenden Beziehung auf die vorhergehende That, die die Sinnlichkeit wider den reinen und väterlichen Verbot voll-

zog, mag vielleicht nichts weiter als bildliche Vorstellungen einer wirklich vorgefallenen Begebenheit seyn, die von großem Einfluß auf den physischen sowohl als moralischen Zustand des Menschengeschlechts war. Es bedarf hier (wie der Verf. wenn es Dichtung seyn sollte, fodert) keines höhern Anklanges, dadurch sich sonst Gesang und Poesie aller Zeiten zu erkennen geben, weil es eigentlich kein Lied, sondern mehr hieroglyphisches Gemählde einer Thatsache war, das Moses so, wie er es vorfand, mit seiner Geschichte und sogar mit der geographischen Beschreibung des Paradieses füglich verweben konnte. Darum hört nun eben so wenig, wie der V. meynt, die wirkliche Existenz der Personen, Gegenden und andrer Umstände auf, als der Cherub mit dem hauenden Schwerdte, und der am kühlen Abend herumwandelnde und seine schüchterne Menschen aus dickem Gebüsch hervorrufende Schöpfer, die ganze Geschichte schlechterdings in Bild und Erdichtung verwandelt. Vielleicht könnte dies beyde Partheyen von Auslegern, die buchstäblichen und allegorisirenden, näher bringen, und auch diejenigen befriedigen, die sich nicht überreden können, daß die Erzählung weiter nichts als einen zwar schönen, aber für die ersten Zeiten gar zu philosophisch ausgedachten moralischen Apologus, ohne allen historischen Grund enthalte.

Die andre Probe möchte nach unsrer Einsicht noch fast unglücklicher gewählt seyn. Bileams und seiner Eselin Geschichte 4 B. M. 22—24. nimmt der Verf. insbesondre gegen Jerusalem, der sie für eine vom Moses eingerückte moabitische Erzählung anstehe, in Schutz. Wir begreifen es nicht, wie ein Mann von so guten Kenntnissen und Geschmack das für natürlich schön, und der höchsten Gottheit würdig erklären kann, daß sie einem Götzendiener, einem verschmitzten gewinnsüchtigen Betrüger erscheine, sich mit ihm in dem völligen vertraulichen Tone unterrede, den wir von Gott nur gegen seine rechtschaffne Verehrer gewohnt waren, um ihn nach ihrem Willen zu lenken, ein zweyfaches und in seiner Art einziges Wunder thue, ja sogar seinen Geist in gewaltsame Begeisterung zu segnungsvollen Weissagungen und den herrlichsten Aussichten in die fernste Zukunft ihm entrücke. Was soll doch des V. Rechtfertigung hierüber, wenn er schreibt: „der sich in den Glauben der „damahligen Zeit, in die Seele eines morgenländischen Schamanen, die immer voll Gesichter, voll Träume, voll Wanderungen in andere Oerter und Zeiten waren, und bey Völkern,

„wo

„wo sie sind, noch jetzo sind; wer für [illegible] zu sagen
„weiß, wird alles [illegible] an seinem Orte) in der natürlichen
„Erwartung, die Offenbarung Gottes zu Bileams Sinne dies
„ser so angemessen, auch die Sprache des Thiers dem Dichter
„seiner Götterspruchreise so zutreffend finden, daß ich in dieser
„ganzen Geschichte auch von Seiten des natürlichen Ausdrucks
„kein Wort zu ändern wüßte, so wenig als an dem hohen
„Spruch aus Bileams Munde.“ Irren wir uns nicht, so heißt dies nichts, oder gerade das gesagt, was bestritten werden sollte, daß nämlich Bileams Orakel eine von ihm selbst erdichtete Betrugsgeschichte ganz im Styl und Geschmack seiner Schamanischen Zeiten war. Und das ist denn nun der Kranz, den dem geliebten Volke Jehovas ein argsinniger Lohnprophet unter gedrückten unmittelbaren Zwang dieses Gottes selbst, so wohl als sein redender Esel, zollen mußte — den der abgöttische Schadenbetreiber ihm zollen mußte, dem Jehova so mächtig und ausserordentlich im Verwünschen, aber nicht im Verführen, seinen Willen zu benehmen wußte, gerade als ob an dem ersten alles und an dem zweyten wenig oder nichts gelegen wäre. Wem diese Farbe für den wahren Sonnens mehr anlacht, der nehme sie hin und schmücke sich seine Bibel damit aus, uns kann und will sie eben so wenig gefallen, als wir dies Verfahren mit dem eignem Grundsatz des Verf. zu reimen wissen, daß man den Zweck des Urhebers der Bibel, der in allen Werken und Wohlthaten, wo er sich nur als Gott zeigt, gewiß menschlich handle, desto näher kommie, je humaner in dem besten Verstande dieses Werks, man das Wort Gottes lese.

Von den übrigen in den 12 letzten Briefen über das N. Testament zusammengedrängten Bemerkungen, darunter wir den 15 und 16ten Brief zum Nachlesen empfehlen, müssen wir uns bloß auf die Offenbarung Johannis einschränken. Der Verf. wie er sich in einer vorhergehenden Schrift ausführlicher darüber erklärt hat, hält sie für ein Bilderbuch vom Ausgange der Sichtbarkeit und der Zukunft des Reiches Jesu in Bildern und Gleichnissen seiner ersten schrecklichtröstlichen Ankunft. Fast giebt es, seiner Meynung nach, keine wesentliche Lehre des Christenthums, die hier nicht im Zauber der herrlichsten Aussicht erscheine; und doch soll aller dieser Zauber die größte Einfalt, die simpelste Wahrheit seyn. So recht wissen wir diese Idee nicht zu reimen, deren richtige Verknüpfung mehr sichere data von dem Inhalte des Buchs und dem eigentlichen Zwecke desselben voraussetzt, als uns noch irgend ein Sterblicher gefunden zu haben

scheint. Indessen sey und bleibe es eine Epoche der Zukunft Jesu und des endlichen Anbruchs seines höhern Reiches, und so wollen wir dem Leser annoch von Seiten der Poesie ankündigen:

Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn, nach der Offenbarung Johannis. gr. 8. S. 230.

Der V. dieser Paraphrase der Apokalypse ist Hr. Lavater und der Verleger Fuesli, die auch im Fall der Noth und des geäusserten hinlänglichen Verlangens wahrheitsliebenden und lichtbedürftigen Lesern, erläuternde Anmerkungen dazu herauszugeben versprechen. Wahrlich der Neugierigen werden viele seyn, die von einem in dem Heiligthum der Mystik wohnenden Seher sich Licht über die prächtig verworrenen Aussichten erbitten. Der Schwäche unsers Auges trauen wir nicht zu, solches zu fassen, was dessen bedürfte, um deutlich zu erkennen, was in den 24 Gesängen Lavaters, oder in den 21 Kapiteln Johannis aufgestellet ist. Statt aller fernern Beurtheilung, wollen wir für unsre Leser, eine Probe der Jambischen Uebersetzung des Hrn. Herders nebst den ergiebigern Hexametern unsers Verf. hieher setzen. Wir wählen den Eingang und setzen ihn zuerst aus obigen Briefen her:

Gnad' und Frieden Euch von dem der ist.
Und war und kommt!
Und von den sieben Geistern seines Throns,
und von dem treuen Zeugen, Jesu Christo,
dem Ersterweckten aus der Todtenschaar,
dem Fürsten aller Erdefürsten, der
uns liebete und wusch mit seinem Blut
von Sünden uns, und stellet uns vor Gott
ein Priesterkönigreich. Ihm sey der Ruhm
die Macht der Ewigkeiten. Sieh er kommt
in Wolken, ihn wird schauen jedes Aug'
und die ihn stachen; weinen wird ob ihm
jedwedes Volk der Erde. Amen Ja!
Ich bin das A und O Anfang und End'
spricht Gott der Herr, der ist und war und kommt
der Allbeherrscher.

Nun wie Herr Lavater eben diese Stelle in Hexametern gedehnt hat S. 8.

Gnade mit Euch und Fried' und ewigerfreuendes Heil Euch
von dem Wesen der Wesen, den Namen die Sprache nicht findet!
von den sieben um Den, der war, und der ist, und der seyn wird!
(Geistige Kräft' um den Thron; von Gott hellflammende Bilder.)
Gnade von Jesus Meßias, dem Treusten der Zeugen! dem Ersten
aller Erstandnen vom Tode zum unauflöslichen Leben!
Ihm der Könige Fürsten, dem Herrscher der Erdebeherrscher,
Ihm — Wie hat Er geliebt! dem Ewigliebenden Liebe!
Ewige Lieb' Ihm und Ehr! Es rann am Pfahle des Opfers
allversöhnendes Blut! Entsündigung floß mit dem Blute!
Aller Sterblichen Leben entquoll des Geopferten Tode!
Ewig' Lieb' ihm und Ehr'! Er erhub zu Fürsten des Himmels,
Sammlet um sich herum die Todessöhne des Staubes!
Stellt zu Priestern uns dar vor seinem Gott und dem unsern!
Seinem Vater und Unserm! — Sein ist die Herrlichkeit aller
Herrlichen! Sein ist der Mächtigen Macht! die Höhe der Höhen!
Erd' und Himmel ist sein, des Erstgebohrnen des Vaters!
Ehre von Ewigkeit Ihm und Ehr in die Ewigkeit! Amen!
Sieh! Er kommt! — auf blendenden Wolken! Ihn siehet das Auge
Aller Kinder von Adam, die sterben werden und starben,
athmeten Odem der Erd'. — O dich wird, Herrlicher Gottes!

Sehen der Durchbohrte, und der durchbohrte das Herz dir!
Amen! Amen! Er kömmt! Ihm heulen der Erde Geschlechter,
Bleicher Schrecken des Todes erhebt die gefalteten Hände —
Und der Gebeine Mark verdorrt dem Kommenden! Amen!
Ich bin Alpha! Ich bin Omega! der Anfang, das Ende!
Spricht Jehova der ist, Jehova, der war, und der seyn wird.
Er des ewiges Seyn ein ewiges Kommen sein selbst ist!
Spricht, der Himmel gewölbt, und flieht! den Himmeln einst zuruft!

Da steht mir Johannes simple Prose doch noch als eine wirkliche Messiade aus, mit allem was dazu gehört, bisweilen fliessenden, öfteren allen hyperichten Hexametern. Wie aber seine Offenbarung auf die anderweitige Zukunft Jesu und seines Reichs am Ende der Welt gehen soll, wissen wir nicht mit V. 1 und 3. des ersten Kapitels zu reimen. Aber Hr. Lavater weiß diese Schwierigkeit zu heben, er übersetzt ἃ δει γενεσθαι ἐν ταχει, und das letztere ὁ γαρ καιρος ἐγγυς, was in der Schnelle geschehen soll, und das andre: nahe, nahe vor mir erblickt ich die eilende Zukunft. Ob dies nicht der angenommenen Hypothese zu gefallen, so verdollmetschet sey, und ob Johannes, wenn er sagen wollte, daß der Inhalt seiner Weissagung in kurzen erfüllt werden solle, sich anders oder deutlicher hätte ausdrücken können als er wirklich gethan, mögen Sprachverständige entscheiden.

Johann Esaias Silberschlags, Königl. Preuss. Oberconsistorial- und Oberbauraths — Geogenie oder Erklärung der mosaischen Ederschaffung, nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen. Erster Theil. Mit Kupfern. Berlin. 1780.

— — Geogenie. Zweyter Theil. Handelt von ihrer ersten Palingenesie zur Erklärung der mosaischen

schen Sündfluth, nach physikalischen und mathematischen Grundsätzen. Mit Kupfern. Berlin. 1780. im Verlag der Realschule.

Den mathematischen und physischen Theil dieses Werks, der unstreitig der wichtigere ist, hat bereits ein andrer Mitarbeiter in unsrer Bibliothek angezeiget, und daher dem gegenwärtigen Recensenten nur eine kleine Nachlese in Ansehung des weit unbeträchtlichern theologischen Theils dieses Werks nachgelassen. Kaum verlohnte es sich einmal der Mühe, diese Nachlese zu halten, so wenig merkwürdiges läßt sich auf diesem Felde hier finden. Ich habe nichts anders als die alte gewohnte Anhänglichkeit des V. an dem festgesetzten Lehrbegriff seiner Kirche, und die von ihm schon bekannte überwiegende Neigung zu einem sinnlichen Christenthum, im Gegensatze dessen, was man ein philosophisches Christenthum nennen konnte, bey jeder Gelegenheit auch hier wahrgenommen. Nach dieser Denkungsart erklärt er biblische Stellen und zieht Folgerungen aus denselben mit eben so großer Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, als Hr. Strefsow, und versteht eben so wie dieser wortreiche Vers. der Theodicee der göttlichen Offenbarung, die Kunst, aus allem Alles zu machen, und wenn er dessen etwa bedarf, den kleinsten Funken zum gewaltigsten Feuer aufzublasen.

Zum Beweise dessen will ich von seiner Vorstellung von der Verfassung des menschlichen Geschlechts vor der Sündfluth und von seiner Erklärung von den moralischen Ursachen derselben aus dem zweyten Theil einige Nachricht geben.

Der sittliche Verfall der antediluvianischen Menschen wird in der alten Urkunde als die Ursache angegeben, welche Gott bewogen, das ganze Menschengeschlecht bis auf Noah und seine Familie zu vertilgen. An dieser kurzen Nachricht hat nun der V. einen Text, den er aufs wortreichste und fürchterlichste paraphrasirt und commentirt. Sowohl was die Größe als die Beschaffenheit des Verderbnisses anbetrifft, bleibt, nach seiner Vorstellung, bey den Menschen vor der Sündfluth kaum eine Spur von Menschlichkeit übrig. Und dies Verderben soll ohne alle Ausnahme ganz allgemein gewesen seyn, welches durch die ausnehmende Volksmenge die er in den Zeiten der Sündfluth annimmt, noch unwahrscheinlicher ist — denn vermehrten sich die Menschen in den damahligen Zeiten so ausnehmend, daß damals kurz vor der Sündfluth, wie er der Vers. berechnet, beynahe

nahe noch einmal so viel Menschen lebten, als nach derselben jemals zu gleicher Zeit gelebt haben, etwa acht tausend Millionen, anstatt daß man jetzt nur ohngefähr vier tausend Millionen zugleich lebender Menschen rechnet, so müssen sie nicht so ausnehmend lasterhaft, viehisch und teufflisch, als sie der V. beschreibt, gewesen seyn, denn bey einem solchen Zustande läßt sich eine große blühende Bevölkerung nicht gedenken; so wie bey einer so lasterhaften Lebensart, als der V. voraussetzt, sich nicht wohl begreifen läßt, wie die verstockten und ausgelassenen Sünder, fast durchgehends nach der Berechnung des V. ein Alter von 900 Jahren haben erreichen können. Noch unglaublicher ist dieser äusserste durchgängige Verfall der Sitten, wenn wir mit dem V. annehmen, daß diese ersten Menschen in der Astronomie und Chronologie so große und richtige Kenntnisse gehabt, daß sie das Sonnenjahr genau berechnen können und die berühmte Periode von 600 Jahren, nach deren Verlauf Sonne und Mond gerade wieder in die nämliche Stellung kommen, sollen gekannt haben. Menschen, die es in natürlichen Kenntnissen so weit gebracht haben, müssen schon in einer ordentlich eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft gelebt, müssen Nothdurft, Sicherheit Bequemlichkeit gehabt haben; sonst würden sie nicht so manche nützliche und angenehme Entdeckung gemacht haben. Dabey läßt sichs nun nicht vermuthen, daß des V. Commentar der Worte: da aber der Herr sahe, daß der Menschen Bosheit groß war auf Erden, und alles Dichten und Trachten ihres Herzens nur böse war, immerdar, auf sie alle insgesammt sollte gepaßt haben, der V. umschreibt sie nämlich folgendermaßen: „Es fiel ihnen nicht einmal mehr was Gutes „ein, ihr ganzes Gedankensystem war ein Gewebe von Wohl„lust, Eitelkeit, Stolz und Grausamkeit. Sonst wechselt auch „bey den ärgsten Sklaven der Laster die Hitze der Begierden „mit einem frostigen Nachdenken über die Verabscheuungswür„digkeit ihrer Ausbrüche ab; aber diese lagen in einer immerwäh„renden Fieberhitze der heftigsten Leidenschaften und in einer an„haltenden Phrenesie der Bosheit„ (in der That, anhaltend, „da diese ausgeartete unnatürliche Menschen ihr Leben, nach „der Meynung des Verfass. gewöhnlich auf 900 Jahr brachten) „traurige Folgen eines durch Gottes Vergessenheit und Reli„gionsverachtung erloschenen Gewissens — das sahe das rich„terliche Auge des Jehova 1 B. Mos. 6, 5. 6. und reuete ihn, „daß er die Menschen gemacht hatte auf Erden und es bekümmerte ihn in seinem Herzen. Wenn dergleichen von den Em-

„pfin-

„Handlungen Gott unendlichen Wesens mit seinem Verstande nur „dem Unendlichen gebraucht, urtheilen, um Menschen verständ„lich zu seyn; so wird damit soviel gesagt: Gott erklärte diese „Menschen für ausgeartete Geschöpfe, die den ganzen Endzweck „ihres Daseyns verfehlten, und da sie ihrer Bestimmung gan„de entgegen handelten, ihren Werth verlohren hatten, also „auch nicht würdig waren, länger auf Erden zu leben, u. s. w.“ diese ganze fürchterliche Beschreibung der antediluvianischen Menschen, in sofern sie charaktervisisch seyn soll, gründet sich indessen bloß auf das Partikelgen ym mit, denn diese angenommen, kommt der so schrecklich ausschreibende Ausspruch rauch von den Menschen nach der Sündfluth vor 1 B. Mose. 8, 21. und zwar da gerade, als ein Grund, warum Gott keine Sündfluth mehr verhängen wolle, weil nämlich das Dichten und Trachten der Menschen böse von Jugend auf sey, sich zwar folglich nichts bessers von solchen verderbten Menschen warten dürfe.

So wie die ungeheure Bevölkerung der Erde, welche der M. um die Zeit der Sündfluth annimmt, das ganz allgemeine Verderbniß, in dem hohen Grade, wie er es behauptet, unwahrscheinlich macht, so scheint auch das dagegen angewandte Hülfsmittel, nämlich die Bußpredigt des einzigen Noah, wenn sie gleich 120 Jahre hindurch fortgesetzt wurde, bey einer so ungeheuren Menge versteckter Sünder, die wahrscheinlich schon den ganzen Erdboden bedeckt hatten, sehr unwirksam zu seyn. Was könnte man denken, wollte doch ein einziger Missionarius, wenn er auch die weitesten Reisen unternahm, und von Pol zu Pol zog, auf acht tausend Millionen Atheisten erschlagen! Indessen beruhigt sich der M. nicht hiebey, und wenn er nun noch seine Theologie vermittelst eines Teufels gemacht hat, so glaubt er die Vorsehung hinlänglich gerechtfertigt, und in Untersuchung der Ursachen der Sünde und des Verderbens nicht genug eingetragen zu seyn. „Wollen wir, sagt er „ihm, für den die Weltgeschichte, so weit er sie nächtig findet, seine „Gerechtigkeit und die Allmacht zu vertheidigen, hinten nachsehen, so müssen wir bey dem Vergangenen stille nicht stehen bleiben, sondern einige Stufen höher hinaufsteigen. Was für ein Anblick eröffnet sich uns da! Dem auf ewig verstoßenen Gefolde Gottes war es unerträglich, unter einer ganzen Planeten, ein lebendes Ebenbild Gottes sehen zu müssen“ (warum war ihm das gerade auf einem der Planeten unerträglicher zu sehen als im ganzen Himmel, wenn ich

„von heiligen Gefühlen durch vollkommener Ebenbilder Gottes „schon muß; — „wo der Satan als Gott nicht schrecken konnte, „versuchte gleichwohl die Schlange zu sagen, sich in dem Ebenbilde „Gottes zu vergreifen. Er verleitete den ersten Menschen durch „Hochmuthsreizung seine durch Verletzung des ersten Gebots zu „erlangenden Gelüste zum Abfalle von Gott. Es gelang ihm „dieser verdammte Geist! Nun war er ihm, Herr der „Welt, ich meine jenseitigen Theils der Schöpfung, den auch „Erde zu nennen pflegt, Herr dieser Welt geworden zu sein. „Wie hatte also bey Hervorbringung des ersten Menschen gestehen, „als Mensch, zwischen Adam und Gott Feindschaft zu setzen, „damit seine vermeynte Herrschaft wieder vernichtet; und ihm „also zum ersten Stande der Verachtung und Schmach erniedrigt. Gott schuf sie hierauf beyde, und gebohren sind zum „Tode papurthätigen Menschen die Religion.“ (Wie hatte der Mensch die Religion nicht bereits im Stande der Unschuld?)

„Er, der neue Monarch dieser Welt vermöchte etwa aus dieser „ganzen Grundlage der Religion einzusehen, was ihm bevorstünde, „wenn dieses Gebäude nach und nach aufgebauet und befestiget würde? Religion war sein Schrecken, und gewiß „Gegenstand aus dem, aus er im Grunde hasse. Satan suchte sich ganz, und erfand ein Mittel, die Religion zu vertilgen, er wendete es an, es gelang ihm beynahe ganz! (Sterblich unter acht tausend Millionen Menschen war nur der einzige Noah, bey dem er nicht glücken wollte) „die Hölle feyerte „ihren zweyten Triumph, der erste war Adams Fall, Herz vergnügte die Vertilgung der Religion. Nun wurden die schändlichsten Laster laut, was mochte die Religion sein, Schluß Religion wissen sie, (Was ist Satans Religion? wahrscheinlich gar keine; und dieß ist hier ein Wortspiel, oder kennen diese phantasiereichen Atheisten den Teufel im eigentlichen Verstande an? so waren sie keine Atheisten.) „Gerichtete Menschen zu „seinem Bilde erschaffen, er, der Feind Gottes schuf sie nun zu „seinem Ebenbilde um, Gott sollte sie durch alle Zeiten „der Schöpfung preisen und erhalten, ihm aber sollten sie dienen. Kann eine größere Schmähung Gottes gedacht werden u. s. w. —“ Ist das wahr, ein Geschöpf zu vertilgen, das seinen Schöpfer ehrte, das den ganzen Endzweck der Schöpfung an sich vereinigte? — (Dies vertilgen ist wohl wieder ein Wortspiel, so wie ein andrer Ausdruck des Verfass. daß es der Gottheit unanständig gewesen, die ausgearteten Menschen Ihrigen den Plan der Schöpfung zu stören denn ebend-

lich

sich vertilgt und aus dem Plane der Schöpfung ausgelöscht wurden sie nicht, sondern nur an einen Ort der Verdammniß gestossen, wo sie noch immer Geschöpfe Gottes blieben. Und wenn das Trotzen Gottes hinreicht, um vertilgt zu werden, wer hätte denn eher vertilgt werden sollen als der Vater der Lügen, der Mörder vom Anfang, er, der sich unterstand, zweymal einen Triumph über Gott zu halten?

Indessen, wenn gleich nach des Verf. antimosaischem System, der Satan der eigentliche Urheber sowohl der Gottlosigkeit als des Untergangs der ersten Welt gewesen, so führt er doch auch einige besondere Ursachen und Veranlassungen des schrecklichen so allgemeinen Sittenverderbnisses an, insonderheit die Musik des Jubals, als dessen Nachkommen herumziehende Pfeifer- und Geigerbanden aufgerichtet, und die guten Sethiten durch ihre wollüstigen Töne sollen verführt haben; und dann die Schwäche des patriarchalischen Regiments, als welches, nach des Verf. Meynung, vor der Sündfluth die einzige Regierungsart gewesen. Es ist kaum nöthig zu erinnern, wie unhinlänglich diese Ursachen des Verfalles in Ansehung der angenommenen ungeheuren Bevölkerung erscheinen müssen. In der That scheint es, als ob der Verf. dieser seiner Berechnung von vielen tausend Millionen ungeachtet glaubt, daß die ganze Hälfte des Menschengeschlechts sich noch immer in der Nähe des Paradieses zusammengehalten und an den Ufern der Flüsse desselben gewohnet, und daß beyde Geschlechter die Cainiten und Sethiten immer ganz nahe Nachbaren gewesen, und sich dann und wann einen Besuch über diese Flüsse gegeben haben.

Kr.

Eines ungenannten Schriftforschers vermischte theologische Schriften. Erster Band, welcher Erbauungsstunden über den ganzen Brief an die Epheser, und einige Aufsätze von Gottes Dreyeinigkeit und der Versöhnung, wie auch die Geschichte der Erbauungsstunden in K. in sich enthält. 1 Alphabet 2 Bogen in 8.

—— Zweyter Band, welcher das erste Stück der Lehre Jesu, nämlich eine Sammlung aller Weissa-

gungen des alten Bundes vom künftigen Messias und dem vorhergehenden Zorntage in sich enthält. Winterthur, 1779. 1 Alphabet 2 Bogen.

Diese Schriften haben ausser Zweifel den Hrn. Phil. Matth. Hahn, Pfarrer zu Kornwestheim im Würtenbergischen, der sich schon durch Ausgabe einer Predigtsamnlung und einiger andern Sachen bekannt gemacht hat, zum Verfasser. Man erkennet dieses auch leicht aus dem in diesen Aufsätzen herrschenden Ton und Denkungsart. Denn es ist bekannt, welch ein grosser Verehrer von dem sel. Bengel Hr. H. seyn, und wie sich gleichsam seine ganze Theologie um den Punkt des noch zu erwartenden grossen Reichs Jesu drehe. Daher trifft man auch dieselben mystischen Vorstellungen, prophetischen Bilder und sonderbare Schriftauslegungen bey ihm an, die man in den Bengelschen, Crusiusschen, und ihrer Anhänger Schriften gewohnt ist. Herzlich gut mag es der Verfasser meynen. Aber übereinstimmen können wir weder mit seiner Denkungsart überhaupt, noch mit seiner Art die Schrift zu erklären insonderheit. Wir überlassen es also denen, welche eine besondere Salbung in den Hahnischen Schriften antreffen wollen, weiter darinn zu forschen und sie zu ihrer Erbauung bestens anzuwenden. Für unsre Leser wird es genug seyn, wenn wir eine allgemeine Anzeige von den darinn vorkommenden Sachen hersetzen, und ein Paar Stellen zur Bestätigung unsers Urtheils anziehen.

Zuerst kommen also die Betrachtungen über den Brief an die Epheser, welche der Verf. Erbauungsstunden nennt, weil er sie in gewissen besondern zur Erbauung gehaltenen Privatzusammenkünften angestellt hat. Von diesen letztern ist auch am Ende eine besondere Nachricht angehängt. Wenn es hier der Ort wäre, so könnte Recens. aus derselben manchen Anlaß zur Beurtheilung solcher Erbauungsstunden hernehmen. Auffallend war es ihm zum Beyspiel, daß der Verf. selbst darüber seine Verwunderung äußert, daß mehr Weiber als Männer zu diesen Versammlungen gekommen wären, und daß sich jene weit eifriger bezeigt hätten als diese. Hätte er hierüber mehrere fremde Erfahrungen zu Rathe gezogen: so würde er gefunden haben, daß dies ganz was gewöhnliches sey, so wie es sich auch aus physikalischen und psychologischen Gründen sehr gut erklären läßt. Indeß gereicht diese Erfahrung freylich nicht sonderlich zur Empfehlung der Erbauungsstunden. Nicht

weniger sonderbar kam der Umstand dem Recens. vor, daß der Verf. mit der Offenbarung Johannis den Anfang seiner Betrachtungen in diesen Zusammenkünften gemacht hat. Wer noch nicht ganz von dem Licht der Evangelisch-prophetischen Theologie verblendet ist; der muß doch leicht einsehen, daß die Apokalypse gerade das unbequemste Buch zur wirklichen Belehrung einfältiger Christen sey. Indeß lernt man auch hieraus, was der Geist des Vorurtheils und der Schwärmerey für Gewalt über den Verstand gelehrter Männer haben könne. Doch wir wollen weder über diesen Punkt, noch über den Inhalt der hier abgedruckten Erbauungsreden, und über die im zweyten Bande erklärten Weissagungen des A. T., weiter ein Wort sagen, da jeder Sachverständige bereits aus unserm allgemeinen Urtheil schließen kann, was er hier zu suchen habe. Nur ein Paar Stellen aus den im ersten Bande befindlichen Aufsätzen über die Dreyeinigkeit und Versöhnung müssen wir beyfügen. Von der ersten heißt es S. 4. „Dieser unsichtbare Gott „hat etwas offenbares zu seinem Wesen gehöriges, das mit ihm „eines, aber von ihm in Ansehung seiner höchsten Geistigkeit, „wie Seele und Leib unterschieden war, von Ewigkeit in sich „verborgen gehabt, welches er bey dem Vorsatz seiner Offenbarung und Schöpfung einer sichtbaren Welt, vor der Schöpfung „aller Geschöpfe außer sich heraus gesetzt hat; welches durch „eine unerklärliche Geburt oder Zeugung in der Gottheit geschehen, u. s. w.“ Im zweyten Abschnitt, der von den drey Ichheiten der einigen Gottheit, und besonders von dem Eingebornen und Erstgebornen handelt, bemühet sich der Verf. zuvörderst aus der Natur des Menschen die Möglichkeit solcher drey Ichheiten in der Gottheit darzuthun. Er findet nämlich S. 10. im Menschen ebenfalls eine dreyfache Ichheit oder dreyfaches Leben, erstlich das thierische Leben, das in seinem Blut ist; zweytens das vernünftige Leben, wenn der Mensch zu denken anfängt; und drittens das höhere Geistesleben aus dem Worte Gottes, u. s. f. Diesem dreyfachen Leben oder Ichheiten eignet er die Eigenschaft der Persönlichkeit zu, und schließt denn daraus weiter auf die Möglichkeit der Dreyeinigkeit. Zur weitern Erläuterung dieser seltsamen Vorstellung sagt er darauf S. 12. „Da nun offenbar nicht weiter als zwey ursprüngliche Elemente oder Grundanfänge aller Geschöpfe sind, nämlich Feuer und Wasser; und „wenn das Wasser durchs Feuer erwärmet wird, eine Ausdünstung oder Luft erzeuget wird: oder wenn man auch drey

„Grundanfänge annehmen, und die Luft, die im Waſſer als „eine Mutter ſich aufhält, zum dritten machen will, ſo kann „man wenigſtens durch ſolche Bilder ſich helfen, daß wir ver„ſchiedene Arten von Kräften in Gott gedenken können: nämlich eine Kraft, die dem Feüer ähnlich, und eine, die dem „Waſſer ähnlich, und eine, die der Luft ähnlich iſt. Ich ſage „ähnlich, denn irdiſches Feuer und Waſſer iſt nicht in Gott. „Aber daß doch etwas dergleichen Uebereinſtimmendes in „ſeinem Weſen liegen müſſe, zeigen ſeine Offenbarungen an; „da der Geiſt Gottes auf dem Waſſer ſich bewegte, 1 Moſ. 1. „und Gott in einem brennenden Buſch ſich offenbarte, „und ein verzehrendes Feuer und unzugängliches Licht genennt „wird, u. ſ. w.“ Welcher Unſinn! Doch noch eine Stelle. Sie ſteht S. 17, woſelbſt der Verf. von dem Sohn Gottes folgendes ſagt: „der Erſtgeborne iſt alſo nicht nur Vater des Ge„ſchöpfs, ſondern auch die Mutter, welche alles in ſich getra„gen, in geiſtlichen Originalgeſtalten, wie von der göttlichen „Weisheit Spr. Sal. 8. und vom Erſtgebornen alles Geſchöpfs „Coloſ. 1, 17. geſagt wird, indem ja auch etwas von einer himm„liſchen Mutter, als dem Urbild der freyen Sara, der Mutter „der Gläubigen vorkommt. Und ſollte nicht der Erſtgeborne „auch hierinn eine Aehnlichkeit mit den Menſchen haben, da „der Menſch zum Bilde Gottes erſchaffen, vom Anfang „männlichen und weiblichen Geſchlechts zugleich war, „ehe das Weib aus dem Manne beſonders gebildet „worden? Sollten nicht zwey urſprüngliche Kräfte in Gott, „und ſodann auch im Erſtgebornen, als dem ſichtbaren Ebenbild „des unſichtbaren Gottes, ſeyn, deren eine dem Stoff der „Leiber, und die andre dem Stoff der Geiſter ähnlich „wäre; ohnerachtet in Gott alles ſo geiſtlich und Gott ge„ziemend, wie möglich, verſtanden werden muß.“ — Wir wollten noch ein Paar Stellen aus dem Aufſatz über die Verſöhnung beyfügen: aber die Geduld iſt uns beym Abſchreiben ſo ſehr vergangen, und wir haben ein ſo gutes Zutrauen zu dem Geſchmack unſrer Leſer, daß wir es bey dieſen Proben bewenden laſſen. Iſt es nicht traurig, daß Prediger noch in unſern Tagen ſolch Zeug, das der vernünftigen Lehre Jeſu eben ſo ſehr als der menſchlichen Vernunft ſelbſt zur Schande gereicht, öffentlich ſchreiben können? und iſt es nicht ſonderbar, daß die Ketzermacher dergleichen Erſcheinungen ganz ruhig anſehen, da ſie doch ſonſt ſogleich in voller Rüſtung erſcheinen, wenn jemand die Geheimniſſe vernünftiger zu erklären ſucht? Kg.

Die

Die Lehre von der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit, in 12 Predigten, von G. Leß — — 2te Ausgabe.

Anhang zu der neuen Ausgabe der Predigten von der Mäßigkeit und Keuschheit. Von G. Leß. — — Göttingen, Witwe Vandenhoeck, 1780. in gr. 8.

Die obenanstehenden Predigten sind unsern Lesern nach ihrem Werth bekannt, und bedürfen jetzt keiner neuen Anzeige. Der aus 5½ Bogen bestehende Anhang enthält 6 Predigten, die einige Beziehung auf jene haben, und Liebhabern von dergleichen Erbauungsschriften eben so angenehm und lehrreich seyn werden. Uebrigens verweisen wir zur Schonung des Raums auf das Urtheil, welches über andre Predigten dieses Verf. noch neuerlich in der Allg. d. Bibl. 40. B. S. 52. ist gefällt worden.

Jk.

D. *Ioannis Georgii Rosenmülleri* Scholia in Novum Testamentum. *Tomus IV.* continens Pauli epistolas ad Corinthios et Galatas. Norimbergae, in Officina Felseckeriana, 1780. 1 Alphabet 3 Bogen in 8.

Herr Rosenmüller fährt nach dem angefangenen, und aus den ersten Theilen schon bekannten Plan mit seinen Scholien fort, und benutzt fleißig selbst die neuesten Ausleger, deren eignen Worte er, wie bekannt, größtentheils beybehält. Eignes haben wir wenig gefunden, wenn man etwa Gal. III. 20. und einige wenige andre Stellen ausnimmt. 2 Cor. XII. 7. zieht er die Meynung derer vor, die den Pfahl ins Fleisch, von einer Melancholie erklären. Hin und wieder hätte wohl etwas mehr Kürze gebraucht werden können.

Rw.

Die drey Briefe des Apostels Johannis übersetzt und erklärt. Breßlau, bey Korn, 1780. 8 Bogen in 8.

Der ungenannte Verf. dieser Uebersetzung mag es ganz ehrlich und gut gemeynt haben, aber seine Arbeit dürfte sich wohl wenig Beyfall versprechen. Die gute Absicht treu zu übersetzen, verleitete ihn zu einer sclavischen Aengstlichkeit und Genauigkeit, oft auch zu ungewöhnlichen deutschen Wortverbindungen, wodurch seine Uebersetzung nicht allein unangenehm zu lesen, sondern auch dunkel und unverständlich ist. Der Verf. hat zwar diese Dunkelheit durch die untergesetzten Anmerkungen zu heben gesucht; allein theils bringen diese Anmerkungen nicht mehr Licht, theils enthalten sie überflüßige Dinge, theils machen die unzähligen Notenzeichen den Text so bunt, daß man beständig im Lesen gestöhrt und unterbrochen wird. Hier ist eine kleine Probe der Uebersetzung: „Gott dient zur Liebe und wer es mit „der Liebe hält, der hält es mit Gott, und mit dem hält es „Gott. Dadurch wird die Liebe gegen uns recht, daß wir, am „Tage des Gerichts freudig seyn können, daß auch wir, so in „dieser Welt sind, wie derselbe ist. Die Furcht hat nichts mit „der Liebe zu thun, sondern die rechte Liebe vertreibt die Furcht. „Das habe ich euch, die ihr an den Sohn Gottes glaubt, ge„schrieben, damit ihr sehet, daß ihr das ewige Leben habet, „und damit ihr an den Sohn Gottes glaubet. Und dies dient „zur Freudigkeit, welche wir gegen ihn haben, daß er uns höret, „wenn wir um etwas nach seinem Willen bitten; und wenn „er bey dem, warum wir bitten, uns höret, so wissen wir auch, „daß wir die Bitten erlangen, welche wir an ihn thun. Wir „wissen, daß alle, die von Gott gezeugt sind, nicht sündigen; „sondern wer von Gott gezeugt ist, der hält sich, und der Böse „kann ihm nichts anhaben, u. s. w.“ Der Verfasser, welchen man sonst keiner Heterodoxie beschuldigen kann, gesteht doch ehrlich, daß 1 Joh. V. 7. unmöglich ächt seyn könne, und daß auch ohne kritische Zeugnisse, schon der Zusammenhang selbst diese Worte als unächt darstelle: ja, daß, wenn sie auch ächt wären, unmöglich darinn von einer Einheit des göttlichen Wesens die Rede seyn könne; weil es sonst ein offenbarer Widerspruch wäre, daß drey Zeugen als Zeugen wirklich von einander unterschieden würden, und doch nur Ein Wesen, also nur ein Zeuge seyn sollten.

Pm.

Magazin geistlicher Lieder zum allgemeinen christlichen Gebrauche. Erster Theil. Nördlingen, bey Becken, 1780. Zweyter Theil. 1781. 8. 600 Seiten.

Der Titel spricht der Absicht und dem Inhalt dieses Werks vollkommen zu, denn der ungenannte Herausgeber hat es zu einer Vorrathskammer bestimmt, worinn er sämmtliche gute Lieder unserer bekanntesten geistlichen Dichter für künftig noch einzurichtende neue Gesangbücher aufbewahren will. Er meynet, da Klopstock im Jahr 1769. versprochen hätte, ein neues protestantisches Gesangbuch herauszugeben, so hätte man an jedem Ort und in jedem Lande bis zur Erfüllung dieser für die Kirche so wichtigen Zusage ihres ersten Dichters, mit dem Gesangbücher herausgeben, wenn es möglich gewesen wäre, warten sollen. Indessen ist es doch kein Schade, daß geistliche Consistorien hie und da nicht darauf gewartet, sondern nützliche Verfügungen zur Einrichtung guter Gesangbücher getroffen haben. Dies Magazin soll den Kern der verbesserten alten und guten neuen Lieder in einer systematischen Ordnung enthalten, das heißt, wie wir sehen, nach den gewöhnlichen Rubriken der Dogmatik, wie man sie in alten Gesangbüchern zu finden pflegt. 415 Lieder sind hier schon beysammen, und noch 4 zum Anhange. Das letzte von jenen: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc. ꝛc. möchte nun, wie mehrere, wohl nicht gerade zu dem Kern unsrer Kirchengesänge gehören, ob es gleich sehr verbessert ist. Es bleibt um seines Inhalts willen immer ein schreckliches Lied. Singe, wer es singen kann:

„Unselige! wenn eure Quaal
„Durch abgemeßner Jahre Zahl
„Auch noch so lange währte,
„Und wenn sie mit so mancher Last,
„Als manchen Staub die Erde faßt,
„Zur Strafe euch beschwerte:
„So würde doch der Pein zuletzt
„Ein lang gewünschtes Ziel gesetzt.

„So aber, wenn ihr jenes Leid
„Durch vieler tausend Jahre Zeit
„Voll Schmerzen ausgestanden,
„Ist doch kein Maas und keine Zahl,
„Zur Endigung von eurer Quaal,

Der ungenannte Verf. dieser Uebersetzung mag es ganz ehrlich und gut gemeynt haben, aber seine Arbeit dürfte sich wohl wenig Beyfall versprechen. Die gute Absicht treu zu übersetzen, verleitete ihn zu einer sclavischen Aengstlichkeit und Genauigkeit, oft auch zu ungewöhnlichen deutschen Wortverbindungen, wodurch seine Uebersetzung nicht allein unangenehm zu lesen, sondern auch dunkel und unverständlich ist. Der Verf. hat zwar diese Dunkelheit durch die untergesetzten Anmerkungen zu heben gesucht; allein theils bringen diese Anmerkungen nicht mehr Licht, theils enthalten sie überflüßige Dinge, theils machen die unzähligen Notenzeichen den Text so bunt, daß man beständig im Lesen gestöhrt und unterbrochen wird. Hier ist eine kleine Probe der Uebersetzung: „Gott dient zur Liebe und wer es mit „der Liebe hält, der hält es mit Gott, und mit dem hält es „Gott. Dadurch wird die Liebe gegen uns recht, daß wir am „Tage des Gerichts freudig seyn können, daß auch wir, so in „dieser Welt sind, wie derselbe ist. Die Furcht hat nichts mit „der Liebe zu thun, sondern die rechte Liebe vertreibt die Furcht. „Das habe ich euch, die ihr an den Sohn Gottes glaubt, geschrieben, damit ihr sehet, daß ihr das ewige Leben habet, „und damit ihr an den Sohn Gottes glaubet. Und dies dient „zur Freudigkeit, welche wir gegen ihn haben, daß er uns höret, „wenn wir um etwas nach seinem Willen bitten; und wenn „er bey dem, warum wir bitten, uns höret, so wissen wir auch, „daß wir die Bitten erlangen, welche wir an ihn thun. Wir „wissen, daß alle, die von Gott gezeugt sind, nicht sündigen; „sondern wer von Gott gezeugt ist, der hält sich, und der Böse „kann ihm nichts anhaben, u. s. w.“ Der Verfasser, welchen man sonst keiner Heterodoxie beschuldigen kann, gesteht doch ehrlich, daß 1 Joh. V. 7. unmöglich ächt seyn könne, und daß auch ohne kritische Zeugnisse, schon der Zusammenhang selbst diese Worte als unächt darstelle: ja, daß, wenn sie auch ächt wären, unmöglich darinn von einer Einheit des göttlichen Wesens die Rede seyn könne; weil es sonst ein offenbarer Widerspruch wäre, daß drey Zeugen als Zeugen wirklich von einander unterschieden würden, und doch nur Ein Wesen, also nur ein Zeuge seyn sollten.

Pm.

Magazin geistlicher Lieder zum allgemeinen christlichen Gebrauche. Erster Theil. Nördlingen, bey Becken, 1780. Zweyter Theil. 1781. 8. 600 Seiten.

Der Titel spricht der Absicht und dem Inhalt dieses Werks vollkommen zu, denn der ungenannte Herausgeber hat es zu einer Vorrathskammer bestimmt, worinn er sämmtliche gute Lieder unserer bekanntesten geistlichen Dichter für künftig noch einzurichtende neuere Gesangbücher aufbewahren will. Er meynet, da Klopstock im Jahr 1769. versprochen hätte, ein neues protestantisches Gesangbuch herauszugeben, so hätte man an jedem Ort und in jedem Lande bis zur Erfüllung dieser für die Kirche so wichtigen Zusage ihres ersten Dichters, mit dem Gesangbücher herausgeben, wenn es möglich gewesen wäre, warten sollen. Indessen ist es doch kein Schade, daß geistliche Consistorien hie und da nicht darauf gewartet, sondern nützliche Verfügungen zur Einrichtung guter Gesangbücher getroffen haben. Dies Magazin soll den Kern der verbesserten alten und guten neuen Lieder in einer systematischen Ordnung enthalten, das heißt, wie wir sehen, nach den gewöhnlichen Rubriken der Dogmatik, wie man sie in alten Gesangbüchern zu finden pflegt. 415 Lieder sind hier schon beysammen, und noch 4 zum Anhange. Das letzte von jenen: O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc. ꝛc. möchte nun, wie mehrere, wohl nicht gerade zu dem Kern unsrer Kirchengesänge gehören, ob es gleich sehr verbessert ist. Es bleibt um seines Inhalts willen immer ein schreckliches Lied. Singe, wer es singen kann:

„Unselige! wenn eure Quaal
„Durch abgemeßner Jahre Zahl
„Auch noch so lange währte,
„Und wenn sie mit so mancher Last,
„Als manchen Staub die Erde faßt,
„Zur Strafe euch beschwerte:
„So würde doch der Pein zuletzt
„Ein lang gewünschtes Ziel gesetzt.

„So aber, wenn ihr jenes Leid
„Durch vieler tausend Jahre Zeit
„Voll Schmerzen ausgestanden,
„Ist doch kein Maas und keine Zahl,
„Zur Endigung von eurer Quaal,

„In jener Welt vorhanden.
„Die Daur, die niemand messen kann,
„Fängt, Zirkeln gleich, von neuem an.

„Gott du bist heilig, bleibst gerecht,
„Wenn du dereinst den bösen Knecht
„Dort strafst mit ewgen Schmerzen.

wenn es ihm möglich ist, sich davon zu überzeugen. Bey mir empört sich Verstand und Herz dagegen, ich kann es mit der erbarmungsvollen Gerechtigkeit Gottes nicht reimen, der nicht auf endliche Vergehungen unendliche Plagen folgen läßt, nie länger straft, als bis der Zweck aller seiner Strafen, die Besserung des Unglücklichen, erreicht ist; nie sein ausgeartetes Kind so martert, daß es sich schlechterdings der Verzweifelung überlassen müßte. Und ich dächte, es möchten in einer erleuchteten und rechtschaffenen Christengemeine wohl mehrere seyn, die dieser gräulichen, allen Eigenschaften Gottes widerstreitenden, und auf gemißdeutete biblische Stellen gebauten Lehre nicht beypflichten. Wie läßt sichs denn in öffentlicher Gemeine mit Zustimmung der Vernunft und des menschlichen Herzens singen? — In nachfolgenden Fortsetzungen will der Sammler die in einzelnen Land- und Ortsgesangbüchern vorkommende glückliche Verbesserungen alter und neuer guter Lieder nachliefern. Und wenn jemand mit einem oder ein Paar Liedern der Kirche ein Geschenk machen will, so soll er es in diesem Magazin niederlegen können, und es zu dem Ende nur an Hrn. Crusius in Leipzig einsenden. Der Herausgeber „streckt seine Hand nach allen Genies des deutschen Vaterlandes aus, sie mögen zu der Kirche eines „Denis, oder Lavaters, oder Cramers gehören," um ihre auch kleinsten Lieferungen dazu in Empfang zu nehmen. Er gedenkt auch einer Spaldingschen Liedersammlung, die er genutzt hätte. Aber wenn gleich Hr. Spalding einzelne musterhafte geistliche Lieder gedichtet hat, so ist doch unter seinem Namen keine solche Sammlung je bekannt geworden.

Vierte Sammlung der besten geistlichen Lieder neuer Dichter, zum gottesdienstlichen Gebrauch ausgefertiget von Samuel Friedrich Schulze, Prediger zu Sido im Magdeburgischen. Brandenburg, in der

der Hallenſchen Buchhandlung, 1781. 8. 156 Seiten.

Sollte nicht des Sammelns der Lieder, die ihre Verfaſſer einmal unter ihrem Namen haben drucken und zehen andere dann auch ſchon ſeit dem zehenmal haben nachdrucken laſſen, ſo wie des Aenderns und Wiederänderns alter Kirchengeſänge, nach gerade zu viel werden? Bald wird manches Lied, alt oder neu, keine Sylbe mehr von dem haben, was im Original ſtand, ſo oft iſt es ſchon, erſt von der Hand eines Meiſters und dann wieder eines Pfuſchers, geändert. Nach gerade ſollte man vor der Hand Stillſtand damit machen. Es iſt nicht abzuſehen, wozu das häufige Aendern nutzet, denn das Lied wird dadurch ſehr oft nicht beſſer ſondern ſchlechter. In dieſer Sammlung, welche 218 Lieder enthält, ſind nun wieder manche alte Geſänge ganz anders verändert, als man ſie ſonſt ſchon geleſen hat. Das Lied No. 18. Nun, Chriſten, laſſt uns frölich ſeyn, eigentlich der alte Geſang: Nun freut euch lieben Chriſt'n gemein, bleibt doch immer ein unnatürliches Lied dadurch, daß die Gemeine ſingen ſoll, was der Vater mit dem Sohn geſprochen, der Sohn jenem wieder geantwortet hat, und dieſer dann dem Menſchen ſein Leiden und ſeine Erhöhung erzählt mit dem Befehl;

„Was ich gethan, was ich gelehrt,
„Das ſollt (ſollſt) du thun und lehren:
„Daß Gottes Reich ſich ſtets vermehrt
„Zu ſeines Namens Ehren.
„Nur hüte dich vor Menſchenwahn,
„Der Dir den Schatz leicht rauben kann;
„Dies ſey mein Abſchiedsſegen!“

Dafür gefällt mir doch der altdeutſche Schluß viel beſſer, wieder denn, was auch am Versbau zu tadeln ſeyn mag, zehenmal ſo ſtark und kräftig iſt:

Und hüt dich vor der Menſchen G'ſatz,
Davon verdirbt der edle Schatz,
Das laß ich dir zuletzte.

So ein Lied, das in ſeiner ganzen Anlage für uns fehlerhaft iſt, ſollte man gar nicht zu ändern unternehmen; noch weniger es ſo matt machen, als hier der Schluß durch den Abſchiedsſegen wird. Bleib es doch als ein antikes Lied in ſeinem

Originalgeschmack in den alten Gesangbüchern stehen, wo es so lange gestanden hat. Wozu soll es halb antik und halb modern mit in neue Liedersammlungen? — Viele von diesen Liedern sind sehr gut, aber bekannt. Man hat sie vielfältig anderswo gelesen.

Geistliche noch ungedruckte Lieder von G. E. Waldau, älterem Hospitalprediger zu Nürnberg, herausgegeben. Nürnberg, in der Grattenauerischen Buchhandlung. 1781. 8. 288 Seiten.

Die Verfasser dieser Lieder sind Stockhausen, Gleim, Eschenburg, Seidel und Seidelin, geb. Langen; ferner Hofprediger Bickel zu Biberich, Archivar Loder zu Ohrdruf, Kanonikus und Prof. Schmidt zu Braunschweig, Rector Fischer zu Halberstadt. Es sind vortreffliche Stücke für künftige Herausgeber neuer Gesangbücher darunter. Ein Lied wider die Schmähsucht und eines: Die Freundschaft von Eschenburg; ein Erndtelied, Passionslied und eines wider die Wollust von Loder, haben Rec. vorzüglich gefallen.

Allgemein christliches Gesangbuch für alle Kirchen und Sekten. Riga und Altona, gedruckt mit Eckhardtischen Schriften, 1781. 8. 362 Seiten.

Es ist nicht schwer, in dem Herausgeber dieses Gesangbuchs Hrn. Basedow zu entdecken. Ich beziehe mich auf die Recension seines Privatgesangbuchs im Anhange zum I—XII. Bande, S. 37—40. Im Grunde ist dies dasselbe Buch, nur freylich so ganz umgeändert, daß sehr viele Lieder, die in dem Privatgesangbuche standen, weggelassen, und andere an ihre Stelle gesetzt worden. Auch die gebliebenen haben Abkürzungen oder Abänderungen, sowohl in den Sachen, als im Ausdruck erlitten, und die Ordnung ist ganz anders gemacht. Die Rubriken sind itzt folgende. I. Das ganze Christenthum oder christliche Bekenntnißlieder. II. Die Gottheit. Gottes Eigenschaften und Werke. III. Die Person Jesu Christi. Geburt, Leiden, Erhöhung Jesu. IV. Die Offenbarung durch Jesum und seine Jünger, und ihre Wirkungen. Der heilige Geist, das Evangelium, die Kirche.

Kirchen-

Kirchenfrieden und Bekenntnißzwang. Der öffentliche Gottesdienst. Besonders die heilige Taufe und Confirmation. Das heilige Abendmahl. Die öffentlichen Betstunden. V. Die Gründe oder Ursachen wahrer christlichen Gesinnung, außer denen, die schon in den vorigen Hauptstücken stehen. Lieder von der Ewigkeit. Evangelische Gesetze, Drohungen, Verheißungen. Buslieder nach einem widerchristlichen Zustande. Sehnsucht nach gutem Gewissen und Vervollkommung. Tägliche Gebete und vom Gebete überhaupt. VI. Die christlichen Gesinnungen nach Eintheilung der Sachen und Umstände. Leben, Wohlleben, Mäßigkeit, Keuschheit. Ehre und Güter, sowohl eigene als fremde. Leiden und Sorgen. Arbeit, Amt, Geschäfte, Reisen. Das Wohl des Nächsten. Umgang, Reden, Freundschaft, Feindschaft. Mitbürgerschaft und Landplagen. Eheleute, Eltern, Kinder, Hausregiment. Mancherley Lebensarten und Umstände. Morgen, Tischzeit, Abend. Geburtstag, Neujahr, andere Jahrszeiten. Krankheit, Sterbfälle, Ewigkeit, Begräbniß. — Ich will eines vom Kirchenfrieden und Bekenntnißzwang zur Probe hersetzen:

81. Erschienen ist der herrliche

1. Lobsingt! denn Gottes Huld und Macht
Vertreibt des Aberglaubens Nacht,
Und manches Irrthums Finsterniß,
Der einst die Wahrheit uns entriß!
Lobsingt dem Herrn!

2. Verdunkelt sehr war uns das Licht,
Viel Christenlehrer sahens nicht.
Aus Unterricht ward Glaubenszwang,
Da ward in der Verfolgung Drang
Stumm, der es sah.

3. Lobsingt, Lobsingt dem Herrn! Denn er
Hat uns befreyt. Es ist nunmehr
Von des Gewissens Tyranney
Noch hie und da ein Wohnplatz frey!
Lobsingt dem Herrn!

4. Ruft laut die Wahrheit aus, und seyd
Zu dulden, was ihr müßt, bereit;
Die Tugend sey der Wahrheit Zier;
So singet sie; Gott ist mit ihr;
Gott ist ihr Schutz!

5. Zagt nicht, weil jeder Wahrheit Licht
Nicht gleich durch alle Nebel bricht,
Und Spöttet Gottes Wahrheit schmähn!
Gott hat sich, seine Zeit ersehn.
Er ist der Herr!

6. Sehn Gottes Sonn an, sie erhellt
Nicht gleich auf einmal alle Welt.
Wohl dem, der reines Lichts genießt
Wenn er ein Kind des Lichts auch ist.
Das laßt uns seyn!

7. Lobsingt, Lobsingt dem Herren, und freut
Ihr Christen euch in Ewigkeit!
Da wird kein Zwiespalt, da allein
Ein Hirt und eine Heerde seyn,
Lobsingt dem Herrn!

Der Lieder sind in allem 403, und ihr Inhalt ist von der Beschaffenheit, daß jeder Christ, er sey der römischen, griechischen oder protestantischen Kirche zugethan, er sey Unitarier, Socinianer, Arminianer, Mennonit, u. s. w. sie aus Ueberzeugung als Wahrheit singen kann. Bürgerliche Verfolgung und Einschränkung der Dissidenten, wenn das Glaubensbekenntniß einer Kirche sie lehrte, ungleichen unendliche Dauer der Höllenstrafen, sind die einzigen Artikel, denen das Gesangbuch an einigen Stellen widerspricht. Auch ist es derjenigen Sekte unter den unitarischen Christen entgegen, welche glauben, das neutestamentische Urchristenthum setze kein solch Verhältniß Jesu gegen Gott und gegen die Christen fest, daß er dürfe und müsse angebetet werden, denn es kommen viele Gebete an den zur Rechten Gottes erhöheten Mittler darinn vor. Ferner widerspricht diese Liedersammlung allen, welche der Meynung sind, der philosophische Mensch könne durch die Vernunft aus der Weltbetrachtung mit Ueberzeugung erkennen, was ihm in der Religion zu wissen gut ist. Vielmehr lieget überall das Principium darinn zum Grunde: „die menschliche Vernunft wäre unfähig gewesen, die wahre „Gnade Gottes gegen die Menschen, unser unsterbliches Wesen, und den Glauben, daß Gott ein Vergelter seyn werde, „ans Licht zu bringen, wenn solche nicht von Jesu und den „Aposteln, als übermenschlich erleuchteten Boten Gottes, wären gelehrt worden.“

Der

Der Herausgeber hat in der Vorrede die Ausdehnung und Einschränkung des der Liedersammlung gegebenen Titels, hinlänglich angezeigt, und von seiner Absicht Rechenschaft gegeben. Ueber zwey Drittel des Gesangbuchs, sagt er, wäre von ihm selbst, wenn er die Aenderungen fremder Lieder mitrechnete. Er gesteht zu, daß einige Lieder mehr unterrichtende trockene Lehrgedichte, als empfindungsvolle Gesänge wären; welches auch Rec. gefunden hat. Ich will mich mit näherer Kritik der Lieder, als Poesie betrachtet, nicht aufhalten, sondern nur bemerken, daß das Gesangbuch besonders gewidmet ist: I. dem K. P. Hochwürdigen O. C. in B. II. Der K. P. Hochehrw. militarischen Geistlichkeit, welche oftmals christliche Kriegesmänner aus verschiedenen Kirchen und Sekten zu ihren Pflichten aufmuntert und tröstet. III. Den selbstdenkenden Christen aller Kirchen und Sekten, auch der unitarischen. IV. Den Erziehungsinstituten, welche von Eltern aller Kirchen und Sekten Kinder annehmen. V. Den christlichen Zweiflern, die nicht wissen, wieviel von den Unterscheidungslehren verständlich und wahr sey. VI. Denen Deisten, welche ein künftig Leben und in demselben Vergeltung des Guten und Bösen hoffen, und welche wünschen, daß es auch durch Offenbarung gewiß seyn möchte. — In einem prosaischen Anhange hat der Verf. die allgemein-christliche Lehren recht bündig zusammen gefaßt, ohne sich auf die besondere Vorstellungsarten, welche diese oder jene herrschende Parthey davon hat, einzulassen. Basedow leibt und lebt in allem.

Andachten, die auch dem Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königlich Preußischen Landen beygefügt werden können. Mit allergnädigster Königl. Freyheit. Berlin, 1781. Verlegts Mylius, 8. 77 Seiten. *)

Sowohl

*) Das Gesangbuch selbst ist XLIV. B. 2. St. recensirt. Der V. eines Aufsatzes in den Beyträgen von gelehrten Sachen zu der Hamburgischen neuen Zeitung 1781. 50es Stück — ist damit sehr unzufrieden, daß ich solches daselbst mit dem neuen holsteinischen Gesangbuch verglichen habe. „Es verdros mich, schreibt er, daß ich von Berlinischer Seite einen Mann dahier „treten sahe, der sich ein Geschäft daraus gemacht zu haben „scheint, unser Buch zur Verherrlichung des seinigen zu ver-

„klei-

Sowohl die Morgen- Abend- Buß- und Communion-gebete, als die Erweckungen zur Dankbarkeit gegen Gott, zur Zufriedenheit und zum Vertrauen auf Gott, für

„Kleinern, und ich konnte es nicht lassen, ihm zu sagen, auch „seinen Lesern zu sagen, daß er darin Unrecht gethan habe.“ Und mich verdrießt es, daß er mir bey dieser Vergleichung so ganz kleine niedrige unwürdige Absichten zutrauet, daher ich nicht lassen kann ihm zu sagen, daß er mir sehr Unrecht thut, weil die Vergleichung ganz unabsichtlich, bloß zufälliger Weise angestellt worden. Ich erhielte das holsteinische Gesangbuch von dem Verleger der Bibliothek gerade in dem Augenblick zugesendet, als ich die Recension des Berlinischen geschlossen hatte, und da war es natürlich, wie man in der Bibl. in andern Fächern oft Bücher einerley Inhalts von verschiedenen Verfassern zusammen nimmt und sie gegen einander hält, daß ich jenes Gesangbuch auch gleich dazu nahm, und es mit diesem verglich. Ich schlug Lieder, die mir aus dem Berlinischen im frischen Andenken waren, in dem Holsteinischen nach, und da dünkten mir die letztern nach meiner Empfindung, aus den Gründen, die ich von meinem unmasgeblichen Urtheil angegeben habe, geringern Inhalts zu seyn, als die erstern. Ich habe nichts darwider, daß mein Gegner und jeder anderer es anders finden. Es beweiset weiter nichts, als daß wir über die Vorzüglichkeit dieses oder jenes Kirchenliedes verschiedener Meynung sind. — Aber den üblen Verdacht, als hätte ich das Berlinische Gesangbuch nur darum erhoben, um das Holsteinische desto tiefer herunter zu setzen, möchte ich denn doch verbitten, da ich mich dieser Absicht nicht bewußt bin, und es unartig finde, daß der Hr. V. jenes Auffatzes auf einen bloßen Verdacht, so positiv davon spricht. Ich soll Unrecht daran gethan haben, mir die Vergleichung beyder Bücher nur einfallen zu lassen. Und warum denn? „Weil zwey gute „Bücher eben so wenig mit einander verglichen werden müßten, „als zwey gute Leute, indem einer dabey verlöhre.“ Dies sehe ich nicht ein. Wenn beyde Gut sind, so wird sich bey dem, der übertroffen wird, kein Neid regen, vielmehr wird der Verschiedene von Eigenliebe angefangene jenes Vorzüge selbst bemerken, und ohne an seinem eignen Werth zu verlieren, sie ihm gern zugestehen. Die Verf. der Bibl. haben oft Uebersetzungen mit Uebersetzungen, Poesien mit Poesien, gelehrte Abhandlungen über einerley Sujet mit einander verglichen. Auch geistliche Liedersammlungen sind vorlängst darinn mit andern parallel gesetzt worden, was ist denn für groß Unrecht darinn, daß Rec. in Ansehung des Holsteinischen Gesangbuchs ein gleiches gethan hat? — Und dann von berlinischer Seite soll ich daher getreten seyn, um stegreifend den holsteinischen Gemeinen sagen zu wollen: „Seht, wie schlecht euer Buch gegen das unsrige „ist.“ Von berlinischer Seite? Sonderbar, in der That sehr sonderbar! Weiß denn der Mann, der unsäglich stolze Absichten

aufs

für Gesunde und Kranke, sind sämmtlich in dem wahren Geiste der vernünftigen christlichen Andacht abgefaßt, und werden die Nützlichkeit des neuen preußischen Gesangbuchs, bey dessen ersten Herausgabe sie mangelten, noch vermehren. Wer zuerst darauf gefallen ist, eine wohl gewählte Anzahl von Sprüchen

aufbürdet, ob ich in Berlin, oder sonst irgend wo im Preußischen, weiß er, ob ich nicht vielleicht in Curland, oder in den Hannöverschen, oder gar in den Holsteinischen Landen wohne? Sicherlich hat mir kein Mensch in Berlin den Auftrag gegeben, das holsteinische und preußische Gesangbuch zu vergleichen. — „Es soll hart geredet seyn, daß nicht alle Lieder in dem ersten „von Spreu und tauben Korn hinlänglich gesichtet worden.“ Auch in diesem Ausdruck kann ich nichts hartes finden. Mir ist in öffentlichen Kirchenliedern alles, was nach Scholastik schmeckt und zu nichts frommet, Spreu; hingegen, was zum Glauben und gottseligen Leben fruchtet, ächter guter Weizen. Und vom ersten habe ich in den alten Liedern manches unter den guten Weizen gemengt beybehalten gefunden. Aber wo habe ich gesagt, und durch welche Rechnungsart läßt sichs herausbringen, daß ich hätte sagen wollen: „Alle 627 Lieder, die das „holsteinische Gesangbuch vor dem Berlinischen voraus hat, „müßten wie Spreu und taubes Korn geachtet werden?“ Das wäre freylich sehr unbescheiden gewesen. Aber es steht auch nirgends in meiner Recension. Es kann seyn, daß nach holsteinischen kirchlichen Verfassungen die schärfere Sichtung alter Lieder, die ich für unsere Zeiten nöthig halte, sich dort nicht thun läßt. Gut! aber es wird einem dritten doch erlaubt seyn, sagen zu dürfen, sie sey nicht geschehen, ohnfehlbar hätte die Güte des holsteinischen Gesangbuchs eine stärkere Sensation bey mir gemacht, wenn ich es vor dem Berlinischen gelesen, oder vor einiger Zeit es mit andern neuen Liedersammlungen verglichen hätte, und dann möchte das Urtheil etwa noch anders modificirt worden seyn. Aber nun zufälliger Weise nach dem Berlinischen gelesen und mit diesem verglichen, da blieb ich nach meinem Gefühl, das freylich nicht aller andern Leute Gefühl ist und seyn kann, nicht zweifelhaft, wem ich im Ganzen, sowohl, als in vielen einzelnen Liedern, den Vorzug geben sollte. Ich gebe ihn auch noch dem Berlinischen, ohne damit den Werth des Holsteinischen an sich im mindesten zu verkleinern. Die Gegenkritik hat mich nicht von dem Ungrunde oder irgend einem lieblosen Zuge meiner Recension überzeugt. Allenfalls hätte ich noch den Gedanken anbringen können, daß sich bey genauerer Durchsicht sämmtlicher 914 Lieder in dem holsteinischen Gesangbuche wohl mehrere finden möchten, die vor den Berlinischen einen Vorzug hätten. Und wenn der auf mich ungehaltene Verf. oben genannten Aufsatzes dadurch versöhnet ist, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, diese Erklärung hiermit sehr gern zu thun.

den aus der heiligen Schrift, welche fromme Erweckungen des Herzens und Lebensregeln enthalten, hinzu drucken zu lassen, hat einen guten Gedanken gehabt. Der Kern aller praktischen Religionswahrheiten, die dem Verstande und Gewissen eines jeden Christen eben so klar einleuchten, als sie sein Gott ergebenes, gebessertes Herz mit Beruhigung und Trost erfüllen, ist darinn befindlich.

Johann Joachim Spaldings Predigt von dem, was erbaulich ist. Mit einer Anwendung auf das Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königl. Preuß. Landen. Zum Ankauf des Gesangbuchs für Arme. Berlin, 1781. bey Voß und Sohn, 8. 48 Seiten.

Spaldings Gabe über alle Materien, welche auf die Kanzel gehören, vortrefflich zu reden, ist bekannt. Auch diese Predigt ist eine von den musterhaften Kasualreden, deren wir schon mehrere von ihm haben. Er zeigt, was eigentlich in göttlichen und geistlichen Dingen erbaulich sey, wie es dabey nämlich auf verständliche Wahrheit und auf wirksame Fruchtbarkeit ankomme. Die Predigt soll solche Wirkung auf die Gemüther gethan haben, daß man ihr die allgemeine Bereitwilligkeit der Nicolaigemeine zu Berlin, das neue Gesangbuch anzunehmen, hauptsächlich mit zuschreibt. Vermuthlich hat Hr. Sp. einen und den andern Malkontenten auch dadurch gewonnen, daß er mit so viel Liebe und Sanftmuth S. 44. 45. sagt: „Seyd selbst Richter, (über die Sache des Gesangbuchs) nur richtet ein recht Gerichte, wenn „euch nicht euer Urtheil einmal in der Folge beunruhigend werden soll — Aufrichtige Liebe zu Gott und zur Wahrheit wird „euch gewiß auch hierbey recht leiten. Eben diese — wird euch „denn auch, wenn ihr den Werth des euch vorgeschlagenen Erbauungsmittels einsehet, und es mit Beyfall annehmet, auf „der andern Seite vor der Versündigung bewahren, daß ihr „euch nicht gegen diejenigen feindselig erbittert, die darinn anders „denken und sich anders dagegen bezeigen. Wir können schwerlich mit Untrüglichkeit wissen, wie viel in solchen Umständen, „bey diesem und jenem, Unwissenheit, Schwäche, Verführung, „oder überlegter böser Vorsatz an dem Irrthum, und auch an „den heftiger ausbrechenden Folgen des Irrthums Theil habe;

„und

„und auch in dem schlimmsten Fall verdienen sie mehr mitleidi„ge Bedaurung, als gehäßigen Unmuth, weil sie sich doch im „Grunde immer selbst den meisten Schaden thun.“

Wir lassen es bey der Anzeige dieser einen, statt aller übrigen in Beziehung auf das neue Gesangbuch in und außerhalb Berlin gehaltenen und nachher gedruckten einzelnen Predigten, bewenden, um noch mit ein Paar Worten einiger kleinen Gelegenheitsschriften zu gedenken, welche ebenfalls dadurch veranlaßt worden. Die erste darunter, nämlich Briefe an einen Landgeistlichen ꝛc. ꝛc. von einem Weltmann in Berlin, ist schon B. XLIV. St. 2. S. 541. angezeigt. Aus diesen Briefen und den darinn vorkommenden Nachrichten und Familiengesprächen haben andere Verfasser für eine geringere Klasse von Lesern den Stoff zu ihren Scripturen genommen, und ähnliche Briefe, Bürgergespräche, Pastorconferenzen, u. s. w. erdichtet. Hier sind sie;

Brief eines alten Landpredigers an das Berlinische Publikum, das neue Gesangbuch betreffend. Vertraget einer den andern in der Liebe. Paulus. Berlin, 1781. bey Stahlbaum, 8. 40 Seiten.

Der Verf. rückt in einem treuherzigen Ton den Berlinern, die sich gegen das Gesangbuch auflehnten, ihr unbilliges thörigtes Verfahren vor, kritisirt über einzelne Lieder desselben in Vergleichung mit den Porstischen, und rechtfertiget das neue Gesangbuch wider dessen Ankläger.

Gespräch zwischen zwey Berliner Bürgern über das neue Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Königl. Preuß. Landen. 1781. 8. 32 Seiten.

Der Bürger Klug kömmt zum Bürger Ehrlich und schilt gewaltig auf das Gesangbuch, als auf ein gottloses gefährliches Buch, wird aber von diesem eines bessern belehrt.

Sie wollens nun alle lesen. Ein Bürgergespräch vom neuen Gesangbuch in zween Abendgesellschaften. Berlin, 1781. In allen Buchhandlungen. 8. 47 Seiten.

Die Scene ist in einem Wirthshause, wo bey einem Glase Bier und einer Pfeife Tobak die neuesten Vorgänge mit dem Gesangbuche zwischen dem verständigen Wirth und seinen theils vernünftigen, theils unvernünftigen Gästen durchgesprochen werden. Die Geflitteten in der Gesellschaft bringen den Hans Hagel, für den das Ding geschrieben zu seyn scheint, doch endlich zum Besinnen, und alle versprechen, daß sie das Buch lesen wollen.

Kohlmeyer. Eine Pastoralkonferenz das neue Gesangbuch betreffend. Ketzerthurm, 1781. 8. 44 Seiten.

Der witzig seyn wollende Verf. erzählt in der Schreibart des Asmus, die er aber ganz verfehlt, daß er mit seinen geistlichen Herren Confratribus wöchentlich einmal über Amtssorgen und theologische Litteratur Conferenzen halte. Einstmal wären sie dann bey dem Hrn. Confrater Mittelding zusammen gewesen, und was da von einigen kluges, von andern unkluges über das Gesangbuch discuriret worden, hätte er hiermit dem Publikum wollen zu lesen geben. Allenfalls hätte das Publikum von der Verhandlung der strittigen Sache auf der Konferenz auch ohne Schaden unbenachrichtiget bleiben können. Wenn es aber unter den Geistlichen selbst so ganz abgeschmackte, dem Pöbel im urtheilen völlig gleichförmige dumme Schafsköpfe giebt, als hier die Herren Confratres Hollaz und Kohlmeyer vorgestellet werden, so mögen sie sich in diesem Spiegel beschauen. Daran ist wohl kein Zweifel, daß selbst in Berlin manche Prediger an den ungerechten Urtheilen des gemeinen Mannes über das neue Gesangbuch am meisten Schuld sind, weil sie ihn keines besseren belehren, die Urtheile durch Achselzucken, Seufzen und Klagen über Neuerung veranlassen, oder gar ihnen beystimmen, und auf der Kanzel versteckt, bey Hausbesuchen aber offenbar sich dagegen erklären. Nur kann ich mir den hohen Grad von Unvernunft und Ignoranz, die auf jener Conferenz aus dem Hollaz und Kohlmeyer spricht, kaum

kaum als die Ursache davon denken, sondern mir scheinet es, als ob selbige, bey etlichen in wirklichen Trieben eines irrenden Gewissens, bey andern aber auch wohl in dem Mangel eines guten Willens, in gewissen Leidenschaften oder in äußerlichen Verhältnissen zu suchen wäre. Aeußerliche Verhältnisse haben oft ihren unmerklichen Einfluß in unsere Urtheile, und den Verstand des Verständigsten besticht manchmal eine gewisse Passion, die in irgend einer Falte seines Herzens tief versteckt liegt. Sey es Eigensinn, oder Eigendünkel, oder Eigennutz, das ihn verblendet; er sieht es nicht, sondern bildet sich fest ein, daß er nicht anders urtheilen und handeln könne. Nicht alle, die gegen das neue Gesangbuch eifern, thun es aus den Gründen, die der Verf. dieser Brochüre ihnen in den Mund legt.

Freundschaftlicher Briefwechsel zur Aufklärung der neuen Gesangbuchsgeschichte zu Ch***burg, herausgegeben von einem Freunde der Wahrheit. Berlin, 1781. bey Wever. 8. 31 Seiten.

Auch in dem Berlin nahe gelegenen Charlottenburg sind des neuen Gesangbuches wegen Unruhen unter der Bürgerschaft gewesen. Man erfährt die wahren Umstände davon aus diesen Briefen. Der dortige Prediger, Hr. Dressel selbst, meldet seinem Freunde G***i den Verlauf der Sache, die durch mündliche Erzählungen viel vergrößert worden war, kürzlich folgendermassen. Das Gesangbuch war bald nach Neujahr 1781 mit Einstimmung des Magistrats von ihm eingeführet und die Gemeinglieder liessen es sich größtentheils gefallen. Als sie aber hörten, was in Berlin vorgieng, und der Kaufmann Apitzsch, der sich dort an der Spitze der Mißvergnügten gestellet hatte, auch nach Charlottenburg kam, und da zu rumoren anfieng, so wurden die Leute, in deren Häuser er sich geschlichen hatte, aufsätzig. Die Unzufriedenen brachten ihre Beschwerden an die Obrigkeit, verlangten vom Oberconsistorium die Wiederherstellung des Porstischen Gesangbuchs, und dieses verordnete zur Beruhigung der Gemüther: „es „könne selbiges noch vorläufig in dortiger Kirche gebraucht „werden.“

Wir haben's nun alle gelesen. Eine Vertheidigungsschrift des Kaufmann (Kaufmanns) Samuel Lobegott Apitzsch, zu Berlin. 1781. 62 Seiten in 8.

Dem Verf. fiel ein Stück vom Journal für Prediger in die Hände, wo in gewissen Auszügen aus ungedruckten Briefen, das neue Gesangbuch betreffend, namentlich seiner gedacht wurde. Weil er aber falsch Zeugniß wider ihn darinnen fand, so entschloß er sich „aus Liebe zur Wahrheit, „den Herrn, der ihn so theuer erkauft und sein heiliges Verdienst „zugeeignet hat, öffentlich zu bekennen, und die Unschuld zu „vertheidigen — zur Ehre Gottes des Vaters, Sohnes und „heiligen Geistes — aber nicht aus Autorsucht und Eitelkeit, „sich vor der Welt zu zeigen, denn er achtet der Welt Ehre und „Schande vor nichts.“ So ganz muß ihm der Welt Lob und Tadel doch wohl nicht gleich viel seyn, denn die Brochüre ist nicht blos Ehrenrettung der Bibel, Ehrenrettung des Porstischen Gesangbuchs, Ehrenrettung des im neuen Gesangbuch halb verleugnet seyn sollenden Christus, Ehrenrettung des ächten Lutherthums, u. s. w., sondern auch Ehrenrettung der eigenen werthen Person des Verf., und aller seiner, seit dem Januar 1781, in der Gesangbuchsgeschichte gethanen, und von den Weltkindern so übel ausgelegten Schritte. Da Hr. A. bekanntermaßen eine Hauptrolle dabey gespielt und sich in seiner Art merkwürdig gemacht hat, so thut er wohl, daß er sich öffentlich zeiget, damit die Welt, die ihn nur von Hörensagen kennt, selbst aus seiner — Schrift sehen könne, was er für ein Mann sey.

Man findet überall in diesen Blättern sichtbare Spuren des wirklichen Fanatismus, daß man den Verf. also doch wohl nicht mit Unrecht desselben beschuldiget hat. Menschliche Vernunft, wenigstens der Gebrauch der Vernunft in Religionssachen, Gelehrsamkeit, und theologische Wissenschaft sind ihm verächtlich, und sämmtliche Gottesgelehrte, die das neue Gesangbuch billigen, zwar hochstudirte Herren, die aber vom Geist und Worte Gottes nichts verstehen. Er versteht es besser und bildet sich fest ein, Gott der Herre Zebaoth wolle nicht die allgemeine Einführung des neuen Gesangbuchs, und habe durch ihn gezeigt, er wisse die Plane der Menschen, obgleich hochgelahrte Herren sie entworfen hätten, zu ändern.

Vorge-

Vorgenommen hatte er sichs, die allgemeine Einführung zu verhindern, „wenn er oder seine Mitbürger auch Festungs- und „Todesstrafen ausgesetzt seyn sollten.“ (Einem preußischen Unterthan, der den Kopf auf der rechten Stelle hat, konnte davor, in dieser Sache, wohl nicht bange seyn.) Nun fand er Mißvergnügte in der Stadt, daß er also nicht erst Aufwiegeley (die er nicht will an sich kommen lassen) nöthig hatte. Er lief mit ihnen zum Hrn. Silberschlag, (von dessen Gemeine er ist) zu diesem und jenem Prediger, die ihnen zwar gestanden, daß das neue Gesangbuch verdächtig wäre, aber doch allerley Gründe vorschützten, warum sie in seinem vorhabenden Geschäft nicht gemeine Sache mit ihm machen könnten. Da faßte er denn mit den Malcontenten den Entschluß: „Wir wollen eine „Bittschrift machen an unsern König.“ Ein Federschmücker, Bolzius, von der Gertrutsgemeine, vereinigte sich mit ihm. Man lief wieder zum R. S. Apitzsch sagt ihm: „Ich erkenne es als Pflicht für meine Nachkommen, den Irrthum „nicht einschleichen zu lassen. Man hat mich schon lange angelegen, an den König eine Vorstellung zu machen.“ Hr. R. S. antwortete: thun Sie es nicht, Sie werden sich Feinde machen. A. sagte: Ist Gott für mich, wer mag wider mich seyn. Endlich kömmt ein Hofmann eines der Berlinischen Höfe zu ihm und spricht: „Lieber Herr Apitzsch, ich habe „schon lange zu Gott gebetet, wegen des einreißenden Uebels „der neuen Lehrkunst, vornämlich, daß Gott es verhindern „wolle, daß das Uebel nicht allgemein würde, und ich bekomme „immer das Verlangen, ich soll zu Ihnen gehen. Die fabricirten neuen Pr. wollen uns durch das neue Gesangbuch das „bischen Glauben rauben. — Sie wollen unsre Seele „tödten, mit ihrer Gleißnerey uns blenden.“ — Wissen Sie was für ein Mittel ist, sagt A., daß wir den Ausschlag geben? „Nun was denn?“ Wir wollen beyde niederknieen und beten, und dann wird Gott die Seinen schützen. Dies geschieht, der Freund vom Hofe betete erst, und dann A., der dem Heiland seine Worte Math. 18, 19. vorhielt. Ich hätte das Gebet mit anhören mögen. Da sie vom Beten aufstanden, sagte A. zu seinem Freunde: „Nun lassen Sie die Herren machen, was sie „wollen, vor der Hand werden sie nichts ausrichten.“ Weil es ihm nun so unmittelbar vom Heilande eingegeben war, was er thun sollte, so war an dem guten Erfolg nicht zu zweifeln. Zwar gieng er noch erst wieder zum R. S. und bat dringend: „Kommen Sie bey Sr. Majest. ein. „Sie sind doch einmal

„unser Hirte — Hr. R. ein guter Hirte lässet sein Leben für die „Schafe.“ Aber der liebe Hr. R., schreibt er, wollte nicht. Also setzt er die Bittschrift selbst auf. In zween, dreyen Tagen hatte er 130 beysammen, die sie unterzeichneten. Sie ward bey der Prinzessinn, Schwester des Königs abgegeben, weil aber nach acht Tagen keine Antwort erfolgte, und Hr. S. hinnen der Zeit die vorzunehmende Einführung des neuen Gesangbuchs ankündigte, so ward die Bittschrift zurückgenommen. „Apitzsch „gieng erst noch in seine Stube, kniete nieder und redete mit „Gott einfältig, bat, er selbst möchte ihn nach seiner Gnaden„verheißung unterstützen, weil er gesagt: es soll euch gege„ben werden.“ — Darauf schenkt ihm Gott an den Federschmücker Bolzius einen Freund. Beyde gehen aufs Schloß und übergeben die Bittschrift. — Als Apitzsch die bekannte Antwort erhalten hatte, und bald darauf einmal auf dem Wege nach Charlottenburg von zween Freunden hört, daß dort auch Unruhen wegen des schon eingeführten Gesangbuchs wären, denkt er: „Sollten die Leute die entscheidende Antwort des Kö„nigs nicht wissen?“ und sagt: Wir wollen gehen und bey dem Schneider W. einkehren, wo er sie dann bekannt macht.

So wird der Verlauf der ganzen Sache von dem Verf. ehrlich erzählt, denn daß er seine Schwärmerey, und was allemal damit verbunden zu seyn pflege, grobe Unwissenheit, aufgeblasenen Eigendünkel, geistlichen Hochmuth, Sektirerey, Liebloßigkeit und Verdammungssucht gegen Christen, die nicht so fanatisch denken, sollte versteckt haben, dessen kann man ihm nicht Schuld geben. Er gesteht vielmehr gern, daß er ein einfältiger Laie sey, und ehedem ein eingefleischter Teufel gewesen, ehe er von der Welt ausgegangen. Nun aber giebt ihm Gott alles auf sein Gebet. Auch diese Vertheidigung ist mit Gebet geschehen „dann ich habe nichts von mir selbst, sagt „er, als sündigen.“ (Andere ehrliche Christen wissen es auch, daß sie alles Gute von Gott haben, aber sie rühmen sich keines solchen unmittelbaren übernatürlichen Einflusses der Gottheit in ihre Seelen, am wenigsten, wenn sie versucht werden, Friedenstörendes, thörichtes Zeug anzugeben.) Seine Beschwerden über das neue Gesangbuch bestehen in folgenden: „Man hat uns, „sagt er S. 16., die wir Lutheraner sind, das Beste, den „Grund unserer christlichen Lehren heraus gestohlen, und dage„gen schöne nichts bedeutende Worte der Redekunst eingeflickt. „Die Kraft des Geistes Gottes ist heraus, und das nehmen „wir

„wir und unsre Kinder in Ewigkeit nicht an. Packen Sie nur „ein damit, hochstudirte Herren.“ Die Vergebung der Sünden soll nicht dem verdienstlichen Leiden des Herrn Jesu zugeschrieben, die Lehre von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes ausgelassen, und die von den Sacramenten jämmerlich gemißhandelt worden seyn, weil in den Taufliedern nichts vom Gnadenbunde mit dem dreyeinigen Gott, vom Begraben mit Christo in den Tod, vom Anziehen des Herrn Jesu, und in den Abendmahlsliedern nichts von der Empfahung des heiligen Leibes und Blutes Christi nach Joh. VI. stünde. Es ist in dem Gesangbuch, heißt es S. 16: „nichts von der Empfäng„niß des Herrn Jesu, von der Zueignung, von der Genug„thuung, von der ewigen Höllenstrafe, von dem Fall Adams „und tiefen Verderben der Menschen, von der Lehre der Teufel, „sondern hie und da pro forma ein Wort.“ (Hat man je etwas tolleres gehört? Christus und seine Apostel haben ihr ganzes Leben hindurch daran gearbeitet, Lehren und Werke der Teufel zu zerstören, dagegen an ihrer Stelle Lehren und Werke Gottes aufzurichten. Und nun sollen nach beynahe 1800 Jahren die Christen wieder anfangen, Lehren der Teufel zum Inhalt ihrer geistlichen Lieder und Kirchengesänge zu machen. Lieder von der Menschwerdung und Geburt Christi sollen nicht hinlänglich seyn, es sollen noch besondere von der Empfängniß Jesu gesungen werden. Könnte einem Menschen, der kein Fanatiker wäre, so etwas in den Sinn kommen? Könnte er, wenn er ungeblendete Augen zum Sehen hätte, nicht sehen, nicht lesen, was von Jesu, dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen und seiner theuren Erlösung, so lichtvoll, so stark, so herzandringend in dem neuen Gesangbuch gesungen wird?) „In unserm Glaubensliede ist herausgelassen, daß unser Herr „Jesus Christus gleicher Gott von Macht und Ehre sey, „und wird darinn geleugnet.“ Woran mag Hr. A. dabey gedacht haben? Diese Worte haben ja auch nie in dem ältesten christlichen Glaubensbekenntnisse, das wir das apostolische nennen, gestanden, ja sie stehen gerade so zusammen gefügt in der ganzen Bibel nicht. So müßten ja auch die ältesten Christen, so müßten die Evangelisten und Apostel geleugnet haben, was des Verf. Phantasie nach dem neuen Gesangbuch läugnen soll. In dem apostolischen Glaubensbekenntnisse hat es vom Anfang an geheißen: Wir glauben an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn ꝛc. ꝛc. Sonach könnte dann die lutherische Kirche auch nur mit dem apostolischen Glau-

Jesusbekenntniß und der Bibel einpacken.) „Man nimmt uns „Brod, sind des V. eigne Worte S. 36. und giebt uns Heu „dafür wieder; oder nimmt uns Wein und setzet uns Wasser „vor; nicht also, das gehört für Rindvieh und für die Hunde„ Hr. R. S. und andere Prediger hatten doch nur gesagt, das N. Gesangbuch ist verdächtig. So ganz unbesonnen aber witzig hatten sie sich nicht darüber ausgedrückt.

Man wird bemerken, daß Hr. A. für sich und seine Consorten immer schreibt: Wir lutherische evangelische Christen — Er hätte aber charakteristischer sagen sollen: Wir der Pietisterey, Betbrüderey und Frömmeley neuerer Zeiten zugethanen Glieder in der lutherischen Kirche. Denn Luther dachte nicht in den Ideen und redete auch nicht in der Sprache dieser Leute. Unsere aufrichtig frommen lutherischen Vorfahren vor etliche und 50 bis 100 Jahren hätten ihre Terminologie gewiß nicht verstanden, und würden sich in ihren Conventikuln, wie sie der V. S. 44. beschreibt, und auch ausserhalb herrlich gehalten werden, wenig erbauet haben. Der Ursprung dieser Sekte ist, wie bekannt, so sehr alt nicht und nur seit Zinzendorfs Zeiten aufgekommen.

Ein Kunsterfahrner in der Theologie, sey er nun dieser Sekte ebenfalls zugethan, oder gebe er sich nur das Ansehen davon, scheinet wohl von dem Verf. zum Correktor seines Aufsatzes gebraucht zu seyn. Man merkt leicht, was darinn aus dem eigenen Gehirn des V. gekommen ist, und was ihm ein fremder Genius eingeblasen hat. Die ganze in neun Kautelen gefaßte förmliche Anklage wider das neue Gesangbuch S. 17 bis 24. ist so wörtlich, wie sie da steht, sicherlich nicht aus der Feder eines A., sondern eines schulgerechten Theologen geflossen. Die Stellen, wo der Styl kaufmännisch und verwickelt wird, und wo der einfältige Laie aus sich selbst spricht, zeichnen sich sichtbar aus.

Die Idiotismen der Sprache, wie sie den neueren Pietisten eigen sind, findet man auch ganz in der angezeigten Schrift auf allen Seiten z. B. S. 28. „Wir wollen für (vor) Gott „an jenem Tage nichts mitbringen, als ein mit dem Blute Je„su besprengtes Kleid, wollen auch nichts, gar nichts beytra„gen zu unserer Seligkeit (also wird wohl Gott den Menschen, wie einen todten Klotz in die Seligkeit hineinstossen?) „son„dern nur dem Worte Gottes glauben und in diesem Glauben „darreichen, was 2 Petr. I. 3 — 11 stehet.„ (Schön! das wollen andere ehrliche erleuchtete Christen auch. Aber dazu

läßt

läßt sich viel von unserer Seite beytragen, und wer sich dazu nicht entschließt, dessen Glaube wird ihn nie selig machen.) S. 30. „Christus spricht nicht, wer Vernunft saget und „Rechtschaffenheit hat, wird selig; nein, wer glaubet, „der wird selig.„ (Ganz recht! Aber gerade die vernünftigen und rechtschaffenen Zeitverwandten Jesu glaubten, was er sagte, fühlten die Wahrheit seiner Lehre im Gewissen, und folgten ihr und trösteten sich ihrer, die unvernünftigen und arigen, an Kopf und Herz Verderbten aber thaten es nicht.) „Geh doch nur hin zu dem Herrn Jesu, und laß die Gelehrten „laufen. Die Einfältigen sind ihm lieber, als die Weltgelehrten.„ (Wenn zu dem Herrn Jesu hingehen, einen gesunden Sinn haben soll, so wird es doch so viel heissen müssen, als ihm in Lauterkeit des Herzens glauben und folgen: und das ist allerdings der Weg, den Gelehrte und Ungelehrte Christen zu ihrer Glückseligkeit einzuschlagen haben. Sind Weltgelehrte eben so heuchlerische Schurken als manche Ungelehrte, so haben sie beyde kein Theil an Jesu. In den Worten des Heilandes Matth. XI. 25, 26. liegt eine hohe göttliche Weisheit und Wahrheit. Nur versteht nicht ein jeder ihren rechten Sinn. Wollte Gott! unsere christlichen Laien sähen und hörten mit ganz einfältigem Auge und Ohr bloß nach Jesu eigenen Lehren und Unterweisungen, nährten ihre Seele mit dem Geiste seines Evangelii, und liessen die Gelehrten, mit allen ihren Sophistereyen und theologischen Spitzfindigkeiten, die ihnen nur den Kopf verrücken, laufen, so würde es viel besser um das wahre thätige Christenthum stehen.)

Daß A. sich und sein Häuflein allein zu den Kindern Gottes, zu den Wiedergebohrnen zählt, andere aber, die es nicht mit ihm halten und das neue Gesangbuch billigen, auf gut pharisäisch vom Reiche Gottes und der ächten Christenzahl ausschließt, versteht sich von selbst. Bey Gelegenheit der Nachricht, was in seiner Erbauungsstunde vorgienge, wie da „Adeliche und Bürgerliche, gemeine Soldaten, Bauern, alle eines „Sinnes, zusammen kämen, ein Lied sängen, aus der Bibel „läsen, niederknieten und beteten *), sich ordentlich beschäftig-

*) Es ist eine herrliche Sache um das Beten. Ich las noch gestern Abend mit großem Vergnügen, was der ehrliche Asmus in dem III. Th. seiner Schriften S. 161. an seinen Freund Andres darüber schreibt. Aber wenn es so in der Stille des Herzens geschieht, von einem jeden für sich, oder höchstens einer Familie

„ten, wie im Himmel„ (sicherlich möchte es wohl im Himmel zur Verherrlichung Gottes und Jesu Christi für die vollendeten Gerechten noch andere ausgebreitetere Beschäftigungen geben, als solche bloß müßige Andachten) setzt er hinzu: „alle Men„schen dauren da nicht, denn wo der Herr sein Häuflein richt, „da bleibt kein Gottloser nicht.„ Die Herausgeber des neuen Gesangbuchs nennt er S. 42. Gesangbuchsfabrikanten, die, weil sie die Worte: Gleicher Gott von Macht und Ehren aus dem Glaubensliede ausgelassen haben, gar keinen Gott hätten, also gottlos wären nach 2. Joh. 9. Den Fürsten der Welt, sagt er, mögen sie zum Gott haben, Paulus verflucht sie, und S. 27. wendet A. dessen Worte auf sie an: da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren worden — Katheder-redner, Kanzelredner, Vielwisser, in sich selbst erleuchtete Herren, denen aber Christi Geist fehlt, sind ihm alle das Neue Gesangbuch laut billigende Prediger. — Den Geistlichen, der auf einem Spatziergange, oder sonst, statt des schwarzen Kleides ein farbigtes anlegt, der zu seiner Leibesbewegung oder zur Erhohlung von angestrengtem Meditiren, sich dies oder jenes unschuldige Spiel als eine kleine Interimsbeschäftigung erlaubt, erinnert er S. 45. an den Allwissenden, der die Menschen auch im bunten Rock kennt, und setzt die scharfe Gewissensrüge hinzu: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, hernach „das Gericht. Wartet meine hochgelahrten Herren! Wer des „Herren Willen weiß und thuts nicht, der wird doppelte Strei„che leiden. Wissen Sie das?

Es finden sich auch ausserdem manche beleidigende lieblose Beurtheilungen und hämische Stichelreden, die nur auf einzelne rechtschaffene Männer in Berlin zu gehen scheinen, in dieser Charteke. Diese Männer werden sie wohl verachten, wie sie es verdienen. Von Seiten des V. aber sind es ohnfehlbar noch Ueberreste der alten eingefleischten Teufeleyen, die so lange in seinem Herzen gewohnt haben, und erst durch Beten noch in der Folge müssen ausgetrieben werden. Des Richtens über so einen Menschen braucht es auch weiter nicht. Er richtet sich selbst, und es ist einer über uns, der zu seiner Zeit den Wei-

milie zusammen, im verborgenen, bey verschlossenem Kämmerlein, wie es der Herr Jesus anrathet, so dünkt mirs viel besser, als in solchen vermischten Gesellschaften, aus denen die Betconventicula bestehen. Pharisäismus und Schwärmerey schleichen sich bey diesen gar bald ein.

Weisen wie den Thoren, den aufrichtig Frommen, wie den Heuchler, den treuen Arbeiter, wie den andächtigen Müßiggänger, der nichts zum gemeinen Besten thut, sondern Vorwitz treibt und die ehrliche Einfalt äffet, in seiner wahren Gestalt darstellen wird.

Bk.

2. Rechtsgelahrheit.

Nachrichten von den Gesetzen des Herzogthums Wirtemberg von Johann Friedrich Christoph Weisser. Stuttgardt. 1781. 234 S. in 8. Ohne Vorrede und Register.

Ein sehr nützliches Werk, dergleichen allen deutschen Ländern zu wünschen wäre, welches aber vorzüglich für das mit so vielen Gesetzen versehene Herzogthum Wirtemberg sehr erwünscht ist, wo es bisher schwer war, nur ein vollständiges Verzeichniß, noch schwerer aber, eine vollständige Sammlung dieser Gesetze zu erhalten.

Die vorangeschickte Einleitung enthält allgemeine Bemerkungen über den Ursprung und Geschichte der Wirtembergische Gesetze, einen Nachtrag zu des Hrn. von Mosers Verzeichniß von Schriftstellern über dieselbe in seiner Wirtembergischen Bibliothek, und dann ein kurzes Verzeichniß von alten und neuen Wirtembergischen Gesetzen und Ordnungen, welche nicht von allgemeiner Verbindlichkeit sind, sondern nur gewisse Städte oder andere Collegien des Landes betreffen. Beyde können immer noch Zusätze leiden, da z. E. zu den Schriftstellern des V. Handwerksrecht, Moser de gradibus prohibitis, die neue Ausgabe von Rößlins Inventurbuch, Entscheidung der Frage: ob nach erfolgter Ehescheidung wegen Verweigerung der ehelichen Pflicht die allgemeinen in Deutschland geltenden Rechte und die Provinzialgesetze des Herzogthums Wirtemberg, den schuldigen Ehegatten mit Verlust seines Heyrathguts, Zugelds oder vierten Theils des Vermögens bedrohen oder nicht? 1776. gehören, zu den besondern Gesetzen aber z. E. die Tübingische, im Jahr 1751 und 1772. revidirte Feuerordnung, die Tübingische Miß-

stat-

stättensordnung von 1749, die obrigkeitliche Monita an dasige Bürgerschaft, die Verbesserung des Polizeywesens betreffend, vom 8ten Sept. 1772. gehören.

Das Werk selbst ist in zwey Abschnitte getheilt, deren der erste von einzelnen Ordnungen, der andere von Sammlungen Würtembergischer Gesetze handelt. Der erste handelt die Geschichte aller Gesetze und Ordnungen des Landes in alphabetischer Ordnung ab: nämlich: Accisordnung, Baugrdnung, Bergordnung, Beschälordnung, Brandversicherungsordnung, Chausseegeldsordnung, Communordnung, Criminalordnung, Ehe und Ehgerichtsordnung, Forstordnung, Herbstordnung, Hofgerichtsordnung, Kastenordnung, Kirchenordnung, Landfeuerordnung, Landmeß- und Eichordnung, Landsordnung, Landrecht, Medicinalordnung, Metzgerordnungen, Militairgesetze, Polizeyordnung, Rechnungsinstruktion, Schulordnung, Taxordnungen, Trauer- und Leichentaxreglement, Umgeldsordnung, Wechsel- und Wechselgerichtsordnung, Wegordnung, Wilderyordnung, Wittwen- und Waisenkassenordnung, Zehendordnung, Zollordnung. Bey der Criminalordnung hätten die wichtigen Rescripte von Bestrafung der Verbrechen der Unzucht, der Hofdiebstähle, des Kindermords u. dgl. angeführt zu werden verdient.

Der zweyte Theil handelt von gedruckten Gesetzsammlungen: nämlich den sogenannten allerhand Ordnungen, den Handwerksordnungen, wobey der V. einige Stellen seines Handwerksrechts verbessert, mit Zusätzen bereichert, und auf einige Ausstellungen seiner Recensenten antwortet, von der Hochstetterischen Gerstlacherischen Rescriptensammlung, vom Pfeilischen Realinder der Forordnung, vom Moserischen Realinder der Hofgerichtsordnung, der Cynosura ecclesiastica, und andern gedruckten und ungedruckten Sammlungen. Die ganze Ausführung zeigt einen fleißigen Forscher und gründlichen Kenner der Gesetze, einen Mann, der die glücklichsten Talente zum Schriftsteller hat, von welchem sich sein Vaterland noch manche gute Früchte versprechen kann.

Im.

Christiani Thomasii dissertationum academicarum varii, inprimis juridici argumenti *Tomus quartus*. Halae. 1780. 4 Alph. 4 Bogen, Median 4.

Mit

Mit diesem Bande endigt sich die Sammlung der Thomasischen Dissertationen, für deren Veranstaltung das juristische Publikum dem Verleger allerdings Dank schuldig ist, und wahrscheinlich größeren, als er dem Publikum für die Aufnahm und den Absatz schuldig seyn mag. Vorgesetzt ist ein elogium Thomasii von Hrn. Prof. Püttmann und ein älteres von P. Christ aus den actis eruditorum. In dem Püttmannischen findet man, wie gewöhnlich, hübsche Phraseologie und Sentenzen aus den Alten, aber weniger Realität. Wenn Herr P. den Werth der Thomasischen Schriften bestimmen will, so sagt er:

Quod autem ad praestantiam plerorumque scriptorum a Thomasio editorum attinet, non modo aequis sed et peritis etiam aestimatoribus opus est. Verissime Plinius Epist. I. 10. *Ut de pictore, sculptore, fictore nisi artifex, judicare, ita, nisi sapiens, non potest perspicere sapientem.* Nae autem plane luscitiosus sit oportet, qui, si scripta Thomasii (dignissimi sane, qui non modo inter polygraphos, sed maxima etiam seculi sui ingenia, eosque, qui vulgo *reformatores* audiunt, referatur) legerit, sua sponte haud perspiciat. illa haud quaquam eorum ex numero esse, quae simul ac prodeunt, scombros, thus,

Et piper, et quidquid chartis amicitur ineptis,

tunicae vestiunt. Nae sues inter et catulos distinguere haud potest, quisquis ingenii Thomasiani partus confuderit cum libellis illis *ephemeris*, qui quasi herba solstitialis, cito oriuntur et repentino occidunt. Legat mihi aliquis *probl. juris. An haeresis sit crimen?* Nec non *dissertationes, de crimine magiae, de crimine bigamiae, de tortura e foris christianorum proscribenda, de jure Principis evangelici circa solemnia sepulturae, de jure Principis evangelici aggratiandi in causis homicidii, de occasione, conceptione ac intentione Const. crim. Carolin. de vera origine, natura, progressu et interitu judiciorum Westphalicorum, de concubinatu, larvam Legis Aquiliae actioni de damno dato detractam*, ejusque generis alia, et dicat, vulgariane legerit, an docta, an praeclara, an exquisita. Dicat, centiesne repetita, an nova, an inexpectata legerit. Aut magnopere fallor, aut alta exclamabit voce: Exegisti, THOMASI

— monumentum aere perennius, &c.

Wer

Wer dieſes geleſen hat, aut magnopere fallor, aut alta exclamabit voce:

— ‚versus inopes rerum, nugaeque canorae!

Angehängt ſind Regiſter, erſtlich der angeführten Schriftſteller, zweytens der Sachen. Wir hätten dem Herausgeber gern dieſe Regiſter geſchenkt, wann er uns nur die Titel der Diſſertationen in alphabetiſcher Ordnung geliefert hätte. Dann wann man jetzt eine Diſſertation ſucht: ſo hat man das Mißvergnügen, daß man ein Verzeichniß, das 128. Titel enthält, durchlaufen muß. Wir wünſchen daher gar ſehr, daß der Verleger noch ein ſolches Regiſter beyfügen laſſen möge. Es wird den Gebrauch der Sammlung erleichtern, und ſie ſelbſt dadurch beliebter machen. Dieſer vierte Band enthält übrigens folgende Stücke:

109. De rite formando ſtatu controverſiae an legum Iuſtinianei juris ſit frequens, an exiguus uſus practicus in foris Germaniae.

110. De remiſſione tacita pignoris per conſenſum, ſive expreſſum, ſive tacitum, creditoris in novam oppignorationem.

111. De obligatione ex promiſſione rei incertae.

112. De onere probandi in actione negatoria.

113. De uſu practico tituli Inſt. quibus modis jus patriae poteſtatis ſolvitur.

114. De remiſſione tacita pignoris vel hypothecae per acceptionem chirographi novi aut fidejuſſoris.

115. Emendationem adminiſtrationis juſtitiae neque facilem, neque impoſſibilem, valde tamen difficilem eſſe ſuſcipiendam.

116. De aequitate cerebrina et exiguo uſu practico legis Anaſtaſianae.

117. De emendandis quibusdam litium protractionibus in materia juramenti parti a parte in judicio delati, hactenus receptis.

118. De charactere et circumſpectione medici ad curandam taediositatem proceſſus adhibendi.

119. De hypotheca tacita per pecuniam luſtricam.

120. De praeſumtione furoris atque dementiae.

121. De fatuitate brocardici vulgaris, cauſa fatua excuſat a dolo.

122. De rerum differentiis intuitu juris Germanici privati.
123. An promissor facti liberetur praestando id quod interest?
124. De dominio, et ejus natura in genere intuitu juris Germanici privati.
125. De protractione justitiae per amicabilem compositionem partium litigantium a judice tentandam.
126. De protractione litis per allegationes legum et doctorum in processu advocatis permissa.
127. An poenae viventium eos infamantes sint absurdae et abrogandae.
128. De singulari aequitate legis un. C. quando Imper. inter pupillos &c. cognosc. &c.

Cz.

Die Freyheit der Schifffahrt und Handlung neutraler Völker im Kriege, nach dem allgemeinen und dem europäischen Völkerrechte, so wie nach den Verträgen betrachtet. — — Aus dem Französischen. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1780. 206 Seiten nebst zwey Bogen Vorrede und Inhalt.

Die Uebersetzung dieser merkwürdigen Schrift ist wohlgerathen. Eine genauere Beurtheilung und Anzeige des Inhalts gehört zur Anzeige des Originals.

Versuch einer Bestimmung der Grundsätze, wornach die Religionsbeschaffenheit der deutschen Reichstagsstimmen am richtigsten zu beurtheilen ist, von Georg Jacob Friedrich Meister, der Rechte Doktor. Göttingen, bey Dieterich. 1780. 103 Seiten in 8.

Ein lobenswürdiges Probestück eines hoffnungsvollen jungen Mannes, worinn zwar nur bekannte Grundsätze protestantischer Staatsrechtslehrer vorgetragen sind; die der Verfasser aber in einer reinen und lichtvollen Schreibart so faßlich und ordentlich abgehandelt hat, daß auch solche, die keine Rechtsgelehrten sind, sich aus selbiger werden belehren können. Schriftsteller

steller dieser Art sind aber immer noch selten genug, daß man sich nothwendig über jeden neuen Zuwachs ihrer Anzahl freuen muß. Von dem Inhalte dieser Abhandlung schweigen wir auch um deswillen billig, weil sie bey der gedrengten Kürze, und Vermeidung aller Umschweife ganz gelesen zu werden verdient.

System des Layenzehend-Rechts, oder historisch-rechtliche Untersuchung der Frage: Ob ein Decimator Laicus zur Concurrenz bey sich ergebenden Kirchen- Pfarr- oder Schulhaus-Baulichkeiten de jure könne gezogen werden. Augsburg, bey Mauracher dem Jüngern. 1780. 9 Bögen in 4.

Diese Frage wird hier aus richtigen, aber bekannten Grundsätzen verneinet; wofern nicht ausdrückliche Verträge oder Observanz für die bejahende Meynung streiten. Die Art der gelehrten Behandlung dieses Gegenstandes ist derjenigen völlig gleich, welche in den Schriften des Edlen von Sartori, insonderheit in seinen Beyträgen von Reichsstädtischen Sachen, herrscht; welchen wir deshalben auch für den Verfass. dieser Abhandlung zu halten veranlaßt werden.

Oeconomia forensis oder kurzer Inbegrif derjenigen landwirthschaftlichen Wahrheiten, welche allen so wohl hohen als niedrigen (niederen) Gerichtspersonen zu wissen nöthig (sind). Sechster Band. — — — Berlin, 1780. bey Pauli. 538 Seiten und 6 Bogen Vorrede und Inhalt. in 4.

Mit diesem Bande wird vermuthlich das nützliche Werk beschlossen; denn wir finden nirgends eine Anzeige der noch zu erwartenden Fortsetzung. Es ist den vorhergehenden an Ausführlichkeit und Brauchbarkeit vollkommen gleich. Die wichtige Materie von Dienstverpflichtung des Bauerstandes wird darinn fortgesetzt, und nimmt mehr als die Hälfte desselben ein. Sehr viel wichtige Bemerkungen über die Leistung der Naturalherrendienste werden hier mitgetheilt; aber fast immer aus dem für die Herrschaft vortheilhaften Gesichtspunkte. Der Vortheil

theil der dienstpflichtigen Bauern, der nicht nur, überhaupt genommen, Vortheil der Menschheit, sondern auch der unstrugbarste Nutzen des Staats im Ganzen genommen ist, scheint uns bisweilen verkannt zu seyn. Im neunten Kapitel wird von Pfändungen gehandelt; auch hier übertrifft der V. an praktischen Einsichten alle, welche zuvor diese Materie in Schriften abgehandelt haben. Im zehnten und letzten Kapitel endlich ist die Materie von Gränzstreitigkeiten sehr zusammenhangend und gründlich abgehandelt. Jedoch leidet dieses Kapitel aus Herrn D. Krünitz ökonomischer Encyklopädie Th. 19. im Art. Gränzen noch beträchtliche Zusätze.

Fk.

3. Arzneygelahrheit.

Gründe für und wider die Pockeninokulation, gesammlet und verglichen von Dr. J. A. Heinsius, Stadtphysikus in Sorau. Leipzig, 1780. bey Hertel. 143 Seiten in 8.

Der V. ist selbst so bescheiden, daß er selbst glaubt, er sage nichts neues, und schreibe bloß für Sorau, wo er noch so viele Zweifler fand. In der That schreibt der V. gründlich, und hat eine kurze Geschichte der Pockeninokulation mit beygefügt, aber vielleicht, wie er selbst sagt, nur neu für die Einwohner von Sorau, inzwischen verdient seine Schrift auch andern ausser Sorau empfohlen zu werden.

At.

Disquisitio medico-forensis, qua casus et annotationes ad vitam foetus neogoni dijudicandam facientes proponuntur a *Chr. Frid. Jaegero*. Ulmae, apud Stettinum. 1780. 4. 47 S.

Ein Muster von Genauigkeit, Scharfsinn und Behutsamkeit, mit welcher man gerichtliche Fälle beobachten und beurtheilen muß. Der V. den unsere Leser schon aus seiner 1767 herausgegebenen akademischen Schrift de foetibus recens natis

jam in utero mortuis et putridis als einen in diesem Felde bewanderten Mann kennen, erzählt zuerst einen ihm selbst vorgekommenen Fall eines todtgebohrenen Kindes, beschreibt alles, was er bey der sorgfältigsten Besichtigung und Eröffnung der Leiche gefunden hat, prüft alle Umstände, vergleicht seinen Fall mit andern ähnlichen in öffentlichen Schriften aufgezeichneten Fällen, und zieht daraus mit einer durch die wichtigste Beurtheilungskraft geleiteten Beleſenheit, ohne ſich durch das Anſehen anderer, aber auch auf der anderen Seite ohne ſich durch Neuerungsſucht verblenden zu laſſen, theils beſonders auf ſeinen Fall angewandte, theils allgemeinere Folgerungen, welche hauptſächlich die Sugillationen, die Lungenprobe, und die Unterſuchung der Harnblaſe in zweifelhaften Fällen betreffen. Der allzuwillkührliche Gebrauch des Worts Sugillation macht manchen Bericht von gerichtlicher Beſichtigung einer Leiche unzuverläßig, oft unbrauchbar; man ſollte es niemalen von Todtenflecken, andern Mißfärbungen, die nur auf der Haut ſind, nur von ſolchen gebrauchen, bey welchen unter der Haut wirklich Blut ausgetreten iſt; dergleichen einfache ereignen ſich vornämlich bey lebendigem Körper durch äuſſerliche Gewalt, (doch vermuthet der V. da das Blut öfters noch nach dem Tode einige Stunde lang flüßig bleibt, auch noch ſo lange die Leiche noch warm iſt) und zeigen immer reines, geronnenes und unter der Haut ſtockendes Blut; und dieſe ſind bey ungebohrnen Kindern immer verdächtig, wenn man nicht aus dem ſchweren und langſamen Verlauf der Geburt, aus der Ungeſchicklichkeit der Hebammen, aus dem Gebrauch der Zange, aus der Stelle, wo ſie vorkommen, und aus andern Umſtänden die Unſchuld der Mutter erweiſen kann; auch können, nach der Erfahrung des V. auch ungebohrnen Kindern Krankheiten zuſtoſſen, die mit Auflöſung der Säfte und mit Flecken auf der Oberfläche begleitet ſind. Und dann können ſich auch nach dem Tode, wenn aller Kreislauf aufhört, durch die bereits anaehende Fäulung Flecken erzeugen, welche Sugillationen ähnlich ſehen, nur daß dann nicht, wie bey den ächten, die Haut mit dunkelrothem geronnenem Blute, ſondern mit einem flüßigen, ſchleimigten oder gallertartigen, hochrothen, röthlichen oder gelben Safte unterloſſen, vornämlich am Kopfe, erſchlafft, mürbe, oft zerriſſen, die Knochen des Haupts gleichſam zuſammengefallen, überhaupt mehrere Zeichen der Fäulung vorhanden ſind; wirklich ſieht man auch öfters Kinder, von welchen die Mutter wenige Tage vor der Geburt keine Bewegung mehr empfunden hat, voll ſolcher Flecken zur Welt kommen; ſehr

richtig erinnert auch der V. daß die Geschwulst solcher Sugillationen, die bey lebendigen Leibe geschehen, mit dem Leben nachläßt, und zuletzt ganz aufhört, und daß faulende Feuchtigkeiten einzelne Gegenden der Leiche aufschwellen machen können. Mit Recht vertheidigt der V. das Schwimmen der Lunge auf dem Wasser, als ein Zeichen, daß das Kind nach der Geburt gelebt habe, unter gewissen Einschränkungen, und kann sich daher in Hrn. Loders neuere widersprechende Beobachtung nicht finden, die auch wir mit ihm umständlicher auseinander gesetzt zu sehen wünschten. Wenn kleine, nach dem Rücken zu sich verbergende das Herz nicht bedeckende Lungen auf dem Wasser schwimmen, wenn sie dunkelroth sind, wenn sie unter ihrer äussern Haut oder in ihrer Substanz Luftbläschen enthalten, wohin durch die Luftröhre keine Luft kommen kann, und so bald man in diese Bläschen schneidt, nachher die Stückchen der Lunge ausdrückt, zu Boden sinken, so kommen diese Erscheinungen so wie bey Gebohrnen, also auch bey Ungebohrnen von der Fäulung, selbst wenn andere dichtere weniger mit Blut durchflossene Eingeweide noch nicht faulen. Starkes Einblasen der Luft bringe allerdings eine ähnliche Veränderung bey dem Kinde zuwege, als das Athemhohlen; leichter gleich nach der Geburt; hier erinnert V. Hrn. Wriesberg an sein Versprechen, zu bestimmen, ob die Lungen ganz gewiß todtgebohrner Kinder so mit Luft ausgefüllt werden können, als sie es bey Lebendigen sind. Bescheiden zweifelt V. ob sich nach Hr. Plouequets Vorschlag aus dem relativen Gewicht der Lungen zum Gewicht des übrigen Körpers etwas bestimmen lasse, weil es in noch unbestimmten Verhältnissen nach dem Alter des Kindes, selbst nach seiner übrigen Größe und Leibesstärke verschieden seye: auch setzt er ein gerechtes Mißtrauen in die Matzinische Versuche: will man aber diesen Weg einschlagen, so muß bey dem Abwägen alles, was nicht zu den Lungen gehört, sorgfältig hinweggeschnitten, und auf die Krankheiten der Lungen Rücksicht genommen, auch entschieden werden, ob nicht Blutflüsse aus einer schlecht behandelten Nabelschnur, oder Congestionen nach der Brust Irrung in der Rechnung machen können. Noch nach dem fünften Monate haben neugebohrne Kinder eine röthliche ziemlich lichte Zunge, erst nachher werde sie weicher, loser und blasser. Viele gewiß todtgebohrne Kinder haben auch, nach des Verfassers Erfahrung eine leere Harnblase; nothwendig müßte auch, wenn dieses Zeichen nur von einigem Gebrau-

che seyn sollte, zuvor näher bestimmt werden, was man voll nennt.

Ht.

Linguet und Tissot über das Getraid und Brod. Aus dem Französischen. Nebst der Geschichte einer giftigen Art Erbsen von dem Uebersetzer. Zürich, 1780. 8. S. 150.

Ein Mann, der Feuer der Einbildungskraft, Beredtsamkeit oder Stärke in Ausdrücken, und Kühnheit genug hat, sich auf Erfahrungen zu berufen, die im Grunde weder allgemein noch richtig sind, ein solcher Schriftsteller ist der Mann, der das Wunderbare einer paradoxen Behauptung ziemlich wahrscheinlich und auffallend darzustellen weiß. Linguet glaubte sich aus Empfindung seines Magens von der Schädlichkeit des Brodes überzeugt, und schilderte es bald als das schlimmste Gift, und als eine der Menschheit auf alle Weise nachtheilige Sache. Bettelstand, Sklaverey, Luxus, Krankheiten, Entvölkerung, alles Böse kam vom Brode her. Auch die Erdäpfel will er ungekünstelt nicht als Brod gebacken zur Speise haben. Tissot widerlegt Linguets Schrift durch physische, ökonomische und politische Gründe, worauf Linguet eine Duplik bringt. Brodes, Vertheidigung und Widerlegung ist viel auf lokale Umstände und Gewohnheiten gebaut. Tissot giebt endlich auch zu, daß man etwa weniger Korn oder Früchten aussäen, und mehr Feld zu Klee und anderen Pflanzengewächsen verwenden sollte. Hirzel, der Uebersetzer, bringt am Ende die Geschichte einer Art von giftigen Erbsen an. Eine Familie, welche diese Erbsen unter dem Brode weit häufiger, als andere Leute genoß, bekam lähmungsartige und sonst besondere Zufälle. Es wird noch eine Inauguraldisputation angeführt, wo zu Basel 1770. eben diese Pflanze beschrieben und ihre schädliche Eigenschaft gezeiget wurde. Sie heißt Lathyrus Sativus Linnei. Fuchs nennte sie Ervum Sativum. Im deutschen nennt man sie Kichern, Küchern, weisse Küchern, oder Vogelswicken, italiänische Erbsen, Platterbsen, in der Schweitz Steinwicken, Wintererbsen. Frz. Gesse. Man säet sie gegen Ende des Augusts oder Anfangs Herbstmonats, auch im ersten Frühling. Sie blühet im May und Heumonat. Diese Pflanze vermehrt sich ungemein stark und giebt sehr viel Früchte. Ueber die Ursache ihrer

rer schädlichen Wirkungen wird verschieden vorgestellt. Nach Hallern schaden sie weniger, wenn sie nicht mehr frisch, sondern einige Monate gelegen sind. Das Nämliche hat man vom Mutterkorn behauptet.

Anatomische Beschreibung zweyer Mißgeburten nebst einer Untersuchung der wahrscheinlichen Entstehung der Mißgeburten überhaupt von Bernhard Christoph Faust d. A. D. Gotha, bey Ettinger. 1780. S. 80.

Der Verf. möchte uns gerne in der Vorrede überzeugen, wie vertraut er mit großen Männern gewesen seye. Er schrieb an Haller, und erhielt sogar von seinen Erben einen Trauerbrief. — Jeder Sterblicher, wovon sich Briefe bey Hallern vorfanden, erhielt das Nämliche. Unser V. darf sich also hierauf nichts besonderes einbilden. — In dem Werkchen selbst findet man so viele große Sterbliche, große Aerzte, vortreffliche Männer, unsterbliche Schriftsteller, daß man unser Jahrhundert als ein ausserordentliches betrachten müßte, wenn die Lobsprüche des V. etwas zu bedeuten hätten. Aber eben so leicht ist es ihm auch wieder, mit Narren oder Thoren um sich zu werfen. Es wird die Geschichte von zweyen Kälbern mit zween Köpfen erzählt. Beyde hatten zween Magen, wie es meistens oder immer gewöhnlich ist. (Ein wichtiger Umstand für jene, die den Sitz der Empfindsamkeit in die Magengegend versetzen.) Das erste Kalb hatte ein doppeltes Herz in einem Herzbeutel, das zweyte nur ein einfaches u. s. w.

Nun werden gewisse Meynungen von Mißgeburten widerlegt, so schlecht als es möglich ist. Es wird gezeigt, daß jede Mißgeburt von Gottes willen kömmt. — Hätte doch der V. sein Werkchen in der lateinischen Sprache gelassen! denn eigentlich beweisen thut seine Schrift nichts. (S. 49.)

Karls von Krapf, Ihro K. K. Apost. Majest. Hofraths und Leibarztes, anatomische Versuche und Anmerkungen über die eingebildete Erweiterung der Beckenhöhle in natürlichen, und angepriesene Durchschneidung des Schambeinknorpels in widernatürli-

chen Geburten, mit daraus gezogenen Lehrſätzen. Zweyter Theil. Wien, 1781. S. 161.

Der Verf. ſetzet wieder, wie im erſten Stücke, Verſuche an todten und lebendigen Thieren voraus: alsdann folgen ſeine Lehrſätze, Schlüſſe, Anmerkungen. Das Reſultat ſeiner Verſuche iſt beyläufig, daß der Schambeinknorpel bey Jungfern eben ſo beſchaffen ſeye als bey Weibern, die gebohren haben. Er iſt vielmal ſehr ſchmal, zuweilen verknöchert; manchmal iſt die Blaſe oder ein anderer Theil damit verwachſen. Bey gewaltſamer Trennung der Schooßbeine riß zuweilen die Blaſe oder vielmehr der Blaſenhals, zuweilen die Mutterſcheide entzwey. Es iſt falſch, daß ſich der Schaambeinknorpel bey Schwangeren ändere, bey Gebährenden erweitere. Wenn die Schooßbeine getrennet ſind, ſo kann man nicht gehen. Doch heilten ſie, wenn ſie bloß durchſchnitten und nicht gewaltſam getrennet waren, wieder zuſammen, und die Hunde konnten wie vorher ſpringen. Es iſt einerley, ob der Knorpel oder das Schooßbein durchſchnitten werde, wiewohl im letzten Falle eine Säge nöthig wäre. Die Diameter des Beckens können nicht hinlänglich erweitert werden, wenn nicht die Schooßbeine vier Zolle weit von einander gezogen ſind; die Schooßbeine können nicht ſoweit von einander kommen, ohne daß das Darmbein vom Kreuzbeine abgeriſſen, und die Frau hinkend werde. Wird es erwieſen, daß die Schooßbeine vier Zolle weit gewaltſam von einander getrennet werden können, ohne der Mutter Schaden zuzufügen, ſo mag erſt die Sigaultiſche Operation ihren Werth behalten. Die bisher angegebenen Operationen geſchahen nicht mit gehöriger Genauigkeit. Wo das Becken zu eng war, und die Schooßbeine nicht genugſam getrennet waren, gieng es entweder unglücklich ab, oder wenn das Kind herausgebracht wurde ohne eine vier Zoll lange Trennung der Schooßbeine, ſo war vorher das Becken nicht ſo eng, daß das Kind auch nicht ohne die Zerſchneidung hätte kommen können. Es iſt nicht immer ein Beweis eines allzu engen Beckens, wenn die Mutter in der Kindheit rachitiſch geweſen war. — Vermuthlich werden nun die übrigen deutſchen Schriftſteller, die ſo haſtig über dieſe Operation arbeiteten, ihre Federn in Ruhe legen oder zu ſonſt was gebrauchen.

Diſſer-

Dissertatio inauguralis medica de Prophylaxi febrium putridarum. *Pars Prior.* Publice defendet *Georgius Antonius Wilhelmi*, Mariae-Vallensis — Heidelbergae. 4. 59 S.

Der ganzen Schrift sieht man es auf jeder Seite an, daß der V. aus der Schule und Gesellschaft der Ignatianer gekommen ist. Der Styl ist äusserst weitschweifig, oft schwülstig, meistens mit Synonymen gepfropfet, ohne Kern und Zusammenhang. In der ganzen Abhandlung ist keine Sylbe Neues, obwohl man oft durch preziöse Ausdrücke zu dessen Erwartung vorbereitet wird. Unter so vielen alltäglichen Sachen finden sich natürlicher Weise auch viele herkömmliche unrichtige Meynungen.

Am Ende liest man eine kurze Einladungsrede von Prof. Schümmezel, von den Weibern, welchen das Säugen der Kinder nicht zuträglich ist. Der V. ist bescheidener als der große Haufen der Aerzte und Prediger, welche fast jede Mutter zu Säugung ihres Kindes anhalten wollen. Es werden so viele schwache, sehr empfindliche, kränkliche, und schwangere Mütter von diesem Geschäfte frey gesprochen. Auch dem Meerbrey, bey welchem so mancher starker Bürger in die Höhe gewachsen ist, wird wieder sein Platz, bey Ernährung des Kindes, eingeräumet.

Herrn Saucerotte Untersuchung vieler Vorurtheile und Mißbräuche, welche die Schwangern, Kindbetterinnen, und die zartesten Kinder betreffen u. s. w. Aus dem Französischen. Erfurt, bey Kaiser. 1780. 8. S. 84.

Der Verf. handelt von Vorurtheilen und Mißbräuchen bey Schwangeren, bey Kindbetterinnen, und von jenen, welche die zarten Kinder betreffen. Es ist ihm fast nichts entwischet, was verdienet gerüget zu werden. Seine Widerlegungen sind faßlich und gründlich. Es wäre zu wünschen, daß solche Lehren oder Widerlegungen der täglichen Vorurtheile in gemeinen Hauskalendern, so wie ehemals Rosensteins Abhandlungen von Kinderkrankheiten, allenthalben bekannt gemacht würden oder man sollte jedem Frauenzimmer, welches sich verheyrathen

will, in einem eigenen Weiberunterrichtsbuche solchen ausführlichen Unterricht geben. Denn nichts hat mehr Einfluß auf die Gesundheit und das Wohl der Menschen, als die Mißbräuche und Vorurtheile, welche Mütter und Hebammen anklehen, und die doch immer noch so häufig sind.

Bey den Schwangern eifert der V. gegen das Pressen des Unterleibes, welches oft aus Schamhaftigkeit oder gewohntem Zwang geschieht, gegen die Amulette, heftige Leibesbewegung, Unmäßigkeit im Essen, unmäßiges Zufühlen der Hebammen unter dem Vorwande, die Mutter zu erweitern, gegen die herzstärkenden Mitteln bey Kreissenden oder in Blutflüssen, Pressen des Leibes bey Gebährenden, Aufhängen, Schleudern der Gebährenden, das eilfertige Herausziehen des Mutterkuchens, u. s. w. Er bestimmt, wo Aderlassen nützlich oder schädlich seye, wo Klistire, gelinde Purganzen und Brechmittel zu gebrauchen. Heftiges Husten macht eher Mißfälle als das Erbrechen.

Bey den Kindbetterinnen ist der Schlaf nach der Entbindung nicht so sicher. Das Binden nach der Geburt kann schädlich werden. Schädlichkeit mancher Mittel bey Nachwehen, schmutziger Wäsche, des hitzigen Verhaltens, der nahrhaften Brühen, der Gastmahlen, der stücheigen reizenden Mitteln in Blutflüssen, u. s. w. Es wird bestimmt, wo Aderlassen bey Kindbetterinnen nöthig seye, wo Klistire, Purganzen, Brechmittel; die dagegen eingewurzelten Vorurtheile werden widerlegt. Von den Brüsten und ihrer Plage; man soll sie dem Kinde zeitlich reichen. Es wird viel dafür gepredigt, daß die Mütter ihre Kinder selber stillen sollen. Auffallend ist, was der V. vom warmen Dampfe bey Gebährenden sagt, daß er die Wege zum Ausgange des Kindes mehr verengere als erweitere, indem er eine Ausdehnung im Blute, und daher rührendes Aufschwellen der Theile verursache, wodurch die Oeffnung verengert werde.

Bey den Kindern wird das Vorurtheil widerlegt, daß ein siebenmonatkind eher leben könne als eins von acht Monaten. Gegen das Drücken der Köpfe, gegen das geschwinde Herausholen der Nachgeburt und geschwinde Unterbinden der Nabelschnur; welches nach schweren Geburten schädlich seyn kann. Es hilft alsdenn nichts, den Mutterkuchen in ein warmes geistiges Getränk zu legen. Die Ammen sollen das Zungenbändchen nicht mit dem Nagel zerreissen. Was beym Nabelbruch zu beobachten. Das Kindspech wird besser mit der ersten Milch als mit Purganzen ausgetrieben, doch ist dessen Fortschaffung

nicht

nicht zu vernachläßigen. Gegen das Einwickeln, den Warz- und welcher der beste? Gegen betäubende Mittel, dicke Ueberhänge über die Wiegen, unsaubere Windeln, waschen mit warmen Wasser. Nachtheil von Säugammen. Der Kopf muß sauber gehalten werden. Das Wiegen soll nicht zu heftig seyn. Man schneide oft falsch die Convulsionen und grünen Stühle dem schweren Zahnen zu. Harte Körper im Munde taugen nichts bey Zahnenden: man gebe lieber Brodrinde, Reglise, Lederzucker. Gegen Laufbäume, Schnürbrüste, gegen das hitzige Verfahren bey Masern und Pocken.

Ueberhaupt zeugen die Lehren des Verfass. von Erfahrung und Ueberlegung. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind, wie es gemeiniglich ist, meistens unbedeutend, manchmal unnütz und verrathen, daß auch selber der Uebersetzer hier und dort noch eine Dosis von Vorurtheilen besitze.

D. Johann Gotthelf Herzog Unterricht für Hebammen auf dem Lande, mit einer Vorrede von D. Daniel Wilhelm Triller. Dresden, bey Gerlach. 1780. 8. S. 78.

Ein ziemlich entbehrliches Werkchen, so wie die gemeiniglich sind, zu welchen die Herren Verfass. aus Pflicht, Gewissen und Menschenliebe aufgefordert worden sind. Hier und dort ist faßlicher meistens bekannter Unterricht für Hebammen, aber auch an manchem Orte werden jene Vorurtheile bestättiget, die Saucerotte vertilgen wollte. Man lese vom Aderlassen, von Heraushohlung des Mutterkuchens, vom Binden des Leibes, u. s. w. Neu ist es, daß bey der Schwangerschaft der monatliche Fluß bey vielen gleich vom Anfange, bey den meisten den dritten Monat, bey manchen erst den vierten und fünften Monat auszubleiben pflege. S. 15. Also bey den meisten erst den dritten Monat? —

Bemühungen fürs Wohl seiner Nebenmenschen aus der Arzneykunde. Erster Theil. Leipzig, 1779. S. 200.

Wenn von einem Mädchen so besonders das gute Gemüth gepriesen wird, so ist es gemeiniglich ein Zeichen, daß

es ihm an Gelehrsamkeit, Verstand oder Reichthum fehle. Meistens darf man fast auf ähnliche Art von Schriftstellern urtheilen, die uns voraus so viel von ihrer Pflicht und Menschenliebe versichern; sie mögen's von Herzen gut meynen, aber meistens fehlt es ihnen an Jahren, Wissenschaften, Einsicht. — Hier ist nun wieder eine Arbeit, die aus ähnlichen Triebfedern, zum Wohl der Nebenmenschen und Landesleute unternommen seyn soll. Der V. prediget viel aus der medicinischen Moral, beruft sich immer auf Mutter Natur, wovon so viele schwatzen, ohne zu wissen, was sie damit haben wollen. Immer Ausrufung gegen Pfuscher, Stümper! der V. will Lektür und Aufklärung unter seinen Landsleuten, den Schwaben, verbreiten, welches er durch seine Bemühungen sicher nicht erzielen wird. Es fehlt der populäre Vortrag, wird vielmal Philosophie und Originalität affektirt: fast allenthalben herrschet Predigerton und eben so Allegorien, Exklamation ohne Beweise, oder manchmal gar unrichtige Exklamation, Mangel an Bestimmtheit, Zusammenhang. Kurz, Predigerarbeit ist es, wo denn gar oft am Ende weder Zuhörer noch Prediger weiß, was es heissen soll. Auch dort, wo von Krankheiten gehandelt wird, drängt sich immer der langweilige Predigerton ein. Die Arzneyen sind vielmal durch einander und unbestimmt dahin geworfen, so daß es auch aus dieser Ursache keine Arbeit für die Landsleute des V. ist.

Die Krankheiten, wovon in diesem Theile gehandelt wird, sind kalte Fieber, Ohnmachten (sehr unbedeutend — alberne Exklamation S. 95.) Gallenkolik, wo Vitriol mit vielem Syrup und Wasser endlich das Brechen stillte, Sauerkleesalz (soll vermuthlich heissen Wermuthsalz) mit Citronensaft war unnütz. Krätze, Faulfieber (Blasenmittel lösen die Säfte noch mehr auf und machen sie gerinnen, S. 131, welcher Widerspruch!) Tripper, Lungensucht, jene vom Blutspeyen, wo alles aufs äusserste gekommen war, heilte er nach gegebener Chinarinde mit Pulvern, deren er täglich drey gab, bis 190 gegeben waren. Er schmelzte 6 Gran vom reinsten Asphalt mit funfzehn Gran Milchzucker zusammen und mischte 1 Gran Cartheuserpulver dazu: der hoffnungslose Siechling ward gesund. Eine schöne Beobachtung, wenn sie richtig ist! Gegen das Blutspeyen halfen Blasenmittel auf die Fußsohlen gelegt. Nach des V. Meynung geht das in das Cellengewebe gedrungene Blut in Eyter über, S. 164. Von der Ruhr hat er drey Gattungen, die einfache, jene mit Entzündung und Fieber,

und

und jene mit einem Faulfieber. Vorurtheile und abergläubische Mittel werden gerüget. Der Katharr kömmt von einer unverhältnißmäßigen Wärme unsers Körpers zu der Kälte, sagt der V. nicht von der Kälte allein. Im Katharr sind schweißtreibende Mittel unschicklich. Der V. räth kühles Verhalten, frisches Brunnenwasser, und kühlende Pulver aus Salpeter, Weinstein, flor. Sal. ammon. mart. Zinnober. Der V. heilt also die Katharrhe nach Monsey's Manier. Wunderlich, daß noch immer ein Arzt den Katharr warm, der andere kalt kuriren will. Man lese, was Mudge vom Katharre schreibt. An welche Methode wird sich nun der Arzt oder Kranke halten sollen? —

Bemühungen fürs Wohl seiner Nebenmenschen aus der Arzneykunde. Zweyter Theil. Leipzig, 1780. 8. S. 172.

Fast in dem Tone wie der erstere, mehr gemäßigt, und mehr Mediciniſches. Beym Miserere wird Blut gelassen, ein Blasenmittel auf den Leib gelegt, erweichende Klistire gegeben, und dann erst gelinde abführende Mittel. Auch diese Methode sah Rec. einigemal so wenig wirksam als andere. Der V. beschreibt ein bösartiges Ausschlagfieber, welches er das Blasenfieber heißt. Nach vielen Seitensprüngen auf Nebenwege und besonders wieder ins Feld der Sittenlehre und Anthropologie kömmt er zur Kur, die ihm zwar bey keinem gelungen ist. Er gab Brechmittel, Chinarinde, Säuren. Halsentzündung, Keichhusten der Kinder, wogegen er noch kein sicheres Mittel glaubt, und unterdessen Brechmittel, nachher Brustmittel und allerley, aber nichts neues, räth. Von der Gelbsucht unbedeutend. Wassersucht, nichts von Milmanns und anderer Neueren Manier, so wenig als bey der Gelbsucht von Whites Eyerkur, womit Rec. kürzlich wieder eine Gelbsucht bey einem Brantweintrinker hob. Rosenfieber. Krampf- und Windkolik. Blasenkrampf von verschiedenen Ursachen. Eine sporadische Diarrhö; große Predigt! Zwischen Peripneumonie und Pleuritis macht der V. einen himmelweiten Unterschied; sie haben, spricht er, nichts gemein, als die Entzündung. S. 96. Es kommen noch andere Krankheiten vor, als Lienterie, Bluthar-nen, Schwindel u. s. w.

An-

die Geschichte ihrer Handlungen, Empfindungen und Leidenschaften, nach Maaßgabe der Vorfälle des täglichen Lebens, sich wechselseitig mitzutheilen, zu beurtheilen, dem Gange ihres Verstandes und Willens nachzuspüren, die Natur der Leidenschaften zu untersuchen und nach ihrer Art darüber zu philosophiren. Nach den ersten Freundschaftserzeugungen liefert der eine Korrespondent eine Abhandlung über plötzliche unwillkührliche Regungen tief eingewurzelter Begriffe, bey Gelegenheit eines Vorurtheils gegen die Habichtsnasen. Hierauf folgt eine andere über die Verrückten, wobey gelegentlich untersucht wird, woher es komme, daß die Anzahl derjenigen, denen durch Liebe das Gehirn verrückt worden, ungleich stärker sey als derer, die durch irgend eine andre Leidenschaft den Verstand verlohren haben. Alsdenn einige Briefe von der Herrschaft über sich selbst, nebst einer langen Beylage in Form eines Tagebuchs: Bemerkungen über den Affekt des Zorns überschrieben; dann etwas vom Menschenhaß; einige Gespräche über Sympathie, ihre Wirkungen und Gründe, welche den größten Theil des Buchs ausfüllen. Zum Beschluß wieder ein Tagebuch in der Manier des Lavaterschen, das der Absicht des V. die Kenntniß des menschlichen Herzens zu befördern vielleicht eher Gnüge leisten möchte, als die vorgängigen weitschichtigen Betrachtungen. Die hier gewählte Briefform und die Freyheit, welche diese gestattet, von einem Gegenstand durch die zufälligste Veranlassung auf einen andern überzugehen, ohne die Resultate der Untersuchungen deutlich und anschaulich darzustellen, oder um uns deutlicher zu erklären, ein Vortrag, wo man nicht gehalten ist, bey der Klinge zu bleiben, sondern wo von dem Hauptgegenstande abzuschweifen erlaubt ist, oder gar für eine Schönheit gilt, scheint zu philosophischen Untersuchungen nicht der bequemste zu seyn. Wir haben philosophische Briefe, wenn sie aber von Philosophen sind geschrieben worden, so haben diese wenigstens bey abstrakten Untersuchungen auf die Freyheiten des Briefstils Verzicht gethan und Deutlichkeit, Ordnung und Präzision beobachtet, ohne weiter dran zu gedenken, ob sie einen Brief schreiben oder nicht. Hier aber schwindet der ganze Vortrag in unermeßliche Wortergiessungen hin, der V. springt von der Hauptidee auf Nebendinge über, erweitert und erläutert durch eingeschobene Erdichtungen und Historietten, die er als Belege und Thatsachen braucht, das, was er auszuführen gedenket, und am Ende bekommt man nichts als Worte anstatt einer deutlichen und präcisen Aufklärung, worüber denn der geduld-

Plätze und aufmerksame Leser endlich ermüden muß. Das läßt vermuthen, daß der V. seine Materien nicht erst durchgedacht hat, ehe er sie nieder schrieb, sondern sich bey der Ausarbeitung bloß den Eingebungen seiner philosophischen Laune auf gut Glück mag überlassen haben. Dem Ansehen nach soll dieser Briefwechsel fortgesetzt werden; wenn dem also ist, so wäre dem V. wohl zu rathen, seine Materien aus einem festern Gesichtspunkt zu überschauen und seinen Vortrag möglichst zusammen zu drängen. Wenn das gleich nicht sehr auf dem Papier wuchert, so würde doch durch aushaltendere Leser dafür reicher Ersatz zu hoffen seyn.

Re.

Heelfried und Selene, Gespräche zweyer Liebenden. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Hilschern. 1780. 398 S. 8.

Wir haben, wissen nicht wo, die Bemerkung gelesen, daß eine vertrauliche Unterhaltung zweyer Liebenden für den dritten Mann das lästigste Ding unter der Sonne seyn soll, und das scheint sich durch diese Gespräche zu bestätigen. Heelfried, nach der Charakteristik des V. ein feuriger Jüngling, voll Empfindung, Tugendliebe, Theistenreligion, voll Begierde und Streben nach wissenschaftlichen und artistischen Kenntnissen, liebt ein Mädchen mit einer unschuldigen, sanften, frommen, gefühlvollen Seele und einigen nicht zu verachtenden Talenten des Geistes; diese beyden Liebenden unterhalten sich nun hier, nicht, wie man glauben möchte, von ihrer wechselseitigen Liebe, sondern von ganz andern Dingen und Materien, wie sie ihnen vorkommen, in neun Gesprächen, z. B. vom wahren Werth des ehlichen Standes, von Sprachmengerey, von den Empfindungen beym Sterbebette eines Freundes, über Sympathie, über den Geist eines geschmackvollen Bücherlesers, über die Macht der Schwärmerey u. s. w. Darüber schwatzen, sie nun so artig und selbst gefällig, aber wie Verliebte pflegen, so wenig zweckmäßig und treffend, daß dem Leser bey dem seichten empfindelnden Geschwätz, und den schalen Reimen die sich das liebe Paar von eigner Komposition zum Besten giebt, angst und wehe ums Herz wird. Vermöge einer Dedikation ist aber auch das Buch nur für die, die's fühlen, die mögen sich denn daraus erbauen und ergötzen, so sehr sie immer wollen.

Der Einsiedler. Ein Schauspiel mit Gesang von B. Leipzig, bey Hillschen. 1780. 48 S. 8.

Durch Schaden wird man klug, oder Narren muß man mit Kolben lausen. Ein Lustspiel in zween Aufzügen. Frankfurt, bey Brönner. 1780. 93 S. 8.

Wir paaren diese beyden Schauspiele, nicht eben als Gesellschaftsstücke, wiewohl sie einander in Ansehung des Werthes wenig nehmen; sondern weil der Zufall sie uns zugleich in die Hände führte. Das erste soll Hochgefühl athmen und starke Leidenschaften ausdrücken, daher schürret der V. Begebenheiten wie todte Kohlen zusammen, um sie durch eine affektvolle Sprache anzufachen; aber ehe der Zuhörer oder Leser dabey warm wird, fällt schon der Vorhang. Grimaldo, ein eifriger Royalist aus Cromwells Zeiten, begibet sich mit seiner Tochter in eine Einöde, das Schicksal seines Königs und seines Vaterlandes zu beweinen, und damit die letztere desto eher mit dem Vater sympathisiren könne, hat ihr das Gerüchte hinterbracht, daß ihr Bruder und ihr Geliebter einander im Zweykampf umgebracht haben. Indem aber Vater und Tochter ihre wechselseitigen Exklamationen herausstöhnen, verirren sich zwey Fremdlinge in diese Einsiedeley, die Grimaldo anfangs für Cromwells Abgesandten hält, aber sie bald hernach für seinen Sohn und Sophiens Geliebten erkennt, da sich dann die Szene in einem ganz idyllischen Tone endiget. Es donnert und hagelt auch in diesem Stück erschrecklich. Das zweyte Schauspiel kündigt seinen innern Gehalt schon durch den handfesten Titel an, es stützt sich lediglich auf einen faden Narren von Landjunker, und ist nichts weiter als eine armselige Farce.

O.

Gedichte von P. G. H. Mühlhausen, bey Müller. 1781. 120 S. 8.

Es sind gutgemeynte Strophen eines Liebhabers. Das Erndtefeld S. 97. scheinet uns das beste zu seyn.

Bkn.

Die

Die leidende Henriette, oder es geräth nicht allemal. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, für Eltern und Liebende zur Warnung. Frankfurt, bey Winter. 5 Bogen 8.

Freylich geräth es nicht immer. Unter andern ist dies Lustspiel gar jämmerlich gerathen. Jeder Leser desselben muß mehr als die leidende Henriette selbst leiden, und zur Warnung kann es auch dienen, nämlich für elende Scribenten, die solches Zeug in die Welt schicken wollen. — Wie mag sich die hochedelgeborne Gönnerinn gefreuet haben, der dies schöne Produkt zugeeignet ist!

Yr.

5. Schöne Künste, Malerey.

Beschreibung der Gräflich Algarottischen Gemälde- und Zeichnungs-Gallerie in Venedig. Augsburg, 1780. bey Bartholomäi, 6½ Bogen in 8.

Der berühmte Graf Franz Algarotti ist eigentlich Urheber dieses Verzeichnisses, so wie er ehedem auch Besitzer der Sammlung selbst war, die sein Bruder, Graf Bonomo Algarotti von ihm erbte, und mit einigen vortrefflichen Stücken vermehrte. Des letztern einzige Tochter und Erbinn, die Gräfinn Maria Algarotti Cornjani, ließ diese Beschreibung vor einem Jahre italiänisch drucken; sie wurde auch ins Französische übersetzt; und es war rathsam, sie auch in Deutschland bekannter zu machen, da sie ein raisonnirendes Verzeichniß, und zugleich einige historische Nachrichten von den Meistern der Gemälde und Zeichnungen liefert. Auch sind die Stellen bey einigen angezeigt, wo ihrer in den Schriften des Grafen, oder in andern Kunstbüchern Erwähnung geschieht. Die Namen der Meister stehen in alphabetischer Ordnung, und unter denselben die von ihnen in der Sammlung befindlichen Gemälde, die größtentheils herrlich, und von vorzüglichem Werthe seyn müssen. Man sehe z. E. die Artikel: Tizian, Bassano, Paul Veronese, del Sarto, Dürer, u. a. m. Wenn G. F. Schmidt

Schmidt S. 94 ein noch lebender Deutscher genennt wird, so hätte das der Uebersetzer doch besser wissen sollen.

Anleitung zum gründlichen Unterricht in der Handzeichnungskunst für Anfänger, von F. Herzberg, Oberlandschaftsrendant — zu Breslau. Breslau, bey Korn, 1780. 5½ Bogen Text, gr. 8, und 3½ Bogen Kupfertafeln.

In der ersten Abtheilung seines Buchs liefert der Verf. eine Beurtheilung der Handzeichnungskunst, von der er zuerst eine, sehr summarische Erklärung giebt, deren mannigfaltigen Nutzen er darauf darlegt, nebst den ihr im Wege liegenden Hindernissen und Vorurtheilen. Hernach beschreibt er den bisher gewöhnlichen Unterricht im Zeichnen, und dessen vielfältige Mängel. Weitläuftiger ist nun die zweyte Abtheilung, worinn der Verf. seine Vorschläge zur Verbesserung des gewöhnlichen Schulunterrichts vorträgt, der den Schüler dahin bringen soll, eine vorgelegte Zeichnung treffend zu kopiren, alle Arten von Gegenständen in der Natur richtig abzubilden, und endlich in der Abwesenheit dieser Gegenstände, die Bilder seiner Phantasie zu entwerfen, oder selbst zu erfinden. Zu dem allen nun giebt der Verf. die nöthige Anweisung auf eine gründliche und lehrreiche Art, und mit beständiger Hinsicht auf ächten Kunstgeschmack, wodurch die sonst nur mechanischen Anweisungen erst wahre Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit erhalten. Wir empfehlen daher nicht bloß den Schülern der Zeichenkunst, sondern auch den Lehrern derselben diese Anleitung zum aufmerksamen Durchlesen. Vielleicht finden sie nicht viel Neues, aber gewiß doch manches darinn, was ihnen zur Verbesserung ihrer Methode und zum nützlichen Nachdenken über ihre Kunst Gelegenheit geben kann. Die beygefügten Kupfer, in rothen Abdrücken, sind von Chodowiecki gezeichnet, und von Endner gestochen.

Anfangsgründe der Zeichenkunst für Eltern und Kinder mittlern und geringen Standes. Hanau, bey Mattiens, 1780. 7½ Bogen in 4.

Nur sieben Seiten Text, oder vielmehr Vorrede über die Nothwendigkeit des Zeichnens für die meisten Erwerbe und Handwerker. Das Uebrige besteht aus lauter in Holz geschnittenen und roth abgedruckten Vorzeichnungen allgemein bekannter Gegenstände; meistens aber sehr im Kleinen, und ziemlich hart. Für Kinder indeß kein ganz unnützer Zeitvertreib.

Joh. Caspar Füeßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Nebst ihren Bildnissen. Anhang. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1779. gr. 8.

Von einigen scharfsinnigen Betrachtungen über das Kunstgenie, und dessen verschiedene Grade, die durch treffende Beyspiele erläutert werden, geht der würdige Verf. in der Vorrede zur Darlegung desjenigen Nutzens über, den die Künstlergeschichte auch in so fern hat, als sie unsre Kenntnisse und Beobachtungen dieser Art erweitert und bestätigt. „Die Geschichte des Künstlers wird uns manches erst in seinen Kunstwerken erklären. Wir werden die Entstehungsart so vieler Verschiedenheit in den Genies begreifen lernen, und auch oft die entschuldigenden Ursachen ihrer Fehler und Mängel entdecken; so wie uns auch vermittelst dieses Nachforschens das einsichtslose Absprechen über Künstler und Kunstsachen je länger je mehr aneckeln wird.“ — Bey dieser Gelegenheit rügt Hr. F. ein Beyspiel solch einer einsichtlosen Zuversichtlichkeit, das allerdings gerügt, und von solch einem Kenner geahndet zu werden verdiente. In einem Briefe des Hrn. von Sonnenfels an den verstorbenen GR. Klotz, urtheilt jener mit einer fast unverzeihlichen Dreistigkeit, Geser sey in seinen Augen immer nur mittelmäßig; so auch Bause; und Strange habe seinen Ruhm ohne alles Verdienst. Es freut uns, daß sich Hr. F. dieser Künstler und ihres so unstreitigen Ruhms gegen eine so unbescheidne Aeußerung annimmt, die kaum so viel Mäßigung, sondern eine weit nachdrücklichere Abfertigung verdient hätte.

In dem gegenwärtigen Anhange liefert der Verf. noch einige Lebensbeschreibungen schweizerischer Künstler, von denen ihm seit der Endigung des vierten Bandes, den er zu dem letzten seines Werks bestimmt hatte, Nachrichten zur Hand gekommen sind. Man wird auch hier mit Vergnügen verschiedene Männer, theils zuerst, theils genauer als bisher kennen lernen, die

ſich durch vorzüglichen Werth ihrer Talente und Kunſtarbeiten unterſcheiden; und überall hat Hr. F. auch hier die lehrreichſten Bemerkungen eingemiſcht. Die hier beſchriebenen ſchweizeriſchen Künſtler ſind theils alte, theils neuere; und unter den letztern befinden ſich einige noch lebende. Ueberhaupt ſind ihrer einige dreyßig. Die merkwürdigſten darunter ſind wohl: Emanuel Witz, in deſſen Lebensgeſchichte auch ein von dieſem Künſtler verfertigter Aufſatz (S. 78. ff.) eingeſchaltet iſt, worinn er von den vorzüglichſten Gemälden, die er in Spanien bemerkt, von der königlichen Akademie zu Madrid, und ihren Vorſtehern, Nachricht ertheilt. Witz hatte ſich um dieſe Akademie als Maler ſo viele Verdienſte erworben, daß er, wider die Gewohnheit der Spanier, ungeachtet ſeiner Religion, dennoch einmüthig zum Mitglied derſelben erwählt wurde. Von Sprünglin iſt ein Brief eingerückt, den er vor vier Jahren nach Hannover ſchrieb, als man ihm die Stelle eines erſten Baumeiſters daſelbſt antrug, und worinn er ſelbſt von ſeinen Umſtänden und Arbeiten Nachricht giebt. Eine der merkwürdigſten Lebensbeſchreibungen dieſes Anhangs iſt die von Balthaſar Anton Dunker, gleichfalls von ihm ſelbſt aufgeſetzt und ſehr gut geſchrieben. Auch von ſeinem dichtriſchen Talent findet man S. 150 eine Probe auf Hallers Tod; mehr Ode als Elegie, aber aller Aufmerkſamkeit würdig. Alexander Trippel iſt ein ſehr geſchickter junger Bildhauer, und ſein ſchönſtes Werk ein ausruhender Herkules, die Bewunderung aller Kenner. Er lebt gegenwärtig in Rom. Auch die Nachrichten von Pfenniger, Rieter, Lips und Carloni verdienen alle Aufmerkſamkeit. Der beygefügten Bildniſſe, meiſtens von Lips und Stumpf radirt, ſind diesmal achtzehn. Dazu kommt ein Frontiſpiz, von Schellenberg geſtochen, worauf eine ſtehende Minerva, die auf folgende Inſchrift eines Denkmals weiſet: Memoriae Poſteritatis, Non Praeſentis Temporis Gratiae Vltimum Hoc Monumentum Relinquit I. Caſp. FUESSLI, Turicenſ.

Miſcellaneen artiſtiſchen Inhalts; herausgegeben von Johann Georg Meuſel. Zweyter Heft. Erfurt, im Verlag der Keyſerſchen Buchhandlung, 1779. Dritter Heft, ebendaſelbſt, 1780. jeder von 4 Bogen, in gr. 8.

Von

Von der Einrichtung und Bestimmung dieser periodischen Hefte sehe man unsre Anzeige des ersten derselben. In dem zweyten findet man folgende Artikel: 1. Biographie des Hrn. Johann Heinrich Meil in Berlin, von ihm selbst, natürlich und wahrheitsliebend, aufgesetzt. 2. Kurze Nachricht von der, dem berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster zugehörigen Gemäldesammlung. Sie ist an dasselbe von Sigismund Streit, ehemaligen Kaufmann zu Venedig, geschenkt. Was hier davon gesagt wird, betrifft hauptsächlich das Neue dieser Sammlung, und enthält Zusätze zu den Nachrichten, die Büsching und Nicolai schon davon angegeben haben. 3. Authentische Nachricht von Hrn. Joh. Sam. Götzinger, Hochfürstlich Anspachischen Kammermedailleur. Es werden darinn zugleich seine vornehmsten Medaillen angezeigt. 4. Gemählde und andere Kunstsachen, die zu verkaufen sind. Unter dieser Rubrik wird auch Hrn. Luck's in Danzig geschickte Arbeit in Elfenbein empfohlen. 5. Auctionspreise von Gemälden berühmter Niederländer. Sie sind aus dem vor zwey Jahren zu Amsterdam gehaltenen öffentlichen Verkauf der Nieuhofischen Sammlung. Die Huysumschen Blumenstücke sind darunter am theuersten bezahlt. 6. Aus einem Schreiben des Hrn. D. B. aus Basel. Es betrifft einen unweit Bern gefundenen musivischen Fußboden, vermuthlich von einem ehemaligen römischen Bade. 7. Gemäldesammlung zu Basel. Sie gehört einem dortigen Handelsmann, Hrn. Jacob Fesch, und besteht fast ganz aus niederländischen Stücken. 8. Aus einem Schreiben von Augsburg. Zur Berichtigung eines Artikels im vorigen Heft, Haid's Ausgabe des Heblingerischen Medaillenwerks betreffend. 9. Todesfälle von 1779; nämlich: des Kupferstechers Glasbach in Berlin, dessen vornehmste Arbeiten hier verzeichnet werden; des Directors Domanek in Wien, eines der größten Künstler in erhabnen Metallarbeiten; und des grossen Raphael Mengs, von dem nähere Nachrichten versprochen werden. 10. Ueber Hrn. Bernh. Rodens Bildniß, von Berger gestochen. 11. Anekdoten, 12. Recensionen, 13. Vermischte Nachrichten. 14. Kunstnachrichten aus Paris; und noch eine Anzeige, das von Mannsfeld gestochne Bildniß des Feldmarschalls Lacy betreffend.

Den Anfang des dritten Hefts macht eine Abhandlung über das Kunstgefühl, und die Ursachen seines Mangels und seiner Verstimmung. Kunstgefühl setzt allemal inniges, theil-

nehmendes Naturgefühl voraus; und die mit allzugewöhnliche Fühllosigkeit gegen die Künste entsteht, wie hier gezeigt wird, entweder aus Trägheit des Geistes, oder aus stumpfen Organen, verjährten Vorurtheilen, engen Begriffen, und Mangel gehöriger Kenntnisse, einseitiger Ausbildung Einer Seelenkraft mit Vernachläßigung der übrigen, düstrer Spekulation und Hang zu abgezogenen Begriffen, Mißbrauch der Porträtmalerey, üblen Geschmack der Großen, ausgeartetem Luxus, und vernachläßigter Bildung der Jugend. 2. Zuverläßige Nachricht von Herrn Ignatz Holzbauer, Churpfälzischen ersten Kapellmeister zu Mannheim. Seine neuste Arbeit ist eine deutsche musikalische Messe oder Lobamt, das sehr gerühmt wird, und wovon man in Mannheim und München eine abgeschriebene Partitur zu sechs Dukaten erhalten kann. 3. Eine neue Erfindung die Notendruckerey betreffend, von dem Sekretär Bossler in Heilbronn. Es soll dadurch das Absetzen der Notenlinien, die Leere und Blässe der Noten selbst, und die Weitläuftigkeit und Kostbarkeit des ganzen Mechanismus gehoben werden. Nähere Nachricht oder Nachweisung aber wird hier über die dazu erfundene Maschine nicht gegeben. 4. Beurtheilung der Kupferstiche im göttingischen Taschenkalender auf das Jahr 1780. 5. Beurtheilung der Kupferstiche im Gothaischen Hofkalender auf eben dieses Jahr. Geysers Stich wird gelobt; aber daß Chodowiecki, der Angabe nach, sie gezeichnet haben sollte, wird für unglaublich gehalten. Die Beurtheilung ist umständlich und strenge; verräth aber einen Kenner. 6. Johann Thomas Aöppel. Er war Hofschreibmeister und Landschaftskanzelist zu Bayreuth; und einer der ersten, der eine praktische Anleitung zur Kalligraphie in Kupfer zu stechen unternahm. Von seinen vornehmsten Kupferstichen, Zeichnungen mit der Feder, künstlich geschriebenen Stücken, und im Manuskript hinterlassenen Aufsätzen liefert Hr. Degen, der Verfasser dieses Aufsatzes, ein Verzeichniß. 7. Zustand der königl. Maler- Bildhauer- und Kupferstecherakademie zu Paris, im Jahr 1779. 8. Danziger Kunstnachrichten und Anekdoten, aus verschiedenen Briefen zusammengezogen von J. Bernoulli. Man kann sie als Zusätze und Berichtigungen zu seinen Reisen ansehen; und wie es scheint, haben mehrere Beyträge zu diesen Heften Hrn. B. zum Urheber. 9. Laokoon. Eine Nachweisung über das Zeugniß des Tertullian von der Zusammenfügung dieser Gruppe wider den Plinius. 10. A. Dürer. Eine Anekdote von seinem Fortgange in der Kunst, aus Melanchtons Briefen. 11.

Todes-

Todesfall des Hrn. von Hagedorn. 12. Vermischte Nachrichten.

Jk.

Die Kunst auf Glas zu malen und Glasarbeiten zu verfertigen. Aus dem Französischen des verstorbenen Herrn Peter le Vieil. Zweeter Theil, nebst sechs Kupfertafeln. Nürnberg, bey Monath, 1780. 4. 290 Seiten.

In dem von uns bereits angezeigten ersten Theil dieses Werks befand sich vornämlich alles, was zur Geschichte der Glasmalerey überhaupt gehört. Der gegenwärtige Band hingegen enthält nunmehr den praktischen Theil dieser Kunst, und zeigt, wie bey solcher Malerey verfahren werden müsse. Zuerst findet man hier eine Beschreibung der vornehmsten metallischen Ingredienzien, welche zu den verschiedenen Farben erfordert werden. Sodann kommen Vorschriften von verschiedenen Farben, womit man Massen von Glas färben kann; nebst einigen Anmerkungen über das rothe Glas der Alten. Obschon der Verf. alles aus dem Neri und seinen Auslegern genommen hat, so liest man doch hier alles in einer deutlichen Kürze. Von dem rothen Glas der Alten, das der Verf. oft zu untersuchen Gelegenheit gehabt, merkt er an, daß solches selten durchaus gefärbt, und die Hälfte dünner, als das Glas von andern Farben und gemeiniglich nur auf einer Seite gefärbt gewesen sey. Er versichert noch Stücke von rothem Glas aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert in Händen zu haben, an welchen man noch die Spuren des Borstenpinsels bemerke, wodurch der schmelzbare farbigte Firniß auf das Glas getragen worden. Es ist derselbe auch geneigt, diese rothe Farbe mehr für eine Goldfarbe zu halten, weil das rothe Glas immer theurer als Glas von andern Farben gewesen wäre, worauf aber nicht viel zu bauen seyn möchte. Nach Anführung der Art, wie weiße Glastafeln zu kolodiren, beschreibt der Verf. auch die kolorirenden Emaillen, so hierzu dienen, worunter sowohl Kunkels, Felibien, Hancicquer de Blancourt, und anderer Künstler mehr, als auch selbst des Verf. Familiengeheimnisse, die von seinen Vorfahren erblich auf ihn gekommen, befindlich sind, nebst noch mancherley andern Farben, die bey der Glasmalerey gebrauchet werden

kunnen. Ferner werden die nöthigen Kenntnisse eines Glasmalers, der in seiner Kunst einen glücklichen Fortgang haben will, angeführet, worunter mit Recht das Studium der Chemie oben an stehet, nicht weniger die erforderlichen Werkzeuge und die ganze Werkstatt beschrieben. Sodann folgt ein Kapitel von der Glaserkunst in Absicht auf die Glasmalerey. In einem andern Kapitel, das von der Schmelzung handelt, wird der Anbau des Reverberirofens nach unterschiedener Einrichtung, wie auch die Behandlung des Feuers mit allen geheimen Vortheilen und Handgriffen beschrieben.

Zuletzt folgt noch ein weitläuftiger Auszug aus einem englischen Buche, The handmaid to the Arts, über die Email- und Glasmalerey, wie über die Komposition verschiedener Sorten des weißen und kolorirten Glases.

Aus dieser ganzen sehr lehrreichen Schrift wird jeder Liebhaber der Glasmalerey hinlänglichen Unterricht schöpfen und sich überzeugen können, daß diese Kunst keinesweges verloren gegangen, sondern nur auf einige Zeit nicht mehr ausgeübet worden sey.

Auf der ersten Kupfertafel sind die verschiedenen Werkzeuge abgezeichnet. Die zwote Tafel stellt den Vieilschen Familienofen vor, worinn sie das gemalte Glas schmelzten. Die dritte Tafel zeigt ein mit dem französischen Wappen gemaltes und mit einem Zug geschmücktes Glas. Auf der vierten Tafel ist ein großes Fenster befindlich, auf welchem der Ewige in der Herrlichkeit vorgestellet wird. Die fünfte zeigt ein Fenster aus der Königlichen Kapelle zu Versailles, und die sechste eines aus der Hauptkirche zu Paris.

Der Staffiermaler, oder die Kunst anzustreichen, zu vergolden und zu lackieren, wie solche bey Gebäuden, Meublen, Galanteriewaaren, Kutschen, u. s. w. auf die beste, leichteste und einfachste Art anzuwenden ist, sowohl den Künstlern als den Liebhabern zum Unterricht herausgegeben von Watin, Maler, Lackierer und Farbenhändler in Paris. Leipzig. 1779. bey Crusius, 336 Seiten, gr. 8.

Die

Die gegenwärtige neue Ausgabe ist von der im Jahr 1774. erschienenen nicht um eine Zeile unterschieden. Es bleibt auch noch immer dabey, daß diese Schrift die beste ist, so wir über ihren Gegenstand haben; welches Zeugniß ihr auch bereits im XXVII. Bande I. St. d. Bibl. S. 188 ertheilet worden ist.

Aw.

6. Romanen.

Leben, Thaten und Meynungen des D. J. Pet. Menadie. Dritter Theil. Halle, bey Gebauer, 1780. 274 Seiten in 8.

Wir haben uns bey der Anzeige der beyden ersten Theile (I. Anhang II. zum 24. bis 36. Bande unsrer Bibl. S. 903) etwas umständlich aufgehalten, können uns aber hier kürzer fassen. Die Welt des Verf. sind die Universitäten, natürlicher Weise spricht er aus seiner Welt, und dadurch wird das Buch nur für eine kleine Anzahl von Lesern interessant. Aus Anlaß einer Vergleichung zweyer Universitäten, womit dieser Theil anfängt, handelt er bis S. 64. von dem, was geschehen könnte, um die Musensitze empor zu bringen, und von dem, was nicht geschieht; er will, man solle für die Vergnügungen der Studenten sorgen. Es mögen hier einige gute aus der Erfahrung stammende Bemerkungen seyn; gewiß ist es aber auch, daß der Witz, mit dem manches gesagt ist, schwerlich auf einen höhern Titel als Witzeleyen Anspruch machen kann; von dieser Art ist gleich der Anfang, wo Lavater, Cassandra, Confucius, Holberg, Plutarch mit einem Spott, Nasen, Helden, Nachestühle, Speynäpfchen und Universitäten nebst noch vielen andern Dingen, in einem wundersamen Gemische erscheinen, und zwar alles dieses aus Anlaß von Vergleichungen, die in einer deutsch-Yorickschen Manier behandelt sind; ohngefehr in dem jetzt unleidlichen Geschmack der vielbeliebten physiognomischen Reisen. Nachdem dieses vorangeschickt ist, fängt der Verf. die Geschichte seiner Marktschreyergesellschaft wieder an, läßt sie an verschiedenen Orten als Goldmacher oder als andere Betrüger ihr Wesen haben, führt auf eine Messe, die nach der alten Welt freylich

lich fingat und simpel ist; die Beschreibung derselben ist sehr lang und umständlich, und wird schwerlich amusiren, und der Verf. scheint die Absicht zu haben, die Vorzüge des einfachen Lebens unsrer Vorfahren anzupreisen. Die viele Seitenlange Rede, womit ein katholischer Geistlicher einem der Helden dieses Buchs das Gewissen rührt, konnte doch ohne allzuunnatürlich zu reden, keinem Bernhardiner Mönche des 15ten Jahrhunderts in den Mund gelegt werden. Die Geschichte der Verführung der Jungfer Adelheid und ihrer Schwächung, die gar nichts merkwürdiges hatte, hat der Verf. gut gefunden, ungemein umständlich zu erzählen. Die Dissertation von Reichsstädten, die 27 Seiten lang ist und von einem Jesuiten gehalten wird, ist höchst langweilig, gesetzt auch daß einiges Wahre darinn enthalten wäre. Ueberhaupt finden wir so viel Weitschweifigkeit bey uninteressanten Begebenheiten, und wiederum übergeht der Verf. andre Dinge kurz, von denen man wohl etwas hörte. Die Geschichte des experimentirsüchtigen Arztes, der ein hübsches Mädchen gefilete, und ihr eine Menge Messerschnitte that, um seinen Wundbalsam und Pflaster zu versuchen, ist wohl etwas unnatürlich. Die Beschreibung des Pest- und Tollhauses hat nichts merkwürdiges, und wir können nicht begreifen, warum sich der Verf. so viel Mühe gegeben hat, so viele Raserey unkluger Personen auszusinnen, welches ja sehr leicht ist. Ein vierter und letzter Theil wird noch folgen; aber wir haben die Hoffnung gänzlich aufgegeben, daß dies Werk von einiger Bedeutung werden könnte; die Materie hätte der Verf. sonst gehabt, ein ganz amusantes Buch zu liefern, wenn er Gebrauch davon hätte gewußt zu machen, hätte er nur Scarrons Roman comique zum Muster genommen, und sich der Weitläuftigkeit der Digressionen und Dissertationen enthalten, so wäre blos in der Erzählung der Begebenheiten einer solchen herumstreifenden Bande, in den Zeiten, viel Anlas zur Unterhaltung gewesen, und er hätte dabey Gelegenheit genug gehabt, den Charlatanismus anzugreifen, welches einer von seinen Hauptzwecken zu seyn scheint: so aber wird er wohl auf das Verdienst eines amusanten Schriftstellers Verzicht thun, und wir glauben ihm wenig Leser versprechen zu müssen.

Dr.

Sieg-

Gottfried von Lindenberg, eine romantische Geschichte. Neue Auflage. Frankf. und Leipzig, 1780. 192 Seiten, 8.

Diese neue Auflage, ohne Namen des Verlegers und des Druckortes der ersten Ausgabe, hat uns beynahe auf die Gedanken gebracht, daß das wohl ein Nachdruck seyn könnte. Doch dem sey wie ihm wolle, rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Verlag, eins beweist für dieses Buch so gültig als das andere, daß der Verf. seinen geäußerten Wunsch erreicht und viele Leser gefunden hat. So viel wir wissen, ist auch noch eine anderweitig vermehrte Auflage ohnlängst durch die Zeitungen auf Subscription angekündiget worden.

Der angenehme Monat, oder Begebenheiten auf dem Lustschlosse zu B. Dritter Theil. Nordhausen, bey Groß, 1780. 286 Seiten, 8.

Obgleich in diesem angenehmen Monat die Witterung fast immer rauh und frostig ist, so scheint sich doch in diesem Theile der Himmel ein wenig aufzuklären, und hier und da ein Sonnenblick durch den Nebel hervorzubrechen. Der Verf. hat dem schnatternden Kammertische, der vorher das große Wort hatte, hier endlich Stillschweigen gebothen, und hält sich nun blos an die Biographien seiner Tischgenossenschaft, und diese halten, die nachlässige Schreibart abgerechnet, ihrer Substanz nach, den gewöhnlichen Familiengeschichten noch immer die Wage.

Juliens und Karls gesammlete Briefe. Leipzig, bey Schneider, 1780.

Wieder eine empfindsame Leiche! Shakespear hat wohl recht, wenn er sagt: wenn die Engel eine Milz hätten, so würden sie sich sterblich lachen über die Thorheit des Menschengeschlechts! — Und wer sollte nicht mit ihnen lachen, wenn er so die ausgemergelten, entnervten, verzärtelten Söhne Leuth an der verliebten Epidemie hinsterben sieht. Der arme Wicht, der hier auftritt, hustet seine Seele abermals in einem Blutsturz aus, wie sein Vorgänger Adolph, weil ihm sein Freund Kronstein eine Liebschaft weggehascht hat. Alles das ist so schon

ſchon da geweſen! Soll denn der entſchlafene Adolph im Grabe keiner Ruhe genieſſen, und immer wieder hervorgerufen werden, nur unter einem andern Namen eines zehnfachen Todes zu ſterben?

Geſchichte eines Genies. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung, 1780. 358 Seiten.

— Zweyter und letzter Band. 403 Seiten, 8.

Einen mit Genieſucht befallenen Dunſ, deren Erndte jetzt unter uns groß iſt, einmal öffentlich zur Schau auszuſtellen, und der Geißel der Satyre Preiß zu geben, iſt für die dermaligen Zeitumſtände ein ſo paſſender Einfall, daß man nicht leicht einen ſchicklichern Stoff für einen Roman ſich wird denken können; beſonders da auch dieſer Gegenſtand auf dieſe Art ex profeſſo noch nicht iſt bearbeitet worden. Aber die Ausführung dieſes guten und glücklichen Gedankens hat dem Verf. nicht gelingen wollen. Die erſte Anlage verſpricht etwas, und die erſten Bogen verrathen auch Witz; doch bald ermüdet der Verf. oder eilet zu ſehr mit ſeiner Arbeit, und ſinkt in das gewöhnliche Romanengeſchwätz herab, bringt die triwialſten Begebenheiten zum Vorſchein, die ſchon in hundert andern Büchern ausgekramt ſind, und ſich auch durch keine neue und unerwartete Wendung auszeichnen; und ſo wie die Geſchichte ſich in den gewöhnlichen Gang einlaſſet, ſtimmt ſich auch der Ton des Verf. herab, wird matt und ſchleppend, und ſcheint ſich nur an einige Stellen hin und wieder in etwas zu ermannen. Nur wenige Scenen ſind neu und gut gewählt, ſtechen gegen die übrigen ab und gewähren dem Leſer ein kurzes Vergnügen, welches durch die ganze Geſchichte fortdauren ſollte und könnte. So iſt zum Beyſpiel die Scene, welche Chodowiecki zur Vorſtellung des Titelkupfers im erſten Theil gewählt hat, und überhaupt die Schilderung einer verſchwärmten Mutter, die ſich den romantiſchen Namen Meta giebt, und ihrer empfindſamen Tochter den Namen Minna beylegt, gut und paßlich; aber dieſes wenige Gute wird durch Beymiſchung ſo vieler gewöhnlichen und abgenutzten Romaningredienzien ganz verſchlungen. Es iſt auch der Geſchichte nicht wenig nachtheilig, daß das Genie ſein eigner Biograph iſt, und in einem über ſich ſelbſt ſpöttelnden Tone, der aber niemanden behagen wird, hier das Wort führt. Laune, die der Verf. affektirt, iſt auch nicht ſeine natürliche

Stim-

Schmalzing; aber zuweilen hat er Krisenwandelungen voll Kraft, die nicht Krankheit sondern ihre Gesundheit verrathen. Schade daß der Verf. seinen Hadding so rasch in die Ofenglut geschoben und ihn nicht vorher hat ein wenig aufgehen und sich ausgähren lassen: da ist er denn zum Raute herum ganz zart und milde, aber in der Mitte sitzt noch eine unverdauliche Schlifrinde.

Faramonds Familiengeschichte in Briefen. Zweyter Theil. Erfurt, in der Keyserschen Buchhandlung. 1780. 416 Seiten. Dritter Theil, 1781. 416 Seiten, 8.

Hoffentlich wird es bald dahin kommen, daß man mit einem deutschen Romane einen Nestträger wird beschweren können. Die Familiengeschichte scheinen wohl in der Absicht von den Scribenten erfunden zu seyn, um nach Gewicht und Elle zu arbeiten. Wie ist es bey solcher Taglöhnerarbeit möglich, an den goldnen Spruch zu denken: lectorem delectando pariterque monendo! Wie der Augenschein lehret, beginnt diese Faramond'sche Geschichte mächtig an zu schwellen, und der ganze Wirwar unnöthiger Episoden, weitschweifiger, unbedeutender Dialogen, welche die Korrespondenten zuweilen von einer ganzen Assamblee aufzeichnen, und in ihren Briefen wiederkäuen sich die Mühe nehmen, und wozu statt auch der Verf. sie Flickſteine braucht, dem weiten Fallmaule dieser Geschichte den Bauch auszustopfen, zielet doch offenbar mehr auf des Weib, (wenn stehe sich des Verf.) als auf das Talent der Leser ab. So sehr er sichs angelegen seyn läßt, die Geschichte durch die gewöhnlichen Liebeskalamitäten anziehend zu machen: so bleibt der Leser doch immer kalt und ohne Theilnehmung, weil alle Handlungen und die handelnden Personen selbst in einer Lage hineingeschraubt sind, die der Natur der Sache nicht gemäß ist. Alle Charaktere treten wie Marionetten daher, und machen ihre hölzernen Evolutionen so, daß man immer die Fäden wahrnimmt, an welchen sie hin und her gezogen werden. Uebrigens scheint der Verf. die Sphäre, aus welcher er seine Personen gewählt hat, nicht in der Natur zu kennen, sie sind nicht aus der Wirklichen Welt, wo eigentlich der Schauplatz ist, sondern nur aus der romantischen Bücher-Welt, daher fehlt es allenthalben an Illusion und Interesse. In diesen beyden Theilen treibt es der Verf. mit

seinen

schen Liebenden so bange, daß nicht weniger als drey ihnen gefunden Verstand verlieren und völlig wahnsinnig werden; aber diese Freygebigkeit des Verf. Liebeswuth auszuspenden, ist ihm eben so übel angebracht, als der Blutdurst eines tragischen Dichters, der in seinem Trauerspiel alles niedermetzelt. Verdrüßlich bemerken wir, daß seit einiger Zeit Gotha nicht der Tummelplatz der Romanhelden ist; die Wienerliebenden geben einander ihr Rendevous, und reuten zwischen beyden Städten ab und zu, und selbst Miß Arabella machts diesen Spatzierritt, als wenn von Grüßdorf die Rede wär. Sollte wohl der gastfreye Ettinger, mit seiner Bereitwilligkeit wandernde Autoren zu füttern, die unschuldige Veranlassung zu dieser Geschäftigkeit seiner Wohnstadt werden? Im dritten Theile kapitulirt der Verf. mit den Lesern noch um einen vierten, wobey es auch zuverläßig sein Bewenden haben soll, damit, wie er sagt, kein Leser befürchten dürfe, daß die Fortsetzung bis zum jüngsten Gerichte dauern werde.

Geschichte Carl Ferdiners. Dritten Bandes zweyter Theil. Breslau und Leipzig, 1780. verlegts Meyer, 698 Seiten, 8.

Wie dem vorliegenden Theile ist diese Geschichte nun vollends der, die unter dem jetzigen Romanengewühl sich als eine der wenigen guten Produkte auszeichnet, und noch in der Lesewelt ihren Platz behaupten wird, wenn die Müllerische Zeitgenossenschaft, die ganze empfindsame Gippschaft derselben, und der große Troß, den Schlaf der Vergessenheit schlafen. Daß sind, wie wir bereits anderweit angemerket haben, die Vortheile eines wohlgeordneten Plans, der nicht jeden Einfall gleich aufnimmt, welcher sich der Einbildungskraft darbietet, wie ein Vagabond den Werber einer Freyparthie; sondern wo diese Kinder der Phantasie sein unter das Maas treten müssen, in genauen Augenschein genommen werden, und alles, was krüppelhaft, disproportionirlich, krümm oder sonst mit einem Gebrechen behaftet ist, ausgesondert und fortgewiesen wird. Wir gestehen, daß wir eben nicht für die wiederhaltigen Romanen sind, weil sie gemeiniglich wie die Schwämme durch wässerichte Episoden aufschwellen, und wenn sie ausgedrückt werden, wenig substanzielles davon übrig bleibt; aber so wie der Verf. die Episoden zu nutzen gewußt hat, nicht als heterogene Auswüchse, sondern

sondern als eingefügte Theile, sind sie dem Leser nicht im Wege und dienen vielmehr dazu, wozu sie eigentlich erfunden sind, als schickliche Beyzierden, welche die Vollkommenheit des Ganzen bewirken helfen. Wir begnügen uns hier zum Beyspiel aus diesem letzten Theile die Aufklärung von Luisens Geschichte anzuführen; manchem Leser dürfte diese Dichtung zu intrikat und gekünstelt vorkommen, aber wenn man ihren Einfluß auf das Ganze erwägt, und die Wendungen beobachtet, die ihr der Verf. giebt: so wird am Ende ein interessantes Gemälde daraus, und sie verliehrt nach und nach ihr gekünsteltes Air, oder vielmehr der Leser vergießt es wieder. Eben das gilt von den Episoden aller sechs Theile, die immer Rücksicht und Beziehung auf die Hauptsache haben, und daher den Leser unterhalten ohne ihn zu ermüden. Diese Einwebung der Nebengeschichte in den Hauptplan bemerken wir um deswillen hier als eine Vollkommenheit, weil unsere Romanschreiber ganz zu vergessen scheinen, was eigentlich Episoden sind, wie sie zum Behuf der Hauptgeschichte wirken können und sollen, und wenn der unüberlegte Gebrauch derselben alles Interesse stöhrt und der Grund ist, daß unsre deutschen Romane jetzt so unleidlich und langweilig werden, daß man bald wieder zu den Uebersetzungen der Ausländer wird seine allgemeine Zuflucht nehmen müssen. Ob die Katastrophe der Geschichte, worauf der Verf. seine Leser so begierig gemacht hat, ganz nach dem Wunsch und der Erwartung derselben ausgefallen ist, mögen diese nach ihrem Geschmack und ihrer Theilnehmung an der Sache entscheiden. Nicht leicht aber wird ein Leser den Ausgang der Geschichte, den sie nun hat, im Voraus vermuthet haben. Denn ob schon hier und da ein Wink ist gegeben worden, daß Julie nicht zu Ferdiners Vermählten bestimmt war, und bey dem gleichgetheilten Wohlwollen der Leser für Ferdiners beyde Bräute, Julien und Elisen, natürlich der Wunsch erregt würde, daß diese nun werden möchte, was jene nicht werden konnte: so wird dieser Wunsch dennach getäuscht, und der Roman endiget sich nicht mit dem gewöhnlichen Brautgepränge. Dem ungeachtet werden die Leser mit dieser Täuschung nicht mißvergnügt seyn, sie werden dafür durch verschiedene rührende und zum Theil schaudervolle Situationen entschädiget. Zwar möchte die Kritik wohl an der nächtlichen Wallfahrt Elisens zu Juliens Grabe leicht etwas zu nagen finden. Diese umständlich verstohlne Feierlichkeit, die einen hohen Grad von Schwärmerey ausdrückt, scheint gar nicht Elisens Charakter angemessen zu seyn. Aber die Ausfüh-

schon Ueberdruß so bald, daß nicht wenige als drey Theile gefunden Verstand verlieren und völlig wahnsinnig werden; aber diese Freygebigkeit des Verf. Liebeswuth auszususpenden, ist hier eben so übel angebracht, als der Blutdurst eines tragischen Dichters, der in seinem Trauerspiel alles niedermetzelt. Beyläufig bemerken wir, daß seit einiger Zeit Gatha auf der Tummelplatz der Romanhelden ist; die Wienerliebenden geben einander ihre Rendevous, und reuten zwischen beyden Städten ab und zu, und selbst Miß Arabella machts diesen Spatzierritt, als wenn von Nußdorf die Rede wär. Sollte wohl der gastfreye Ertinger, mit seiner Bereitwilligkeit wandernde Autoren zu füttern, die unschuldige Veranlassung zu dieser Celebrität seiner Wahrstadt werden? Im dritten Theile kapitulirt der Verf. mit den Lesern noch um einen vierten, wobey es auch zuverläßig sein Bewenden haben soll, damit, wie er sagt, kein Leser befürchten dürfe, daß die Fortsetzung bis zum jüngsten Gerichte dauern werde.

Geschichte Carl Ferdiners. Dritten Bandes zweyter Theil. Breslau und Leipzig, 1780. verlegts Meyer, 698 Seiten, 8.

Mit dem vorliegenden Theile ist diese Geschichte nun vollendet, die unter dem jetzigen Romanengewühl sich als eine der wenigen guten Produkte auszeichnet, und noch in der Lesewelt ihren Platz behaupten wird, wenn die Müllerische Zeitgenossenschaft, die ganze empfindsame Sippschaft derselben, und der große Troß, den Schlaf der Vergessenheit schlafen. Das sind, wie wir bereits anderwärts angemerket haben, die Vortheile eines wohlgeordneten Plans, der nicht jeden Einfall gleich aufnimmt, welcher sich der Einbildungskraft darbietet, wie ein Vagabund den Werber einer Freypartheye; sondern wo diese Kinder der Phantasie sein unter das Maas treten müssen, in genauen Augenschein genommen werden, und alles, was krüppelhaft, disproportionirlich, krümm oder sonst mit einem Gebrechen behaftet ist, ausgesondert und fortgewiesen wird. Wir gestehen, daß wir über nicht für die niederhaltigen Romanen sind, weil sie gemeiniglich wie die Schwämme durch wässerichte Episoden aufschwellen, und wenn sie ausgedrückt werden, wenig substanzielles davon übrig bleibt; aber so wie der Verf. die Episoden zu nutzen gewußt hat, nicht als heterogene Auswüchse, sondern

sondern als eingefügte Theile, sind sie dem Leser nicht im Wege und dienen vielmehr dazu, wozu sie eigentlich erfunden sind, als schickliche Beyzierden, welche die Vollkommenheit des Ganzen bewirken helfen. Wir begnügen uns hier zum Beyspiel aus diesem letzten Theile die Aufklärung von Luisens Geschichte anzuführen; manchem Leser dürfte diese Dichtung zu intrikat und gekünstelt vorkommen, aber wenn man ihren Einfluß auf das Ganze erwägt, und die Wendungen beobachtet, die ihr der Verf. giebt: so wird am Ende ein interessantes Gemälde daraus, und sie verliehrt nach und nach ihr gekünsteltes Air, oder vielmehr der Leser vergießt es wieder. Eben das gilt von den Episoden aller sechs Theile, die immer Rücksicht und Beziehung auf die Hauptsache haben, und daher den Leser unterhalten ohne ihn zu ermüden. Diese Einwebung der Nebengeschichte in den Hauptplan bemerken wir um deswillen hier als eine Vollkommenheit, weil unsere Romanschreiber ganz zu vergessen scheinen, was eigentlich Episoden sind, wie sie zum Behuf der Hauptgeschichte wirken können und sollen, und wenn der unüberlegte Gebrauch derselben alles Interesse stöhrt und der Grund ist, daß unsre deutschen Romane jetzt so unleidlich und langweilig werden, daß man bald wieder zu den Uebersetzungen der Ausländer wird seine allgemeine Zuflucht nehmen müssen. Ob die Katastrophe der Geschichte, worauf der Verf. seine Leser so begierig gemacht hat, ganz nach dem Wunsch und der Erwartung derselben ausgefallen ist, mögen diese nach ihrem Geschmack und ihrer Theilnehmung an der Sache entscheiden. Nicht leicht aber wird ein Leser den Ausgang der Geschichte, den sie nun hat, im Voraus vermuthet haben. Denn ob schon hier und da ein Wink ist gegeben worden, daß Julie nicht zu Ferdiners Vermählten bestimmt war, und bey dem gleichgetheilten Wohlwollen der Leser für Ferdiners beyde Bräute, Julien und Elisen, natürlich der Wunsch erregt würde, daß diese nun werden möchte, was jene nicht werden konnte: so wird dieser Wunsch dennoch getäuscht, und der Roman endiget sich nicht mit dem gewöhnlichen Brautgepränge. Dem ungeachtet werden die Leser mit dieser Täuschung nicht mißvergnügt seyn, sie werden dafür durch verschiedene rührende und zum Theil schaudervolle Situationen entschädiget. Zwar möchte die Kritik wohl an der nächtlichen Wallfahrt Elisens zu Juliens Grabe leicht etwas zu nagen finden. Diese umständlich verstohlne Feierlichkeit, die einen hohen Grad von Schwärmerey ausdrückt, scheint gar nicht Elisens Charakter angemessen zu seyn. Aber die Ausfüh-

rung dieser Scene, die von grosser Wirkung ist, macht hier die Kritik stumm. Eine andere Stelle hingegen wollen wir hier anmerken, die uns um des Tändelhaften willen, was anstatt des rührenden hineingelegt worden ist, nicht recht gefallen will. Sie betrifft Ferdiners trübsinnige Schwärmerey nach Julchens Tode, wo er bey Elisens Gegenwart auf der 658. S. sein Couteau zieht, um sich in dem blanken Stahl desselben zu bespiegeln, nachdem er seinen Taschenspiegel aus der Hand geworfen, und die Anwesenden glaubend gemacht, er wolle sich damit durchstossen. Woher eine solche extravagante Handlung bey einem gesetzten Manne, wie Ferdiner ist, die vollkommen das Ansehen hat, als wenn er absichtlich einen blinden Lerm machen und das Frauenzimmer erschrecken wollte? Theatralische Evidenz, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, möchte diese Scene wohl haben, aber die historische, die sie hier haben sollte, hat sie gewiß nicht. Dem ganzen Buche wurde eine gedrungene und mehr abgewechselte Schreibart sehr zuträglich seyn; historische Briefe die gar zu umständlich sind, bekommen aber leicht einen Anschein von Geschwätzigkeit. Wenn wir diese kleinen Mängel rügen und hinwegwünschen, so geschieht es um deswillen, weil wir besorgen, daß sie das Buch in den Augen mancher Leser eine Stufe tiefer herab stellen dürften, als es zu stehen verdienet. Sonst hat es allen typographischen Schmuck, den es zu tragen verdient, und der jetzt an so viele schlechte Bücher dieser Gattung so unnütz verschwendet wird. Diesem letzten Theile hat der Verf. einen Brief an Hrn. Canonikus Gleim vorgesetzt, worinn er sich einer alten Ehrenschuld erinnert, nämlich der Vollendung der Ausgabe seiner Gedichte. Zugleich macht er Hoffnung zu einer anderweitigen Geschichte, die er sich vorläufig unter dem Namen der Pupille benennt hat. Beyde Produkte des Verf. können dem Publikum wohl nicht anders als willkommen seyn.

Oz.

Max Wind und Konsorten, oder am Ende werden sie vielleicht noch alle klug, ein Beytrag zur Geschichte der Narren. Frankfurt und Leipzig, 1779. 672 Seiten, 8.

Dieses Buch dient zu weiter nichts in der Welt, als zu einem unumstößlichen Beweise, wie wenig ein Autor sich mit dem

dem Beyfall des Publikums zu streicheln Ursache hat, wenn er diesen aus den Vertrieb irgend eines seiner litterarischen Produkte erweißt. Was soll man von dem Geschmack unsers lesenden Publikums denken, wenn ein Scribent es wagen darf, zwey Alphabete Narrheiten vor dessen Augen auszukramen, sicher, daß er Liebhaber und Abnehmer seiner Waare genug finden werde? So viel abgeschmacktes als hier, wüßten wir uns nicht zu erinnern in einem Buche beysammen gefunden zu haben. Wenns noch gute lustige Schwänke wären, die zu Beförderung des Verdauungsgeschäftes eine heilsame Erschütterung des Zwerchfells zu bewirken vermöchten; aber 42 Bogen heller Unsinn! — Ob die Narren am Ende noch klug werden, wissen wir nicht zu sagen: so weit sind wir mit der Lektür nicht gekommen, so viel sehen wir, daß auf dem letzten Blatte, Ende des ersten Theils, angemerkt ist, und also wird wohl der nächsten Messe eine reiche Erndte von Narrheiten wieder entgegen reifen.

Siegwart der Zweyte, eine rührende Geschichte, zwey Theile mit Kupfern. Wertheim und Leipzig, 1780. zusammen 384 Seiten, 8.

Ungeachtet wir glauben, daß der erste Siegwart auf seinen Romanadel eben nicht Ursache hat stolz zu thun, so wird er diesen zweyten doch schwerlich für seinen Bruder erkennen. Dieser besitzt von jenem nichts als die Familienfehler: eben die Erschwätzigkeit über unzweckmäßige Dinge, die nämliche Sentimentalsucht, und den nämlichen Zuschnitt, daß der Held von seinem Autor von der Wiege bis zum Grabe gehetzt und endlich zu Tode gejagt wird. Zwar ist er in diesen zwey Theilen noch lange nicht so weit; aber der Roman ist auch noch nicht zu Ende. Der erste Theil enthält eine fade Jugendgeschichte des jungen Rosenfels, welche lehren soll, wie dem Knaben von seinem Großvater Empfindsamkeit eingeimpft worden ist. Der zweyte spinnt eine Liebesintrigue zwischen dem Jüngling und einem Mühmchen, Dorchen genannt, wird aber dadurch unterbrochen, daß dem Mädchen ein unbehaglicher Freyer soll aufgezwungen werden, dem sie durch eine Flucht ins Kloster doch glücklich entläuft. Um ihren Anverwandten ein blindes Schrecken zu machen, wirft sie ihre Saloppe und ihren Huth in einen Fluß, und veranlaßt dadurch ihrem wehklagenden Amadis, mit Haken und Stangen vergebens nach ihren Körper umzusuchen.

Endlich kommt es doch heraus, daß Dorchen noch lebe und unter einem Klosterdach hause, nur weiß man nicht unter welchem; das wird der Liebhaber vermuthlich schon auch auskundschaften. Uebrigens sieht die ganze Geschichte so aus, als wenn ein trautes Ehpaar gemeinschaftlich daran geschriftstellert, die Frau das Buch geschrieben und der Eheherr die Vorrede dazu gemacht hätte.

Orpheus, eine tragisch-komische Geschichte. Vierter Theil. Genf, bey Legrand, 1780. 183 Seiten. Fünfter Theil, 228 Seiten. 8.

Noch immer strömt diese Lava aus dem Genieschlunde des Verf. hervor, ohne daß man absehen kann, wenn sie einmal bestehen werde; aber jemehr sie sich dem Zeitpunkte ihrer Verkühlung nähert, desto sichtbarer wird es, daß die ganze Masse nichts als eine geschmolzene Schlacke ist. Das ganze Chaos unabfehlicher Fiktionen, das nicht durch innere Kraft und Wärme fermentirt, sondern durch Ofengluth getrieben, aufwallt und sprudelt, ist ein redender Beweiß, daß der Genieseiche Verf. durch diese Ergiessungen seiner ungeregelten Phantasie nichts anders herabsichtet, als sich als ein sondirbares Original zu produciren, und als Meteor zu glänzen. Ob der geradsinnige Menschenverstand der Leser dabey seine Rechnung findet, das kümmert den Verf. wenig, er will nur Anstaunen seines GenieDranges. Diese beyden Theile sind dem Inhalt nach nichts als Nachklang der erstern, die, wenn das ganze tragisch-komische Mährchen einmal vollendet werden sollte, wiewohl es damit mehr auf ein bloßes Fragment abgesehen zu seyn scheinet, dem Ganzen unbeschadet mit gutem Fug könnten herausgeschnitten werden. Im fünften Theil unterhält das eingerückte Drama, welches ungefehr zwey Drittel des Ganzen beträgt, zur Abwechselung der unendlichen Feereyen und mit unterlaufenden schlüpfrigen Schilderungen vielleicht noch am besten; denn der obschönen Philosophie, und des unaufhörlichen Feengegaukels sind die Leser längst satt und müde. — Wer sollte wohl in diesem Orpheus Ausfälle auf den Kameralisten Schlettwein vermuthen!

Fritz

Fritz von Elmenau, eine Geschichte aus unserm Jahrhundert. Mit Kupfern. Mannheim, bey Schwan. 1780. 339 S. 8.

Leichte aber auch geschmacklose Speise für einen Magen ohne Daumgskraft. Wer sich an alltäglichen gedehnten Erzählungen ohne Interesse weiden, und an einer Beschäftigung des Geistes sich genügen lassen kann, der nur einen Grad über die gänzliche Unthätigkeit ist, nur nicht bewegt, erschüttert, in Ansehung seiner Aufmerksamkeit gespannt, oder auf irgend eine Weise interessirt zu werden begehrt: der lese diesen Fritz von Elmenau und zweifle nicht, daß er sich wohl dabey befinden werde. Nach der ihr beliebten Methode der Romanenschreiber, wo sie ihre Arbeit nach der Elle fabricirn, erfährt man in diesem ersten Theile von dem Hauptcharakter freylich so viel als nichts: der ganze Zuschnitt ist auf eine Familiengeschichte gemacht, und in diesem Theile hat Fritzens ältere Schwester die Hauptrolle, er selbst steckt noch tief in der Knabenhülse verschlossen, und wird wohl erst im dritten oder vierten Bande hervorsprossen und zum männlichen Alter reifen. Vor der Hand hat das Buch weiter kein Verdienst, als daß es sich innerhalb der Schranken einer schlichten geraden Erzählung erhält, und weder Witzeley noch Empfindeley athmet.

Master Klas und sein Sohn Traugott Schefler, eine Geschichte aus vorigem Jahrhundert. Erster Theil. Leipzig, bey Crusius. 1780. 460 Seit. Zweyter Theil. 495 S. 8.

Eine Geschichte von langem Athem, wie sowohl die Seitenzahl als auch der eintönige ohne Ruhepunkt fortschreitende Vortrag lehret. Die Erfindung so platt als möglich, ohne den geringsten Reiz eines anlachenden Ideals. Die Geschichte ist auf einen absurden Schustercharakter gegründet, den man im gemeinem Leben nicht eine halbe Stunde um sich leiden möchte, und der gleichwohl durch das ganze dicke Buch der unterhaltende Gesellschafter des Lesers seyn soll. Der Schribententroß ist gewohnt, jetzt nur auf die Bogenzahl zu rechnen, daher wird der erste beste aufgehaschte Gedanke gleich auf ein Alphabet ausgedehnt, und so werden eine Menge Armseligkeiten an die lan-

ge Schriftstellerklauen angerühret, wie das unreife Obst das die Jugend ihnen entreißen, um es vor ihnen Fremden zu verkaufen. Wer einen bessern Küche gewohnt ist, dem ekelt vor solcher faden Speise, wenn sie gleich wie hier in einer saubern Schüssel aufgetragen wird.

Carl Engelmann, eine Geschichte in Obersachsen. Zweyter Theil. Jena und Rudolstadt, in der Gollner- und Rudolph. Hofbuchhandlung. 1780. 512 Seiten 8.

Der Antiministerialgeist, der den V. beseelt, hat ihn nicht erwägen lassen, daß in Obersachsen sich eine Geschichte wie diese nicht hat begehen können, da ist gerade das Elysium der Excellenzen, die ganz anders auf ihren Respekt zu halten wissen als die armen Wichte, die er so ärgerlich zu Präsidenten und Geheimenräthen stempelt, und mit ihnen umspringt wie mit den gemeinsten Pfahlbürgern. Das muß man aber dagegen doch dem V. lassen, daß er die poetische Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person ausübt; ein geheimder Rath wird gleich brevi manu Landes verwiesen, über die Gränze gebracht, muß als Vagabund herumziehen, und entleibt sich zuletzt mit dem Brodmesser aus Desperation. Die Jmpertinenzen, die der junge Advokat Klingelmann einem Regierungsskollegio in pleno ins Gesicht sagt, würde keine Schusterzilde bey offener Lade einem ihrer Mitmeister so ungehindert wie hier hingehen lassen. An Bastonaden fehlt es in diesem Theile so wenig als im ersten, der arme Engelmann wird unter andern auf freyer Straße bey Naumburg von einigen Bauern ganz unvermuthet Sache zum Erbarmen geprügelt, ohne daß man erfährt warum. Die Katastrophe der Geschichte ist auch seltsam genug, nachdem der V. seinen Held ganz unchristlich mißhandelt und ihn recht gefühlvollich in den Staub getreten hat, ruft er ihn aus der Hütte eines Todtengräbers, dem er um nicht zu verhungern Gräber auswerfen half, plötzlich zu Glück und Ehren, ernennt ihn zum Hofrath, und vergilt dem Märtyrer seiner Phantasie alle zugefügten Kalamitäten endlich durch eine glückliche Heyrath. Bey dem allen müssen wir doch bekennen, daß Carl Engelmann bey weitem nicht der schlechteste Roman von der gleichzeitigen Leipziger Meßbeut sey, welches denn auch bereits einige gelehr-

te

te Zeitungen anerkannt und diese Geschichte nach Wunsch gelesen haben.

Wilhelm Edelwald, die Geschichte eines verlohrnen Sohnes. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1780. Erster Theil. 487 S. Zweyter und letzter Band. 438 S. 8.

In diesem Roman ist ein moralischer Endzweck beabsichtet, oder wenigstens vorgespiegelt, welches itzt etwas seltenes ist; der große Haufen der Romanschreiber überläßt es der Sorge der Leser, sich aus ihren Schriften eine Moral zu suchen welche sie wollen. Das Thema, das der V. bearbeitet hat, ist zwar schon zur Gnüge abgehandelt worden; doch ist der Hauptcharakter auf eine eigne Manier individualisirt, die aber im Buche nicht so ausgefallen ist, als des V. Meynung gewesen zu seyn scheinet. Er will einen Jüngling schildern, der bey der besten Grundlage des Herzens und einer sorgfältigen Erziehung, in den sogenannten Rasejahren sich von Zucht und Tugend und seinen guten Grundsätzen loskettet, in allerley Verirrungen fällt, und dafür ein schweres Lehrgeld bezahlen muß; endlich aber wieder auf den guten Weg zurückkehrt und Glück und Belohnung findet. Alles das ist so der gewöhnliche Gang der Dinge und dagegen haben wir nichts zu erinnern; aber daß der V. seinen Helden so ganz zu einem gutwilligen Pilz geschaffen hat, der weder Leben noch Thätigkeit hat, und dem Leser ganz unwichtig bleibt, das macht die Geschichte sehr frostig und schleppend, und der V. sieht sich dadurch genöthiget, zu einer Menge Episoden seine Zuflucht zu nehmen, die mit der Geschichte in sehr zufälliger Verbindung stehen, und wobey der gute Edelwald gar nicht wirket und handelt. Daraus ergiebt sich denn so viel, daß es dem V. mit der angeblichen Moral, die er den jungen Lesern ans Herz legen will, nicht eben großer Ernst sey. Ueberhaupt verfährt er mit dem armen Wicht fast eben so, wie die Universitätskameraden desselben, die seinen Namen nur zum Deckmantel brauchten, und unter dieser Hülle auf seine Rechnung sündigten.

Wilhelm von Blumenthal, oder das Kind der Natur. eine deutsche Lebensgeschichte. Erster Theil, mit

römisch Kaiserl. allergnädigster Freyheit. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1780. 536 Seiten 8.

Ein Roman mit einer Schutzwehr gegen den gewinnsüchtigen Nachdruck gewaffnet, läßt etwas vorzügliches in seiner Gattung vermuthen, wozu wäre sonst ein Privilegium nöthig? Durch diese Betrachtung war unsere Erwartung, als wir das Buch in die Hand nahmen, freylich gespannt; allein die Geschichte läuft so genau in dem Gleise der gewöhnlichen Meßprodukte daß wir nichts auffallendes daran haben entdecken können, welches vermuthen ließ, daß das lesende Publikum eher nach diesem Roman als nach einem andern greifen sollte, und wodurch ein gewissenloser Nachdrucker in die Versuchung gerathen könnte, das siebente Gebot zu verletzen. Dieses ist inzwischen keinesweges dahin gemeynt, als wenn wir das Buch unter den Ausschußkram sortiren wollten, es mag in dem großen Waarenlager des deutschen Witzes und Verstandes immer unter dem Mittelgute stehen bleiben; nur glauben wir nicht, daß ein Dieb, um sich desselben zu bemächtigen, heimlich durchs Fenster einsteigen werde, und die allzugroße Vorsicht des Verlegers sein Eigenthum unter Schloß und Riegel zu verwahren war hier unnöthig.

Dieser erste Theil begreift nach dem gewöhnlichen Gange der jetzigen Romane, Blumenthals Jugendgeschichte. Er ist der Sohn eines drolligen Stadtkantors im Brandenburgischen, verliert Eltern frühzeitig, worauf der Apotheker des Städtchens sein Vormund und bald hernach sein Lehrherr wird. Aber ein unfreundlicher Proviser beweißt sich gegen diesen Lehrling als ein so strenger Pädagog, daß er davon läuft, nach Halle kommt, eine Zeitlang den Studenten aufwartet, bis er glücklicher Weise dem Philosophen Meier bekannt wird, der sich seiner väterlich annimmt, und der Vorsorge seiner Frau und Baase, welche ehemals unter dem Namen Meiers Mühmchen daselbst bekannt gewesen seyn soll, empfiehlt. Hier wird er zum Studiren ermuntert, geht von der Akademie zu einem preußischen Landbaumeister, dessen junge Frau ihn heimlich liebt und ihn nach ihres Mannes Tode heyrathen will. Er reißt aber vorher in seine Vaterstadt, nimmt von dem ehemaligen Vormund sein Vermögen in Empfang, und bekömmt Lust, ehe er sich durch eine Heyrath feste setzt, sich in der Welt vorher um-

zu-

zusehen, reißt nach Wien und von da nach Italien, wo er sich am Ende dieses Theils befindet; vor der Hand aber hat er noch keinen Adelsbrief aufzuweisen. Daß Blumenthal auf dem Titel als ein Kind der Natur charakterisirt wird, soll sich wohl darauf beziehen, weil er alle gute Eigenschaften, die er besitzt, nicht einer sorgfältigen Erziehung, sondern einer natürlichen guten Anlage und der Politur, der Menschen zu verdanken hat, die in dem Strohme des Lebens gleich wie die Bachkieseln auf ihn gestossen sind, sich an ihm gerieben und die scharfen Ecken abgeschliffen haben, das scheint auf eine Antipädagogik abgesehen zu seyn, wiewohl der V. von dieser Absicht keinen deutlichen Fingerzeig giebt. Der letzte Abschnitt dieses Theils enthält Briefe topographischen und statistischen Inhalts, wozu Büschings, Schlözers und andere Schriften den Stoff hergeliehen haben, sie sollen Blumenthals Reisebemerkungen seyn, die auf die Geschichte weiter keine Beziehung haben, aber ganz unterhaltend sind. Unsre Romanenschreiber sind wahre Hayfische, die alles verschlingen, was ihnen vorkommt, und deren Mägen auch die heterogensten Dinge zu verarbeiten wissen. Manche uninteressante weitschweifige Erzählung abgerechnet, ist das Buch sonst in einem feldlichen Tone, und athmet nichts von Ziererey und Empfindeley, welches ein Verdienst mehr ist. Unsere Leser mögen hierüber des V. Erklärung selbst hören. „Bist du, spricht er in der Vorrede, ein Romanleser von gewöhnlicher Art, und kannst ohne Küsse, feurige Umarmungen, herrlichen Mondschein, verliebte Verzweiflung nicht auskommen, so bleib du zur Rechten und ich will zur Linken gehen; oder bleib du zur Linken und ich will zur Rechten gehen! Hast du aber des Dinges endlich satt, oder ist dirs von Haus aus zuwider, bist übrigens freundlicher Art und Natur, und liebst Gottes Geschöpfe, oder findest etwa ein besonders Behagen daran, wenn du ein kleines Saamkorn zum großen schattigen Baume empor wachsen siehst; so bist du mein Mann! u. s. w.„ Daß übrigens der V. Leute aus der wirklichen Welt mit in seinen Roman gezogen, sie so genau charakterisirt, daß man sie nicht verkennen kann, oder wohl gar mit Namen genennt hat, auch bey dieser Gelegenheit ihnen Dinge andichtet und sagen läßt, die sie nie gesagt haben und nie sagen würden, ist eine Unschicklichkeit, oder mit dem eigentlichen Namen genennt, eine Ungezogenheit, die den Unwillen aller vernünftigen Leser erregen muß. Durch solche Personalitäten einen Roman lokal zu machen, ist eine Armseligkeit, wozu gar keine Erfindungs-

Kraft gehört, und wobey auch wohl keine andre Abſicht zum Grunde liegt, als dem Buche bey denen, die um die Sache wiſſen, häufigern Vertrieb zu verſchaffen, oder an gewiſſen Perſonen aus der oder jener Urſache einen Autormuthwillen zu verüben. Aber ſolche Näckereyen werfen auf den Charakter des B. immer ein ſehr nachtheiliges Licht zurück.

Of.

7. Weltweisheit.

Diſſertation ſur la queſtion extraordinaire propoſée par l'Academie, qui a partagé le prix adjugé le 1er de Juin 1780. à Berlin, Decker, 1780. in 4.

Erſte Diſſertation par *Fred de Caſtillon*, Prof. à l'academie des gentilhommes. 42 S.

Zweyte Diſſertation par *R Z. Becker*.

Ob und in wie fern irgend eine Art von Täuſchung dem großen Haufen zuträglich ſeyn könne? Beantwortet in einer Abhandlung, welcher die Akademie der Wiſſenſch. zu Berlin im May 1780. das Accesſit zuerkannt hat. Von J. G. Gebhard, Prediger zu Berlin. Berlin und Stralſund, bey Lange. 1780. 116 S. in 8.

Bey der Frage ſcheinet vorausgeſetzt worden zu ſeyn, erſtlich, daß die Regierungen alles thun müſſen; zweytens, daß dieſelben alles thun können; aber nach Erfahrungen zu urtheilen, ſcheint eben ſo wenig unwiderſprechlich, daß es zu wünſchen ſey, ſie möchten ſich immerdar in alles miſchen, und nicht leicht einer Sache den gehörigen Gang laſſen, als wenig ihnen möglich ſeyn dürfte, dem Geiſt in ſeinem Lauf nach Belieben Feſſeln anzulegen. Die Frage wurde von verſchiedenen, auch von Geiſtlichen, die ſie in einiges Gedränge bringen mochte, nach

nach Standesgründe mit ja oder nein, durch das Urtheil der Akademie aber nicht beantwortet. Obige Verfasser fangen, der von diesem, jener von dem andern Ey der Leda ihre Abhandlung an, und wenn Weitläuftigkeit Licht hervorbringt, kann man sagen, daß nicht leicht eine andere Materie so helle aufgeklärt worden ist: es ist nicht leicht ein Kapitel der Seelenlehre oder der allgemeinen Geschichte, welches hier nicht im Auszuge anzutreffen wäre. Schade, daß allgemeine Sätze so schwer anzuwenden, so wenige politische Sätze allgemein wahr oder falsch sind, und Gedanken über besondere Theile der Verwaltung gegen Lokalumständen unmöglich ausgeführt werden konnten.

Herr Gebhard rechnet richtig; ob aber die Leidenschaften, bey welchen seit Adams Fall die oberste Gewalt und Universalmonarchie steht, es auch thun!

Herr Becker speculirt scharfsinnig; aber Herr Castillon hat leider die Erfahrung für sich. Die Gelehrten mögen die Frage nach Gutbefinden entscheiden; aber die Völker werden betrogen werden, so lange und oft sie sich betrügen lassen.

Man sollte die Wahrheit niemals verleumden: sie wird nur durch den ungeschickten oder unzeitigen Vortrag bisweilen schädlich. Von sehr vielen wichtigscheinenden Sätzen ist eben so unnöthig als unklug vor dem Volke zu sprechen: der Schuster sey Schuster, was geht ihn die Gesetzgebung an! Die allgemeine Aufklärung ist ein ungereimter Anspruch des menschlichen Stolzes, die halbe ist ein Unglück; ob aber nicht jeder wissen dürfe, was ihm in seinem Zustand nothwendig ist, hierüber kann kein Zweifel seyn.

Das Nichts des Ruhmes mag der Philosoph in Formeln und in Deduktionen demonstriren, das Vorurtheil der Vaterlandesliebe in allen seinen Schwächen helle beleuchten: das Unglück wird er doch nie haben, daß er edle Jünglinge von jenem süssen Betrug heilen, daß er die Zähren über die 400, welche in den Thermopylen für Sparte und für dessen Gesetze gestorben, abtrocknen könnte.

Wenig wissen, allezeit untersuchen, dies, Menschen, ist eure Bestimmung. Mit Recht sprach Fontenelle: wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand verschlossen hielte, so würde ich mich wohl hüten, sie zu öffnen. Mit Recht auch Lessing: wenn mir Gott entweder die Erkenntniß oder die Erforschung der Wahrheit zum Antheil anböte, so würde ich die letztere wählen; jene, himmlischer Vater, ist ja Dein Antheil!

Bg.

Gottfr.

Gottfr. Wilh. von Leibnitz philosophische Werke nach Raspens Sammlung, aus dem Französischen mit Zusätzen und Anmerkungen von Joh. Heinr. Friedr. Ulrich, reformirtem Prediger an der Charite, und beym Invalidenkorps in Berlin. Zweyter Band. Halle. 1780. bey Hendel. groß 8. 653 Seiten.

Das Angesetzte ist Lockens Leben von Coste. Die Anmerkungen sind theils aus andern neuern Schriften gezogen, theils aus des V. eigenen Betrachtungen entsprungen, und überhaupt theils zweckmäßig, theils zweckwidrig. Erstere nennen wir solche, worinn des Werkes Sätze mit neuen Gründen unterstützt, oder bestritten, berichtigt oder erweitert werden. Nur solche gehören, dünkt uns, eigentlich hieher, denn wollte man alles hinzusetzen, was einem etwa einfällt, oder entfernt mit der vorhabenden Materie zusammenhängt: so müßte man fast alle Wissenschaften hineinbringen. Zu den letztern gehört gleich die über den ersten Paragraph, wo bey Gelegenheit des Satzes, Gott versah den Menschen mit der Sprache, auf die göttliche Weisheit hingewiesen wird; S. 56, wo eine Lockische Behauptung auf die Bibelerklärer angewendet wird; S. 75. wo der Köhlerglaube unserm Zeitalter abgesprochen wird, ob er gleich unter gemeinen Leuten noch stark genug ist und nicht anders als seyn kann; folglich Leibnitz, wenn gleich nicht in der strengsten Bedeutung des Wortes Laye, doch in einer weitern Recht hat. Auch laufen kleine Unrichtigkeiten mit unter, z. B. daß bey Gelegenheit der natürlichen Ungeselligkeit der Menschen nur Roussans Emil, nicht aber die Abhandlung über die Ungleichheiten angeführt, und Hr. Hißmann, Professor in Göttingen, genannt wird. Die Uebersetzung hätte oft richtiger seyn müssen; so S. 53, weil augenblicklich neue Wörter vorkommen; Leibnitz à tout moment il en revient de nouveaux, scil. individus. S. 58 wäre eine Anmerkung durchaus nothwendig gewesen, denn die hier gebrauchte französische Präposition à übersetzen wir oft durch andere, und daher kommt es, daß im Deutschen die Beyspiele nicht passen, die im Französischen sehr gut gewählt sind. S. 62, man sieht das alte Deutsche mit dem Französischen oder vielmehr Römischen — in eben der Gestalt, in der diese Sprache im 9ten Jahrhundert nach Christi Geburt in den Eydesformeln der Kin-

Kinder des Kaisers Ludwig des Frommen waren, die uns Nithard — aufbewahrt hat. Leibnitz on voit le Theotisque avec le François ou Romain plutôt — tels qu' ils etoient au neuvieme siecle apres J. C. dans les formules de sermens des fils de l'Empereur Louis le debonnaire, que Nithard nous a conservés.

Wr.

Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntniß, aus dem Französischen des Abbé Condillac — übersetzt von Mich. Hißmann. Leipzig, bey Weygand, 1780. in 8. 410 S.

Zu dem Condillac im Vorberichte ertheilten Lobspruche, müssen wir, richtigerer Bestimmung halber, folgendes hinzusetzen. Condillac hat seinen Gegenstand nicht deutlich genug vor Augen gehabt, und eben das macht, daß ein großer Theil des Buches nichts sagt. Wollte er den Ursprung der Kenntnisse erklären: so mußte er zeigen, wie sich aus den ersten reinen Sensationen die Ideen nach und nach bis zu den abstraktesten und allgemeinsten entwickeln. Dafür spricht er nun, wie sich aus Perceptionen die übrigen Seelenkräfte bilden, und verfällt dadurch den ganzen ersten Theil hindurch auf Ungereimtheiten. Bloße Sensation oder Perception enthält doch sichtbar nicht alle übrige Seelenkräfte, wie man jetzt in Deutschland klar genug dargethan hat; ein Versuch also einer solchen Ableitung kann nicht anders als mißrathen. Wollte er aber der Seelenkräfte Entwickelung aus einem Prineip zeigen: so mußte er, wie unsere Seelenlehrer, einen ganz andern Weg nehmen. Auf den traité des sensations passen des Uebersetzers Bemerkungen, daß Condillac die erste auf Beobachtungen gebaute Seelengeschichte geliefert hat, viel besser; diese aber gesteht Condillac selbst, nicht erfunden zu haben, welches auch noch daraus deutlich wird, daß er dort mehrere der hier vorgetragenen entgegengesetzte Behauptungen vorträgt. Dadurch wird also Condillacs persönliches Verdienst um richtigere Psychologie merklich geringer. Auch Bonnet versichert ja den Plan seines Werks entworfen, und die Ausarbeitung angefangen zu haben, ehe er von Condillacs traité etwas gehört hatte.

Die

Die Ueberſetzung ließt ſich ganz gut, nur ſonſen zu viele undeutſche Ausdrücke mit unter, da doch unſere, philoſophiſche Sprache, für den der ſie inne hat, auch deutſche beſitzt. S. 6. die Gränzen fixiren, für feſt ſetzen: S. 15. Reflektion, reflektiren, für Denkkraft, denn dieſe iſt es, die die Materialien unſerer Kenntniſſe durch allerhand Kombinationen verbraucht. Dieſe Worte kommen hernach faſt immer vor. S. 19. Objekt der Philoſophie für Gegenſtand; welches Wort hernach mehrmals wiederhohlt wird; S. 22. konfuſe Ideen für verwirrte; S. 25. Impreſſionen, für Eindrücke; S. 29 Operationen der Seele für Thätigkeiten oder Würkungen, mehrmals; S. 51. die Leibnitzianer ſind für ihre Principien zu ſehr eingenommen, für Grundſätze; S. 41. Reminiſcenz für Erinnerung; S. 44. Imagination für Einbildungskraft; S. 49. die Gerüche und Gouts, für Empfindungen des Geſchmackes; S. 82. Digreſſion für Abſchweifung: dekomponiren für auflöſen, oder auseinanderlegen; für abſtrahiren pflegt man doch auch ſchon abzuziehen zu ſagen; Effekte ſtehen für Wirkungen faſt immer.

Einige Stellen ſcheinen auch, ſo viel wir ohne Vergleichung der Urſchrift muthmaſſen können, unrecht übertragen zu ſeyn: S. 2. wird von einer Art der Metaphyſik geſagt, ſie wolle in das Weſen der Dinge, und in die verborgenſten Geheimniſſe der Natur eindringen, dies ſey es was ſie verzärtelt. Wir dachten, dies iſt Kühnheit, Verwegenheit, nicht Verzärtelung. S. 4. Malebranche ſucht die Seelenkräfte aus den Vergleichungen zu erklären; dies hätte doch, wer Geſchichte der Philoſophie kennen will, als Nonſenſe fühlen ſollen; durch Vergleichungen erklärt er ſie. Was S. 6. den ganzen menſchlichen Verſtand erneuern, bedeuten ſoll, läßt ſich nicht ſo leicht begreifen. S. 48 durch Vergleichung mit unſerer Geſtalt ſtellen wir uns die Figur eines abweſenden Freundes vor, und wir werden uns ihn groß oder klein vorſtellen, weil wir ſeine Tritte gewiſſermaſſen nach den unſrigen meſſen werden; verſtehen wir nur mit Mühe. S. 58. Menſchen können ihre Ideen nicht alle mit gleicher Kraft, auch nicht in gleicher Anzahl miteinander verbinden; gleichfalls dunkel, gleich feſt, oder gleich ſtark giebt beſſern Sinn. S. 67. wir wiſſen es — daß die Imagination ſelbſt alsdenn, wenn wir ihre Thätigkeit nicht als Herren anordnen können, zur Erklärung der Handlungen zureicht, die ausgedacht zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie es gleich nicht ſind; beſtimmter, vorſetzlich, oder abſichtlich. S. 75. man könnte ſagen, die Reflexion ſetze nach ihrem Belieben die in der Seele

von

vorgehenden Impreßionen aus, um ſich nur eine einzige gegenwärtig zu erhalten; richtiger, ſetze bey Seite.

Hin und wieder laufen auch undeutſche Redensarten mit unter. S. 29. in der That kann man wohl in Anſehung der Art die Seelenoperationen zu leiten unwiſſend ſeyn, wenn man ihre Erzeugung gut kennte, für kennt. S. 30. die Seele würde nie (die Gegenſtände) erkennen, wenn ſie nicht percipieren ſollte, für percipierte. S. 88. die Organen anſchlagen, für auf ſie wirken. S. 43. ein Objekt — das nur eben ausfallen will, für entfallen. S. 103. mit nach und nach, für mit der Zeit, ein bekannter Hißmannianismus.

Noch S. 101. Anthipathien. S. 173. Peripatetiker. S. 204. ins Plenum; der Griechе ὁ πληρωμος oder πληρωμα. Sollten dies unſere Nachbaren ſehen: ſie würden glauben, daß ſo gar graduirte Perſonen in Göttingen weder Griechiſch noch Lateiniſch mehr verſtünden.

Dr.

Die ungegründete Leugnung der Geſpenſter, betrachtet in einem Sendſchreiben an den Herrn Hofrath Hennings zu Jena, M. Johann Chriſtoph Jonas Schwarze, Superint. Jena, bey Mauke. 1779. 4 B. 8.

Hr. Schw. iſt ſehr unzufrieden, daß ſein Freund Hr. H. in ſeinem Buche von Ahndungen und Viſionen, auch in den anthropologiſchen und pneumatologiſchen Aphoriſmen, ſich in Anſehung der Lehre von den Geſpenſtern, ganz auf die Seite unſrer neumodiſchen Philoſophen und Theologen geſchlagen, welche ſolche, ohne hinlängliche Gründe und Beweiſe ganz friſch wegläugnen. Alſo, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, ſucht er erſt zu beweiſen, daß man Geſpenſter ohne hinlänglichen Grund läugne. Sie ſind ihm geiſtige Subſtanzen, von den Engel- und Menſchenſeelen unterſchiedene Mittelgeiſter, zwiſchen beyden von dem Schöpfer zu verſchiedenen weiſen Abſichten erſchaffen. Wer die Möglichkeit ſolcher von vielen Philoſophen angenommenen Mittelgeiſter läugne, der müſſe Gründe angeben, warum ſie nicht möglich ſind. (Zwiſchen läugnen, und zugeben wäre ein Mittel: nicht glauben, dafür braucht man keine Gründe, als die, daß man die Gründe für eins von

bey-

beyden nicht hinreichend fände.) Aber die Erscheinung solcher Mittelgeister möchte uns etwa Hr. H. läugnen, und was man davon in der Welt gehört, oder selbst erfahren hat, für Phantome, Begebenheiten, die sich natürlich erklären lassen u. d. g. halten. Also legt Hr. Schw. seinem Freunde diejenige unläugbare Gespenstergeschichte vor, davon er eine vom Hrn. H. als Zeugen selbst bekommen hat, eine andere auf der Klosterschule, wo er als Knabe gewesen, selbst erfahren hat. Gesehen ist dabey nichts geworden, nur gehört. Noch ein paar andere glaubwürdige Erzählungen, selbst das Nonnengespenst zu Gehoven nicht vergessen. (Alle diese Geschichte sind hundert andern, längst gedruckten ähnlich. Hr. Schw. kann also von denen, die er als neu anführt, keine Ueberzeugung bey denen erwarten, für welche die bekannten nicht überzeugend sind.) Nun auch eine Gewissensfrage an seinen Freund, wie er Gespenster läugnen könne, deren Wirklichkeit die h. Schrift selbst bestätige, Luc. 24, 39. Marc. 6, 49. Christus würde doch seine Jünger sonst in dem Aberglauben, daß es Gespenster gebe, nicht haben stecken lassen. (Was hierauf schon geantwortet ist, scheint Hr. Schw. nicht zu kennen, oder darauf nicht zu achten. Nun so kann er sich seiner Meynung sicher halten; aber Gegner zu überführen, versteht er nicht.) Eine neue Einwendung läßt er Hrn. Hennings machen. Ich habe nicht überhaupt Erscheinungen der Geister geläugnet, sondern nur Gespenster, sind das Mittelgeister, so erwähnt ihrer die Schrift nicht, denn die gedenkt nur Erscheinungen der Engel und Teufel, nirgends solcher Mittelgeister. Antwort Hr. Schw. Aus dem Stillschweigen der Schrift folgt kein Schluß auf Nichtexistenz; z. E. von den Mondbewohnern. 2) Gesunde, forschende und nachdenkende Vernunft sieht ein, daß es Erscheinungen und Ereignisse gegeben hat, noch bisweilen giebt, die nicht natürlich erklärt werden können, selbst in der Bibel dergleichen vorkommen, die weder Engeln noch Teufeln zuzuschreiben sind, so müßte man doch Mittelgeister annehmen. Dahin rechnet er, das Schlagen der Erstgeburt in Aegypten, das ist unter der Würde der Engel, die Fürsten, Thronen, Herrschaften genannt werden, und für Teufel und Consorten wäre es zu viel Ehre, wenn Gott durch sie seine Strafgerechtigkeit an den Menschen ausüben müßte. Also denkt Hr. Schw. dazu und zu andern solchen Begebenheiten sind Mittelgeister gebraucht worden, die eben so wohl Boten Gottes heissen können. Aber was ist nun der Nutzen und die gute Absicht Gottes, wenn er diese Mittelgeister zu Gespenster ma-

machen läßt? O sehr vielerley. In Jena hatte sich ein Student erschossen, darauf spükte es gewaltig, vielleicht diese oder jener Seele, die mit dem Selbstmörder als einem Freygeiste in Verknüpfung gestanden, das schlafende Gewissen aufzuwecken. (Vater Abraham hoffte bey denen, die Mosen und die Propheten nicht hörten, nichts von der Erscheinung eines Todten.) Hr. Hennings hatte ein Glas von seinem vertrauten Freunde dem nachmaligen Bischof Gunnerus bekommen, das fiel von seiner Stelle herunter, und bald darauf starb der Bischof. Das geschah nun vielleicht dem lieben Herrn Hofrath eine heilsame Erinnerung zu geben, daß auch die größten Philosophen sterblich sind; (konnte Hr. Schw. seinem Freunde eine grössere Grobheit sagen; als dergleichen Erinnerung ihm nöthig zu halten?) Diese Proben werden zureichen, zu urtheilen, ob durch H. Schw. Bemühungen Gespensterläugner zu bekehren sind.

Ew.

Ueber die Glückseligkeit der Völker, oder Betrachtungen über das Schicksal der Menschen in den verschiedenen Epochen der Geschichte. Nach der neuesten verbess. und vermehrt. Ausgabe aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil. S. 344. Zweyter Theil. S. 300. Leipzig, 1780. bey Weygand.

Wir zeigen nur die Uebersetzung an, die ganz gut gerathen ist. Das Werk, das lange schon mit Beyfall gelesen worden ist, und viele schöne Bemerkungen enthält, gehört nicht für unsre Bibliothek. Der Uebers. hat zuweilen einiges weggelassen. Der V. spricht zu viel von sich selber, und von seinem Plan. Man hätte das Beste daraus zusammenziehen können. Die Berechnungen, die der V. an mehreren Orten, z. B. von Egypten macht, beruhen auf sehr unsichern Gründen. An manchen Orten hätte der Uebers. die Unrichtigkeiten des Originals verbessern sollen, z. B. S. 116. 117. von den Sklaven in Amerika. Die würklich schöne Stelle im Th. I. S. 129. hat der Uebers. dadurch verdorben, daß er auf Erden schreibt, statt: auf dem Lande. Ohne in das Original zu schauen, hätte ihn das schon der Gegensatz lehren können. S. 143. steht Andrologie statt Anthropologie. Am besten gefällt uns der V. da, wo er manche scharfsinnige Zweifel gegen die Erzählun-

gen im Livius ꝛc. vorträgt. Falscher Witz ist es, wenn er S. 153. sagt: die vague Existenz der Polypen verliert an Energie, was sie an Oberfläche gewinnt. Bey S. 229. bemerken wir, daß Pollio die Sklaven den Muränen fütterte, schönen Fischen, nicht Scheungeheuren.

Tr.

8. Mathematik.

Ausführlichere Erklärung der Vorschläge für die längere Dauer der Mühlenwerke, nebst ähnlichen Gegenständen in ein Gespräch verfasset von Johann Christian Füllmann, Mühlenmeister. Leipzig, bey Schneidern. 1780. 6¾ Bogen in 8.

Die Frage des Göttingischen Recensenten: Sollte die Aufsicht der vorgeschlagenen Mühlenaufseher dem gemeinen Wesen mehr leisten, als die längst verordnete Visitation der Apotheken? ist die Veranlassung zu gegenwärtiger Abhandlung, und ihr vorzüglichster Gegenstand. Der etwas schwer zu verfolgende Faden im Gespräch des Patrioten und des Verfassers mag ohngefähr diesen Gang nehmen. Die beste Anlage und die beständige Aufrechterhaltung der Mühlengeräthe sind zwey Grundpfeiler, worauf der Bau eines Mühlenwerks eine lange Zeit sicher ruhet. Zu letzterm wird ein täglicher Aufseher von Erfahrung erfordert. Ein Geselle, der keinem der Sache Kundigen Rechenschaft zu geben hat, wird diesen Umstand zum Schaden des Mühlherrns mißbrauchen. Bey einigen scheinet, durch die Anstellung eines Obergesellen, schon dafür gesorgt zu seyn; es bleibt aber auch hier ein Aufseher noch immer sehr nützlich u. s. f. Wie fehlerhafte Mühlengeräthe den Mahlenden nachtheilig sind. Das Wägen der Producte ist kein hinlängliches Mittel zur Sicherheit. Der eigne Vortheil ist kein hinlänglicher Bewegungsgrund die Arbeitsleute zu ermuntern, daß sie sich das Geräthe anbefohlen seyn lassen. Nicht alle Arbeiter haben die nöthige Geschicklichkeit. Schuldigkeit und Erfahrung eines obersten Gesellen in einer großen Werkstatt. Untersuchung der Frage, ob dieser sich wohl

von

von der Schärfung der Steine ausschlieſſen darf? ſie wird verneinet. Der V. hatte in ſeinen Erfahrungen geſagt, der Bodenſtein müſſe ſo hoch gelegt werden, als es die Beſchaffenheit eines Mühlwerkes zulaſſe: nun fragt der Patriot, ob er denn dieſe ſeine hohe Lage vor beſtändig behalten müſſe? Der V. antwortet, wie folget: „als der weiſe Solon ſeinen Landsleuten den Athenienſern Geſetze vorgeſchrieben, ſo hatte er keine Strafe auf den Vatermord geſetzt u. ſ. f. ich würde wegen der tiefen Lage des Bodenſteins (die freylich gar füglich mit einem Vatermord zu vergleichen,) eben ſo gedacht haben, wenn ſich dieſer Fehler nicht hier und dar würklich bemerken ließe.„ Daß man mit Gewalt es nicht dahin bringen könne, wo mechaniſche Vortheile und gutes Werkzeuge hinführen, wird am Beyſpiel des Ackermanns und des Bildſchnitzers gezeigt und auf die Mühlſteine angewendet. Was auſſer der ſeichten Lage der Bodenſteine ſonſt noch ein heiſſes Mahlen bewirke. Die Kunſt des Richtens und Stellens hat mehr auf ſich, als man gemeiniglich glaubt. Achtzehn Kenntniſſe, die dazu erfordert werden.

Ob der Götzingiſche Recenſent, ſeines Zweifels wegen, nun befriediget iſt, das wird er ſelbſt am beſten wiſſen.

Mg.

Ephemerides Aſtronomicae, anni biſſexti 1780; ad meridian. Vindobonenſ. a *Max. Hell.* Wien, bey Trattner. 1779.

Der Anhang enthält nebſt aſtronomiſchen Beobachtungen auch Hrn. Maſkelyne Beſchreibung ſeines prismatiſchen Mikrometers. Er ſetzt hinter das Objektivglas, zwey dreyeckichte Prismen, deren jedes das Licht, das das Objektivglas nach des Objekts entgegengeſetzten Gränzen ſendet, anders bricht. Die ſcheinbare Größe beſtimmt ſich aus dem Verhältniß des Abſtandes der Prismen vom Brennpunkte des Objektivs zu deſſelben Brennweite. Hr. Hell beſchreibt auch bey der Gelegenheit ein an des Kaiſers Maj. geſandtes mikrometriſches Fernrohr des Hrn. Carochez, wo die Meſſung der Winkel durch zwey dreyeckichte Prismen bewerkſtelliget wird, die ſich, wie bey Hr. Maſkelyne auch geſchieht, längſt des Fernrohrs Axe verſchieben laſſe.

H.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Joh. Friedr. Gmelins Einleitung in die Mineralogie zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Nürnberg, bey Raspe. 1780. 1 Alph. 2 Bog. in 8

Der Hr. Verf. hat sich schon, wie bekannt, um die deutschen Liebhaber der Foßilien oder Mineralien hinlänglich durch die ziemlich brauchbare Uebersetzung des Linneischen Mineralsystems verdient gemacht, und darinn seine chemischen und mineralischen Kenntnisse gezeigt. Es ist also auch in diesem Buche viel gutes und manches Neue enthalten. Allein wir können auch nicht verbergen, daß noch sehr vieles besser und richtiger hätte können gesagt werden, und daß manches nicht bestimmt noch deutlich genug gesagt worden sey. Bey einem Professor und geltenden Schriftsteller, auf den sich mancher berufen und gründen könnte, müssen wir auch solche Fehler rügen, die wir bey andern übersehen würden. Zuerst wollen wir die Einrichtung des Werks, und das eigne desselben, und dann das fehlerhafte anzeigen.

In der Einleitung ist eine kurzgefaßte Geschichte der Mineralogie enthalten. Nachdem er S. 6. die gewöhnlichen Methoden genennt hat, gedenkt er einer Eintheilung der Mineralien nach der Art ihrer Entstehung, und hält diese für mehr philosophisch, als die erstern: gesteht aber doch, daß diese, da wir nur weniger Mineralien ihre Entstehung wissen, und da die Natur bey vielen Mineralien offenbar mehr als einen, bald diesen, bald jenen Weg zu ihrer Hervorbringung (ja auch, nach unsrer Meynung, bey verschiednen Foßilien einerley Wege) gebraucht hat, nicht nur sehr ungewiß seyn, sondern auch bey der sinnreichsten Erklärung, Lücken lassen müßte, die, wie mehrere Jahrhunderte noch nicht alle ausfüllen werden.

Bey seinem Entwurfe theilt er alle Foßilien in die bekannten 4 Klassen, Erd- und Steinarten, Salze, brennbare und metallische Körper. Denn da das Eigne der verwandelten Körper anderer Naturreiche (oder der Versteinerungen) nicht mineralischen Ursprungs ist, so hat sie der V. nicht als eine eigne Klasse, sondern unter der Erd- Stein- oder Erzart angeführt, in welche sie verwandelt sind: und wenn die Versteine-

mungen irgendwo in der Mineralogie, oder beſſer Oryctognoſie, vorkommen dürfen, ſo iſt dieſes wohl ihr ſchicklichſter Platz. Eigentlich gehört ihre Betrachtung in die natürliche Geſchichte der Erde. Auch aus den Felsſteinen und vulkaniſchen Produkten hat der V. keine eigne Abtheilung gemacht, ſondern ſie unter der Steinart betrachtet, die ihre Grundlage ausmacht, oder doch den größten Antheil an ihrer Miſchung hat: auch dieſes billigen wir, die ausführlichere Unterſuchung derſelben würden wir aber von erſtern in der mineralogiſchen Geographie, und von letztern in der natürlichen Geſchichte der Erde anſtellen.

Von den Erd- und Steinarten nimmt er nach den 4 Grunderden, der Kalk- Bitterſalz- Alaun- und Kieſelerde, die 4 Abtheilungen an, und rechnet die vorkommenden gemiſchten Arten zu derjenigen Grunderde, die den größten Antheil daran hat. Unter jeder Abtheilung führt er erſt die reinen, und dann die gemiſchten Arten auf. So ſteht alſo der Türkis und Laſurſtein unter denen, an welchen die Kalkerde den größten Antheil hat, und die mit metalliſchen Körpern gemiſcht ſind.

Die gemiſchten Steine, an denen die Bitterſalzerde mehr Antheil hat, ſind nach dem V. Talk, Speckſtein, Nierenſtein, Serpentin, Amianth, Säulenſtein (Baſalt,) Schörl, Aſchenzürher, Zeolith. Unter den Alaunarten ſteht der Tras und Bimsſtein, auch Bergleder, Hornblende, Grün- und Topfſtein. Die vulkaniſchen Produkte ſtehen unter den Kieſelarten, ſo wie auch der Feldſpath und das Katzenauge, welche letztere unſern Verſuchen nach, mehr Antheil an der Alaunerde haben.

Die Salze enthalten die Säuren, und Laugenſalze; unter erſtern finden ſich auch Hombergiſches Salz, Bernſteinſäure, Flußſpat- und Arſenikſäure.

Die Metalle, deren er die bekannten 14 annimmt, ordnet der V. ſo, daß er mit dem Arſenik anfängt und mit dem Golde endiget.

Gut ſind die allgemeinen Grundſätze, wo die Entſtehung der Foßilien erwogen wird. Das Feuer ſoll offenbar an der Geſtalt vieler Kriſtallen den wichtigſten Antheil haben. Luft nimmt der V. doch als einen beſondern Körper an; er nennt ſie den Behälter, aus welchem die Natur dieſe feinern Körperchen, um durch mancherley Verbindungen derſelben untereinander neue Körper hervorzubringen, herausnimmt.

Ehe der V. die einzelnen Arten betrachtet, zeigt er die den einfachen Körpern jeder Abtheilung zukommenden wesentlichen Eigenschaften, ihren wahrscheinlichen Ursprung, Lagerstäte, Benutzung u. dgl. an. Zuerst die Kalkarten. Zu dem Mergel gehören nach dem V. der Pfeifenthon, viele Arten der Walkererde und der unächten Porzellanerde, so wie auch verschiedne Italienische unbestimmt benannte Steine, z. B. Pietra di torre, — ligia, — serena, columbina oder turcina, — und morta. Auch den Duck- oder Taffstein hält er mit Recht für ein mergelartiges Gemenge. Der fahlbergische Kalkstein ist nach dem V. ein weisser Kalkstein, oder gelblichter Kalkspath, in dem feine kaum merkliche Theilchen von grünem, schwarzem, oder weissem Quarze eingesprengt sind. Zu dieser Abtheilung kommen auch die Pietra taichina und Cicerchina der Italiäner. Auch in Edelsteinen will der V. Kalkerde bemerkt haben. §. 84. merkt der V. an, man finde bey Marienberg in Sachsen ein Gemenge aus Quarz und erhärteten roth- und schwarzen Gips mit Zinngraupen: und bey Schneeberg in Sachsen nenne man einen von Glaserz oder Giftkies schwarzgesprengten Gipsspat Tigererz. In dem Schwerspate nimmt der V. keine besondre Erde, wie Bergmann und Scheele, an, sondern schreibt seine Verschiedenheit einer Kiesel- oder Alaunerde zu, die mit der Kalkerde auf das innigste vereiniget sey. Flussspat ist nach unserm V. aus Kalk- und Kieselerde, mit einem brennbaren Grundstoffe, und einer Säure gemischt und zusammengehäuft. Diese Säure scheint ihm mehr die Natur einer durch brennbares Wesen flüchtig gemachten und mit verflüchtigter Kieselerde vereinigten Vitriolsäure, als die Natur der Salzsäure zu haben: oft sey auch noch Alaun- oder Eisenerde im Flußspate. — Der Türkis hat oft seine grünlichblaue Farbe einer Eisenerde zu danken: besonders diejenigen, die in Thurgau in der Schweiz, in Sibirien in Torfmooren gefunden werden, die erst in der freyen Luft und an der Sonne, und die bey Lessa in Böhmen und Simore und Clancey gefundenen, welche erst im Reverbirfeuer, ihre blaue Farbe bekommen: erstere verwandelt ihre blaue Farbe in eine schmutzig gelbe oder schwärzliche, wenn sie zu lange im Feuer bleiben; und entdecken in diesem Zustande selbst durch den Magnet ihren Eisengehalt. Doch giebt der Verfasser auch zu, daß einige vom Kupferkalk durchdrungen und gefärbt sind.

Auf

Auf die Metallen folgen die Erd- und Steinarten, an welchen die Bittersalzerden den größten Antheil haben. Das Wasserbley rechnet der V. zu dem Talk: er vermenge das sächsische und englische. Das beste bricht bey Barrodal unweit Keswig in der englischen Provinz Cumberland. Schneidestein entsteht aus der Verbindung des Speckstein mit Glimmer. Der Basalt (§. 140.) hat ausser der Kiesel- und Bittersalzerde immer noch einen beträchtlichen Eisengehalt, oft noch Alaunerde, seltner Kalkerde oder andre metallische Theile. Der V. führt bläulichten, zinnoberrothen, röthlichbraunen, ja weissen Basalt an. Sollten nicht die weissen Adern und Schuppen, mehr eingemengte Kalktheile seyn, als wirklich den einfachen Basalt ausmachen? Zuweilen sollen Bänder von rothem feinkörnigem Granit, wie ein Gang ohne merkliches Saalband durch den Basalt durchsetzen. Wo? zeigt der V. nicht an. Den Turmalin unterscheidet der V. dadurch von dem Schörl, daß er härter ist, und ein stärkeres Feuer erfordert, bis er vor sich schmelzt, auch keinen oder nur sehr geringen Eisengehalt hat. Aber Gerhard sagt, der Turmalin bestehe aus Alaunerde, Kieselerde, wenig Kalkerde, und Brennbaren: und folglich gehörte der Turmalin nicht unter diese Klasse. Beweise, daß der Zeolith aus Bittersalzerde bestünde, finden wir nicht; sondern der V. fragt nur: Sollte er wohl bloß aus Kalk- und Kieselerde zusammengesetzt seyn?

Zu den Thonarten rechnet der V. die Stauberde, die er doch selbst den feuerbeständigen Rest vermoderter Thiere und Pflanzen nennt, zugleich aber vermuthet, daß aus denselben durch stufenweises näheres Zusammendrängen der Theile und durch Erhärtung Thon und Thonschiefer entstehen. Der Seifenthon §. 173. ist vermuthlich die sonst genannte Bergseife, er soll im Feuer leicht zu einem weissen oder fleischrothen Glase schmelzen, das viel mehr Raum einnimmt, als der Thon vor dieser Verwandlung: er werde grau, oder weißlichgelb auf Bergen und Hügeln, auf der Halbinsel Crim, auf dem Ossmundsberg, in dem schwedischen Kirchspiele Rätwick, auch bey Rannskröna und Volkmannsdorf in neustädtischen Kraise in Churſachsen, gefunden. Hornschiefer (§. 207.) ist dem V. eine mittlere Art zwischen dem Thonschiefer und dem Gestellstein, weil die Kieselerde unter der Gestalt von Quarzkörnern sichtbarer beygemischt ist, als bey dem gemeinen Thonschiefer: er sey glänzend, glatt, und fühle sich oft ganz fett an; sein Bruch sey matt, an den Kanten zuweilen durchscheinend, und sehr

feinspätiges: er besteht aus parallelen, flachen und senkrechten Blättchen, und lasse sich in Tafeln spalten. Daß Bergleder, Bergkork und Hornblende zu dem Thonarten gehöre, finden wir nicht erwiesen. Unter den gefärbten Glimmer führt der V. S. 128. auch den pfirsichbluthrothen auf. Der Tripel (§. 227.) besteht ausser der Alaun- und Kieselerde auch noch aus Bittersalzerde und Eisentheilchen, oft enthält er noch überdies Schwefel und andre fremde Bestandtheile. Uns wundert, daß der V. des in Sachsen und Böhmen brechenden Tripels nicht gedenkt.

Zuletzt die Kieselarten, S. 134. Unter den Gestalten des Quarzes sind uns die runden Säulen (Cylinderquarz) die manchmal so gegen einander stehen, daß sie wie Strahlen aus einem Mittelpunkte auslaufen, (Strahlquarz) neu. §. 258. fragt der V. ob die Aehnlichkeit, die Comus in seinen elektrischen Versuchen zwischen dem Bleyglase, und Crell zwischen einem aus Phosphorsäuren und Kalkerde bestehendem Glase, und zwischen dem Diamant fanden, etwas zur Erläuterung der wahren Natur dieses Steins beytragen? Der Trapp hat nach dem V. §. 308. einen eisenschüßigen nicht genug erhärteten Jaspis zur Grundlage, er knistert im Feuer und zerspringt mit einem Knalle, brennt sich roth, und schmelzt in stärkern Feuer zu einem schwarzen dichten Glase.

Die Betrachtung der Salze ist fast bloß chemisch. Das Haarsalz §. 387. (vermuthlich das Halotrichum des *Scopoli*) scheint dem V. nichts anders, als ein eisenschüßiger Federalaun zu seyn.

Die Metallarten. Unter den Arten des Zinks gedenkt der V. eines natürlichen weissen Kalks, der bald locker wie Blumen (natürliche Zinkblumen) in Sina und im westlichen Silberberge in Schweden; bald zusammengebacken (weisser Galmei); bald ganz erhärtet (Zinkspat), oft so verhärtet, daß wenn man im Finstern daran reibt, er Funken von sich gibt; weißlichgrau, aschgrau, oder gelblich, zuweilen in Gestalt von Tropfsteinen oder plattgedrückten schmalen Kristallen, bey Leibel und Rabel in Kärnthen, auch in Namur und England. — Den Wolfram rechnet der V. §. 662. zu den Eisenerzen, und behauptet, daß er zuweilen so reich am Eisen sey, daß er darauf genutzt werde.

Dieses wäre ungefähr das Eigne und Auszeichnungswürdige. Ein besonderes Verdienst erlangt auch dies Buch dadurch, daß die Orte, wo jedes Fossile gefunden, angegeben werden; allein

allein dabey werden auch noch oft Fehler und Irrungen sich eingeschlichen haben, weil der Verf. unmöglich alle Foßilien von allen den angeführten Orten gesehen hat; und es also sehr zweifelhaft ist, ob die von andern Verfass. angezeigten Foßilien eben die Art oder Abänderung sey, die der V. meynt, wenn sie gleich mit einerley Namen genennt werden. Ferner hat der V. oft nur ganze Länder genennt, da doch die Arten, wobey diese angeführt werden, nicht an allen Orten derselben Länder gefunden werden, und diese Anzeige oft wenig oder gar nichts hilft. Da überdieses die Namen der Oerter ohne Ordnung bald hier, bald da, mitten in die Beschreibungen eingeschaltet, und die Einklammerungszeichen sehr oft, vielleicht nur aus Versehen des Setzers, ausgelassen sind; so macht dieses eine sehr unangenehme und oft zweydeutige Lesart: welches durch die häufigen Druckfehler, die in den Namen der Oerter vorkommen, noch vermehrt wird. Uns wundert, daß der Verf. einigemal schreibt: Altenberg in Meissen: da doch Altenberg nicht einmal im Meißnischen Kreise, geschweige gar in der Stadt Meissen, liegt.

Auch dieses verdient Beyfall, daß der V. sehr oft anzeigt, welche Steinarten in und neben einander gefunden werden, und in welchen Gangarten, und in was für Gebirgen, die Erze und Metallarten brechen.

Aber übrigens ist es für Anfänger sehr unbequem, daß der V. nirgends bestimmt hat, was Art, oder Abänderung sey, daß er ferner in der besondern Betrachtung ohne gehörige Ordnung bald äussere Kennzeichen, bald die Mischung, beydes unter einander gemengt, bald den Gebrauch und Nutzen, auch die Lagerstäte, vor der Beschreibung, bald nach derselben gesetzt hat. Die Abschnitte (§) sind auch nach keiner festgesetzten Regel abgetheilt. Alle vollständige äussere Beschreibungen fehlen, auch die verschiedene Mischung vieler eignen Arten ist oft nicht angezeigt. Der V. unterscheidet ferner nicht, was er selbst untersucht, und gesehen, oder was er aus andern genommen hat, und die Quellen, aus denen er verschiednes augenscheinlich entlehnt hat, zeigt er nur sehr selten an; und folglich verlieren seine Behauptungen sehr vieles von der Gewißheit und Zuverlässigkeit.

S. 5. nennt der V. die äusserlichen Kennzeichen der Foßilien geradezu, ohne Beweis, trüglich; da doch Wernier so deutlich das Gegentheil bewiesen hat. Wenn nur der Miner-

talog im Stande iſt und Kenntniß und Fleiß genug beſitzt, die äuſſern Kennzeichen gehörig an den Foßilien aufzuſuchen, und ſie von einander zu unterſcheiden, ſo ſind dieſelben unentbehrlich und gewiß, wie Ree. aus eigner Erfahrung gewiß iſt. Aber freylich muß man nicht, wie der V. nur zu oft gethan hat, viele äuſſere Kennzeichen ganz überſehen, andre als Bruch, Geſtalt, Glanz, Bruchſtücke ꝛc. mit einander verwechſeln, und noch andre nur flüchtig und undeutlich beſchreiben. Iſt es nicht eben ſo falſch, die äuſſern Kennzeichen entbehrlich zu nennen, als es falſch ſeyn würde, der chemiſchen Unterſuchung ihre Gewißheit abzuſprechen, weil einige Mineralogen bey einem und demſelben Foßile dieſe, andre aber jene Beſtandtheile gefunden zu haben vorgegeben haben. Z. B. unſer V. und Gerhard bey dem Turmaline, der V. und Kronſtedt bey dem Laſurſteine ꝛc.

§. 6. ſetzt der V. Wernern unter diejenigen Schriftſteller, die bey ihrer Eintheilung und Beſchreibung die äuſſerlichen Merkmale zum Grunde legten. Aber wir müſſen zur Steuer der Wahrheit, weil auch andre Schriftſteller in dieſem Wahn zu ſtehen ſcheinen, einmal für allemal erinnern, daß Werner ausdrücklich ſich hierüber in ſeinem Buch von den äuſſerlichen Kennzeichen der Foßilien erklärt und geſagt, die Foßilien müſſen bis auf ihre Gattung (oder beſſer Art) nach ihrer Miſchung eingetheilt werden; und neuerlich hat er in ſeinem, dem 1. Theil der neuen Kronſtedtiſchen Ueberſ. angehängten Mineralſyſtem auch von neuen gezeigt, daß ſich ſeine Eintheilung ganz auf die Miſchung der Foßilien gründe. Nur nach den äuſſern Kennzeichen müſſen die Foßilien beſchrieben werden, damit man ſie daraus erkennen kann. Es iſt ja zweyerley: eintheilen und beſchreiben. Auch in andern Naturreichen nimmt man die Gründe der Eintheilung von den innern weſentlichen Verſchiedenheiten, und beſchreibt die Arten nach ihren verſchiednen äuſſern Geſtalten. Man leſe Wernern hierüber a. a. O. nach; er hat ſich ausführlich und deutlich genug darüber erklärt.

Die vorzüglichen beſondern Mängel beziehen ſich nun gröſtentheils auf die äuſſern Kennzeichen, und wir wollen davon nur die vornehmſten anmerken. §. 38. und 39. Kalkſtein und Marmor ſind, wie bekannt, mineralogiſch betrachtet, gar nicht von einander unterſchieden. Man findet folglich eben ſo oft dichten Kalkſtein, als dichten Marmor; denn der Unterſchied beſteht

sehr dicht in der schwammichen Benennung; in den sehr zusammengesetzten Farben, und in einem wenig festeren Zusammenhange, und auch dieses findet nicht allezeit Statt. S. 41. §. 40. will der V. noch zwo Hauptarten (besser wäre es gesagt Abänderungen) vom Marmor unterscheiden, und sagt, die eine sey ganz dichte, die andre feinschimmernd im Bruche: — allein diese Kennzeichen sind einander nicht entgegengesetzt, der dichte Marmor ist oft auch feinschimmernd; denn dieser ist nur eine Verschiedenheit des Bruchs, schimmernd aber ein Grad des Glanzes: es sollte heissen, die andre Abänderung sey feinsplittrig im Bruche ꝛc. Was der V. §. 42. durch die glatte Fläche des Kalkspats meyne, ist sehr zweydeutig; vermuthlich meynt er den Bruch: denn die äussere Oberfläche des Kalkspats ist sehr verschieden, und oft gar nicht zu bestimmen. Statt fixe Luft sagt der V. stets veste. Das Spatum compactum des Linne (§. 45.) ist augenscheinlich kein Kalkspat, sondern vielmehr ein schiefriger Kalkstein, wie der Pappenheimer ꝛc. §. 46. 47. beschreibt der V. viel Kristallen vom Kalkspat als besondre Gestalten. In vollkommnen Würfeln findet sich der Kalkspat nie, sondern stets in mehr oder weniger verschobnen Sechsecken, oder Rauten. An fünfseitigen Pyramiden zweifeln wir auch sehr. Da sich Salzasche, und kalkartiger Salpeter nicht rein in Natur findet, so gehören sie auch nicht in die Mineralogie, sondern mehr in die Chemie. §. 69. heißt es, die Gipsarten fühlen sich kalt an; und bey den Kalksteinen ist der Kälte gar nicht gedacht, da doch letztere sich weit kälter anfühlen, als die Gipse. §. 77. die Beschreibung ist sehr undeutlich. Es heißt „der grobkörnige Gips sey gemeiniglich unrein, ganz undurchsichtig, und im Bruche einem bekannten Thon ähnlich.„ Was ist das für ein Thon? — Rec. kennet überhaupt keinen Thon, der dem Gipse im Bruche ähnlich wäre. —

Die Beschreibung der Kristallen des Gypsspates (vermuthlich des Fraueneises) ist sehr zweifelhaft: und unstreitig sind darunter Kristallen vom Kalkspate mit versteckt: z. B. die fünfseitigen und dreyseitigen Pyramiden: an würflichen Gipskristallen zweifeln wir auch sehr: Würfel mit schiefen Winkeln gibts nicht: das sind rautenförmige Achtecke. Der schwere Spat, §. 87. ist nicht allein undurchsichtig, sondern auch öfters durchscheinend. Des dichten Schwerspats hat der V. gar nicht gedacht. Auch die Kristallen im 88. §. sind sehr unvollständig beschrieben. Daß sich der Flußspat in umgekehrt sechsseitigen Pyramiden kristallisire, hat der V. unstreitig aus Wer-

ners

gern von äuſſerlichen Kennzeichen ꝛc. entlehnt: aber der von Wernern beſchriebne Kriſtall kömmt nicht beym Flußſpat, ſondern nur bey dem Kalkſpat (ſ. Wernern neue Ausgabe des Kronſtedt) und ſteht folglich hier am unrechtem Orte. Die §. 91. in der Anm. gedachte Haarzeuſe iſt, wenn wir es aus der kurzen Angabe recht treffen, Schwererſpat in kleinen nierförmigen Säulen. — Der Uebergang würde nach unſrer Meynung natürlicher geweſen ſeyn, wenn der V. nach den Gipsarten gleich den Stinkſtein, dann den Leberſtein, und darauf den Flußſpat betrachtet hätte, ſtatt daß er hier nach dem Kalkſtein, die Gipſe, darauf den Flußſpat, Leberſtein, und endlich den Stinkſtein ſetzt. Von den Erd- und Steinarten, an welchen die Bitterſalzerde Antheil hat, ſagt der V. im §. 117. ſie wären in ihrem erhärteten Zuſtande nicht viel weicher, als die Kalkarten: allein die mehrſten ſind augenſcheinlich viel weicher, als die Kalkarten, z. B. der Talk, Speckſtein, Serpentin, das Waſſerbley und der Amianth, andre ſind viel härter, ſo daß ſie am Stahle Feuer ſchlagen, z. B. die Schörle, auch oft der Baſalt. Daß die Geraiſche Erde mit Säuren aufbrauſe, wie es hier §. 122. heißt, iſt nur gefällig, und rührt von zuweilen eingemengten Kalktheilgen her: die reine Geraiſche Erde brauſet nicht. Im §. 124. hat der V. das engliſche und ſächſiſche Waſſerbley mit einander vermengt, da doch beyde unſtreitig 2 Arten ausmachen. §. 136. Amianth und Asbeſt ſind ſo unterſchieden; der Asbeſt iſt faſt halbhart und ſpröde; der Amianth weich und biegſam. §. 144. dem Schörl ſchreibt der V. ein blättriches Gewebe zu: wir haben ſtets nach der Länge der Säulen abgeſonderte ſtängliche Stücke, und quer durch einen dichten muſchlichen Bruch bemerket. §. 180. heißt es: den Thon finde man oft in dem Granit; allein reiner Thon findet ſich nie in Granit, man müßte denn den zuweilen verwitterten Feldſpat dafür anſehen wollen. Unter den Thonſchiefern ſind vom V. allzuviel Spielarten beſonders aufgeführt. §. 213. hält der V. die ſächſiſche Wake für eins mit der Hornblende; da ſie doch beyde verſchieden ſind. S. Charpentiers mineral. Geographie. Die Eigenſchaften, daß die Hornblende feinkörnig, feinſchuppig, und gemeiniglich ſo weich ſey, daß ſie ſich mit dem Nagel ſchaben läßt, und daß ſie ſich fett anfühle, paſſen nicht, denn ſie iſt meiſt ſtrahlig, oder blättrig, und findet ſich in langkörnigen abgeſonderten Stücken: und nie iſt ſie ſo weich als der V. ſagt, ob ſie gleich nicht verhältnißmäßig weich iſt, ſie hat zwar eine glatte, aber nie fette Oberfläche.

Der

Der Glimmerſtein §. 219. der hier unter den Thonarten ſteht, ſtünde beſſer unter den Bitterſalzarten; denn Hornblende iſt der Hauptbeſtandtheil, der in Quarz eingeſprengt iſt: Glimmer iſt ſelten darinn, und allenfalls nur zufällig. Auch der Topfſtein §. 221. der eigentlich weiter nichts als verhärteter Talk mit Quarz gemengt iſt, gehört unter die Bitterſalzſteinarten, und nicht, wie bey dem V. unter die Thonarten. Der Quarz §. 232. iſt im Bruche nicht uneben, wie es hier heißt, ſondern ſplitrig. Blätterichter Quarz §. 234. iſt ein Unding. Die Quarzkriſtallen hat der V. ganz ausgelaſſen. Daß der Gneis häufig in Flözgebirgen vorkömmen ſolle, wie §. 242. iſt wohl nur ein Schreibefehler vom V. Wenigſtens iſt er unſers Wiſſens noch nie in Flözen, ſondern ſtets in einfachen, oder Ganggebirgen gefunden. Der Bergkriſtall §. 250. hat roh kein blätterichtes Gewebe, ſondern vielmehr einen muſchlichen Bruch. Der lauchgrüne Kriſtall §. 254. iſt wohl der eigentliche Prasiem, den der V. mit Unrecht §. 299. bey dem Chryſopras aufführt. Auch der Chryſopras ſteht unſtreitig am unrechten Orte, wir haben ihn in nicht ganz verhärtetem Zuſtande, und dann zeigt er ſich ganz als eine Steipart, in der die bittre Salzerde die Grunderde iſt. Die Eintheilung Edelſteine, und Halbedelſteine dünkt uns einer Minerallogen ganz unwürdig; bey einem Juwelirer würden wir ſie gelten laſſen. Der Chryſolith §. 274. iſt eine Art Schörl. Der Opal §. 286. gehört zu den Thonarten. Wie der V. §. 294. ſagen kann, der Calcedon ſey vielleicht als der Onyx, begreifen wir nicht, da Onyx ſelbſt weiter nichts iſt als brauner und weiſſer Calcedon Zonenweiſe vereinigt.

Der Jaſpis §. 301. gehört beides unter die Thonarten, und nicht wie hier zu den Kieſelarten. Daß der Hornſtein §. 351. unter die gewöhnlichſten Gangarten der Erzgebirge gehöre, hat der V. nicht bewieſen, und die bekannten bisherigen Beobachtungen zeigen ganz das Gegentheil. Der Kieſel §. 335. iſt wohl der gemeine Feuerſtein, und ſo ſollte er auch heiſſen, da jeder abgerundete Geſchiebe Kieſel genennt wird. Der Feldſpat §. 339. gehört unter die Thonarten: der V. ſagt ſelbſt hier und da, er verwittere in Thon, und gleichwohl behauptet er hier, er habe immer Kalkerde bey ſich: nie iſt dieſe darinn gefunden, ſondern nur von Bakmann ſehr unglücklich vermuthet worden. Ein Mathematikus würde ſehr lachen, wenn er §. 410. löſe die mit mineraliſchem Laugenſalze vermiſchte Salpeterſäure, ziehe einen Salpeter, deſſen Kriſtallen Würfel

sel-parallelen, Drusen-Höhlungen Narben sind! Allzu allgemein heißt es §. 492. man finde den Schwefel immer, bald gediegen, bald mit andern Körpern versetzt, in Flözgebirgen. Sollte dem V. unbekannt seyn, wie groß die Menge Schwefelkiese sey, die in Flözgebirgen brichts? der Schwefelkies hat nie eine goldgelbe Farbe, wie es §. 500. heißt: nie ist er blättericht, wie §. 504. gesagt wird. Arsenikkies kristallisirt nicht würflicht, wie §. 524. steht, sondern rautenförmig. §. 527. man solle den Kupfernickel nie rein finden: o ja! Rothes Spießglas §. 542. sehr unschicklich, statt graues Spießglaserz. Wismuthserz §. 552. existirt nur unter den Stufenhändlern: was dafür ausgegeben wird, ist gediegner Wismuth, und Ocher beschlagen. Sternförmig faserichten Wismuth §. 554. kennen wir nicht. Zinkerz und Blende sind eins §. 564. Quecksilberhornerz, natürliches Amalgama ist ganz ausgelassen: so auch gülbisches und arsenikalisches Silber. — Wir übergehen mehrere Fehler, und wünschen, daß diese vielleicht bey künftiger bedächtsamer Umarbeitung mögen gebessert werden.

Zf.

Die Kunst Wein zu machen, oder Versuche über die Verbesserung aller sowohl guter als schlechter Weine von ihrer Gährung an, zum Gebrauch aller Pflanzstätte ꝛc. von Herrn Maurin übersetzt. Wien, bey Kurzböck. 1779. 86 S. 8.

In dem ersten Hauptstück dieser Schrift führt der V. seine Grundsätze dieser Kunst an, neunzehn an der Zahl. Eine der vorzüglichsten davon ist, daß bey der Gährung des Mostes oftmals nur eine gewisse Portion gähre und zu Wein werde, ein anderer Theil hingegen in seinem ursprünglichen Zustande und unverändert verbleibe. Wenn also z. B. nur ein Drittel oder die Hälfte vom Ganzen in Gährung gerathen sey, der Wein auch nur nach einem Drittel oder der Hälfte, als ächt betrachtet werden könne; weil nur dieser Theil und nicht die ganze Masse zu eigentlichem Wein geworden wäre. Die allgemeine Gährung wäre demnach die vollkommenste, und am geschicktesten, dem Weine den rechten Grad der Güte zu verschaffen. Bey der Allgemeinheit der Gährung werde aber auch erfordert, daß sie in der ganzen Masse zugleich und auf einmal ge-

geschehen müsse. Ebenso nothwendig wird Geschwindigkeit und richtige Unterbrechung gehalten; sie soll sogar groß, stark, mächtig und gewaltsam seyn. (Diese Bilder mag der V. mit seinem eignen Schatten büssen!) Je stärker der Most wäre, desto feuriger müsse die Gährung seyn. Zu dem Ende nun, die Säure des Weins völlig, ohne vollkommene allgemeine Gährung aufzuheben, verlange der V. nach Beschaffenheit der Menge des zu vergährenden Weins; zu rechter Zeit und in einer hinreichenden Menge einen oder etliche Kessel voll gekochte Trauben in die Küpe zu den getretenen Trauben zu schütten, damit durch solche Wärme die Gährung verstärket werden möge. Dieses sollte nun das kräftigste Mittel seyn, schlechte saure Weine zu verbessern. Im zweyten Hauptstück wird umständlicher die Art beschrieben, rothen und weissen Wein zu machen. (Vom weissen Wein haben wir aber darinn nichts gefunden.) Das dritte Hauptstück enthält die Versuche, wodurch der V. sich das Zutrauen der Leser erwerben will. An dem Erfolg finden wir auch eben keine sonderliche Veranlassung zur Nachahmung. Das vierte Hauptstück handelt von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der Verbesserung des Weins; und das fünfte, von den Mitteln, die Mängel vorzubeugen und anderer Weine zu verhüten. Obgleich der V. in manchen Stücken nicht ganz unrecht hat, so scheint uns dennoch sein Verfahren zu übertrieben zu seyn.

Gedanken über die anziehenden Kräfte, welche bey chemischen Auflösungen und der Erzeugung des sogenannten fixen Luft können in Betrachtung gezogen werden. Verfasset in einem Sendschreiben an einen Freund. Prag, bey Gerle. 1778. 2½ Bogen 8.

Ausser dem Bekannten erklärt der V. einige Fälle der besondern Anziehungskraft; warum nämlich, wenn mehrere Theile eines flüßigen Körpers beysammen sind, solche nicht nur einander anhängen, sondern sich auch dergestalt einander anziehen, daß sie einen kugelrunden Körper darstellen? Den Grund findet er darinnen, daß die besondere Anziehungskraft der Theilgen in dem Tropfen ihre Richtung nach dem Mittelpunkt der Schwere desselben haben. Warum ferner zwey kleinere Tropfen, sich bald

bald sie entweder sogleich in einen gröſsern Tropfen zusammenflossen? Dies wird also erklärt: wenn zween Tropfen zusammen flossen, so machen sie einen Körper aus, in welchem nun auch ein neuer und gemeinschaftlicher Mittelpunkt der Schwere entstehet, der zwischen beyde zu stehen kommt. Stellet man sich nun den ungleichen Druck der Wassersäulen vor, welche man in den vereinigten zween Tropfen sich durch Linien bilden kann, die von der Oberfläche der Tropfen nach dem Mittelpunkt der Schwere geführet werden können, so wirken sie alle dahin, wo kein Widerstand ist, und machen, daß der vereinigte Tropfen sich dort erhöhe, und dann hat der groſse Tropfen, der aus zween kleinen zusammengeflossen, wieder eine kugelrunde Gestalt. Hieraus schlieſst der V. ferner auf die Wirkung, welche die flüſsigen Körper auf die festen haben müssen, wenn sie in ihre Zwischenräume eindringen sollen, und erklärt sowohl das Ausdehnen als das Auflösen der festen Körper von der doppelten gegenseitigen Anziehungskraft, welche sowohl die flüſsigen als festen Körper besitzen, und wodurch der flüſsige in die Zwischenräume des festen eingezogen wird.

Darauf betrachtet der V. ferner, wie die Luft in die Zusammensetzung der Körper eingehen und darinn in einen so kleinen Raum zusammentreten könne, und bringt verschiedenes von der fixen Luft vor. Von den besondern Eigenschaften aber, welche die aus den Körpern getriebene fixe Luft hernach vor der gemeinen atmosphärischen Luft zu haben pflegt, glaubt der V. sehr richtig, daß der ganze Unterschied daher rühre, weil die Luft, so aus den Körpern tritt, entweder etwas fremdes mit sich bringt, oder aber im Körper etwas zurücklässt, was sie hernach von der gemeinen Luft unterscheidet.

Anw.

Jacob Langenbuchers Beschreibung einer beträchtlich verbesserten Elektrisirmaschine sammt vielen Versuchen und einer ganz neuen Lehre vom Laden der Verstärkung. Mit 8 Kupfertafeln. Augsburg, bey Riegers Söhnen. 8.

Der Verfass. dieser Beschreibung ist, wie wir aus sicherer Hand wissen, ein bloſser Silberdrechsler in Augsburg, der sich zum Bewundern gebildet und einen groſsen Theil seines

Ver-

Vermögens auf die Verbesserung des elektrischen Apparats verwendet hat. Diesen Umstand müssen wir anführen, um durch den Eifer und die Geschicklichkeit des Künstlers, die Mängel des Schriftstellers wieder gut zu machen: eine Ausgleichung, die man sich nun eher wird gefallen lassen, als der V. bey seiner Beschreibung bloß die Absicht gehabt hat, seine Arbeit dem Publikum anzukündigen, sich das Vertrauen der Naturkündiger zu erwerben, und von ihnen Belohnung anzunehmen. Der hier beschriebene Apparat ist unstreitig der vollständigste, den man sowohl zu Untersuchungen, als auch zur Ergötzlichkeit verlangen kann. Eine ausführliche Beschreibung jedes einzelnen Stücks wird man wohl von uns hier nicht erwarten, die ohne Abrisse ohnehin undeutlich seyn würde. Das Buch enthält ausser der Vorerinnerung, worinn der V. von seinem Wachsthum in diesem Theile der Naturlehre, und von der Art und Weise, wie er auf verschiedene Entdeckungen gekommen ist, Nachricht giebt, zwölf Kapitel, deren jedes wieder besondere Abschnitte in sich begreift. Erstes Kapitel. Beschreibung der Maschine und ihres Gebrauchs. Die Maschine besteht aus einer Glaskugel, die auf einer vertikal stehenden Spindel befestigt ist, und in dieser Stellung mittelst eines Rads umgetrieben wird. Diese Einrichtung ist allerdings sehr bequem, das Ausströmen der Materie gegen die Fassungen des Glases zu hindern. Der Conduktor steht ebenfalls aufrecht und ist durch einen langen Arm mit der Kugel verbunden. An dessen Untertheile ist ein Schwanenhals so angebracht, daß er alle Stellungen annehmen kann. Er trägt eine Kugel, die für die verschiedenen Aufsätze mit Löchern versehen ist. Alle Versuche können mit Hülfe dieses einzelnen Stückes sehr bequem angestellt werden. Das Reibzeug steht isolirt, kann aber mit einem Drat, der der Bodendrat genannt wird, und in Wasser reichen muß, in Verbindung gebracht werden. Die Umschläge des Rads zu zählen, ist ein Revolutionszähler angebracht. Zweytes Kapitel. Von den Verstärkungen. Der V. hat seinen Ladungsgläsern eine solche Einrichtung gegeben, und den Conduktor mit ihnen so proportionirt, daß sie vor dem Zerspringen gesichert sind. Der Conduktor, der mit der innern Belegung unmittelbar verbunden ist, kann durch das Aufziehen gewisser Schnüre, die Sperrschnüre heissen, davon abgeschieden werden; daß man ihn und die äußere Seite des Ladungsglases berühren kann, ohne eine Erschütterung zu bekommen. Dieses Verfahren wird Sperren genannt. Drittes Kapitel. Von

den Meſſungen der einfachen Kraft: als vom Elektrometer, dem Funkenmeſſer, dem Atmoſphärenmeſſer. Nach dem V. iſt die Stärke des Funken das Produkt der elektriſchen Atmoſphäre des Leiters: hier ſollte doch Größe und Stärke des Funken genau von einander unterſchieden werden. Die Form des Conduktors macht hierbey ſehr merkliche Abänderungen. Ein dicker Conduktor giebt einen größern, und ein dünner Conduktor einen ſtärkeren Funken. Der Recenſ. hat von einem 1800 Fuß langen ſehr dünnen Drath einen nicht 3 Linien langen Funken gezogen, und eine ſolche Erſchütterung in allen Theilen des Körpers empfunden, die gewiß nicht ohne die nachtheiligſten Folgen geblieben ſeyn würde, wenn nicht der Boden, worauf er ſtand, in etwas iſoliret, und der Gewalt Einhalt gethan hätte. Die ganz kleinen und ſtark erſchütternden Funken an den Drachenſchnuren ſind bekannt. Von der elektriſchen Waage oder der elektriſchen Hebmaſchine, die Stärke der Elektricität durch Aufziehen eines Gewichts zu beſtimmen. Der Rec. muß bekennen, daß ihm alle noch bekannte Elektrometer ihrer eigentlichen Abſicht im geringſten nicht entſprechen. Der gleiche Stand dieſer Werkzeuge, oder die gleiche Länge der Funken, geben nichts weniger als gleiche Stärke der Elektricität. Heute werden 10 Umſchläge erfordert, einen Funken auf eine Weite von 1 Zoll übergehen zu machen, und morgen geſchieht dieſes durch 4 Umſchläge. Nach der Angabe des Werkzeuges müßte ich ſchlieſſen, beyde Funken hätten einerley Stärke, weil ſie einerley Länge haben, und die Maſchine habe an dem zweyten Tage kräftiger gewürket, als an dem erſten, da doch das Gegentheil ſtatt haben kann; nämlich die Luft war mehr leitend, folglich konnte eine geringere Kraft eben den Weg machen, den kaum eine größere bey mehrerer Hinderniß macht. Eben ſo verhält es ſich auch mit den Umſchlägen des Rads bey der verſtärkten Kraft. Heute lade ich eine Flaſche mit 50 Umſchlägen und morgen kaum mit 200. Hier iſt alſo für den Forſcher noch ein weites Feld zur genauern Bearbeitung offen. Viertes Kapitel. Experimente der einfachen Kraft. Lauter bekannte, theils nützliche, theils bloß ergötzende Verſuche. Was der Verf. an dem Schluſſe dieſes Kapitels bloß vermuthet, daß nämlich die Ladung durch zwo Maſchinen von entgegengeſetzten Elektricitäten geſchwinder verrichtet werden könne, iſt nach des Rec. gewöhnlichem Verfahren, gewiß. Der einfache Funken zwiſchen den Conduktorn ſolcher Maſchinen iſt ſogar hinreichend, Körper zu durchlöchern. Bey günſtiger Witterung hat der Recenſ. oft auf die-

diese Art gegen 30 Kartenblätter von einem solchen einfachen Funken durchschlagen gesehen. Fünftes Kapitel. Experimente der verstärkten Kraft. Sechstes Kapitel. Experimente im luftleeren Raume. Siebentes Kapitel. Von einer kleinen Maschine. Hierbey verdient angemerkt zu werden, daß bey dem V. alle Arten von Elektrisirmaschinen bestellt werden können, die er mit allem Fleiß eben so genau bearbeiten wird, als die von ihm bereits beschriebenen. Achtes Kapitel. Von dem Elektrophor und seinen Experimenten. Auch dieses Werkzeug hat von dem Verf. einige Verbesserung erhalten. Dem Zerspringen des Pechkuchen und dem nachtheiligen Ausströmen ist sorgfältig vorgebeugt. Neuntes Kapitel. Von der brennbaren Luft. Es wird hier die Art diese Luft aus Eisenspänen und Vitriolöhl zu verfertigen, als die leichteste angegeben, sie ist es aber nicht mehr, seitdem Hr. Ingenhouß ein weit bequemeres Verfahren bekannt gemacht hat. Zehntes Kapitel. Gedanken über die elektrische Kur. Der V. hat an sich selbst einige glücklich ausgefallene Versuche angestellt. Eilftes Kapitel. Versuch einer ganz unumstößlichen Lehre, von dem Laden der Verstärkung. Mit Recht wird behauptet, daß die Richtung der elektrischen Funken noch manchem Zweifel ausgesetzt sey. Durch acht Versuche, sollen diese Zweifel größtentheils gehoben, und zugleich augenscheinlich werden, daß jeder Funken aus zweyen einander entgegenwirkenden Strömen bestehe. Diese Versuche sind Durchschläge durch Kartenblätter, aus deren wechselseitigen Erhebungen der V. seinen Beweis hernimmt. Nun folgen noch zwölf Versuche, die das Daseyn zweyer Ströme völlig bestätigen sollen. Der Rec. muß bekennen, daß ihm von allen 20 Versuchen keiner vorgekommen ist, der sich nicht eben so gut durch einen einzigen Strom erläutern ließe. Dem Verf. fehlt es hier und da noch zu sehr an Belesenheit, sonst würde er wissen, daß die angeführten Versuche schon zu glücklich durch einen Strom erklärt worden sind, als daß sie hier zu Beweisen des Gegentheils ausgewählt werden könnten. Eine nähere Erläuterung gestattet der Raum nicht. Nicht glücklicher ist der V. mit der neuen Ladungslehre. Er ist wider die Fränklinische Meynung, ob er diese gleich §. 67. auf den bedingten Fall, als die allerwahrscheinlichste vorgetragen hat. Bey dieser neuen Lehre wird das Glas einer Ladungsflasche, so lange diese isolirt steht, als durchdringlich angenommen. Der Recensent ist eben dieser Meynung, nur erklärt er sich nachher die La-

dung anders. Der Verfaſſ. bedient ſich zur Erläuterung folgendes Beyſpiels. Wenn ich in ein Haarſieb Waſſer gieſſe; ſo lauft es durch, das Sieb iſt alſo für das Waſſer durchdringbar. Beſtreiche ich aber das Sieb mit einer dem Waſſer widerſtehenden Oehlfarbe; ſo wird es nicht mehr durchlaufen können: ohne dieſes Mittel wäre alſo das Sieb für das Waſſer immer durchdringbar geblieben. Nun ſchließt er: ſo unwahrſcheinlich es immer ſcheint, daß durch die Aufhebung der Iſolirung die Poren des Glaſes ſollten verſtopft worden ſeyn, ſo lehrt doch die Erfahrung, daß an der Verſtärkung eine Veränderung vorgegangen iſt. Von dieſer Veränderung muß demnach eine entgegenwirkende Materie Urſache ſeyn: eine Materie, die in ihrer Wirkung noch nicht recht bekannt war, ob man ſchon von ihrem Daſeyn, wiewohl nur dunkle Anzeigen hatte, ja man gab ihr auch ſchon den Namen negativ. Dieſe negative Elektricität iſt die Elektricität der Erde oder des feſten Landes. Und dieſe Kraft iſt die Urſache, daß durch ihre Gegenwirkung die Durchdringbarkeit der Flaſche aufgehoben iſt. Der V. glaubt einmal, die Erde gebe negative und der Ocean poſitive Elektricität. Wäre dieſes, und es fänden wirklich zwey Ströme ſtatt, ſo könnte keine Flaſche, deren äuſſere Belegung mit dem Ocean verbunden wäre, mit einer poſitiven Maſchine, und keine Flaſche, deren äuſſere Belegung mit der Erde Verbindung hätte, aus einer negativen Maſchine geladen werden, wovon doch das Gegentheil offenbar iſt. Wenn gleich der Recenſ. dem V. nicht allemal beyſtimmen kann: ſo muß er doch den Grad der Kenntniß bewundern, den ſich dieſer Künſtler, faſt ohne alle Beyhülfe, in dieſem Fache erworben hat; und der Eifer und unermüdete Fleiß, womit er ſeinen elektriſchen Apparat zur möglichſten Vollſtändigkeit zu bringen bemüht iſt, verdient nicht nur den Beyfall der Kenner, ſondern auch durch häufigen Abſatz, Aufmunterung und Belohnung.

Nl.

Leſebuch für Kinder aus der Naturgeſchichte. Leipzig, bey Hilſcher, 1781. gr. 8. Seiten 228.

Wieder ein Buch aus hundert andern zuſammen geſchrieben, und der Verf. hat nicht einmal Ordnung in ſeine Collectaneen gebracht, die doch in der N. G. ſo nothwendig iſt. Hie und da träumt er noch vom Salpeter, der ehemals überall

an

an allem Schuld seyn sollte." Von Meermenschen spricht er noch zweifelhaft. Das verderbt aber die ersten Begriffe der Kinder. Seine Beschreibungen von Kalk- und Gypssteinen S. 53 taugen nichts. S. 73 redet er noch von den Thieren im Schleim der Zähne, die doch längst widerlegt sind. Rec. kennt keinen sichern Zeugen für den Baum in Japan S. 84 der gar kein Wasser leiden soll. Auch zweifeln wir an den Aepfelbäumen, die nach S. 87 tausend Jahr alt seyn sollen. Wenn man doch einmal keine falsche Wunder in die hohe Natur hineintragen wollte! S. 125 würden wir das Zebrathier nicht Zebrapferd genannt haben. Nicht allemal hat der Verf. die bemerkenswürdigsten Dinge zusammen gedrängt.

Chr. Wilh. Jac. Gatterers **Breviarium Zoologiae.** *Pars I.* **Mammalia.** Gottingae, bey Dieterich, 1780. gr. 8. Seit. 227.

Das meiste ist freylich aus Linnee und Erxleben abgeschrieben, wiewohl der Verf. manches hinzugesetzt hat. Für die Nomenklatur der Thiere hat dies Buch manche Zusätze, und da müssen wir den Fleiß des jungen Mannes loben. Auch hat Hr. Eckard am Ende noch manche Synonymen angebracht. In den französischen Namen sind Druckfehler unbemerkt geblieben, z. B. Marçallia statt Marcassin. Ob aber in ein Breviarium alle Species aufgenommen werden müssen, das geben wir dem Verf. selber zu überlegen. Wer darüber lesen soll, übergeht doch die meisten, sonst werden die Zuhörer müde, und müßten ihre ganze Zeit auf N. S. wenden.

Tf.

Dr. Joseph Priestleys, Mitglieds der Königl. Großbrittanischen Gesellschaft der Wissenschaften, Versuche und Beobachtungen über verschiedene Theile der Naturlehre, nebst fortgesetzten Beobachtungen über die Luft. Aus dem Englischen. Mit einem Kupfer, Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1780. gr. 8. Seiten 387.

Prieſtley's Name, der jedem wahren Naturkundiger ſo lieb iſt, bürgt ſchon für den Werth dieſes neuen Beytrags zur vollkommneren Kenntniß der Natur. Die darinn erzählten Verſuche ſind von derſelben Genauigkeit und eben dem Werthe, als die bereits bekannten: und die Reichhaltigkeit der Materien, und der enge Raum, worinn wir, wegen ausländiſcher Schriften eingeſchränkt ſind, verſtatten uns nicht viel mehr, als die Aufſchriften der Verſuche anzuzeigen, damit derjenige, der das Werk noch nicht beſitzt, doch einigermaſſen wiſſe, was er darinn zu ſuchen habe. 1. Beobachtungen über die Salpeterſäure; nämlich über ihre Farbe. 2. Vom Salpeterſauren Dampfe. 3. Phänomene bey Auflöſung der Metalle in dieſer Säure. 4. Von den Veränderungen der Salpeterluft. 5. Anſchwängerungen des Waſſers mit den Dämpfen der Salpeterſäure. 6. Antiſeptiſche Kraft der Salpeterluft. 7. Vermiſchte Verſuche über eben dieſe Luft. 8. Von der Farbe der Seeſalzſäure. 9. Auflöſung der Erden in derſelben. 10. Würkung langdaurender Hitze auf den Salzgeiſt in verſiegelten Glasröhren; und 11. auf darinn aufgelößte Körper. 12. Entfärbung der Auflöſungen im Salzgeiſte. 13. Von der Vitriolſäure. 14. Von der flüchtigen Vitriolſäure, und deren Luft. 15. Von der Phosphorſäure. 16. Ueber das durch Schütteln hervorgebrachte Pulver von unreinem Queckſilber. 17. Schütteln des reinen Queckſilbers in Waſſer. 18. Würkungen des ſtarken Schüttelns auf Queckſilber. 19. Vom Weſen der dephlogiſtiſirten Luft. 20. Entbindung dieſer Luft aus mineraliſchen Körpern. 21. Von eben derſelben aus Vitriolſäuren und Eiſen; und 22. aus andern Metallen durch dieſelbe Säure; und 23. aus erdigten Subſtanzen. 24. Die Luft aus verſchiedenen Körpern durch Salzgeiſt. 25. Ueber dephlogiſtiſirte Luft. 26. Von der in der atmoſphäriſchen oder dephlogiſtiſirten Luft enthaltenen Erde als der Grundmiſchung dieſer Gattung. 27. Ueber die Verminderung der gemeinen Luft. 28. Verbeſſerung der Luft durch wachſende Pflanzen. 29. Von der, in den Blaſen des Meergraſes verſchloſſenen Luft. 30. Verſchluckung der Luft vom rauhen Weiderich. 31. Verhältniß des Pflanzenwachsthums in dephlogiſtiſirter Luft. 32. Wachsthum der Pflanzen, deren Blätter in feſter Luft, die Wurzeln in geſchwängertem Waſſer ſtehen. 33. Freywillige Entwickelung dephlogiſtiſirter Luft aus Waſſer. 34. Von der entzündbaren Luft. 35. Von der feſten Luft. 36. Verſuche mit Weinſteinrahm. 37. Ueber die, einer anhaltenden Hitze ausgeſetzten Körper. 38. Verſuche mit der

Elek-

Elektricität. 39. Vermischte Versuche. 40. Beyträge zu einigen der vorigen Versuche: nebst einem Anhange von Briefen an Pr. über die Luftgattungen und ihren medicinischen Gebrauch. — Nach Anzeige des Inhalts wollen wir zur Probe einige einzelne Bemerkungen herausheben. Starker und bleicher Salpetergeist wurde, in einer zugeschmolzenen Röhre in langer Hitze roth: grüner Salpetergeist wurde auch roth, aber nach der Abkühlung wieder grün. Der Salzgeist, mit Thon und Sand destillirt, war klar und völlig wie Wasser: die dunkle Farbe entstehe von der Auflösung einer Erde in derselben — die Salpeterdämpfe verwandelten das Vitriolöhl in schöne regelmäßige Federkrystalle unter einem Winkel von 166°. Jene Dämpfe ziehen daher das Wasser stärker an sich, als die Vitriolsäure. Bleyisches Queckſilber, in öfters erneuerter Luft geschüttelt, wird durch ein entstehendes schwarzes Pulver, auf die Art, eben so genau vom Bleye (auch vom Zinn) befreyt, als durch die Destillation. Reines Queckſilber, mit Wasser geschüttelt, giebt ein schwarzes Pulver, welches sogleich wieder in Kügelgen erscheint, als das Wasser abgedampft ist: mit heissem Wasser kann man jenes nicht hervorbringen: es scheint, aus einer Verbindung mit mehrerem Brennbaren entstanden zu seyn. — Doch, wir brechen wegen der Enge des, solchen ausländischen Schriften bestimmten, Raums ab; so gerne wir noch von Pr. merkwürdigen Beobachtungen redeten; die Uebersetzung ist recht gut.

Er.

Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. I. Band, mit Kupfern. 8. Berlin, 1780. im Verlage der Buchhandlung der Realschule, ohne Vorrede und Register, 415 Seiten.

Eigentlich eine Fortsetzung der Beschäftigungen, welche unsere Leser schon kennen, mit einer etwas veränderten Aufschrift, und in einem neuen Verlag. Innere Einrichtung und Werth sind noch eben dieselbige. In der Vorrede die inzwischen vorgefallenen Veränderungen in der Gesellschaft, öffentlicher Dank gegen ihre Beförderer und eine Liste der neuen Mitglieder: dann achtzehn Abhandlungen, die bey ihrem guten innern Gehalte noch sehr viel mehr gewinnen würden, wenn sich ihre Verfasser (das beuchchus wenigstens von den meisten so) sich bemühen wollten,

ſich kürzer auszudrücken, und bey ihren Leſern etwas mehr vorausſetzten. I. Naturgeſchichte des Rennhirſches von Hrn. Gr. Wilh. von Mellin. Sehr gut nach der Natur beſchrieben und gezeichnet, Hr. Gr. wünſchte, daß in Beſchreibungen der Thiere, die Jägerſprache eingeführet würde, und giebt hier ein Muſter darinn; wo es der allgemeinen verſtändlichen Sprache des gemeinen Lebens an paſſenden Ausdrücken und Redensarten fehlt, wollen wir ſeinen Wunſch billigen, aber wo dieſe reich genug iſt, können wir ihm nicht beyſtimmen; wir ſehen wenigſtens nicht ein, was Naturgeſchichte und menſchliche Kenntniſſe überhaupt dabey gewinnen, wenn man ſtatt Nahrung, Aeßung, ſtatt fett, feiſt, ſtatt Hoden, kurzes Wildpret, ſtatt Ruthe, Pinſel, u. dgl. ſchreibt; vielmehr muß dies dem Anfänger bey Erlernung der Wiſſenſchaft erſchweren, und wir glauben vielmehr, in ſolchen Fällen ſollte die Jägerey ihre Kunſtwörter mit den gewöhnlichen Ausdrücken vertauſchen, das männliche Thier heißt hier alſo Rennhirſch; das weibliche Rennthier: und das ganze Geſchlecht Rennwildpret; verdienen aber wohl die zahmen Heerden der Lappländer dieſen letztern Namen noch? Julius Cäſar und Gaſton Phöbus gedenken dieſes Thiers zuerſt, jener als eines Bewohners der Harzwälder, dieſer 1614. als eines in Frankreich einheimiſchen Thieres. Der Rennhirſch ſchärft das Gehörn ab, und ſetzt die Kolben auf, wie der Edelhirſch; und der Baſt an den Kolben des von Edward gezeichneten grönländiſchen Damhirſches iſt ſo wenig ein bleibender Charakter, als er es bey andern Rennhirſchen iſt. Der Rennhirſch hat unten an der Ruthe keine langen Haare, wie andere Arten dieſes Geſchlechts: ſein Kopf iſt länger und ſtärker, ſein Hals gerader ausgeſtreckt, ſeine Farbe im Winter ſchöner als im Sommer. Auch außerhalb ſeines dermaligen Vaterlandes iſt ihm das Rennthiermos ein Leckerbiſſen; er käut wider; die Lappländer verbeſſern die Race dadurch, daß ſie ihre Thiere von wilden Rennhirſchen beſchlagen laſſen. II. Beſchreibung des Müggelſees von J. E. Silberſchlag. Die ihn umgebende Hügel beſtehen aus einer Menge über einander geſtürzter Feldſteine. Hr. C. vermuthet, ſie ſeyen durch einen Auswurf aus der Erde zuſammengehäuft, und findet auch mehrere Craters in der Nähe; wir müſſen geſtehen, daß uns ſeine Beſchreibung nicht überzeugt hat. An der vorgeblich tiefſten Stelle iſt der See in dem niedrigſten Waſſerſtande 25 Schuhe tief: die Wanderung der Steine von einem Ufer zum andern; was davon wahr iſt, läßt ſich aus der Wirkung der Froſt erklären; ſo läßt ſich vielleicht

auch

auch die beobachtete immer zunehmende Entfernung gröſſer und schwerer Steine von der schwedischen Küste erklären, aus welcher man auf die Abnahme des Meerwassers schlieſſen wollte; auſſerordentliche Stürme treiben die See oft weit ins Land hinein, und so können auch Trümmern von Schiffen an den Klippen hängen geblieben seyn. Dr. Bloch's Anhang zu dieser Beschreibung des Müggelsees. Die in den benachbarten Hügeln gefundene Bruchstücke von Basalt können aus keinem Feuerspeyenden Berge entstanden seyn, da man keine Spur von dergleichen Veränderungen in den weiten märkischen Ebenen wahrnehme; dies scheint uns der Aeuſserung des Hrn. C. zu widersprechen; und doch wäre es immer möglich, da sie blos herbeygeschwemmt sind, daß sie in entfernten Gegenden einen solchen Ursprung gehabt hätten; allein höchst wahrscheinlich kommt ein groſser Theil dieser Trümmern von den hohen churſächsischen Gebirgen. Der Fischarar, der Mäusefalk, der groſse, mittlere, rothköpfichte und kleinste Neuntödter, der Fischreyher, die groſse und kleinste Rohrdommel, die Kriechente, die Winterhalbente, die Löffelente, der Pfeilschwanz, die Täuchergans, die weisse Mowe, die graue Fischmewe, eine Menge von Fischen, der Aal, Alant, Bersch, Bitterling, Bley, Karpfe, Sandöbel, die Güster und Giebel, der Gründling, Hecht, Kaulbarsch, Peizger, Rothauge, Steinbeisser, Schley, Stichling, Stint, Wels, die Karauschen, Pletze und Quappe, finden sich hier. III. Beschreibung einer sehr sonderbaren Seelaus vom Hemmerfisch von J. F. B. Herbst. Offenbar eine Art Schildfloh, in Fätrve; hier sehr ausführlich beschrieben und genau gezeichnet, nur Schade, daß sie schon einige Zeit im Weingeist aufbewahrt war. Sehr würde Hr. H. seine Verdienste um die Naturgeschichte vergröſsert haben, wenn er uns auch den Fisch, in welchem sie gefunden wird, nähet bestimmt hätte. IV. Nachricht von einem merkwürdigen Achat durch P. C. Klipstein, nebst einer Abbild. Pl. IV. Ein neues Beyspiel, daß Pflanzentheile, beynahe unverändert, wenigstens noch nichts weniger als verwandelt, in Achat eingeschlossen gefunden werden können. Gelegentlich gedenkt Hr. K. wirklich versteinter Buchekern. In diesem Achat waren nämlich Körper, wie kleine rothe Beeren, inwendig mit einem grünen Marke; sie zeigten auch im Feuer einen brenzlichten Geruch, gaben wirklich etwas brenzlichtes Oehl, verkohlten sich, glimmten im offenen Feuer und wurden zu Asche, verpufften mit Salpeter, gaben mit Glauberischem Wunderſalze Schwefelleber und offenbarten in der Asche Spuren vom Eisen. Hr. K. vermuthet, es

das enge Thal des Aurzen gelbrother Marmor, gefärbter Hornstein und Jaspis in Geschieben. Ueber dem andern Theil der Alpkette runde Stücke von Quarz durch eisenschüssige Erde zusammen gekittet, welche einige kleine Berge ausmachten: noch vor den letzten kärnthischen Bergen röthlichter, und weiß gefleckter mit Säuren aufbrausender Schiefer. Die kleinen Berge um den Vetterſee bestehen aus Ofenstein; der erste Hügel nahe bey Klagenfurt aus Thonschiefer, der als Baustein gebraucht wird. Die Berge auf der linken Seite der Drau sind kalkartig, auf der rechten bestehen sie aus einem Schiefer, der aus Quarz und Glimmer zusammengesetzt ist, zufälliger Weise auch erhärteten Thon, Serpentinstein, Kalkspat, Asbest, am seltensten Hornstein und Feldspath eingemischt hat, er kommt also mit dem Gestellsteine nahe überein. Bey Stockenvoje eine reiche aber nicht belegte Queckſilbergrube, wo derber und kristallinischer Zinnober, auch wohl gediegenes Queckſilber, meistens in Gestellstein bricht. Am Liesersus Schiefer, Porphyr, Granit, schupichter Basalt, auch Geschiebe von Geisberger und Würkstein (vielleicht Warkstein?) hier auch die österreichische Salbey. Gegen Salzburg grobkörniger Granit, den Hr. H. lieber Granitstein nennt. In Kärnten findet man, Zinn und Platina ausgenommen, Erze von allen Metallen, und vormals insbesondere war der Bergbau sehr im Gange. Hier sind die Eisenwerke, vornämlich diejenigen von Kremsbrücken beschrieben; im Aldenberge lose, auch erhärtete gelbe Ocher, Glaskopf, auch schwarzes und kleinspießiges Eisenerz, das schon roh vom Magnet angezogen wird, mehr stockweise hinter diesem Gebirge an den senkrechten Wänden Alpensalz; eine Abart der Rosenäpfel. Im Radelgraben Kupferkies und Quarz; das Gebirge zu beyden Seiten aus Schiefer und großen Granit. Zum Ofenstein wird in Gmünden dunkelgrüner Serpentinstein mit Asbest gebraucht, der, wie in einem Gang bricht, und fünf und mehrerer Lachter mächtig ist, und Bergleder, Bergpapier, Bergflachs, unreifen Asbest, Glasamianth, auch wohl faßrichten Schörl in sich eingeschlossen hat: Hier mehrere Arten des Habichtkrautes, des Hauslaubs, der fetten Henne und der Kreuzpflanze. In den Klüften dieses Gebirgs. Gipsspat, Speckstein und grüner gewundener Glimmer, auch Lavezstein, nicht weit davon Kräuterschiefer, und im Thale weisblauen Quarz in Lagen. Bey Möhlbrücken weisgrauer Quarz mit Glimmer oder feinschupichtem Schörl. Bey Maylach milchweisse Quarzfelsen mit großen schwarzen Basaltkristallen. Bey Oberwelach kaum noch Spuren des alten höchst

wichti-

wichtigen Bergbaus, den die Religionsveränderung zerstört hatte. Bey Fragant Quarzschiefer, und im Schiefergebirge Kupfergruben, in welchen Kupferkies mit Quarz vermengt, Kupferbräune, Kupfergrün, grau Kupfererz in Quarz oder weissem Spat bricht, auch gewinnt man hier Cementkupfer, und findet einen Kieselschiefer, in welchem, ausser fein eingesprengten Kupferkies, gedoppelte vierseitige Pyramiden eines von dem Magneten roh angezogenen Eisenerzes höchstens von der Grösse einer Erbse sitzen. Die Gebirge um den Erzberg aus weislichtem Granit, Quarzschiefer und Serpentinstein, und in dieser Gegend Quarz mit Glimmerstreifen; vieler weisser Glimmer, und auf der Anhöhe Gips. Im Gaaden spatartiger Kalkstein mit Quarz vermischt ohne Versteinerungen. Von da nach dem Geilthal zu feinkörniger Granit in Pyramidengestalt; von da gegen Abend in das Gebirge Tuff- und Serpentinstein. Der Sonnenblick weisser Granit auf Felsschiefer aufsitzend; hier auch einige seltene Gewächse, welche Hr. H. angemerkt hat. Die Eisberge oder Kees aus groben Granit. Die Goldzech, die Art, wie sie gebauet wird, die Lebensart der Bergleute. Die Erze, Gold- und Silberhaltiger Kupferkies mit Quarz und Glimmer, gediegenes Gold, Goldkies, silberhaltiger Giftkies, güldischer Silberhaltender Bleyglanz, auch Eisenspath brechen hier, vornämlich in Quarz, dessen Hängendes und Liegendes Felsschiefer und Granit sind. Spatartiger Quarz, der, wie Hr. H. deutlich zeigt, vom blättrichten sehr wohl zu unterscheiden ist, auch grauer Hornstein, Gips und Kalkspat. Die Klüfte in den Eisbergen laufen auch hier meistens wellenförmig oder nach scharfen Winkeln. Auf dem Seebüchne Quarzkristallen mit eingeschlossenem Kies (oder vielleicht ohne Schörl —), nadeln, auch sehr beugsamer Amianth. Bey Heiligblut schaaligter Serpentinstein; am Ursprung des Möhls die untere Berge aus Serpentinstein und Felsschiefer; welche auch näher bey dem Klokner oft abwechselnd mit einander vorkommen. Auf dem hohen Klokner Lämmergeyer, die bey Nacht selbst Menschen zu Boden oder in die Klüfte schlagen sollen. In den Klüften Schneidestein mit grobem Kies auch Kalkspatwürfeln. Der Sackzug, dessen sich die Bergleute in diesen Gegenden bedienen. Bey dem Jungfernsprung, einem Wasserfall von 30 Lachtern, Serpentinstein unter Granit und Feldschiefer, und eine halbe Stunde davon unreiner glimmerichter Kalkstein, der als Bausteine gebraucht wird. Bey Iselberg Granit, Quarzschiefer, Marksteine, Serpentinstein, russisches Glas. Bayrischer Gra-

nit

Pr. Kölpin. Bey dem Eröffnen des Unterleibs zeigte sich seiner ganzen Länge und Breite nach das Netz von außerordentlicher Größe, Dicke und Härte voll Blasenwürmer. Unter XIX. folgen kurze Nachrichten und Auszüge aus Briefen, unter welchen die Geschichte einer Zwergfamilie von Dr. Kühn, und die Abdominalconception einer trächtigen Häsin von Hrn. Pr. Götze sehr merkwürdig sind. Aus einem Briefe des Hrn. Chemnitz wird es wahrscheinlich, daß Zeolith und Chalcedon nahe mit einander verwandt sind. Sollte die Natur bey Erzeugung des letztern immer einen Weg gehn? geht sie nur einen, so scheint uns Hrn. Cappels Erklärung mehr für sich zu haben. Hr. von Schrank berichtet, der bayrische Schwarzwuterl seye nur die Brut der Salblinge. Der Weisfisch (layaretus) komme auch in Bayern, und die blutige Cikade insbesondere um Burghausen vor. Bey Erpßneudorf in der Grafschaft Schaumburg, Schwefelgruben, von Hrn. Göze beschrieben, mit einer Zergliederung von Hrn. Andreä, die uns besser gefallen hat, als die übrigen in dem Felsen, woraus sie kommen. Asphalt und Schwefelkies in dieser Gegend. Kristalläpfel mit Kalkspatkristallen; daß diese auch Glas schneiden sollen, ist wohl ein Versehen. Hr. L. Brückmann erklärt die französischen Sandsteinkristallen, für Feldspat und den Avanturino für Quarz, in welchen feiner sehr glänzender Eisenglimmer eingesprengt ist. Zuletzt die Lebensgeschichte der Herren Zückert, Müller und von Zanthier. Den Correktor bitten wir bey der Fortsetzung um mehr Aufmerksamkeit.

Vom Regenbogenachat, den der Verfasser dieses Briefes zuerst an die Pariser Akademie, in einer ihrer ordentlichen Versammlungen des Jahres 1777 persönlich bekannt gemacht hat, an Hrn. C. E. Pabst von Ohayn, nebst einer ausgemahlten Kupfertafel. Hamburg, bey Reuß, 23 Seiten in 4.

Ein halbdurchsichtiger Achat, in der Mitte zwischen weisslichten und undurchsichtigen Lagen mit durchscheinenden Adern, welche gegen das Licht gehalten mit den lebhaftesten Regenbogenfarben spielen, in den Pariſischen Naturalienſammlungen nur einzeln, in den königlichen und in des Herzogs von Rochefaucauld, findet sich, wiewohl auch da äußerst selten, in den chur-

churpfälziſchen Agatbrüchen bey Oberkirchen und Freſen; von nämlich wechſeln Roth und Grün darinn ab: dieſer klare Streifen hatte eine Kristallisirung, und beſteht aus vielen in einander kriſtalliſirten Körperchen. Dies erzählt der V. vielleicht für manchen Leſer etwas zu weitſchweifig, der ihm für die artige Entdeckung ſelbſt Dank wiſſen wird.

It.

Franz von Paula Schrank über die Weiſe die Naturgeſchichte zu ſtudiren. Eine Vorleſung. Regensburg, 1780. bey Montag, 8. S. 39.

Mit einem edlen Eifer empfiehlt der Hr. V. ſeinen Landsleuten die Naturgeſchichte, verweiſet ſie dabey auf die Natur ſelbſt, vertheidigt die Vorzüge des Syſtems gegen ſeine Verächter, warnt ſie vor den Abwegen, auf welche viele Anfänger gerathen, und zeigt ihnen, wie ſie die wahre Abſicht des ächten Naturforſchers am ſicherſten erreichen können. Eine Bibliothek der Naturgeſchichte hätten wir doch nicht als eine Erfindung des Hrn. Archid. Schröter angerühmt hier erwartet.

Ib.

10. Geſchichte, Erdbeſchreibung, Diplomatik.

Topographie des Herzoglich Sachſen-Coburg-Meiningiſchen Antheils an dem Herzogthum Koburg, nebſt einer geographiſchen Charte dieſes Landes (Antheils) und einigen wichtigen noch nie gedruckten Dokumenten, zwiſchen Sachſen und Bamberg, von 1417, 1651. und 1608. Sonnenberg, 1781, auf Koſten des Verfaſſers, 1 Alphabet 5 Bogen, nebſt 12 Bogen Vorrede und Beylagen in 4.

Mit einem Vergnügen, das wir mit jedem Liebhaber geographiſcher und ſtatiſtiſcher Nachrichten, bey Erweiterung

ihrer geographischen Kenntnisse gemein zu haben glauben, machen wir unsern Lesern in dieser Topographie, eines bisher nur wenig bekannt gewesenen Ländchens, einen neuen schätzbaren Beytrag zur Berichtigung unsrer deutschen Erdbeschreibung bekannt. Der Verf. derselben ist der S. Meiningische Obristlieutenant, Hr. Christian Friedr. Keßler von Sprengseysen, in Sonneberg, ein Mann, der seine Muße nicht rühmlicher als auf diese Art anwenden konnte, und dessen Stande man übrigens leicht einige kleine Besonderheiten des Ausdrucks, sonderlich in der Vorrede, zu gute hält, so wie man, überzeugt von seinem Fleiß, bey Aufsammlung so vieler nutzbaren Nachrichten, das wenige, wo die Neugierde des Lesers noch mehr zu wissen verlangt, nicht dem Mangel seines guten Willens anrechnen wird.

Nach dem Tode Ernsts des Frommen wurden aus der seit Jahrhunderten mit dem Hause Sachsen verbunden gewesenen Pflege Coburg, zwey Erbtheile zweyer von seinen sieben Söhnen, Albrechts und Ernsts gemacht, so daß jener der Stifter der Neuenburgischen, dieser, der Hildburghausischen Linie ward. Albrecht aber starb bereits 1699 ohne Erben: daher wurden seine Lande bis 1715, von dem ganzen Gothaischen Gesammthause, bis 1735 aber, nach anderweiter Abfindung des Hauses Gotha und Hildburghausen, nur von Meinungen und Salfeld gemeinschaftlich besessen. Im Jahr 1735 erfolgte unter beyden die provisorische Theilung, nach der Sachs. Meinungen, die Aemter Sonnenberg, Neustadt (an der Heyde) Neuenhaus, und die Kammergüter, Kalenberg und Gauerstadt, bekam; 1742 aber durch ein Kaiserliches Conclusum von Sachs. Salfeld aus dem Besitz von Neustadt verdrängt wurde, so daß es itzt, außer den itzt eben erwähnten Aemtern und Kammergütern, noch das 1723 von Hildburghausen eingetauschte Amt Schalkau, und das 1729 von denen von Schaumberg erkaufte Gericht Rauenstein im Fürstenthum Coburg besitzt; (nicht gar genau nennt es der Verf. auf dem Titel, Herzogthum Coburg; denn wenn gleich Herzoge zu Sachsen es besitzen, so ist das Land doch kein Herzogthum, so wenig Anspach und Bayreuth Markgrafthümer sind, weil sie Markgrafen gehören: auf der beygefügten Karte nennt es der Verf. selbst Fürstenthum.) Und diese Aemter und Ortschaften werden nun auch das Meiningische Oberland genannt, zum Unterscheid der eigentlichen Meiningischen Lande, die eigentlich ein Theil der Grafschaft Henneberg sind. Dies mußten wir

gleich-

gleichſam zur Einleitung voraus ſchicken, und es iſt zugleich ein Auszug des erſten Kapitels, von der Erbfolge der Durchl. Regenten des Herzogthums Coburg. (Eigentlich aber hat der V. die verſchiedenen Abſätze ſeines Werks gar nicht nach Zahlen und Kapiteln geordnet, ſondern nur nach ihrem Inhalt rubricirt.) Nun folgt

Eine ſtatiſtiſche (und phyſikaliſche) Beſchreibung dieſes Sachſ. Meinung. Antheils von Coburg. Es beträgt vier geographiſche Quadratmeilen. (Ueber die Art, wie der Verf. dieſes Maß gefunden, ob durch geometriſche Meſſung, oder ohngefähre Schätzung, oder durch Zertheilung ſeiner Charte nach dem Quadrat ſeines Meilenmaſſes, darüber erklärt er ſich nicht. Unangenehm aber iſt es, daß ſeine Charte am Rande weder mit den Minuten des Grades der Länge noch der Breite, verſehen iſt, in den es einfällt.) Von dieſen vier Quadratmeilen könne man 1½ zu Ackerbau und Wieswachs, die übrigen aber zu Waldungen rechnen. Sie enthalten 2 Städte, Sonnenberg und Schalkau; 4 Marktflecken, Oberlind, Heinersdorf, Steinheid und Neuenhaus, und 70 Dörfer ohne die einzelnen Höfe, Fabrikhäuſer und Mühlen, 2193 Wohnhäuſer, 12988 Seelen, (nach einer würklichen 1779 vorgenommenen Volkszählung;) 8500 Stück Rindvieh und 147 Pferde. Dieſe Bevölkerung, nämlich 13000 Menſchen auf vier Quadratmeilen, und folglich 3247 Seelen auf eine Quadratmeile, meynt der Verf. übertreffe die Volksmenge aller ihm bekannten Länder, und vergleicht ſie zu dem Ende mit der Volkszahl in vielen deutſchen Ländern (die ſtärkſte iſt ihm die von Magdeburg, wo 2859 auf eine Quadratmeile kommen) im Elſaß, in der Lauſitz und in Frankreich, die insgeſammt weit unter dieſer Zahl ſtehen. Aber beſſer hätte wohl der Verf. gethan, wenn er die Bevölkerung ſeines Landes, mit den ihm näher angränzenden Ländern, im Coburgiſchen Antheil, im Herzogthum Meinungen oder im Hennebergiſchen hätte vergleichen können. Im Herzogthum Gotha iſt z. E. die Bevölkerung ebenfalls auf eine Quadratmeile über 3000 Menſchen ſtark; und der Churſächſiſche Antheil von Henneberg z. E. enthält ſicher in 6 Quadratmeilen 20000 Menſchen, und folglich kommen da auf eine Quadratmeile über 3300 Menſchen, und alſo noch mehr als in dem Meiningiſchen Oberland. Es hat aber auch wegen der Waldörter und vielen Hammerwerke mit dieſem viele Aehnlichkeit: auf jene rechnet der Verf. in Anſehung der mehreren Betriebſamkeit in Holz- und Fabrikarbeiten hierbey mehr als auf Orte, die blos vom Feldbau leben; und an Orten, wo viele Hammerwerke ſind, hat

der Rec. immer die meisten Kinder gefunden. Der Verf. führt würklich einige ganz besondere Beyspiele der Fruchtbarkeit seines Landes an. (In einem Dorfe, Steinach, das binnen 100 Jahren mehr als versechsfältigt seyn soll, zeugten 3 Brüder, Vogel, mit 4 Weibern 71 Kinder, und drey Leuthäuser, (Vater, Bruder und Sohn) jeder mit 2 Weibern, 67 Kinder. Ein Pfarrer zu Muppen ward ein Vater von 29, und ein Wagner, Eckstein, von 26 Kindern. Und doch ist im Ganzen genommen, die Sterblichkeit wegen der hohen, und den Nord- und Ostwinden offnen Lage der meisten Orte größer; denn in den wenigen Orten, die vor diesen Winden gedeckt sind, stirbt nur der 38ste oder 40ste Mensch. Die Hauptnahrung der Inwohner besteht in Manufakturwaaren, die den Sonnenberger Handel ausmachen, in Fabriken und Viehzucht. Die Sonnenberger Handlung wird getrieben mit Spiegeln und Spiegelrahmen von allen möglichen Sorten, mit allerley Holzarbeiten, als Schachteln, Kästchen, Sprützen und Spielsachen aller Art, mit Spielsachen, so aus Holz und Teig zusammen gesetzt werden, Nägeln, sonderlich für Sattler, Wetzsteinen und andern Fabrikaten des Landes. Die Fabriken bestehen aus einer Berlinerblaufabrik, Eisenfabriken, wohin 3 Hammerwerke und so viele hohe Oefen, und drey Weißblechwerke gehören, Farberdenfabrik, Glashütten, (auch hier finden wir die Bemerkung bestätigt, die auch andre gemacht haben, daß die Glashütten am Ausgang des Thüringer Waldes itzt weit weniger Abgang haben als ehemals, und nach und nach eingehen, seitdem dergleichen im Preußischen und selbst in Rußland sind errichtet worden, und die Holzabgaben für die Herrschaft, und andre Materialien im Preise steigen.) Mermel- oder Schüsserfabrik (sie verfertigt kleine marmorne Kugeln, die von Kindern zum Spielen gebraucht werden, theils aber auch über Holland und England zu Millionen nach Ost- und Westindien versandt werden) Die Porzellanfabrik zu Limbach, die von einem Glasfabrikanten, Greiner, nach dem Verfall seines ersten Gewerbes, mit so gutem Glück errichtet worden ist, daß das Limbacher Porzellan an Aehnlichkeit des Meißnischen die meisten andern, an Wohlfeilheit der Preise aber sicher alle andre übertrifft. Das Dutzend blau und weisse gehenkelte und gereifte Tassen wird hier zu 1 Thlr. 16 Ggr. und eine große Kaffeekanne zu 20 Ggr. verkauft. Das meiste wird für Bestellungen nach Rußland und den Norden gearbeitet. Die Spiegelfabrik zu Sonnenberg, und ein Vitriolwerk. Sonst hatte das Land Silber- und Goldberg-

bergwerke, sonderlich in der ehemaligen Bergstadt Steinheide, auch verschiedene Goldwäschen; von 1576 bis 1590 sind 7 Centner oder 150 Mark Goldes gewonnen worden. In den darauf folgenden Kriegsunruhen aber, und besonders 1633, sind die Werke zerstört worden; die Spuren von den Stollen und Schächten aber noch vorhanden, und nach den darüber erstatteten Berichten noch bauwürdig. Und seit dem Verfall des Bergbaues ist die ehemalige Bergstadt Steinheid zu einem armen Flecken herabgesunken. Kupfererze zeigen sich noch hie und da am Tage, auch giebt es bleyhaltige Gänge, auf beyde aber wird nicht gebaut. Hingegen giebt es Eisensteingruben in Menge. Sie würden hinreichend seyn, alle inländische Hammerwerke damit zu versehen; man versetzt sie aber doch mit fremden Eisensteinen, um das Eisen zu den besten Blechen taugsicher zu machen. Vermuthlich sind das Lamsdorfer Steine; in welcher Proportion aber dieser Zusatz geschieht, sagt der Verf. nicht. Nutzbare Steinarten. Es giebt hie und da die herrlichsten Marmorlagen von allerhand Farben und Komposition, eine sehr gute Sorte von Wetzsteinen, Schieferbrüche, woraus die Schiefertafeln gemacht werden, wovon jährlich viele Tausend durch ganz Europa versandt werden, die kleinen Abgänge, so keine Tafeln geben, werden zu Dachschiefern zugerichtet. Der Sonnenberger Schiefer aber hat vor andern den Vorzug, daß er kein Salz und keinen Schwefelkies enthält, der durch Luft und Wasser aufgelöst die Nägel anfrißt; auch ins Feuer geworfen, springt er nicht, welches bey Feuersbrünsten von großem Vortheil ist. Vorzüglich eigen ist den Sonnenbergern ein Griffelbruch, so daß auch für die anderwärts verfertigte Schiefertafeln die Griffel von hier aus bezogen werden müssen. Es wird nämlich dazu ein aus dem feinsten Staube zusammen gesetzter Stein erfodert, so daß man ohne Risse auf die Tafeln schreiben kann. Er muß, wenn er gebrochen worden, vor dem Austrocknen in feuchten Kellern verwahrt werden, dann wird er wie Holz gespalten, und erhält durchs Schaben die Gestalt des Griffels. Er läßt sich auch drechseln und aufs feinste bearbeiten. Eine Art von Sandsteinen, die im stärksten Feuer weder schmelzen noch verbrennen, werden 20 Meilen weit verführt. Auf den obersten Schichten der Kalkgebirge giebt es versteinerte Seegewächse und Versteinerungen von Blättern und allerhand Landgewächsen. Ein ganz vorzüglicher Stein, den Kupferstecher, Juweliere und Uhrmacher zu Schärfung ihrer Werkzeuge brauchen, ist der Hüfftenberger Stein, davon ein

Stück von 12 Zoll ins Gevierte zu 4 Thlr. verkauft wird. Beyspiele unterirrdischer Höhlen (die Luck und Otto nicht kennen) und Flüsse. Im Flusse Steinach, wo ehemals Gold gewaschen worden, findet man Perlen.

Beschreibung der zur Landesverwaltung gehörigen Bedienungen und Aemter. Die 3 Aemter des Landes sind 1771 einem Oberamt untergeordnet worden. Das herrschaftliche Forstwesen, das auf 50000 Acker Waldung enthält, wird von einem Oberforstmeister und eilf Forstbedienten besorgt. Hier konnte man erwarten, daß der Verf. zum Schluß seiner Statistik auch etwas von dem Betrag der Herrschaftlichen Einkünfte und den Quellen derselben, ingleichen von der Steuerhandlung des Landes, sagen würde; allein, es hat vermuthlich nicht in seiner Freyheit gestanden, auch hierin seine Topographie vollständig zu machen. Nur bey der Amtskastnerey in Sonnenberg erwähnt der Verf., daß die Forsteinnahme, wir wissen nicht, ob im ganzen Land, oder nur im Amte Sonnenberg, in manchen Jahren 30000 Gulden Fränk. betragen habe. Unsers Wissens sollen sie itzt zwischen 60 und 70000 Gulden Fränk. abwerfen. Alte Schlösser: Sonnenberg, Neuenhauß, Schaumberg, Rauenstein, alle zerstört; etwas von der Schaumbergischen Familie. Herzogliche Kammergüter: Kallenberg, auf einem hohen Berg, das ehemalige Stammhaus der Grafen von Callenberg zu Muska; Gauerstadt, so eigentlich aus drey heimgefallenen adelichen Gütern besteht, Eichberg, Schaumberg und Rauenstein, von welchen allen doch billig, die Pachtpreise hätten angegeben werden können. Rittergüter; Niederlind, denen von Erfa gehörig, Oberlind, Kemmate, Almerswind, Effelder, ein Chatoulgut des Herzogs von Gotha, Ehmes und Katzberg. Wir kommen nun zur eigentlichen Topographie selbst. Der Verf. fängt sie mit dem nun abgerissenen Amte Neustadt an, welches wir aber als nicht hieher gehörig, übergehen: es besteht aus 35 Ortschaften. Bey Sonnenberg wird die Breite 50°, 35', und die Länge 28°, 50', angegeben. Der Ort ist seit 100 Jahren mit hundert Häusern angewachsen, enthält 248 Wohngebäude und 1757 Seelen. Unter dem Verzeichniß der Professionisten finden wir 7 Drechsler, die größtentheils Spielsachen verfertigen, 5 Guckuckmacher, 8 Schiefertafelmacher, und 11 Schiefergriffelmacher, 19 Wißmuthmahler, zu Malung der hölzernen Sachen und Spielereyen. Der Handel des Orts geht, außer den gewöhnlichen Messen, nach

England,

England, Holland, Frankreich, Spanien, Preußen, den Nordischen Reichen und nach Amerika, und beträgt jährlich 84000 Thlr.; mit dem Ertrag der Hammerwerke aber, der Porzellan- Glas- Spiegelfabricken, dem Leder- Vieh- Woll- und Butterhandel, u. s. w. auf 166000 Rthlr. Die Waaren, die jährlich aus der Stadt gehen, betragen über 16000 Centner. In Frankfurt haben die Sonnenberger Kaufleute besondere Freyheiten; müssen aber dafür jede Messe im Römer etwas von ihrer Waare abgeben, z. E. 3 Dutzend hölzerne Teller, so viel Kochlöffel, drey Packt Weinhähne, u. s. w. Sie waren sonst in dem alleinigen Besitz des Flintenstreithandels, der aber itzt nicht viel mehr zu sagen hat, da ihn Frankreich größtentheils an sich gerissen. Der von Uttenhofische hohe Ofen zu Augustenthal schmelzt jährlich 2250 Centner Eisen, wovon 1000 Centner Zähneisen, eben so viel Schieneisen und 250 Centner gegossene Arbeit verkauft werden. Der Gußkopfische hohe Ofen aber zu Obersteinach, liefert 3000 (ehemals 12000) Centner Eisen, und darunter 150 Centn. Gußwerk, 1100 Centn. Bleche, 1180 Centn. Stabeisen, und 650 Centn. Zähneisen.

Die Glashütte zu Glückthal, eine neue Schöpfung seit 1737. versendet über Hamburg und Holland, nach Portugall, Spanien, und nach der Türkey, jährlich für 16000 Rthlr. Glas, doch wegen der Theurung der Pottasche mit geringem Vortheil. In den meisten Waldorten des Amtes Sonnenberg beschäftigen sich die Inwohner den Sommer über mit Holzhauen und Kohlenbrennen, (denn sie selbst haben nur sehr wenigen Feldbau) und arbeiten im Winter Sonnenberger Handelswaaren, unter andern auch dünne Brettchen für seidene Zeuge und Band, wie auch Buchbinder- Degenscheid- und Schusterspähne und Siebläufte. Im Amte Schalkau ist der Feldbau stärker, neben welchem die Inwohner doch auch Sonnenberger Arbeit verfertigen. Das Gericht Rauenstein war ehemals ein 1350 gestiftetes, der Familie von Schaumberg gehörendes Burgfriedgut, und wurde nach 1688 aufgehobenem Burgfrieden dem letzten Besitzer von Sachs. Meinungen abgekauft, und die vorher dazu gehörenden Stücke nach und nach wieder damit vereinigt, und wird durch einen eignen Beamten verwaltet. Bey der Topographie dieses Gerichtes wird eines Berges erwähnt, der aus dünnen Kalkflözen bestehe, welche aber nicht, wie sonst, parallel liegen, sondern fast senkrecht einstürzen. Nun folgen Biographien der Geistlichen des Landes seit der Meinungischen Oberherrschaft. Wir merken daraus nur an,

faßte unter zwey Inspektionen, unter die Adjunktur Sonnenberg (der itzig. Adjunkt ist Vater des Kielischen Rechtslehrers Musäus) und Superintendur Schalkau, vertheilt sind. Zur ersten gehören, außer dem Caplanat zu Sonnenberg, und drey eingepfarrten Dorfschaften, 7 Pfarreyen, nämlich Oberlind, mit 11 eingepfarrten Dorfschaften, Judenbach; Helmersdorf, Steinheid, Steinach, ein Dorf von 1072 Seelen, Neuenhaus und Schirschnitz, (in dem ersten Ort ist die Kirche, in dem zweyten die Pfarrwohnung,) und Gefell, welche aber von dem Koburgschen Pfarrer zu Mupperm besorgt wird. Unter die Superintendur Schalkau (der Ort selbst hat 117 Wohnhäuser und 638 Seelen, und 11 Orte sind eingepfarret) gehören die Parochien Effelder und Mengersgereuth.

Wir kommen nun zu den Beylagen. Sie bestehen 1) aus einem überaus mühsamen und musterhaften Regiſter über die Einwohner und Wohnhäuser der gesammten oberländischen Orte, in 6 Columnen, nach den Aemtern, Namen der Orte, Zahl der Erwachsenen und Kinder, Totalzahl, und Wohnhäusern. Wir setzen die Zusammenzählung her:

A. Sonnenb. hat	37	Ortsch.	5454	Erwachs.	2837	Kind.	1376	Whnh.
A. Neuenh.	— 18	—	744	—	310	—	200	—
A. Schalkau	— 36	—	2192	—	1011	—	536	—
P. Rauenst.	— 6	—	299	—	141	—	81	—
Totalsumme	97			12988			2193	

2) Herzog Wilhelm des Tapfern (eines Bruders des Churfürst Friedrichs des Sanftmüthigen) dreyen Bürgern zu Nürnberg ertheiltes Privilegium über eine bey Judenbach zu erbauende Schmelz- und Seigerhütte von 1462, wobey sich ein Abt zu St. Aegid. in Nürnberg als Zeuge unterschrieben. 3) Fragment eines unter der Regierung Herz. Albrechts erstatteten Grubenberichts, vom Ende des vorigen Jahrhunderts. 4. 5) Zwey Reſcripte Herzog Friedrich Wilhelms von Altenburg, den Landausschuß betreffend, vom Jahr 1650. 6) Eine Sonnenberger Compagnieliste von 1653. 7) Ein vom Cardinal von Schaumberg, Bischoffen zu Augsburg, der Kirche zu Rauenstein 1453 ertheilten Ablaßbrief, der ihm in einem Jahr, einer angehängten Nachricht zufolge 20000 Gülden eingetragen haben soll. 8) Fragment einer Urkunde, das zu Sonnenberg gehörende, am Judenbacher Berg liegende, Giechhaus betreffend. 9) Waarenbestellungen nach Sonnenberg aus England und Rußland, z. E. aus Petersburg werden verlangt, 1000

Dutzend

Dutzend blau und weisse Tassen auf Dresdner Art, 4000 Stück Schiefertafeln, 50000 Griffel dazu, 100 Dutzend gemachte Stukke, 50000 ord. Flintensteine, 1100 Dutzend Spiegel ꝛc. alle Sorten musikalischer Instrumente; für London aber 200 Dutzend große und kleine Schiefertafeln, 100000 große und kleine Griffel, viele hundert Satz gemalte und ungemalte Schachteln und Schubladen, Würzladen, Apotheker Schachteln, 5000 Pack Bilderschachteln, 3000 Dutzend Pfeifen, 300 Dutzend Drechslerspielwaaren ꝛc. 10) Receß zwischen dem Cob. Amt Neustadt und dem Schwarzburg. Amt Königsee, wegen gegenseitiger Umpfarrung einiger dem andern Theile näher liegenden Ortschaften. Die schwarzburgischen Orte Alzbach und Scheibe sollen nach Steinheide, und das Meinungische Dorf Engelshieb nach dem schwarzburgischen Neuhaus pfarren. 11) Statuten der ehemaligen Bergstadt Steinheid. Wir empfehlen sie Liebhabern von Provinzialrechten zum Durchlesen: sie werden manche merkwürdige Verordnung darinn finden. 12 — 14) Berichte von dem Steinheider Bergwerken von 1672, 1719 und 1723. Sie bezeugen insgesamt, daß man daselbst auf Gold bauen könne. 15) Auszug aus dem Amtserbbuch der Gortsmannschen Familie, der der Churfürst Joh. Friedr. der Großen das Gericht Neuhaus geschenkt hatte, den Flecken Neuhaus betreffend von 1562. 16) Receß zwischen Markgraf Friedrich dem Strengen und dem von Schaumberg der Gränzirrungen halber von 1378. 17) Grenzbeziehung des Gerichts Schalkau von 1554 nebst Auszügen eines andern mit denen von Schaumberg errichteten Recesses von 1710. 18) Von Uttenhofischen Familiennachrichten, weil der meinungische Kammerrath von Uttenhofen Besitzer zweyer wichtigen Hammerwerke und eines hohen Ofens zu Augustenthal und Schwarzwald ist. Der Nachtrag einiger wichtigen und noch nie gedruckten Dokumenten zwischen Sachsen und Bamberg zur sächsischen Diplomatik gehörig, enthält drey zwischen Sachsen und Bamberg, über einige Grenzirrungen unter den angegebnen Jahren errichtete Recesse. Angehängt ist endlich noch des Sonnenbergischen Physicus, Hr. D. Schützens Beschreibung eines in der Stadt Sonnenberg quellenden Gesundbrunnens. Dieser in einem Garten zu Sonnenberg armsdick quellende Brunnen sollte durch Röhren in einen Brunnenkasten geleitet werden und zu allgemeinem Gebrauch dienen, daher mußte ihn der V. untersuchen, und da fand er, daß er zu einem gemeinen Stadtbrunnen nicht dienlich, sondern vielmehr ein Sauer- oder Gesund-

brunnen sey, weil er die Milch im Kochen gerinnen machte, Hülsenfrüchte nicht weich kocht, laxirt und einen bläsigten Ausschlag und bey einigen gar die Krätze hervortreibt, auch nie Brunnensalz und alkalische Erde hinterläßt. Hr. Sch. beschreibt dem ferner die mit ihm gemachten Versuche und giebt zu seinen Bestandtheilen subtiles leichtes Wasser, fixe Luft, einen sehr flüchtigen Schwefelgeist, und zarten Eisenvitriol an; wünscht daß er gefaßt werden möge und thut Vorschläge zu seinem medicinischen Gebrauch.

Ein jeder, der gegen die Vervollständigung seiner geographischen und statistischen Kenntnisse von seinem deutschen Vaterlande nicht gleichgültig ist, wird dem Hrn. V. für seine Mühe danken und ihm wünschen, daß sie ihn durch Abgang der auf eigne Kosten besorgten Ausgabe belohnt, und er selbst dadurch in Stand möge gesetzt werden, durch eine neue Auflage bald seinem nutzbaren Werke eine noch größere Vollkommenheit zu geben.

Ag.

Joh. Bernoulli's Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preussen, Curland, Rußland und Pohlen, in den Jahren 1777 und 1778. Vierter Band. Leipzig, bey Fritsch. 1780. 8. 291 Seiten. Fünfter Band. 252 S. Sechster Band. 298 Seiten nebst einem Register.

Der V. endigt seine Reisebeschreibung mit dem sechsten Bande, der seine Rückreise von Petersburg über Mietau und Warschau nach Berlin enthält. Wir finden auch die vor uns liegenden Theile eben so reichhaltig, oder vielmehr wegen der größern Merkwürdigkeit der jetzt bereisten Oerter noch reichhaltiger, als die vorhergehenden, und eben die angenehme Abwechslung der Materien. Ein am Ende angehängtes Register über alle sechs Theile, das zwar wohl etwas vollständiger seyn könnte, vermehrt sehr den Gebrauch des Werks.

Wir verlassen unsern Reisenden am Ende des dritten Bandes bey seiner Ankunft in Petersburg. Den 27sten Julius 1778., als den Tag nach der Ankunft, wendete er an, um von der Ermüdung auszuruhen, vorläufig allgemeine Nachri-

richten von dieser Residenzstadt einzuziehen, und die von ihr handelnden Schriften kennen zu lernen. Die älteste Beschreibung dieser noch so neuen Stadt ist von 1713, und auf diese folgte eine andre von 1718. Beyde sind des abgeschmackten Styls ungeachtet noch sehr lesenswerth, und merkwürdig wegen des Kontrastes des damaligen Zustandes der Stadt mit dem jetzigen. Die umständlichste Beschreibung der Stadt ist vom Kollegienassessor Theod. Polunin, und steht in des Hrn. Staatsr. Müllers verbesserten und 1773. herausgegebenen geographischen Lexicon von Rußland. Sie ist russisch geschrieben, und bis jetzt noch nicht ins Deutsche übersetzt. Einen sehr brauchbaren Grundriß hat 1776 der Kupferstecher, C. M. Roth, herausgegeben; er ist solchergestalt illuminirt, daß man an den Farben erkennen kann, welche Häuser von Stein, und welche von Holz sind, und welche nur steinerne Fundamente haben; auch wo noch künftig welche zur vollständigen Erbauung der Stadt nach dieser dreyfachen Verschiedenheit der Solidität sollen errichtet werden. Dieser Grundriß ist in Hrn. Lieut. Meyers Briefen über Rußland, zwar kleiner und ohne Farben, aber doch deutlich nachgestochen.

Umständlich giebt der V. Nachricht von dem Zustande der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren auswärtiges Mitglied er ist, und ein Verzeichniß der ordentlichen gegenwärtigen Mitglieder dieser berühmten Gesellschaft, so wie sie nach der Ordnung der Ancienniät auf einander folgen. Der erste Akademikus für die höhere Mathematik ist seit 1727 Hr. Leonh. Euler, gebohren zu Basel 1707, der aber bekanntlich eine Zwischenzeit von etlichen 20 Jahren bis 1766. zu Berlin als Direktor der mathematischen Klasse zugebracht hat. Seine einzeln herausgegebenen Werke sind vielleicht vollständig in dem gelehrten Deutschlande verzeichnet; aber unendlich viele Abhandlungen stehen von ihm in den Petersburger und Berliner Gedenkschriften, in den Pariser Mémoires de l'Academie, und besonders in den Mémoires pour les prix, in den Turiner Miscellaneen, in den Actis Helveticis, und in andern Sammlungen mehr. Für alle Mathematiker muß es daher eine angenehme Nachricht seyn, daß jetzt die Petersburger Akademie ein ausführliches Register über alle 34 Bände ihrer ältern und neuern Kommentarien bis zum J. 1775, wo die Novi Commentarii aufhören, und mit 1777. die Acta Academiae Petropolitanae anfangen, verfertigen läßt; und ein gleiches Unternehmen

wünscht

wünscht der V. für die Schriften der Berliner Akademie. Hr. Euler kann sein schon lange größtentheils, und auf eine Zeit ganz verlornes Gesicht, noch zur Verfertigung seiner akademischen Abhandlungen brauchen. Zwar kann er weder Schwarz auf Weiß lesen, noch mit der Feder auf Papier schreiben; aber mit Kreide schreibt er sehr deutlich und fast in der gewöhnlichen Größe seine mathematischen Rechnungen auf eine schwarze Tafel, die alsdenn von einem seiner Adjunkten, Hrn. Fuß, oder Hrn. Gollowin, in ein großes Buch abgeschrieben, und aus diesen Materialien hernach unter seiner Anleitung Abhandlungen aufgesetzt werden. Seit fünf Jahren, die Hr. Fuß im Eulerischen Hause zugebracht hatte, waren auf die Weise schon hundert und etliche zwanzig Abhandlungen zu Stande gekommen, wovon noch die wenigsten der Akademie waren vorgelesen worden. Hr. Euler hat sich anheischig gemacht, daß noch 20 Jahre nach seinem Tode Abhandlungen von ihm sollten können abgelesen, und den Gedenkschriften der Akademie einverleibt werden; und der V. meynt, wenn der würdige Greis die Jahre erreiche, die man sich von seiner Munterkeit versprechen könne, hätte er wohl auf zweymal 20 Jahre eine solche Verbindlichkeit eingehen können. Der zweyte Akademikus im Range, der aber zu Moskau lebt, ist der um die rußische Geschichte und Erdbeschreibung sehr verdiente Hr. Gerh. Friedr. Müller, kais. Staatsrath, und seit 1731. der Akademie Historiograph, geb. zu Herforden 1705. Noch im hohen Alter ist er munter und geschäftig; und der V. zeigt noch einige neuere Schriften von ihm an, die im gel. Deutschlande fehlen. Hr. Jak. von Stählin, geb. zu Memmingen in Schwaben 1710, ist Mitglied der Akademie seit 1736, und kaiserl. Staatsrath. Seine Schriften findet man im gel. Deutschlande; aber noch viel mehrere nützliche historische und geographische Aufsätze stehen von ihm in dem Petersb. geogr. Kalender. Auch hat er einige lyrische und dramatische Gedichte, und Uebersetzungen aus dem Italiänischen verfertigt; hauptsächlich aber ist er dem Hofe seit vielen Jahren mit ikonologischen und emblematischen Erfindungen zu Feuerwerken, Illuminationen, Medaillenreversen und dgl. an die Hand gegangen, und hat zuerst bewegliche Figuren und Verwandlungen der Feuerschaubühnen aufgebracht; auch soll er an einer Geschichte der Mälerey in Rußland arbeiten. Der V. wünscht bey Erwähnung seiner Geschichte des Theaters und der Tanz- und Tonkunst in Rußland, die dem zweyten Band der Schlözerischen Beylagen zum unveränderten

Ruß-

Rußland einverleibt ſind, daß er an ſeine ſämmtlichen Materialien über die ſchönen Künſte in Rußland die letzte Hand anlegen; und ſie herausgeben möchte. Hr. Franz Ulr. Theod. Aepinus, geb. zu Roſtock 1724, war vorhin Mitglied der Berliner Akademie, und es ſtehen einige Abhandlungen von ihm in den ältern Memoires dieſer Geſellſchaft; 1757 aber kam er als Profeſſor der Naturlehre in die kaiſerl. Akademie zu Petersburg, wurde hernach in derſelben Wiſſenſchaft Lehrer des Großfürſten, und zuletzt wirklicher Staatsrath, und zum Kollegium der auswärtigen Geſchäfte gezogen; und ſchon ſeit vielen Jahren wohnt er nicht mehr den Verſammlungen der Akademie bey, und ſcheint ſich beynahe, wie Hr. B. ſagt, zu ſchämen, daß er zur gelehrten Republick gehört, und zu wünſchen, daß man ſeine wahren Verdienſte vergeſſen möge. Hr. Seinen Kotelnikow, ungefähr von gleichem Alter, iſt Mitglied der Akademie ſeit 1757. für die höhere Mathematik, die er zu Berlin unter Eulern ſtudiert hat, und der Verfaſſer eines rußiſchen Lehrbuchs der Mathematik und einiger Abhandlungen in den Kommentarien. Hr. Joh. Albr. Euler, der älteſte Sohn des großen Eulers, geb. zu Petersburg 1734, iſt ſeit 1766. Mitglied der Akademie für die Naturlehre, und Sekretär derſelben. Er hatte ſchon lange vorher eine Stelle in der mathematiſchen Klaſſe der Berliner Akademie bekleidet, und war durch Abhandlungen in ihren Memoires, und durch Auflöſungen ſchwerer Preisaufgaben der Pariſer, Petersburger und Münchner Akademie bekannt worden; auch hat er großen Antheil an den mühſamen Berechnungen der 1772. von ſeinem Vater herausgegebenen Mondstafeln, und beſorgt die meteorologiſchen Beobachtungen; die Verwaltung des Sekretariats und die ihm aufgetragene Direktion der Studien des adelichen Kadettenkorps berauben ihn ſeit einigen Jahren der zu gelehrten Unterſuchungen nothwendigen Muſſe. Unter ſeinen acht Kindern ſind vier hoffnungsvolle Söhne. Hr. Steph. Rumovsky, in der Aſtronomie ſeit 1763; (vielleicht 1767, oder vorher als Adjunkt) ein Mann von 40 Jahren, der ſich in Berlin unter Eulern gebildet hat. Er iſt der erſte Vorſteher der kaiſerlichen Sternwarte, und ſeine Abhandlungen in den Kommentarien, und die Herausgabe ſeiner eigenen und fremder im rußiſchen Reich angeſtellten Beobachtungen der Venus vor der Sonne 1769. haben ihn bekannt gemacht. Hr. D. Kaſp. Friedr. Wolf, in der Anatomie ſeit 1767, geb. zu Berlin 1735; ſeine Theorie der Generation, und einige anatomiſche Abhandlungen in den

Kommentarien haben ihm Ruhm erworben. Jetzt arbeitet er an einem wichtigen Werke über die Mißgeburten, und es war ihm erlaubt worden, die vielen Monstra in dem Museum der Akademie zu seciren; und dieses thut er mit solcher Vorsicht, daß er sie mehrentheils nach geschehener Untersuchung wieder zusammennäht, und sie noch auf mehrere Jahre können aufgestellt werden. Hr. Pet. Simon Pallas, in der Naturgeschichte seit 1767, geb. zu Berlin um 1740. Er arbeitete 1778 am zweyten Theil seiner Beschreibung der mongolischen Völkerschaften. Hr. Erich Laxmann, in der Oekonomie seit 1770, ein Schwede, zu Åbo um 1730. gebohren; doch hat er eine Stelle im gel. Deutschlande erhalten, weil er lange Prediger bey der deutschen Gemeine zu Barnaul auf den kolywanischen Werkwerken in Sibirien war. Seine sibirischen Briefe sind ohn sein Wissen und wider seinen Willen in Göttingen gedruckt worden, und er hat so viel Exemplare, als er konnte, wieder eingezogen; er hatte darinn vieles seinem Freunde freymüthig, nur für ihn, nicht fürs Publikum geschrieben. Er giebt des Sommers wöchentlich zweymal in rußischer Sprache Unterricht in der Mineralogie und Chymie. Hr. Alexei Prokassow, in der Anatomie seit 1764, (vielleicht Anfangs als Adjunkt) ein Russe von etwa 60 Jahren, der nicht deutsch, aber gut französisch spricht. Einige Abhandlungen stehen von ihm in den Kommentarien; und er hat nicht viel Zeit zu gelehrten Arbeiten, weil er zugleich Sekretär der Akademie für die rußischen und ökonomischen Angelegenheiten ist. Hr. D. Iwan Lepechin, in der Naturkunde, Adjunkt seit 1768, ordentlicher Akademikus seit 1771; seine von Hrn. Hase übersetzte Reise hat ihn unter uns rühmlich bekannt gemacht. Hr. Wolfg. Ludw. Kraft, in der Experimentalphysik seit 1771, gebohren zu Petersburg 1743, gieng aber bald nachher mit seinem berühmten Vater wieder nach Tübingen, studierte daselbst und zu Lausanne, und um 1768 kam er als Adjunkt nach Petersburg, wo er Hrn. Euler zur Ausgabe seiner Dioptrik und der Theoria motus lunae behülflich war. Jetzt beschäftigt er sich am meisten mit Versuchen aus der Naturlehre, worüber er auch deutsche Vorlesungen hält, die von Personen von hohem Range, auch wohl von Damen besucht werden. Diese Verbindlichkeit einiger Akademiker, meynte der V., rühre noch wohl aus den Zeiten her, da alle zugleich wirkliche Professoren waren, aber wenig fruchten konnten. Aber diese Vermuthung verbessert er aus dem

dem Briefe eines Freundes im V. Bande S. 162. Die ehemalige Universität ist 1767. unter der Direktion des Grafen Wolodimir Orlow gänzlich aufgehoben worden. Die Herren Kraft, Lexmann und Gollowin unterzogen sich den Vorlesungen über die Physik, Mineralogie und Mathematik bloß aus Gefälligkeit gegen Hrn. v. Domaschnew und einige Hofkrute, worunter auch Damen waren; aber man hatte in Petersburg bald genug daran. Hr. Andr. Joh. Lexell, in der Astronomie seit 1771, geb. zu Åbo um 1736, schon lange in Petersburg und zuerst Adjunkt, ein Schüler von Hrn. Euler, der ihm bis jetzt vorzüglich Ehre gemacht hat. Zuerst zeigte er sich in den Berechnung zu Hrn. Eulers Theorie des Monds- und der Kometen; hernach ist er durch viele Berechnungen und eigene Schriften über die Parallaxe der Sonne, und durch seine schweren und mühsamen Untersuchungen über den Kometen von 1770. berühmt worden. Er ist zweyter Beobachter auf der Sternwarte, wird aber vermuthlich nicht lange mehr in Petersburg bleiben; denn er ist schon seit etlichen Jahren zum Prof. Mathes. in Åbo ernannt. Inzwischen, da er Erlaubniß vom Könige hat, noch in Petersburg zu bleiben, zieht er beyde Besoldungen, doch ohne etwas von der in Åbo wirklich einzunehmen; die eine Hälfte überläßt er dem, der seine Stelle daselbst vertritt, und die andre wendet er sehr uneigennützig an, die Universität mit physikalischen und astronomischen Instrumenten zu versehen. Hr. Ant. Joh. Güldenstädt, geb. zu Riga 1745, in der Naturkunde seit 1771; ein in jedem Verstande wackerer Mann, der an Geschicklichkeit, Entschlossenheit, Thätigkeit und Dienstfertigkeit wenig seines Gleichen hat. Seine Verdienste um die Geographie, die Naturgeschichte und das Kommerzwesen des rußischen Reichs werden noch mehr bekannt werden, wenn seine Reisen im Ganzen werden gedruckt seyn. Er beschäftigte sich jetzt damit, sie ins Reine zu bringen; die Form eines Tagebuchs aber behält er nicht bey, sondern sondert die Materien von einander ab, damit man von jeder etwas Gründliches und Vollständiges beysammen habe. Er ist auch ein geschäftiges Mitglied der freyen ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg, und der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, und in den Sammlungen beyder Gesellschaften stehen Schriften von ihm. Hr. B. zeigt noch einige einzeln von ihm gedruckte Aufsätze an, die im gel. Deutschlande fehlen. *

* Er starb am 23. März 1781.

Alle

Alle bisher genannte Gelehrte sind wirkliche Mitglieder der Akademie. Von ihnen steht Hr. Euler, der Vater, jährlich auf 3000 Rubel; und der Sohn hat 1300. Die übrigen haben (so verstehen wir den V., obwohl ers nicht deutlich sagt) 300 Rubel jährlichen Gehalt und freye Wohnung, oder statt derselben 200 Rubel mehr, Hrn. Güldenstädt ausgenommen, der noch keine freye Wohnung hat. Und noch hat die Akademie vier Adjunkten, die zwar Sitz und Stimme in der akademischen Versammlung haben, aber nicht mehr jährlich als 300 Rubel geniessen. Hr. Pet. Inochodzow ist Adjunkt in der Astronomie, seit 1768. Er ist gegen die 40 Jahre, hat zu Göttingen studiert, und war Lowitzens Begleiter bey der Beobachtung des Durchgangs der Venus und den Landvermessungen und Nivellirungen in der Gegend von Dmitriewsk. Zu Anfange des J. 1779. ward er zum ausserordentlichen Professor ernannt mit dem Auftrage, in den südlichern Gegenden des Reichs die Lage verschiedner Oerter durch astronomische Beobachtungen zu bestimmen. Hr. Joh. Gottl. Georgi, in der Chymie seit 1775, zu Colberg um 1738. gebohren Er verließ eine Apotheke zu Stendal, bloß aus Hang, fremde Länder zu sehen, und seine Kenntnisse zu erweitern. Wie weit er in das große rußische Reich eingedrungen, weiß man aus seiner bekannten Reisebeschreibung. Hr. Nik. Fuß, in der Mathematik, seit 1778, gebohren zu Basel 1754; er giebt die Hoffnung, einmal neben den größten Mathematikern einen Platz zu verdienen. Er wohnt bey Hrn. Euler, dem Vater, und hat unter Anleitung seines großen Lehrers, ausser seiner Arbeit mit ihm und für die Kommentarien, zween Traktate von der Dioptrik und von den Leibrenten geschrieben, und einen Preiß bey der Pariser Akademie der Wissenschaften gewonnen. Jetzt beschäftigt er sich mit der Theorie des Magneten, und mit Untersuchungen über die Integralrechnung. Hr. Mich. Golowin, in der Experimentalphysik, seit 1775; auch ein Eleve Hrn. Eulers, und noch unter 30 Jahren. Er hat Eulers Théorie de la manoeuvre des vaisseaux mit beygefügten erläuternden Anmerkungen ins Rußische übersetzt; und dafür erhielt er von der Kaiserin ein Geschenk von 100 Dukaten, und der Verfasser selbst ein Geschenk von 2000 Rubeln. Er arbeitet an einem Lehrbuche (vielleicht der Mathematik) in rußischer Sprache.

Die Akademie hatte vorhin keine Ehrenmitglieder; allein bey ihrem Jubelfeste 1776. wurden 12 vornehme rußische Herren

ren als solche aufgenommen. Ihr Präsident ist noch immer der berühmte Hetmann der Kosacken, Graf Rasumovsky; allein dessen Stelle wird in allen Stücken von einem Direktor vertreten, welcher seit dem Julius 1775 der kaiserl. Kammerherr Serghei Domaschnev ist. Er ist ein Edelmann von einigen 30 Jahren, der mehr Eifer für das Wohl der Akademie, und gegen einzelne Mitglieder ein liebreicheres Betragen, als sein Vorgänger, Graf Wolodimir Orlow, zeigt, auch selbst Kenntnisse, sowohl in den schönen, als in den gründlichen Wissenschaften besitzt, so daß unter seiner Aufsicht die Akademie schon in manchen Stücken blühender geworden, und noch manche gute Stiftung von ihm zu erwarten steht. Sein Ansehen ist sehr groß bey der Akademie, und er legt unmittelbar der Kaiserin selbst die wichtigsten Geschäfte seines Departements vor, und nimmt ihre Befehle darüber an.

Wir haben gerne die Nachrichten von einer so berühmten gelehrten Gesellschaft, als die Petersburgische ist, ausgezogen, und wollen kürzer bey andern seyn. Noch erwähnt Hr. B. hier der beyden gelehrten Herren Backmeister. Der eine, Hr. Hartw. Ludw. Christian, war Inspektor des Gymnasiums der Akademie; erhielt aber 1778. Erlaubniß, die Stelle niederzulegen. Er ist durch viele Schriften bekannt. Am meisten macht er sich durch seine rußische Bibliothek um Rußland und um auswärtige Gelehrte verdient; sie enthält, nebst vielen litterarischen Nachrichten, fast von allen seit 1770. herausgekommenen Schriften, die entweder in Rußland gedruckt sind, oder dieses Land betreffen, Auszüge und Anzeigen. Dieses nützliche Werk und seine Beyträge zur Geschichte Peters des Großen sind von der Kaiserin mit einem Geschenke von 350 Dukaten, in einer goldnen Tabatiere, belohnt worden. Der andre, Hr. Joh. Vollrath Backmeister, ein Anverwandter des vorigen, ist Unterbibliothekar bey der Akademie und Aufseher der Kunst- und Naturalienkammer. Beyde Sammlungen hat er der Geschichte und dem Inhalte nach 1776. französisch, und nachher etwas kürzer deutsch beschrieben, auch einige lesenswerthe Aufsätze in das Petersburger Journal von 1778. geliefert.

Von der französischen Komödie, und der italiänischen Oper. Hr. B. sah zwo Operetten, den Maitre en droit und le Tableau parlant, und war gut mit der Musik, und mit den Schauspielern ziemlich zufrieden; giebt auch ein Verzeichniß aller bey der italiänischen Oper angestellten Personen. Einmal

die Woche, wenns nicht Fastenzeit ist, werden auch russische Komödien und Tragödien auf dem Hoftheater aufgeführt.

Von der Bildsäule Peters des Grossen sah der V. zuerst bey Hrn. Falconnet das Modell in gleicher Grösse von Gips; er konnte, so sehr er sich auch bemühte, keine Fehler daran finden, zumal da der eifersüchtige Künstler der fürtrefflichen Bildsäule Friedrich Wilhelms des Grossen nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, die dieses Schlüterische Meisterstück verdient. Die Stellung an Falconnets seiner ist überaus natürlich und gut gewählt; das Gesicht hat, nach der wächsernen Figur auf der Kunstkammer zu urtheilen, die kunstreiche Hand seiner Sohnsfrau sehr ähnlich gebildet; die Draperie hat weder zu wenig noch zu viel Falten; das Pferd ist des Reuters würdig, und alles ist Leben. Auch bey der Betrachtung der gegossenen Statue selbst an dem Orte, wo sie soll aufgestellt werden, fand der V. nicht Ursache, sein Urtheil zu ändern. Um das Gleichgewicht sicherer zu erhalten, da das Pferd nur auf den Hinterfüssen ruht, hat der Künstler es auf eine große Schlange treten lassen, die gleichfalls aus Erz gegossen ist. Der berühmte Fels ist an dem Orte, wo die Bildsäule soll aufgestellt werden; aber die Zeit der öffentlichen Aufstellung war noch nicht bestimmt. Dieses Fußgestell aber gefiel Hrn. V. gar nicht; es schien ihm zu regelmäßig, und dem Sbozzo eines liegenden Thiers zu gleichen, anstatt daß er ein großer, wie von einem Gebirge herabgefallener Klumpen seyn sollte. Noch mehr befremdete es ihn zu vernehmen, daß man noch große Stücke, die wohl ein Drittheil des Ganzen ausmachten, davon abgeschlagen hatte, als der Fels schon an Ort und Stelle war. Aber zum Theil benahm ihm seine Verwunderung Hr. Falconnet; das Pferd, sagte er, hätte nicht können ganz übersehen werden, wenn man den Stein nicht von hinten abhängend gemacht hätte; auch der Gedanke, daß Peter den Fels hinangestiegen sey, wäre sonst nicht ausgedrückt worden; und großentheils werde man die abgesprengten Stücke wieder vorne ansetzen, wo der Fels unten zu tief einwärts gehe. Daß man nicht darauf bedacht gewesen, die Masse zu vermindern, ehe man den Felsen weggeschleppt habe, davon möge eines Theils die Ursache seyn, daß man über die Form desselben damals noch keinen Schluß fassen konnte; andern Theils aber auch, daß, wenn es weniger Mühe gekostet hätte, ihn wegzubringen, die Sache auch weniger Aufsehens gemacht haben. Hr. F. genoß jetzt schon 11 oder 12 Jahre jährlich 2000 Rubel Besoldung, und hatte sich

sich bald nach seiner Ankunft auch den freyen Tisch, Equipage u. a. m. im Gelde auszahlen lassen, das sich zusammen auch über 3000 Rubel belief, wovon er bey seiner mäßigen Lebensart nicht den dritten Theil verzehrte; er schickte also jährlich große Summen nach seinem Vaterlande, die auf Zinsen sollten ausgeliehen werden; aber, wie er Hrn. B. versicherte, der Freund, der den Auftrag hatte, brachte das Geld durch, und soll es etliche Jahre getrieben haben, ehe es F. inne geworden.

Hr. von Domaschnev ließ den Verf. nebst mehreren Mitgliedern der Akademie bald nach seiner Ankunft auf ein Landgut des abwesenden Grafen und Senators Stroganow an der Newa, wo er die Sommer zubringt, einladen. Unterwegs stieg er aus der Chaloupe aus, um das kleine hölzerne Haus zu sehen, das Peter I. bauen ließ und bewohnte, da Petersburg angelegt wurde; um es zu erhalten, ist ein Gebäude darüber von Backsteinen aufgeführt. Die Steininsel Kaminiostrov, die dem Großfürsten gehört. Er hat ein großes Hospital daselbst und eine Kirche für invalide Matrosen bauen lassen, und ließ jetzt für sich auch ein Lustschloß aufführen. Bey Hrn. v. Domaschnev fand der V. auch den Sekretär des Kollegiums der auswärtigen Geschäfte, Hrn. Alexis Leontiew, der zwölf Jahre sich zu Peking aufgehalten hat, und durch Uebersetzungen sinesischer und mandschuischer (so hätte der Verfasser schreiben sollen) Schriften bekannt ist. Deutsche Auszüge daraus findet man in der rußischen Bibliothek, und aus einem merkwürdigen Buche insbesondre, das Nachrichten vom sinesischen Kaiserthum enthält, auch in 47sten Stück der Büschingischen Nachrichten von 1779. Gelegentlich noch eine Nachricht von der nachgelassenen Familie des gelehrten Geheimenraths v. Behmer, zur Berichtigung einer Stelle im gel. Deutschland

Den 30sten Jul. machte der V. mit dem jüngern Hrn. Euler eine interessante Spatzierfahrt auf dem peterhofischen Wege. Champetre, ein Landgut des Grafen Tscherematov, wo sich die Herzogin von Kurland mit ihrer Schwägerin, der Generalin von Ismailov, aufhält. Umständlicher wird das Landgut des Grafen Iwan Gregoriwitsch Tschernischnev, eins der vornehmsten Großen im rußischen Reich, beschrieben; der Sommerpallast ist ein großes herrliches Gebäude im gefälligsten Geschmack. Noch weiter der Landsitz des ersten Kabinetsministers, Hrn. von Olsufiev, eines Mannes von ausserordentlichen Gaben; er spricht nicht nur verschiedne

Sprachen, sondern sogar die Dialekte und Pathis derselben fertig, und findet groſses Vergnügen an den ältern deutschen Gedichten. Der Garten von Bäba, ein kleines holländisches Dorf, das der Oberschenk von Narischkin hat erbauen lassen, und gegenüber auf der andern Seite der Landstraſse ein englischer Garten, dem an Schönheit und Anmuth selbst in England wenig gleich kommen, der dem ganzen Publikum zweymal die Woche offen steht, und wo die Kaiserin selbst oft eine Fete annimmt.

Vom Buchhandel, und den Druckereyen in Petersburg. Vor zwölf Jahren etwa lieſs noch die Akademie der Wissenschaften, die bekanntlich schon seit ihrer Stiftung ihren eigenen Verlag hatte, auch fremde Bücher zum Verkauf kommen; dieses Handels aber wurde sie müde, und überlieſs ihren Vorrath erst kommiſsionsweise, hernach käuflich dem Buchhändler Weitprecht, der sich noch von der Zeit her, da er ihr Kommiſsionär war, Buchhändler der kaiserl. Akademie der Wissenschaften nennt. Ein zweyter Buchladen für fremde Bücher ist bey Scheibner und Evers, die sich Buchhändler des kais. Bergkollegiums und Münzdepartements nennen; und ein dritter bloſs für rußische Bücher bey dem Buchhändler C. Wilh. Müller. Ueberdies hat fast jedes ansehnliche Departement seine eigene Druckerey und seinen Verlag, deren Bücher bey den genannten Buchhändlern nicht zu haben sind, woraus sowohl für die Käufer, als für die Verkäufer nicht wenig Ungemach entsteht. Die prächtige Anlage der neuen Isaakskirche, die ihren Namen von dem Geburtstage Peters I. hat, der der Isaakstag war. In der Weitprechtischen Handlung besuchte der V. den hier wohnenden Hrn. Arndt, der durch seine Uebersetzung der Verordnungen der Kaiserin zur Verwaltung der Gouvernementer des rußischen Reichs bekannt ist. Er ist ein Königsberger, etwa 35 Jahre alt, und jetzt Translateur der drey vornehmsten Reichskollegien. Er giebt sowohl ein rußisches Journal, St. Petersburgky Wiestnik, als das deutsche petersburger Journal, eine sehr reichhaltige Monatsschrift, heraus, und ist der Verf. der darinn vorkommenden rußischen Geschichte.

Am 1sten August sah der V. zuerst die beyden akademischen Hauptgebäude, zween schöne und groſse Paläste an der Spitze von Wasilioſtrow, gegenüber der Admiralität. In dem äussern hält die Akademie ihre Versammlungen, hat ihre Druckerey darinnen, und läſst ihre Landcharten verfertigen;

der andre enthält die Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die Sternwarte. Von diesen prächtigen Gebäuden sieht man den Grundriß, Durchschnitt und Aufriß in dem schönen Kupferstichwerke, das bey der Akademie in 12 doppelten Folioplatten 1741. herausgekommen. Die Druckerey besteht aus 17 Pressen. Der Konferenzsaal der Akademie ist mit Malereyen, die Architektur und Bildhauerarbeiten vorstellen, ausgeziert. Auch sind drey große Gemälde darinnen, wovon zwey große allegorische Stücke sind, die sich auf Peter I. und Katharina II. beziehen, woran aber die Zeichnung nicht durchaus richtig ist; und ein anders ist die Kaiserin Elisabeth in Lebensgröße. Die Sternwarte besteht hauptsächlich in zween übereinander liegenden runden Sälen, die mit vielen Fenstern versehen sind; auf der Zinne ist noch eine Laterne, und an den untern Saal stossen noch gegen Osten und Westen zwey Kabinette, und gegen Süden ein großer Erker, der vornämlich Hrn. Lexells Beobachtungsplatz ist, da hingegen zum obern Saal Hr. Rumovski allein den Schlüssel hat. Der ungemein schöne und zahlreiche Vorrath an Instrumenten, der hier vorhanden ist, und wie sehr er 1769. angewachsen, ist den Astronomen bereits aus den damaligen rußischen Beobachtungen des Durchgangs der Venus bekannt. Doch sind hier ein vortreflicher birdischer Mauerquadrant von 8 Fuß im Halbmesser, dem in Deutschland nur der zu Mannheim, und überhaupt in Europa nur vier oder fünf gleich kommen, imgleichen ein Passägeinstrument, dessen Tubus die gleiche Länge haben soll, noch gar nicht genutzt worden. Das letztere liegt seit 20 oder 30 Jahren unausgepackt, und sind die nöthigen Pfeiler zur Aufstellung noch nicht errichtet. Den Pfeiler, der den Mauerquadranten tragen soll, hatte jetzt vor kurzem Hr. Rumovski in der Richtung der Mittagslinie aufrichten, und andre dazu erforderliche Arbeiten verfertigen lassen. Aber daß die hiesigen Astronomen so wenig noch mit diesen zwey Instrumenten, die etliche tausend Rubel gekostet haben, unternommen haben, ist ihnen gar nicht zu verdenken. Um nach ihrer Sternwarte zu kommen, müssen sie über einen weiten ungepflasterten Platz gehen, und in einem eiskalten Gebäude unzählig viele steinerne Treppen hinaufklettern; in dem langen rußischen Winter ist es hier gar nicht auszustehen; im Sommer aber lassen sich wegen der kurzen Nächte beynahe keine Beobachtungen anstellen. Ueberdies macht die Höhe des Gebäudes, daß sich kaum die Zuverlässigkeit, die man von solchen Instrumenten fordert, erwar-

Titel angenommen zu haben, meist alle Geschäfte eines Großkanzlers des rußischen Reichs besorgt, ist von langer Statur, und etwas fett; sein: Gesichtszüge sind glatt, schön und freundlich, und sein Betragen verräth mehr Langsamkeit, die man ihm vorwirft, als Ernsthaftigkeit. Die Kaiserin nahm den Verf. durch die interessanteste Physiognomie ein; Erhabenheit, Geist und Güte stehen in vollkommener Verbindung; und eine Probe ihrer einnehmenden Freundlichkeit zeigte sie im Herausgehen an der Art, wie sie die Behmerische Familie, die im Begriff war, auf einige Zeit nach Berlin zu reisen, und sich von ihr beurlaubte, aufnahm; nicht so wohl, weil sie die Frau von Behmer und ihre drey Fräulein Töchter, nachdem sie ihr die Hände geküßt hatten, an der Stirne küßte, welches üblich ist, als wegen der besondern Leutseligkeit, die alle ihre Handlungen begleitet. Der Gottesdienst währte sehr lange, weil nach der Messe gepredigt wurde, und der Priester nahm den Handkuß der Kaiserin nicht an, als er ihr die Ueberbleibsel des heiligen Brods überreichte. Die Kapelle selbst ist schön mit vergoldeter Bildschnitzerarbeit auf weissem Grunde, und mit Malereyen ausgeziert, die zwar nach dem alten rußischen Kirchengeschmacke, wo insonderheit das Helldunkle vermißt wird, sonst aber gut ausgeführt sind.

Zu einem etwas weiter gelegenen Dorfe fuhr der V. mit seiner Gesellschaft, um die in der Nähe in einem Thal gelegene Steinschleiferey zu besehen, in welcher aus schönen rußischen und sibirischen Steinen eine Menge verschiedner Waaren verfertiget wird. Die Steinarten sind Achat, Jaspis, Porphyr, Granat, Lapis, Quarz, Kristall, Marmor, und andre; vieles ist auch von Stücken des Fußgestells zur Statüe Peters I. verfertigt worden; und was den V. insonderheit frappierte, war eine fürtreffliche Nachahmung des berühmten Diamants von 779 Karats, den die Kaiserin während des letzten Krieges mit den Türken für 400,000 Rubel (wiewohl der Preis sehr verschieden angegeben wird,) soll gekauft haben. Man verfertigt hier auch von allen Steinarten sehr artige Mustersammlungen; aber so wenig diese, als irgend eine Waare kann gekauft werden. Die Fabrik gehört der Kaiserin, die diese Waaren nur verschenkt; oder vielmehr die meisten Geschenke rühren von der Gnade, des Hrn. von Betzkoi her, der über alles, was die Künste betrifft, die uneingeschränkte Direktion hat. Die erste Anlage dieser Steinschleiferey ist von einem durch sei-

seine schönen Weltkugeln und andre Arbeiten berühmten Geographen, Isaak Brückner, der nachher zu Basel, seiner Vaterstadt, vor zwanzig oder mehr Jahren starb. Die viele Bekanntschaft, die Hr. B. mit ihm schon als Knabe hatte, dürfte wohl, sagt er, auf seine Reise- und Geographieliebhaberey einigen Einfluß gehabt haben.

Nach der Zurückkunft in Petershof spatzierte der V. mit seinen Gesellschaftern im prächtigen Garten, bis der Ball angieng; alsdenn mischten sie sich, in ihre Dominos gehüllt, unter den Haufen. Die Mehresten von der Tanzgesellschaft waren in Dominos; unter den Verkleidungen de caractère bemerkte er weder sehr reiche, noch sehr sonderbare; viele waren in Kleidertrachten von entlegenern Nationen des rußischen Reichs, und schienen beynahe ihre Kleidung aus der großen Garderobe der Akademie der Wissenschaften entlehnt zu haben. Aufmerksamer betrachtete er eine kleine Gesellschaft junger Frauenzimmer, die in ihrer gewöhnlichen Kleidung erschienen, aber selbst aus einem entfernten Lande waren, es war die hinterlassene Familie des unglücklichen moldauischen Fürsten Gieca, deren auf Befehl der Kaiserin gemachte Portraits der V. nach der Zeit in der kaiserl. Bildergallerie fand.

Eine gute Weile war Hr. B. in dem Zimmer, wo die Kaiserin spielte, und stund ihr gerade gegenüber. Ein nicht ohne Spiegel aufgesetzter Hut gab ihr ein schalkhafteres und viel jüngeres Ansehen; sie sprach viel, und ihr öfteres bezauberndes Lächeln zeigte allemal die schönsten Reihen Zähne. Sie spielte Macao, ein Spiel, worinn in Petersburg seit etlichen Jahren ungeheure Summen sind gewonnen und verloren worden. Bey dem Spiele waren lauter Herren: der zweyte Favorit, Korsakow, der von mittelmäßiger Statur und guter Gesichtsbildung ist, aber nichts Auffallendes hat, der Graf Iwan Tschernyschew, der Feldmarschall Soltikow und noch einige Andre. Des Morgens war die Monarchin in einem violetfarbenen und silbernen Stoff gekleidet gewesen: jetzt im Celadon, und beyde Male war es ihre gewöhnliche rußische Kleidung, die sie so wohl aus physischen als politischen Gründen soll gewählt haben, und die ihr gut steht. Nach dem Spiel nahm sie einen weissen Domino über, nahm eine Maske vor, und spatzierte am Arme des Grafen J. Tschernyschew durch die Zimmer, wo getanzt wurde. Der Großfürst zeigte sich auch öfters mit seiner schönen Gemahlin; Hr. B. nennt sie die Untrennbaren

des Rousseau; denn man sehe sie nie leicht ohne einander, ein Beweis der Zärtlichkeit ihrer gegenseitigen Zuneigung. Gegen sechs Uhr ward für Jedermann in verschiednen Zimmern an langen Tafeln angerichtet; die Traktierung von Speisen und Weinen war herrlich, und die Aufwartung höflich. Alles war der bekannten Pracht dieses Hofes angemessen, und die geschmackvolle Erleuchtung der Gärten that in der schönen Nacht eine herrliche Wirkung. Aber ein Mißvergnügen machte es Hrn. B., daß er zufälliger Weise an einen Ort kam, wo eben die rußische Jagdmusik gespielt hatte; und er hat auch in der Folge nicht Gelegenheit gehabt, sie wieder zu hören. Die Geschichte und Ausführung dieser seltenen und bezaubernden Musik, die der jetzige Oberjägermeister von Narischkin auf die Krönung der Kaiserin zu Moskau erdacht hat, findet man vom Hrn. Staatsrath von Stählin in Haigolds Beylagen II. S. 115. ff.

Den 7. August speisete Hr. B. zu Mittage mit dem zweyten Sohne des alten Hrn. Eulers, dem Hofmedikus Karl Euler, bey dem im letzten Türkenkriege als ein tapferer und einsichtsvoller Befehlshaber, und nur kürzlich durch seine Beschreibung der Walachey, als ein lehrreicher und witziger Schriftsteller berühmt gewordenen General Bauer. Er ist der Geburt ein Deutscher, aus der Nähe von Frankfurt am Mayn, ein schöner, sehr langer Mann, noch in den besten Jahren, überaus einnehmend in seinem Betragen. Seine jetzige artige Gemahlin war vorhin seine Tochter; die Stieftochter, nämlich seiner vorigen. Jetzt besorgte der General ein wichtiges ihm vom Hofe aufgetragenes Geschäft: es wurden unter seiner Aufsicht in allen oder den meisten Straßen der Admiralitätsseite unterirdische Gänge gezogen, die dienen sollten, die Keller der Gebäude vor Ueberschwemmungen zu sichern. Gegenüber dem kaiserl. Gebäude, das der General bewohnt, steht der schöne Pallast des durch seinen Witz und seine französischen Gedichte (insonderheit Lettre à Ninon) berühmten Grafen v. Schuwalow. Diejenigen thun ihn wohl Unrecht, die seine Gedichte dem Hrn. de la Harpe zuschreiben, aber wahr ists, daß dieser einen vertrauten Freund und großen Verehrer an ihm hat. Mit der jüngern Madame Euler und andrer Gesellschaft fuhr der B. noch diesen Tag nach Kamnioſtrow, und besah das Vauxhall, das der Großfürst daselbst hat erbauen lassen. Des Sommers ist hier, vorzüglich an den Sonntagen, Ball, Erleuch-

leuchtung, Raketen auch Feuerwerk; der Eingang kostet einen Rubel, man kann Essen haben, auch andre Tage Piquenikes anstellen. Jetzt besah er auch von innen die schon erwähnte Matrosenkirche; sie ist nach gothischer Bauart gewölbt, aber niedlich ausgeziert; das Ikonostasium mit vergoldeten Bildschnitzereyen auf grünem Grunde, auch mit ziemlich schönen Gemälden, die wider den rußischen Kirchengebrauch zum Theil auf Leinewand gemalt sind. Vermittelst einer Brücke ist mit Kaminiostrow die Apothekerinsel verbunden, die zu der grossen kaiserlichen Apotheke in der Stadt gehört. In dem ansehnlichen Garten werden viele Officinalpflanzen, unter andern Rhabarbar, gezogen, und schöne Alleen machen ihn auch zum Spatzieren angenehm.

Den 4. August fuhr der V. wieder mit Hrn. J. A. Euler nach Peterhof, wo ihm Hr. von Soltikow, als Hofmarschall des Großfürsten und der Großfürstin, versprochen hatte, ihn den kaiserl. Hoheiten vorzustellen. Allein er kam, durch unvermuthete Hindernisse unterwegs aufgehalten, zu spät, da diese schon sich zu Tische gesetzt hatten, ob schon es kaum 1 Uhr war, und giebt jetzt einige Nachricht von den verschiedenen Gebäuden in den Gärten, in welchen er viele Gemälde, aber alles mittelmäßig fand, und verweißt, weil noch keine eigene vollständige Beschreibung dieses rußischen Versailles vorhanden ist, auf Hrn. Büschings Erdbeschreibung, und die von den Herren Wraxall und Meyer gegebenen Nachrichten. Oranienbaum, das in einigen Stücken noch schöner seyn soll, und Kronstadt hat er nicht gesehen. Kupferstiche sind auch von diesem prächtigen Sommeraufenthalt der Kaiserin, wie von Peterhof, zu haben. Das Landhaus des Grafen von Panin ist in gleichem Geschmack, wie das nahe gelegene des Grafen Iwan Tschernyschew, und beyde haben eine Aehnlichkeit mit Peterhof; alles aber ist von Holz.

Den 5. August besah Hr. V. den prächtigen Pallast, den die Kaiserin dem Fürsten Orlow bauen läßt, und der bereits unter Dach war; er ist von Werkstücken, und mit marmornen Wandpfeilern, Thür- und Fenstergesimsen u. s. f. gezierd, die Haupttreppe von unten bis oben ist ganz von Marmor, und mit Statuen gezierd, und die Wände der Treppe sind mit marmornen Platten belegt; unstreitig ist es der edelste Pallast in und um Petersburg, die kaiserlichen nicht ausgeschlossen, wenn er gleich an Größe einigen nachgiebt. Hernach führte der Hr.

Rath

Rath von Grooth den V. auf die Akademie der Künste, die die Kaiserin Elisabeth ein Jahr vor ihrem Ende auf das Anrathen ihres Favoriten, des jetzigen Oberkammerherrn, Iwan Iwanowitsch Schuwalow, errichtet hat, und deren Präsident jetzt der Hr. von Betzkoy ist. Der neueste Etat der Akademie vom Herbst 1779. Das Gebäude ist nach einem so großen Plan entworfen, daß es noch nicht vollendet war, und 350000 Rubel zur Vollführung des ganzen Plans ausgesetzt waren, wovon aber, wie gewöhnlich, der größte Theil an untreuen Händen soll kleben bleiben. Es wird ein großes Viereck mit einem Hof in der Mitte vorstellen, und mit vielen architektonischen Zierrathen geschmückt seyn. Sogar eine eigene Kirche für die Akademie soll es in sich fassen. Es liegt auf Wasiliostrow, nahe bey dem Kadettenhofe, und die Hauptseite ist auf der großen Kay an der Neva. Der V. zeigt hier die Anheiten der Mitglieder und Zöglinge dieses Instituts der Ordnung nach an, wie er sie in den Sälen aufgestellt fand, und giebt von den hiesigen Künstlern angenehme Zusätze zu der neuen Ausgabe von Hrn. Füeßlins Künstlerlexikon. Wir wollen hier nur zween noch lebende nennen. Von einem Agree, Joh. Gottl. Schwartz, sah der V. zwey bewundernswürdige Stücke in Holz geschnitten; das eine stellte ein Netz mit Fischen, das andre ein Netz mit Blumen gefüllt vor. Hr. Veldern, (so schreibt ihn Hr. V., den ein Andrer Felting schrieb) Hofrath und Prof. der Baukunst, ist ein sehr geschickter Baumeister, der bey allen nöthigen Unternehmungen gebraucht wird, und dermaassen beschäftigt, daß Hr. V. seine Bekanntschaft, die er suchte, nicht erlangen konnte, ob schon er ein Mutterbruder seines Freundes, des Hrn. Prof. Krafts, ist. Der V. sah die Eleven speisen; sie wurden insgesammt gut traktiret, und eine ungemeine Reinlichkeit herrschte aller Orten in dem Gebäude. Auch die Küche ist in Ansehung der Zierlichkeit sehenswerth; man sieht deutlich an der Form der Brunnen, der Feuerheerde und andrer Dinge, daß man sich in der Küche der Zöglinge der schönen Künste befindet. Nachmittags führete Hr. Pallas den V. zu dem Hofjuwelierer, Hrn. Ador, der hier eine der schönsten Naturaliensammlungen besitzt. Er hat auch, nebst mehrern Kunstsachen, eine reiche Münzsammlung, besonders von russischen Münzen und Medaillen; er zeigte unter andern Rubels vom Iwan, die täglich seltner werden, jetzt aber doch sich zeigen dürfen. Von da gieng Hr. V. in die deutsche Komödie, die für Geld fast täglich spielt. Das Schauspielhaus war ehedem

dem das engliſche, und ſteht neben dem kaiſerlichen Sommerpallaſt. Es iſt von Holz, niedrig, ſieht von auſſen ſehr ſchlecht, und von innen nicht viel beſſer aus. Der Deſerteur ward gut geſpielt, und die Truppe ſoll noch mehrere gute Akteurs haben, die nicht auftraten; unter andern Mad. Hübler, ehemals Mlle Steinbrüchel, die ſich gebeſſert haben ſoll.

Den 8ten Auguſt Morgens beſah der Verf. in dem Hofe des Hauſes, wo Hr. von Domaſchnew und Hr. Kraft wohnten, das groſſe und merkwürdige an 100 Fuß lange Modell einer Brücke, die der erfinderiſche Ruſſe Colibi (richtiger heißt er unten B. V. S. 169 Kulibin) vorgeſchlagen hat, über die Newa ſtatt der groſſen Schiffbrücke zu bauen. Sie würde von Holz und einem einzigen Bogen ſeyn; nur müßte die Auffahrt, um nicht zu ſteil zu werden, ſchon eine groſſe Strecke an der Kay anfangen. Uebrigens hält das Modell die von Hrn. Euler, dem Vater, beſtimmte Probe aus, daß es nämlich, wenn die Länge der zehnte Theil der Fußbreite iſt, zum wenigſten eine gleichförmig vertheilte Laſt, die neunmal ſo groß als ſein eignes Gewicht iſt, muß tragen können, wenn im Groſſen die Brücke Stand halten ſoll. Hr. Euler hat aus dieſem Anlaſſe ſehr tiefſinnige Unterſuchungen über die Proben der Modelle angeſtellt, im 20ſten Bande der neuen Kommentarien. Zur Ausführung aber würde ein ziemlicher Wald nöthig ſeyn; und es ſcheint nicht, als ob daran gedacht werde. Bey Hrn. Prof. Kraft ſah der Verf. ſein groſſes ovales Elektrophor, deſſen obere Platte kleiner iſt, als die untere, um die Ableitung der Funken zu verhüten. Ein noch viel gröſſeres Elektrophor kommt im fünften Bande vor. Die ruſſiſchen Buden in der Stadt, oder auf der Admiralitätsſeite, wo man alles zur Kleidung, zur Haus- und Feldarbeit, zur Meublierung, u. ſ. f. Nothwendige anſchaffen kann. Die auf Waſſiloſtrow ſind gegen dieſe ſehr geringe.

Den Nachmittag beſuchte Hr. B. mit Hrn. Pallas, und andern das Bergwerkscollegium, wo ſehr vieles der Aufmerkſamkeit eines Reiſenden werth iſt, zumal wer nicht Gelegenheit oder Geſundheit genug hat, wirkliche Gruben zu befahren. In einem aufgeworfenen Berge findet man Schachten, Stollen, Erzgänge von allerhand Arten, Flötz- und Ganggebirge, u. ſ. f. vollkommen nach der Natur; und über dem Berge ſind die Räderwerke, Feldgeſtänge, u. dgl. und dabey ein förmliches Pochwerk. Ueberdies iſt noch ein Nebengebäude da,

worinn

worinn das Schmelzen im Großen kann vorgenommen werden. Wir übergehen die Beschreibung der übrigen Anstalten im Hause selbst. Der Verf. nennt auch alle bey diesem Collegium angestellte Lehrer.

Die Spazierfahrt, die er am 9ten August mit Hrn. J. A. Euler nach Sarskoeselo machte, hatte zur Absicht, durch den Grafen von Brhce, an dessen Gemahlin, die Dame d'honneur und Dame du portrait der Kaiserinn ist, Hr. B. ein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte, der Kaiserinn vorgestellt zu werden; aber diese Absicht schlug fehl. Die Kaiserinn ließ ihrer Favoritinn sagen, sie würde diesen Tag wegen eines Anfalls der Kolik ihr Zimmer nicht verlassen. Der Graf aber bewürkte, daß Hr. B. die Bekanntschaft des Hrn. von Bezkoy erhielt, und die von ihm allemal erforderliche Erlaubniß die kaiserliche Gemäldegallerie in der Stadt zu besehen. Die Staatszimmer des Pallastes Sarskoeselo nehmen den ganzen obern Stock ein, und sind überaus prächtig. Die Decken der Säle sind schön und allegorisch gemalt, obschon nicht ohne Fehler. Das prächtigste in seiner Art ist ein großes Zimmer mit einer Börnstein-Vertäfelung, die der vorige König von Preußen der Kaiserinn Anna (wie der Verf. die verschiedenen Nachrichten berichtigt) als ein Aequivalent für 80 große Russen zum Geschenk gemacht hat. Die Bauart aber des untern Stocks und des Entresols ist ziemlich verwirrt, und insonderheit war dem Verf. die Einrichtung des Korridors sehr ärgerlich; er geht mitten durch das Gebäude, und ist, der immer brennenden Lampen ungeachtet, so stockfinster, daß man, noch geblendet vom Glanz der Zimmer, oder dem hellen Tageslicht der freyen Ebene, eine geraume Zeit wie im Finstern tappen muß. Das Aeußere des Pallastes ist desto schöner, wie wohl etwas stark mit Zierrathen beladen. Eine lange Fronte von zwey Stockwerken, ohne das oberste niedriger zu zählen, prangt mit unzähligen Wandpfeilern, Karyatiden und andern Bildhauerarbeiten, und eine mit Bildsäulen und Vasen gezierte Balüstrade krönet dieselbe. Die Nebengebäude, die viel niedriger und in einem angenehmen Geschmack erbauet sind, schließen einen großen halb geradlinichten, halb ovalen Hof ein, bis auf ein großes vergoldetes Gitter, wodurch die Einfahrt geht. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat auch von dieser ganzen prächtigen Hauptseite schon längst einen großen Kupferstich herausgegeben. Der prächtige und weitläuftige Garten war

noch

nicht vor wenig Jahren nicht sonderlich sehenswerth; allein seit der General-Bauer Wasser in ihn gebracht hat, und die Kaiserinn selbst nach ihrer großen Einsicht in die englische Gärtenkunst, ihn meistens nach ihren eigenen Anhaben und mit erstaunenden Kosten hat verschönern lassen; werden ihm wohl wenig Gärten, oder gar keiner in Europa, an Geschmack, Pracht, Abwechselung und Umfang, können verglichen werden. Die Akademie hat auch ganz neulich einen Grundriß von diesem Garten herausgegeben. Der Verf. führt auch die merkwürdigsten Gebäude und Denkmäler an, die diesen reizenden Ort verschönern. Eine der größten Zierden des Gartens ist eine Brücke, wie die des Palladio zu Stowe, aber ganz von einem schönen grau und weissen Marmor; selbst das Dach, das von jonischen Säulen getragen wird. Auf dem Rückwege besah der Verf. das neulich von der Kaiserinn im gothischen Geschmack erbaute Schloß Zekereke-kfino, insgemein Kikiriki genannt. Das Merkwürdigste ist hier, daß in den Zimmern die Gemälde aller regierenden europäischen gekrönten Häupter und ihrer Kinder in Lebensgröße aufgestellt sind. Die Porträte sind meistens schlecht gemalt, aber die Rahmen überaus prächtig.

Den 10ten August Morgens legte der Verf. seinen Besuch bey dem durch seine wichtigen Stiftungen und sein großes Ansehen berühmten Hrn. Betzkoy ab: er ist wirklicher geheimder Rath, Oberdirektor des Baukontoirs der kaiserlichen Pallästen und Gärten, Kammerherr, Präsident der kaiserlichen Akademie der Künste, Oberkurator der kaiserl. moskowit. Erziehungshäuser, Mitglied des Conseils bey dem kaiserl. adel. Landkadettenkorps, und einer von den vier Kuratoren der Erziehungsanstalten für adeliche Fräulein, wie auch Ritter des St. Andreas-St. Alexander- und St Annaorden; bekanntermassen nur ein natürlicher Sohn eines Fürsten Trubetzkoy, der sich aber durch Witz, Einsichten, starken Trieb das gemeine Beste zu befördern, und schmiegendes Wesen unter der jetzigen, wie unter der vorigen Regierung, zu so hohen Ehrenstellen geschwungen, und es so weit gebracht hat, daß er in manchen Stücken, nach Belieben, mit ganzen Tonnen Goldes schalten und walten kann, ohne Rechenschaft davon zu geben. Dieses unumschränkte Zutrauen zu seiner Uneigennützigkeit ist auch nicht übel angewandt, indem Hr. v. B., weit entfernt, daß er sich von solchen Summen etwas zueignen sollte, vielmehr einen guten Theil seiner eignen Reichthümer zur Erhaltung und Vergrößerung der von ihm angege-

gegebenen nützlichen Anstalten aufgeopfert hat. Schade aber doch, daß seine zwar nicht gemeinen Einsichten, doch nicht dem ganzen Umfange der von ihm gemachten wichtigen Einrichtungen angemessen sind, und nicht allemal gute Erinnerungen bey ihm Eingang finden; daher in seinen Anstalten, ungeachtet alles Gepränges, das davon gemacht worden, große Unvollkommenheiten herrschen sollen. Ueberdies soll er die Schwachheit haben, sich oft von Leuten, die weniger als er verstehen, dergestalt einnehmen zu lassen, daß er ihnen blindlings folgt. Andre hingegen, und die mehresten, die mit ihm umzugehen haben, macht er sich durch seinen Despotismus und sein mürrisches Wesen zu Feinden, und soll am Abgange manches guten Künstlers Schuld seyn. Endlich hat er auch viel von der an diesem Hofe herrschenden Gallomanie, so sehr, daß er z. B. das schöne Porcellan und die zierlichen Potsdammer Meublen, wovon die Kaiserinn großen Vorrath hat, dreiste für pariser Produkte ausgeben soll. Jetzt fängt dieser merkwürdige Mann, der auch bereits über 70 Jahr alt ist, sehr an abzunehmen; daher wohl mancher, der unter seinem Zepter seufzt, sich mit der Hoffnung einer nahen Aenderung tröstet.

Indessen ließ er noch itzt sein nahe bey dem kaiserlichen Winterpallast liegendes Haus stark ausbessern und verschönern. Als Hr. B. die Treppe hinauf war, und, wegen der Zerstörung des Hauses, nicht gleich Jemanden fand, ihn anzumelden, gieng er zu seiner Verwunderung in einen schönen Garten; ein mit großer Mühe und Kosten angelegter hortus pensilis, an den Hrn. v. B. Büchersaal, Schreibkabinet, und ein, so wie dieses, mit vielen Gemälden behangener Saal stossen. Unter diesen Gemälden, verwunderte es ihn, hier so viel Mittelmäßiges zu finden, obgleich auch fürtreffliche Stücke mehr aus der niederländischen, als aus der italiänischen darunter waren. Bald darauf erblickte er Hrn. v. B. im Schlafrock, mit einem Sohn des großen Feldmarschalls Gr. von Münnich im Garten; er empfieng Hrn. B. mit seiner gewöhnlichen Morosität, gab aber dem Sekretär Befehl, ihm einen Einlaßzettel zur kaiserlichen Gemäldesammlung auszufertigen.

Hr. B. fuhr also ohne Verzug nach der Eremitage, die, vermittelst eines bedeckten Gangs, mit dem kaiserlichen Winterpallast zusammenhängt, und wo auf dem ersten Stock die Gallerie angelegt ist. Am Eingang erhielt er ein 1774. in französischer Sprache gedrucktes Verzeichniß, das aber nicht zu kaufen

ist,

und wovon nur 60 Exemplare gedruckt sind. Um so viel angenehmer muß es zumal Deutschen, die nach Petersburg reisen, seyn, daß Hr. B. Mittel gefunden hat, es auf etliche Tage zu erhalten, und es hier ganz den Kunstliebhabern mittheilt, mit Bemerkung der im Füeßlinischen Lexikon, und dem neuen Supplemente dazu fehlenden Maler, deren eine ziemliche Zahl ist; wiewohl auch manchmal ein im französischen Verzeichnisse, das er oft aus F. verbesserte, gar zu unrichtig geschriebner Name, einen neuen Künstler mag erzeugt haben. Auch hat man Ursache, an der Aechtheit mancher den größten Meistern zugeschriebenen Stücke zu zweifeln. Wer wird z. B. an alle Stücke, die im Verzeichnisse dem Corregio zugeschrieben werden, glauben? und so auch von andern Italiänern. Der Graf von Brühl, sagt der Verf., von dem ein Theil der Sammlung herrührt, hatte fürtreffliche niederländische Gemälde, die beym ersten Anblick in der kaiserlichen Gallerie in Verwunderung setzen; aber er wollte, wie sein König, auch mit italiänischen Meisterstücken prangen, daher sollen sich durch Kopien oder umgetaufte Stücke so viele große italiänische Namen in sein Verzeichniß, und aus diesem auch in das kaiserliche, eingeschlichen haben. Zu verwundern aber ist es, daß die schon seit 20 Jahren mit so großen Kosten unterhaltene kaiserliche Akademie der Künste noch so sehr wenig zu dieser Gallerie geliefert hat, und besonders von russischen Künstlern unter mehr denn 2000 Stücken keine zehn angetroffen werden.

Der große kaiserliche, von der Elisabeth erbaute Winterpallast, dessen Zimmer der Verf. nicht besehen hat, soll, wie Wraxall und Meyer erinnert haben, in Absicht auf die Bauart von außen und innen viel Fehler haben; doch sollen der Kaiserinn Zimmer prächtig und mit Geschmack ausmeublirt seyn. Eine Merkwürdigkeit darinnen, deren beyde nicht gedenken, ist ein großes, ungemein schönes Dintenfaß, das die Kaiserinn von dem geschickten Schmelzmaler Mailly in Paris (der Künstler fehlt auch noch im Füeßlin) hat verfertigen lassen, und das im Iournal Encyclopedique vom 5. Novemb. 1777. umständlich beschrieben wird. Das ganze stellt einen Parc d'Artillerie vor, wo kleine militärische Genien allerhand Exercitien vorstellen. Alle beym Schreiben nothwendige Sachen sind aus kriegerischen Attributen zusammen gesetzt. Noch in einer Note gedenkt der Verf. der houghtonischen Gallerie in England, die die Kaiserinn für 150000 und mehr Rubeln, wie das Gentlem. Magaz. vom Jul. Sept. und Okt. 1779. sagt, soll gekauft haben,

viele andre Werke der Kunst. Er sammlet auch Naturseltenheiten, aber diese vorzüglich nur, um Andre und besonders die göttingische Universität damit zu beschenken; mit wie viel schönen und seltenen Produkten der Natur und Kunst sie schon von diesem ihrem ehemaligen Zögling, den kürzlich auch die Societät zu ihrem Mitgliede ernannt hat, beschenkt worden, weiß man aus den göttingischen Anzeigen.

Den 12ten August fuhr der Verf. frühmorgens zu Wasser nach der Festung, um die jährliche Wasserweihe, die auf diesen Tag (den 1sten August a. S.) einfiel, anzusehen. Die Cerimonie ist schon öfter beschrieben worden. In der an sich artigen Festungskirche, die von einem italiänischen Baumeister, Trissini, erbaut worden, sind das Merkwürdigste die Särge einiger der letztern Beherrscher Rußlands, Peter des Großen, seiner Gemahlin Katharina I., ihrer beyden Töchter Anna Petrowna, Mutter Peters III., und Elisabeth, wie auch dieser letztern Vorgängerin Anna Iwanowna, die mit reichem Gold- und Silberstoff bedeckt, am Eingange des Heiligthums stehen. Nachmittags fuhr Hr. B. nach Katharinenhof, an der See, zur Linken des Ausflusses der Newa. Das kleine hölzerne Lustschloß, das von Katharina I. den Namen führt, läßt man eingehen; es ist aber dabey ein anmuthiges Wäldchen, wohin öfters Spatzierfahrten angestellt werden. Unterwegs besah er ein neuerbautes Kameel, so wird ein grosser viereckigter Kasten mit flachem Boden genannt, in welchen die Kriegsschiffe eingelassen werden, um sie von der Newa nach der Rhede zu bringen; denn beym Ausflusse ist die Newa zu seicht, und die Schiffe würden nicht genug Wasser haben, dagegen das Kameel wegen seines breiten flachen Bodens nicht so tief sinken kann.

Den 13ten August brachte Hr. B. einen Theil des Morgens und noch einen andern bey Hrn. Laxmann zu, und giebt hier einige Nachricht von seinem Naturalienkabinet, das eines der vorzüglichsten in Petersburg ist. Das mineralogische Fach besteht nicht blos aus sibirischen Produkten; aber insonderheit hat er von diesen recht ausgesuchte Stücke und merkwürdige Stüken. Unter den Goldstufen aus Kolywan ist die Reihe der vom Abt Chappe zuerst bekannt gemachten kubischen sehr lehrreich. Man sieht überzeugend an den kiesigten Würfeln die quarzigten Konkamerationen, und wie sich, wenn der Kies verwittert, die sogenannten Bimsteinstufen formieren, und wie

alsdenn

alsdenn sich diese nach und nach aufs neue mit einem solchen Stoff anfüllen. Eine ähnliche Operation nimmt die Natur mit dem Kupferkies und dem Bleyglanz vor, aus welchem der rothe Bleyspath entsteht, wie solches auch Hr. Lasmann durch ähnliche lehrreiche Sviten zeigen kann. Er wies auch Hrn. B. in dem Hornstein den Proceß der Luna cornua oder Hornsilbererz, wovon er selbst in den neuen Kommentarien gehandelt hat. Das Konchylienkabinet giebt dem mineralogischen wenig nach, und besitzt ungemein schöne und seltene, auch einige, so viel Hr. L. weiß, noch nicht beschriebene Stücke. Alle sind in der schönsten Ordnung, so wie auch die Stufen, hinter Krystallgläser aufgestellt. Insekten und Vögel sind zusammen als hängende Gemälde hinter Gläsern verwahrt, und verdienen ebenfalls eine genauere Betrachtung. Gegen Abend besuchte der Verf. einen Maler, Hrn. Pfanzelt, der große Geschicklichkeit besitzt, alte Gemälde auszubessern, und sogar von einem Grunde auf einen andern zu tragen; ein Stück von Albr. Dürer hatte er von Holz auf Kupfer getragen. Unter vielen guten Gemälden älterer Meister, die er selbst besitzt, und die zum Theil auf Kauflustige warten, war das schönste ein Familienstück von Leonardo da Vinci, mittlerer Größe. Auch hat er eine starke und schöne Kupferstichsammlung, aus welcher der Verf. nur eine große Seltenheit von Dürers Meisterhand anzeigt; es sind 32 Holzschnitte, die die Lebensgeschichte Jesu vorstellen, und ohne Zweifel von A. Dürer selbst illuminiert worden.

Hrn. Georgis Naturalienkabinet, das der Verf. am 14ten August sah, ist von großem Umfange, war aber bey weitem noch nicht ganz ausgepackt. Die in Ordnung gebrachten Stücke waren in 16 Schubladen ausgelegt, aus welchen hier einiges angemerkt wird. Mit Hrn. Georgi fuhr er hierauf nach der Akademie, und sah einen neuen Saal, worinnen künftig in horizontalen Glasschränken die in Sibirien von den Akademikern gesammleten Mineralien sollen aufbewahret werden. In dem Vorzimmer sah er jetzt eine der größten Merkwürdigkeiten der Kunstkammer, 10 bis 12 große Folianten, die illuminierte Abzeichnungen aller Seltenheiten des kaiserlichen Kabinets, sogar der Münzen des Medaillenkabinets, enthalten, die vor dem Brande vorhanden waren. Die Bände, eigentlich Kapseln, worinn die Abzeichnungen liegen, haben dreyerley Titel: Icones rerum fiscalium. Icones rerum rariorum Musei, und Icones Numismatum Musei. Von da begab sich der Verfass.

nach der nicht weit davon gelegenen Kaufmannsbörse. Das Gebäude stößt mit der schmalen Seite an die Newa, wo diese den petersburgischen Hafen formiert, und ist ein hölzerner, niedriger Saal, der ein langes Viereck vorstellt, mit einem hölzernen Säulengang umgeben, und einem mit Gitterwerk eingeschlossenem Vorhofe. Ueber das rußische Kommerzwesen verweist der Verf. auf das büschingische Magazin, das schlözerische neuveränderte Rußland, und die meyerischen Briefe; denn seine Sache sey es nicht, sich über diesen Gegenstand auszubreiten.

Der Pallast des Fürsten Potemkin, der vorhin dem ehemaligen Favoriten der Elisabeth, Rasumowski, gehörte, und den die Kaiserinn von dem Bruder desselben, dem Hetmann Rasumowski, erkauft, und dem Fürsten geschenkt hat. Der Furst läßt ihn jetzt prächtig ausbessern, auch einen Flügel erweitern, und zu einer Gemäldegallerie einrichten. Das St. Alexander Newskykloster, ein sehr weitläuftiges, aber doch regelmäßiges Gebäude. Darinnen ist das prächtige Denkmal, das Elisabeth diesem Heiligen errichtet hat; ganz von Silber, und vielleicht das einzige in seiner Art. Wir wollen, was der Verf. weiter unten von der Bibliothek dieses Klosters sagt, gleich hieher setzen. Sie ist weder sehr groß, noch in sonderlich guter Ordnung: sie hat aber Bücher aus allen Wissenschaften und Sprachen, unter andern Wolfs mehreste Werke. Sie besitzt auch viele merkwürdige rußische Manuscripte, die Byzantiner nach der pariser Ausgabe, die Akten der Concilien; viele größere Ausgaben der Kirchenväter, u. s. f. Die Unterredung in diesem Kloster mit dem Erzbischofe Gabriel geschah auf Lateinisch; er zeigte eine merkliche Neigung für die schönen Künste, und hörte gerne von Reisen und fremden Ländern sprechen. Auf dem Kirchhofe fand der Verf. ein Denkmal, das der Graf Woronzow dem berühmten Lomonossow gestiftet hat. Es ist eine Urne auf einem hohen Fußgestell, woran eine rußische und eine lateinische Inschrift zu lesen sind; der Geschmack aber ist an diesem Denkmale nicht zu rühmen. Sonst gehörte diesem Kloster auch ein anmuthiges, ein Paar Werste weiter gelegenes Landgut, das aus einigen Inseln bestand, daher es auch Oserki, die kleinen Inseln, heißt. Nur kürzlich war es von der Kaiserinn erkauft, und dem Fürsten Potemkin geschenkt worden; dieser ließ es jetzt wieder in guten Stand stellen und verschönern.

Den

Den 15ten August besah der Verf. Verschiedenes, vermiedt einiger Umwege, auf dem Wege zu dem kleinen und artigen Landgut des Hrn. Rumowski, wohin er zum Mittagsessen mit Hrn. J. A. Euler gebeten war. Der große Garten des Hofbanquiers, Baron Friedericks, hat viel Obst und Gartengewächs, aber sonst wenig Merkwürdiges. Das Pockenhaus für Inokullierte in derselben Gegend, war vordem ein Lustschloß des Baron Wolf, ehemaligen engl. Consuls allhier. Es wären jetzt in dem Hause, weil es mitten im Sommer war, keine Kranke; zur gewöhnlichen Einimpfungszeit aber sollen oft 15 bis 20 auf einmal hier beysammen seyn. Dem Landgute des Hrn. Rumowski gegenüber ist der schöne, nach rußischem Gebrauch mit Bäumen bepflanzte, Kirchhof der Simsonskirche, und nahe dabey der große deutsche Kirchhof, wo auch andre Fremde begraben liegen. Schöne Grabmäler giebt es auf beyden nicht. Hr. Rumowski hatte die mehresten Mitglieder der Akademie, auch den Hrn. Direktor von Domaschnew zu Gaste, und gab ihnen eine Mahlzeit, dergleichen wohl nur wenige Astronomen geben können.

Um halb fünf Uhr verließ Hr. B. die Gesellschaft, und fuhr nach der Hofapotheke, um noch das lieberkühnische Kabinet zu besehen. Es ist vorzüglich sehenswerth, und verschiedne Merkwürdigkeiten findet man hier angezeigt. Nicht weit davon ist die kaiserliche Tapetenmanufaktur, wo hautes und basses lisses, sowohl aufgeschnitten, als unaufgeschnitten, verfertigt werden. Die Arbeit gefiel, obschon sie in der Genauigkeit der Nachahmung den Tapeten des Gobelins zu Paris noch nicht beykömmt; die Farben aber sind ausnehmend schön. Ferner die Stückgiesserey, ein hölzernes Gebäude nach artiger Bauart, bald nach angefangener Erbauung der Stadt aufgeführt, verdient doch bey weitem nicht das übertriebene Lob, das Marschall ihm in seinen angeblichen Reisen, vermuthlich nach einer ältern Beschreibung von Petersburg giebt. Sehr sehenswerth aber ist das gegenüber liegende Arsenal, das der Fürst Orlow, als Generalfeldzeugmeister, vor etwa 12 Jahren hat erbauen lassen; ein großes steinernes Viereck, an einer Seite mit Säulen verziert. Etwas weiterhin sah der Verf. die wenig bekannte ältere Bildsäule Peters des Großen, zu Pferde und von Erz. Elisabeth ließ sie im ersten Jahr ihrer Regierung von einem Deutschen verfertigen; sie ist aber sehr mittelmäßig gerathen, ungemein steif und hölzern.

Den 16ten August, der ein Sonntag war, machte der Verf. nur einen kleinen Spaziergang, um in der Nähe ein Paar Kirchen, des heiligen Andreas und Mariä Verkündigung, die beyde sehenswerth sind, zu besehen. Zu Hause sahe er bey Hrn. Fuß das Modell einer Sägemühle, die weder Wasser noch Wind braucht, und mit leichter Mühe durch Menschenhände getrieben wird. Ein Schweizer, Ryffner, hat sie erfunden, und das Modell der Akademie vorgelegt, die in ihren Abhandlungen eine umständliche Beschreibung davon gegeben hat. Noch eine Nachricht von einer neuen Art Feuerleiter, die ein petersburgischer Schlossermeister, Dahlgreen, von Geburt ein Schwede, erfunden, und dafür eine akademische Medaille zur Aufmunterung erhalten hat. Auf den Abend machte Hr. B. die Bekanntschaft des Marchese Cavalrabo, aus der Stadt S. Remo gebürtig, und der jetzt von Petersburg abreißte, um in seinem schönen Vaterlande eine Pension de Retraite von 1000 Rubel zu verzehren. Er hat Hrn. B. viele Nachrichten von der Insel Maltha mitgetheilt; und hier verspricht er noch in diesem Jahre den dritten Band seiner Zusätze zum Volkmann, auf die er lange seine Leser hat warten lassen.

Den 17ten August war Aufwartung bey der Kaiserinn, die nach der Stadt gekommen war, im Sommerpallaste; und jetzt ward Hr. B. von dem Grafen Bruce der großen Katharina vorgestellt: sie reichte mit ihrem gewöhnlichen leutseligen Blick die Hand zum Küssen, und sagte ein Paar verbindliche Worte. Zu Mittage speisete der Verf. bey dem berühmten Beförderer der schönen Künste, dem Senator und Oberkammerherrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow, der eigentlich der Stifter der hiesigen Akademie der Künste ist, und selbst einen kostbaren Schatz von Seltenheiten besitzt. Viele Merkwürdigkeiten aus dem Kabinette des Grafen, das der Verf. nach Tische mit besonderer Aufmerksamkeit und großem Vergnügen durchsuchte; insbesondere enthält es viele herrliche Gemälde. In der kostbaren Büchersammlung durchblätterte der Verf. zum erstenmal die Campi phlegraei des R. Hamilton, und der Oberkammerherr holte aus Anlaß einer Unterredung, den ersten Theil seiner etruriſchen Gefäſſe, von d'Hancarville beschrieben, herbey; aus welchen Werken man schon auf das Uebrige schliessen kann.

Nach Tische machte der V. eine lange Spatzierfahrt nach dem adel. Fräuleinstift, und sah unterwegs die neuerbaute

Kanz-

Kanzley der preobraschenskischen Garde, und die neben an gelegene Kirche dieses Regiments; beydes schöne und sehenswerthe Gebäude. In das berühmte Fräuleinstift wird keine Mannsperson, weder in Gegenwart, noch in Abwesenheit der jetzigen Aebtißin, Madame de la Font, gelassen, und auch über die Aussenseiten des Klosters konnte Hr. B. nicht urtheilen, weil eine ziemlich hohe Mauer rings um den verschlossenen Hof herum geht. In dem Garten des Sommerpallastes fand der V. aus Anlaß des Festes der preobraschenskischen Garde, das jetzt gefeyert wurde, viele Spatzierende; aber ihn ergötzten mehr die leblosen, als die herumwandelnden Puppen; insonderheit bewunderte er die auch von Hrn. Meyer gerühmten Statüen des Glaubens und der Religion, mit einem Schleyer bedeckt vorgestellt; der Name des Künstlers, Ant. Corradini, steht auf dem Fußgestell. In einer berühmten Grotte, deren Aufriß die Akademie in Kupfer stechen lassen, sind das Sehenswürdigste einige gute Bildhauerarbeiten, theils antik und ergänzt, theils ganz modern; die besten darunter zeigt der V. an. Dieser kaiserliche, an der Fontanka und Moika liegende Garten, der von Peter I. angelegt worden, hatte in der großen Ueberschwemmung im Sept. 1777. sehr viel gelitten; allein alle, oder doch sehr viele, niedergerissene Bäume waren wieder aufgerichtet, und gestützt worden; und die Stützen fand Hr. B. noch an denselben.

Den 18. August machte Hr. B. mit Hrn. Fuß zuerst einen sehr weiten Spatziergang auf die Admiralitätsseite nach der Mariosenkirche, die sehr sehenswerth, und noch die schönste in Petersburg ist. Von aussen ist sie stark mit korinthischen, eingelassenen Säulen verziert und viereckig; der Thurm steht einzeln, von der Kirche abgesondert. Inwendig besteht sie aus zwo Kirchen, eine über die andre. Die untere ist niedrig, gewölbt, und von 40 bis 50 Pfeilern, die wohl jeder 6 Fuß ins Gevierte stark sind, unterbrochen; für die üble Wirkung aber, die daraus entsteht, wird man durch die an diesen Pfeilern befindlichen Altäre schadlos gehalten, an welchen, so wie am Ikonostasium, die reich mit Perlen und Edelsteinen besetzten Bilder verdienen betrachtet zu werden. Noch sehenswerther ist das prächtige Ikonostasium der obern Kirche, das mit einer sehr reichen Vergoldung, mit vielen Zierrathen von Geschmack, und mit guten Gemälden pranget. Auch ist der vergoldete Altar in dem Allerheiligen sehr schön; er ahmt den

in der Peterskirche in Rom nach; doch sind die Säulen, die den Baldachin tragen, viel niedriger. Den Nachmittag brachte der V. mit Hrn. Pallas in der kais. Naturalienkammer zu, besah stückweise die seltensten Thiere, wie auch verschiedne merkwürdige Monstra, und ein Theil der vuyschischen Präparaten. Von diesen ist zwar ein guter Theil schon verdorben; doch bleibt die Sammlung noch immer sehr merkwürdig. Von da fuhr er nach der schönen neuerbauten lutherischen St. Annenkirche, die nach den Rissen des Hrn. Veldten ist aufgeführt worden. Die Orgel hat ein erfinderischer und geschickter Mann, Hr. Schmidt aus Rostock, verfertigt, der dem Verf. noch zwey musikalische Instrumente von seiner Erfindung zeigte. Das eine ist eine Orgel, woran eine Walze angebracht ist, vermittelst welcher 24 verschiedne Stücke können gespielt werden; man darf sie nur mit einer Handhabe umdrehen, und den Blasbalg zugleich mit dem Fusse regieren. Diese Orgel kann aber auch auf die gewöhnliche Weise gespielt werden. Das andre Instrument nennt der Erfinder Harmonika; es hat aber mit der bekannten Gläserharmonika nichts gemein, als den überaus angenehmen und hinreissenden Klang. Es sieht wie ein Klavier, dessen Saiten senkrecht stehen; unten aber an den Saiten geht ein Kasten herum, in welchem der Hauptmechanismus verborgen liegt; wahrscheinlicher Weise besteht er in einem die Saiten bestreichenden Bogen, der mit dem Fusse bewegt wird, zu gleicher Zeit, da die Hand die Klaves spielt. Ein solches Instrument sollen nur noch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin und die Stadt Hamburg besitzen; und Hr. Schmidt verspricht, das Geheimniß bekannt zu machen, wenn er auch das dritte wird verkauft haben. Noch etwas von dem italiänischen Garten, der hinter dem Sommerpallast und Garten liegt.

Den 19. August sah der V. Hrn. Prof. Braun einige Versuche mit der fixen Luft machen. Um diese zu erhalten, bedient er sich einer aus England verschriebenen Maschine, die durch die Bemühungen der Herren Nooth, Parker und Magalhaens schon zu einem hohen Grade der Bequemlichkeit gediehen ist, und von dem letztern in einer besondern Schrift abgezeichnet und beschrieben worden, die durch eine deutsche Uebersetzung verdiente gemeinnütziger zu werden, wozu Hr. V. sein Exemplar anbietet. Nachmittags besuchte der V. die kaiserl. Porcellanfabrik. Sie ist nicht zahlreich an Arbeitern, und es wird meist nur für den Hof gearbeitet; bey Moskau soll ein englischer Kaufmann eine ansehnlichere besitzen.

Den 10. August frühe sah der V. die Kunst- und Büchersammlung des Fürsten Jusupoff. Dieser artige und kenntnißvolle junge Herr ist ein Bruder der zweyten Gemahlin des Herzogs von Kurland und kais. Kammerherr. Er hat große Reisen, fast durch ganz Europa gethan, und hat, nebst einem vortrefflichen Schatz von seltenen Büchern, eine kleine Sammlung von Seltenheiten der Kunst mitgebracht, die am Werth manche große Sammlung weit übertrifft. Gemälde hat er nur wenige, aber die meisten sind Hauptstücke, als besonders zwey Thier- und Fruchtstücke von Weeninx; ein alter Mann mit einem Kinde von Rembrandt, worinn der V. doch meynte, nicht ganz Rembrandts Manier zu finden; imgleichen ein liegendes nackendes Frauenzimmer von Tizian, das viel Aehnlichkeit mit der berühmten Venus in der Tribune zu Florenz hat, aber doch ohne Zweifel ein Original ist. Unter den kleinern Stücken ist ein Ignatius Lojola von dem berühmten Spanier Velasquez. Noch mehr erstaunte der V. über den großen Schatz an geschnittenen Steinen und Kameen, von welchen er einige der Merkwürdigsten anzeigt. Der Fürst gedenkt noch einmal nach Italien zu reisen, um seine ausgesuchte Sammlung noch zu vermehren, und sie hernach durch Kupferstiche bekannt zu machen. Auch besitzt der Fürst eine Sammlung von geschliffenen pietre duro, Marmorarten, Mosaiken u. dgl. und eine auserlesene, obgleich aus vielen tausend Bänden bestehende Büchersammlung.

Nachmittags machte Hr. V. mit Hrn. Güldenstädt einige Besuche auf Wasiliostrow; zuerst bey dem Apotheker und Kollegienrath, Hrn. Päken, der bereits 1779. verstorben ist. Der Kollegienrath, von Rosnau, in Ungarn gebürtig, war einer der Stifter der freyen ökonomischen Societät, in deren Schriften Abhandlungen von ihm stehen, und Verfasser des 1767 herausgekommenen Hausarztes, (Domaschney Letschenik) und Herausgeber der neuen Pharmacopaea Russica. Dabey war er ein großer Musikus, und seine ganze Familie ist sehr musikalisch; er spielte auf einem sehr schön klingenden und künstlichen mit Pfeifen versehenen Fortepiano, das ein geschickter rußischer Künstler, Hr. Kirschnik, verfertigt hatte. Von diesem Manne, den Hr. V. selbst nicht kennen gelernt hat, giebt er noch in der Note einige Nachricht. Er ist der Verbesserer der Menschenstimme auf der Orgel; er hatte bereits, als Hr. V. in Petersburg war, drey oder vier Vokale rein herausgebracht,

bracht, zu gleicher Zeit, da die Akademie die Ton- und Meßkünstler zur Auflösung dieses merkwürdigen, und schweren musikalischen Problems mit großen Belohnungen aufforderte. Von da gieng Hr. B. zu dem Hrn. Stritter, Kotrektor am Gymnasium der Akademie, der durch seinen mühsamen Auszug aus den Byzantinern rühmlich bekannt ist. Er zeigte Hrn. B. noch zwey ungedruckte Bände seines wichtigen Werks, und die sehr brauchbar eingerichteten historischen und geographischen Register. Noch andre Schriften dieses berühmten Mannes werden hier in einer Note angezeigt. Er war schon damals von seinem beschwerlichen Lehramte dispensirt; und seitdem ist er im Oktob. 1779. auf Befehl der Kaiserin dem Hrn. Staatsr. Müller als adjungirter Historiograph und Archivist des kais. russischen Reichs zugegeben, mit dem Titel eines Kollegienassessors und einem jährlichen Gehalt von 700 Rubeln, und zugleich nach dem Vorschlage des Hrn. Dir. Domaschnew, mit einem Gehalt von 200 Rubeln aus der akademischen Kasse, als Adjunkt aufgenommen worden. Der dritte Besuch war bey Hrn. Grot, Pastor an der lutherischen kleinen Kirche auf Wassilostrow, der als ein guter Redner und Schriftsteller auch in Deutschland bekannt ist. Als einen Beweis der zunehmenden Aufklärung der russischen Geistlichkeit führt der V. an, daß seiner Predigt von der Vermessenheit des Unglaubens, die er am Sonntage nach Ostern 1779. hielt, drey russische Geistliche beygewohnt haben, und er sie nachher mit einer russischen Uebersetzung hat drucken lassen. Das große Altargemälde in der Kirche stellt die Auferstehung Christi vor; es ist von dem guten russischen Maler, Prof. Koslov, dem 200 Rubel dafür bezahlt worden; die Farbengebung ist angenehm und etwas heiter, wie es das Sujet forderte. Aber andre Gemälde, nahe beym Altar, verdienen weniger besehen zu werden, und einige, die man in der Sakristey ließ, waren herzlich schlecht. Die erst vor wenig Jahren erbaute Kirche selbst ist sehenswerth, von innen sowohl, als von aussen, ganz artig; insonderheit fand Hr. B. das Peristyl von vier Säulen dorischer Ordnung vor dem Eingange sehr edel.

Den 21. August gegen Abend gieng der V. mit vielen Tausenden nach einer großen Ebne, wo die Artillerie- und Ingenieurkadetten an einer fingirten Festung die Wirkung der Minen zeigen sollten. Die Gebäude, die dieses Kadettenkorps bewohnt, sind von Holz, aber weitläuftig, und von artiger und zu-

guter Bauart. Das sämmtliche Korps, das hier erzogen wird, soll aus 150 jungen Leuten bestehen.

Den 22 August machte Hr. B. mit einigen andern Akademikern einen Besuch bey dem Erbprinzen des Chans der Kirgisen. Dieser tatarische Prinz war, nebst verschiednen seines Volks, schon einige Monate in Petersburg, um für seinen Vater die Besoldung von 600 oder 700 Rubel, die der vorige Chan genossen, und für sich eine von 400, die sein Vater bey Lebzeiten des letztern Chans hatte, zu sollicitieren. Der die Aufsicht habende Officier hatte den Besuch angekündigt; und man hatte sich deswegen in eine etwas feyerliche Verfassung gesetzt. Der Prinz saß auf seinem Bette, das auf der mit rothem Tuch beschlagenen doppelten Estrade lag, mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen, in einem ziemlich schlechten seidenen Gewand, und hatte sein kegelförmiges Hütchen auf dem Kopfe. Zu seiner Linken saß auf gleiche Weise der vornehmste Sekular seines Gefolgs, zur Rechten der schwarz gekleidete Priester. Diese zween hatten sehr dünne Bärte, die Uebrigen, die bald saßen, bald stunden oder herumgiengen, gar keinen oder einen ganz unmerklichen Bart. Einer hatte vollkommen ein sinesisches Gesicht, und gehörte vermuthlich zur mongolischen Völkerschaft. Ein Paar spielten auf der Akademiker Begehren mit wunderlicher und lächerlicher Grimasse auf der bey ihnen üblichen Flöte; sie ist ein spitzig zulaufendes Rohr, das gegen die Spitze zu drey Löcher hat, und das dünnere offene Ende stecken sie in die eine Ecke des Munds. Der Ton ist ganz ungewöhnlich, und die Melodie ziemlich einförmig. Der größte Zeitvertreib dieser Leute war das Schach- und Gänsespiel; zuweilen führeten sie sich, wie der Officier sagte, ziemlich wild auf; wie sie denn auch wirklich roh genug aussahen, und ihr Anblick einem für verfeinerte Sitten eingenommenen Gefühl eine gewisse Pein machte. Der Prinz hatte sich in seiner Gefangenschaft (denn so war sein Aufenthalt in Petersburg anzusehen) noch einen Zeitvertreib erdacht; er besudelte Thüren und Wände mit sehr schlechten gezeichneten vierfüßigen Thieren, wozu er sich einer Kreide bediente; die traurige Erinnerung an seine Pferde und Heerden, die ohne ihn auf der Steppe der Freyheit genossen, mochte ihn auf den Einfall gebracht haben. Seine spitz gegen das Kinn zulaufende Physionomie war eben nicht dumm, und noch weniger die der Mehresten seiner Gefährten; aber er sah schüchtern und einfältig aus, und ausser einem geringen Kopfnicken bey dem Eintreten der Akademiker und bey ih-

ihrem Weggehen war wenig durch den Dollmetscher von ihm herauszubringen. Nach diesem Besuche führte Hrn. B. der Baron von Asch zu dem geschickten Bildhauer und Akademicien, Hrn. Schuwin, der selbst nicht zu Hause war, aber in seiner Werkstätte sahen sie viel Schönes von seiner Arbeit.

Sonntags den 23. August gieng der B. mit Hrn. Güldenstädt in die deutsche reformirte Kirche, die der großen lutherischen Kirche gegenüber liegt; er fand hier mehr Geschmack an ihrer simpeln und edeln Verzierung, als an dem Vortrage des Predigers. Die französische Gemeinde hatte jetzt keinen Prediger; sie hat seitdem Hrn. Burja aus Berlin zu ihrem Prediger erwählt, der durch eine gute französische Uebersetzung des Mendelssohnischen Phädons, und durch artige in Hrn. von Francheville Gazette litteraire eingerückte Gedichte bekannt ist.

Den 24. August frühe besah der B., unter Anführung der Herren Kotelnikow und Backmeister, den Ueberrest des akademischen Kabinets, und zeigt die Merkwürdigkeiten an, die er gesehen hat. Um halb zwölf Uhr versammlete sich die kais. Akademie der Wissenschaften wieder zum ersten Male nach ihren Hundstagsferien, und Hr. B. wohnte der Versammlung bey. Es wurde eine kürzlich eingesandte Abhandlung von des Verf. nun 80jährigen Onkel, Daniel Bernoulli, vorgelesen, die den richtigern Gebrauch der Pendeluhren bey astronomischen Beobachtungen zur Absicht hatte; de Compensationibus horologicis et vera mensura temporis. Obschon die Akademie zweymal die Woche, Montags und Freytags, sich versammelt, so geht doch selten eine Sitzung vorbey, wo nicht eine Abhandlung vorgelesen, wenigstens vorgezeigt würde; diesen Ruhm hat sie insonderheit dem geschäftigen Geist ihres großen Eulers zu danken.

Den 25. August speiste Hr. B. mit den Herren Kraft und Fuß bey dem angenehmen und gelehrten Staatsrathe von Stählin. Er besitzt eine artige Gemäldesammlung, worunter gute Stücke von Bassan, Liberi, Rotari und Andern sind, und zeigte nach Tische noch allerhand Merkwürdigkeiten in einem andern Zimmer. Ein merkwürdiges Manuscript von ihm selbst sind Anekdoten von Peter dem Großen, die der Staatsrath seit seiner Ankunft in Rußland aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen, die er jedes Mal anführt, gesammlet hat. Die Nachricht von der letzten Krankheit des Kaisers war merk-

merkwürdig; sie rührte zwar von einem 1723. übel geheilten venerischen Uebel her, war aber zunächst die Folge einer großmüthigen, von dringender Menschenliebe zeugenden That. Als der Kaiser 1724. auf einer Reise eine Schaluppe viele Noth leiden, und nahe am Stranden sah, sprang er selbst ins Wasser, und rettete sie mit eigener Hand; sein Zustand ward aber dadurch sehr verschlimmert; er konnte nicht, wie er Willens war, nach Systerbeck gehen, sondern wurde nach Petersburg gebracht, wo er 1725. den 28. Januar a. St. starb. Noch eine andre merkwürdige Handschrift des Hrn. von Stählin enthält Materialien zu einem vollständigen Medaillenwerk auf Peter I.; dieses Werk würde des Rigaud de Tiregale bekannte Sammlung, und eine ähnliche zu Moskau herausgegebene, die der V. hier umständlicher anzeigt, in aller Absicht weit übertreffen.

Den 26. August brachte der V. noch ein Paar Stunden in dem Laxmannischen Kabinet zu, und besah noch einmal aus Anlaß einer Einladung auf das Land bey dem Hrn. von Domaschnew die neue Matrosenkirche auf Kamenioſtrow, in welcher er diesmal im Sanktuarium hinter dem Altar eine Wiederholung des Gemäldes von Koslow in der lutherischen St. Katharinenkirche auf Wasilioſtrow, nur dieses Stück etwas kleiner, fand. Da sonst nichts Würdiges einer Erwähnung an diesem Tage vorgefallen, rückt der V. für einige historische Nachrichten, die rußische Gelehrtengeschichte betreffend, ein. Bekannt ist der Aufsatz über die neuesten rußischen Schriftsteller, besonders Dichter, im 7ten und folgenden Bande der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften; und Hr. B. vermuthet, daß eine ähnliche italiänische Schrift, saggio sopra la Letteratura Russa, contenente una Lista de' letterati Russi dopo il Regno di Pietro il grande. Livorno 1771. 8. von gleichem Inhalt und Verfasser sey. Ein Hr. Nowikow, hat ein historisches Lexikon rußischer Schriftsteller in rußischer Sprache geschrieben, und eine alte rußische Bibliothek in 10 Bänden, die viele interessante, gelehrte und statistische Nachrichten aus alten Handschriften enthält. Des 1766. verstorbenen Breslauer Gelehrten, Joh. Friedr. Burgs Elementa oratoria sind, zum Behuf des akademischen und Schulunterrichts, von einem Kollegienassessor Bartisch-Kamensky zu Moskau 1776. mit nützlichen Veränderungen und Zusätzen wieder herausgegeben worden, und im zweyten Anhang findet man ein Verzeichniß aller in rußischer Sprache geschriebenen Originalwerke,

Ue-

Ueberſetzungen und Landcharten, nach ſieben Fächern, die wieder ihre Abtheilungen, oft auch Unterabtheilungen haben. Endlich die Backmeiſteriſche rußiſche Bibliothek kann dem Deutſchen vollkommen die Stelle eines gelehrten Rußlands vertreten. Der Ueberſetzer, wie man aus dieſer Bibliothek ſieht, iſt ein viel größeres Heer in Rußland, als in andern Ländern. Nicht nur werden die Ueberſetzer einzelner Werke von den Buchhändlern ungleich beſſer, als anderswo, bezahlt; es iſt hier zu Lande ſogar eine eigene kaiſerliche Ueberſetzungsfabrik. Schon im Oktober 1768. ſetzte die Kaiſerin jährlich 5000 Rubel für rußiſche Ueberſetzungen guter Bücher aus. Die hierüber errichtete Kommißion, die aus den Grafen Andr. Schuwalow und Wlademir Orlow und dem Kollegienrath Kozinzky beſtand, gab dem zufolge von Zeit zu Zeit in den Beylagen zu den petersb. rußiſchen Zeitungen Nachricht von den noch unter der Preſſe befindlichen Ueberſetzungen, ferner von den Büchern, die ſchon überſetzt worden, und von denen, deren Ueberſetzung noch verlangt wurde. In der erſten Nachricht meldete ſie zugleich, daß ſie den Ueberſetzern für den gedruckten Bogen 6 bis 10 Rubel bezahlen, und ihr Augenmerk hauptſächlich auf griechiſche und lateiniſche Schriftſteller richten würde. Bey einer ſolchen aufmunternden Freygebigkeit, nebſt der großen Druckfreyheit, mußte nothwendig die Anzahl der rußiſchen Bücher und Skribenten ſehr vermehrt werden; und daher rührt vorzüglich die Vermehrung der Preſſen und die Aufnahme des rußiſchen Buchhandels her.

Den 27. Auguſt frühe ſah der V., doch nicht mit genugſamer Muße, des Hofbanquiers Baron Friedericks Gemäldeſammlung; ſie iſt anſehnlich, ſo wohl durch den Werth, als die Anzahl der Gemälde. Italiäniſche Stücke hat er einige vorzüglich ſchöne, inſonderheit viele gute Landſchaften, Thier- und Architekturgemälde; aber auch viele mittelmäßige, und der reiche Beſitzer ſchien nicht ſonderlich Kenner zu ſeyn. Bey dem Kaufmanne Bertolotti bewunderte Hr. V. hernach vortreffliche architektoniſche Zeichnungen, die ihm von ſeinem Freunde Carlo Galli Bibiena waren überlaſſen worden. Der Staatsrath von Aſch hatte ihn dahin geführt, um ihm eine gute Gelegenheit zur Rückreiſe zu verſchaffen, und damit er mit Hrn. Bibiena eine gemeinſchaftliche Abreiſe von hier verabreden möchte, weil er jetzt wegen des herannahenden Winters, Moſkau zu ſehen, aus dem Sinn ſchlagen mußte. Von dieſem ge-

geſchickten Dekorationsmaler findet man hier einige Nachricht, die zur Berichtigung der Nikolaiſchen Beſchreibung von Berlin IV. Anh. S. 97. dient. Hr. Bibiena, der ſich ſchon ein kleines Kapital geſammlet hatte, womit er hoffen konnte, als Wittwer ohne Kinder, in dem paradieſiſchen Toskana geſünder und ruhiger leben zu können, hatte ſeinen Abſchied genommen, und war im Begriff, in einem guten Reiſewagen über Warſchau und Wien nach ſeinem ſchönen Vaterlande auf immer zurückzukehren. Dieſes kam Hrn. B. ſehr zu Statten, und er nahm keinen Anſtand, einen Umweg zu machen, da er ſo angenehm 200 Meilen reiſen, und die merkwürdige Hauptſtadt Polens zu ſehen bekommen konnte.

Den 25. Auguſt nahmen größtentheils Anſtalten zur Reiſe und andre Hinderniſſe hinweg; doch wohnte der V. einer Verſammlung der Akademie bey, in welcher eine merkwürdige, in ruſſiſcher Sprache abgefaßte Schrift ausgetheilt wurde, die nur erſt die Preſſe verlaſſen hatte. Hr. B. bekam ſie in einer deutſchen Handſchrift zu leſen, unter folgendem Titel: Entwurf zu einer allgemeinen topographiſchphyſikaliſchen Beſchreibung des ruſſiſchen Kaiſerthums, nach den in der letzten Verſammlung der dazu ernannten Kommiſſion verabredeten Veränderungen und Verbeſſerungen. Das wichtige Vorhaben, deſſen Ueheber der Hr. von Domaſchnew iſt, iſt ſeitdem auch durch Hrn. Meyers Briefe über Rußland XXIII. B. bekannter geworden; Hr. B. aber giebt hier eine genauere Anzeige der Hauptſtücke des Entwurfs, mit Beyfügung der Namen der ernannten Mitarbeiter. Wir finden oft den Namen Backmeiſter; aber unten die Anmerkung, daß Hr. Inſp. Backmeiſter, der hier gemeynt ſey, ſeinen Abſchied, ſo wohl von den Kamniten, als von der Akademie ſelbſt, genommen habe.

Den 29. Auguſt machte eine Unpäßlichkeit Hrn. B. zu andern Beſchäftigungen untüchtig; aber den nach Petersburg Reiſenden wird das Verzeichniß der Preiſe von allerhand in einer nicht ganz gemeinen Haushaltung vom Mittelſtande erforderlichen Nothwendigkeiten angenehm ſeyn, das der V. an dieſem Tage mit Hülfe der Gattin Hrn. Eulers des Vaters aufſetzte. Am 30. Auguſt, da die Unpäßlichkeit anhielt, ſammlte der V. Nachrichten von den deutſchen in Petersburg und Moſkau lebenden Gelehrten, mit Zuziehung des Meuſelſchen Werks, und theilte ſie hier von den Petersburgiſchen mit, unten S. 232 ff. von den Moſkauiſchen.

Am 31. August, ob schon Hr. B. noch nicht ganz hergestellt war, und es in Petersburg nicht wieder ward, machte er die Abschiedsbesuche, und besorgte seinen Paß, der eher, sagt er, wie eine Landesverweisung, als ein treuherziger Geleitsbrief lautet. Vor Tische wohnte er noch zum letzten Mal der Versammlung der Akademie bey, in welcher man schon die Grund- und Aufrisse der neu zu erbauenden akademischen Gebäude vorzeigte. Zufolge aber eines ganz neuen Schreibens von Petersburg ist mit dem dritten Hauptgebäude noch kein Anfang gemacht worden, und an eine neue Sternwarte wird nicht mehr gedacht. Jetzt sah der V. in der Kunstkammer der Akademie das große Elektrophor, das bald nach Erfindung oder Vervollkommnung dieser Maschine, durch Hrn. Volta, auf Befehl der Kaiserin, von dem geschickten Kulibin verfertigt worden. Es ist die größte Maschine dieser Art, und gut abgebildet und von Hrn. Prof. Kraft beschrieben im ersten Bande der neuen Act. Acad. Imper. Hierauf folgt eine Beschreibung des prächtigen Pallastes des Grafen Iwan Gregoriewitsch Tschernyschew, der ein großer Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste ist, und seiner Gemäldesammlung. Ferner eine Beschreibung des Pallastes und der Naturaliensammlung des Grafen von Stroganow. Und noch besah der V. am 1. Sept. in der großen lutherischen Peterskirche ein Gemälde von Holbein, das der Rath von Grooth hieher verehrt hat; es ist ein sehr breites, aber niedriges Stück, das Christum mit den Aposteln vorstellt. Von den vielen andern Gemälden in dieser Kirche sind wenige nur des Anblicks werth.

Der 2. September war zur Abreise angesetzt; aber sie wurde noch auf den folgenden Tag verschoben, und an diesem Tage bekam der V. noch verschiednes Merkwürdige zu sehen. Bey den Herren Bruns und Yee auf Wasiliostrow sah er ein berühmtes Holbeinisches Gemälde, die Sündfluth, das daselbst mit andern schon lange zum Verkauf steht. Es ist unstreitig ächt, und wird auf zehntausend Rubel geschätzt. Unter den übrigen Stücken erregt keines sonderliche Aufmerksamkeit; die berühmten Namen in dem gedruckten Verzeichnisse sind größtentheils verdächtig. Bey Hrn. Hofbildhauer Dunker besah der Verf. ein sonderbares Stück der Kunst, das er nahe bey seiner Wohnung unter seiner Verwahrung hat. Es ist die Schlacht bey Pultawa in Mosaik, nach römischer Art, unter Lomonossows Aufsicht, und mit Pasten von desſen

sein Erfindung verfertigt. Ein ungeheures Stück, dergleichen vielleicht nie in Rom keines zu Stande gekommen; es hat über 12 Fuß in der Höhe, und etwa 15 in der Breite. Die Fabrik selbst gerieth nach Lomonossows Tode ins Stecken. Noch eine sehr große Mosaike ist an demselben Orte, das Brustbild des Evangelisten Matthäus, nicht übel ausgeführt. Noch besah er in dieser Gegend die Simeonskirche, weil sie schöne Gemälde haben sollte; aber er bemerkte nur eine Kreutzabnehmung, die für Kenner wahres Verdienst haben mag.

So weit die Nachrichten von Petersburg. Hoffentlich werden wir keinen Undank bey unsern Lesern verdienen, daß wir sie mit einem in vieler Betrachtung so merkwürdigen Orte, und insonderheit dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften und Künste in Petersburg, nach der Anleitung unsers Verfasser bekannter gemacht haben. Wir eilen zum sechsten Bande, und überschlagen ganz die diesem Bande noch angehängten Nachrichten von Moskau, die der V. mit vielem Fleisse aus gedruckten Büchern gesammlet hat; sie können auch Reisenden nützlich seyn, und einem Andern zur Grundlage dienen.

Am 3. Septemb. verließ der V. das prächtige Petersburg mit seinem schon genannten Reisegefährten. Den 4ten erreichte er Narwa um die Mittagsstunde, und fuhr hernach Tag und Nacht in einem fort bis Riga, wo er den 9. September um Mittag ankam. Hier sah der Verf. bey einem Apotheker, Hrn. Rost, eine zwar nicht sehr beträchtliche Naturaliensammlung. Ein andrer Apotheker, Hr. Voß, besitzt eine sehr sehenswerthe Sammlung natürlicher Produkte und Seltenheiten, die Hr. B. nicht hat sehen können. Der Hr. Oberpastor von Essen hat eine sehr ansehnliche Bibliothek; zwar größtentheils im Fache der Gottesgelahrtheit und Kirchengeschichte. Das Merkwürdigste aber ist seine überaus starke Sammlung von Briefen und andern kurzen Aufsätzen gelehrter Männer aus allen Ländern. Er läßt sie nach den Materien und alphabetischer Ordnung der Verfasser binden, und fügt jedem Bande ein Namenregister, und den Inhalt der Briefe bey. Er hatte bereits 10 Bände, jeden von 200 Stücken, und noch eine große Menge ungebundener Briefe. Die Herren Euler und Formey hatten zur Verwunderung viel aus ihrem starken Briefwechsel beygetragen. Man sollte kaum denken, sagt der Verf., welche Menge wirklich lehrreicher und unterhaltender Sachen hier vergraben läge, und bey vielen gelehrten Untersuchungen müsse der Hr. Ober-

nestor aus seiner Briefsammlung Aufschlüsse mittheilen könnte, die man sonst nirgends finden dürfte. Es ist freylich zu wünschen, daß Hr. v. E. einmal das Merkwürdigste aus seiner Sammlung drucken liesse. Er fährt noch immer fort zu sammlen; und Hr. B. bittet hier gelehrte und ungelehrte Besitzer gelehrter Briefe für ihn um Beyträge; er läßt sich gefallen, nach den Umständen, sie auch käuflich an sich zu bringen. Wir wollen auch hier das, Hrn. B. von dem Hrn. Sammler schriftlich zugestellte Promemoria einrücken. „Die Briefe, die für meine Sammlung qualificirt sind, müssen seyn: 1. Eigenhändige, nicht Kopeyen. 2. Briefe berühmter, oder doch durch Schriften bekannt gewordener Gelehrten, nicht Epistolae obscurorum virorum. 3. Von lesenswürdigem, reellem, gelehrtem Inhalte; keine blosse Komplimenten- Rekommendations- oder Si vales-Briefe. Je berühmter der Mann, je merkwürdiger der Inhalt, desto schätzbarer ist der Brief. Das übrige alles, der Stand, die Nation, das Zeitalter des Gelehrten, die Materie des Briefs, der Ort oder das Land, woher er geschrieben worden, ist ganz gleichgültig. Auch eigenhändige Aufsätze, Entwürfe und Anmerkungen berühmter Schriftsteller finden ihren Platz darinn, und werden Briefen gleich geschätzt. Sehr angenehm würden sie besonders von folgenden Gelehrten seyn: Dalembert, Algarotti, Dargens, Basedow, die Bernoullien, Biraube, Bonnet, Büffon, Kacondamine, Damm, Diderot. Edelmann, Formey, Frisch, Gleim, Helvetius, Iselin, Karschin, Lalande, Lavater, Maupertuis, Merian, Lamettrie. Nicolai, Delivet, Quintus Icilius, Ramler, Reinbeck, Sack; Spalding, Sulzer, Touſſaint, Turretin, Voltaire, Sam. Werenfels, Joh. Jak. Wettstein. Ferner besuchte der V. Hrn. Bergmann, Oberfiskal beym liefländischen Hofgericht, der nicht mit seinem Bruder, dem Verfasser der liefländischen Geschichte nach Boßuetscher Art entworfen, muß verwechselt werden. Er besitzt schöne Naturalien- und Münzsammlungen. Die meisten Mineralien sind sibirisch. Die Münzsammlung aber ist vorzüglich sehenswerth; sie enthält alle liefländische Münzen und Medaillen so vollständig als möglich ist, dabey sehr gut geordnet, und mit einem systematischen raisonnirten Verzeichniß versehen. Des Geheimderaths von Vietinghof Landgut, Solitude genannt; eine noch neue ganz artige Anlage, zum Nutzen wie zum Vergnügen. Die Gemälde verdienen kaum eine Erwähnung; aber in der Stadt soll

der

auf. Ob. Vorsteydorf eine ansehnliche Gemäldesammlung, besonders von italiänischen Stücken besitzen. Sonst sollen auch noch bey dem Hrn. Obervogt Schwartz, der an einer Geschichte des rigischen Rechts arbeitete, und bey Hrn. Holländer, einem jungen Kaufmann, schöne Gemälde zu betrachten seyn. Das neue zur Aufnahme der Stadtbibliothek und des Naturalienkabinets bestimmte Gebäude war noch nicht unter Dachs. Hr. B. sah die Risse des schönen Gebäudes. Die Bücher waren gegenwärtig verschlossen; aber sie soll reich an seltenen Büchern, besonders zur Landesgeschichte, seyn, und wird noch immer ansehnlich vermehrt. Zwo ansehnliche Schulen sind in Riga; die Stadtdomschule, wovon Hr. D. Schlegel, bis er ziemlich resignirte, Rektor war; und das schon 1675. inaugurirte kaiserliche Lyceum. In einer Note werden die Bücher genannt, worinn man Nachrichten von der ältern Gelehrtengeschichte dieser Stadt findet. Im Rathhause sind die Kanzley, der Hauptversammlungssaal und andre Zimmer schön und artig, ohne doch der äußern Pracht des Gebäudes ganz zu entsprechen. In der Kanzley zeigte man die Grund- und Aufrisse dieses herrlichen 1765. fertig gewordenen Rathhauses, die Oestingers Nahmen führen, aber nicht von ihm selbst seyn sollen. Den 12. September Nachmittags reiste Hr. B. mit Hrn. Bibiena ab, nachdem sie mit einem rußischen Fuhrmann einen Ackord geschlossen, sie in einer bestimmten Zeit nach Warschau zu bringen, wofür sie 32 Dukaten, ohne das Trinkgeld, bezahlten, wobey aber Hr. B. sich ausdung, wenigstens einen Tag in Mietau zu bleiben. Diese Stadt erreichten sie Abends gegen 10 Uhr, und traten bey Hrn. Ferber, auf dessen Einladung, ab.

Sonntags den 13. September fuhr Hr. B. mit Hrn. Ferber nach Hofe. Sie wurden im Namen des Herzogs von dem Hofmarschall, Hrn. von Kloppmann, zur Tafel geladen, die bald nach 12 Uhr angieng, und mit Geschmack und Ueberfluß serviert war. Nach aufgehobner Tafel spielte der Herzog Billard a la Guerre mit Verschiednen des Hofs; mittlerweile führte Hrn. B. der Hofmarschall in verschiednen Zimmern herum. Der Saal, worinn Billard gespielt wurde, war selbst, wie in Rußland, eines der reichsten Zimmer des Schlosses; doch gefielen die gar zu maßiven silbernen Zierrathen nicht. In dem großen Eckzimmer oben an, wo eine herrliche Aussicht ist, steht ein sehr kostbarer Schreibetisch, der in dem Verkauf des

Effekten des Herzogs von Choiseul, nach dieses Ministers Fall, für 18000 Livres erstanden worden, und den hernach der vorige Besitzer vergebens wieder an sich zu bringen getrachtet hat. Dieser Tisch ist meist eyrund, hat sehr viel Bequemlichkeiten, und an einem Ende ist in einem fürtrefflich gearbeiteten Felsenwerk von vergoldetem Bronze eine Uhr mit einem Glockenspiel befindlich. Aus diesem Zimmer kommt man in ein Schlafzimmer, das sehr schön auf sinesische Art von dem Grafen Zanta gefirnißt worden; und hierauf folgt ein Kabinet mit einer von der Herzogin Mutter schön gestickten sinesischen Tapete; wo auch einige von dem Grafen Zanta gefirnißte Kupferstiche hängen. Dieses kunstreiche Graf, dessen schon im dritten Bande gedacht worden, (wo er aber S. 74. von Sazza heißt) war jetzt nicht mehr in Mietau. In einem kleinen Zimmer fand Hr. B. das Bildniß des Prinzen Heinrich von Preussen, von Amad. Vanloo gemalt; des Königs seines, das gar zu schlecht gerathen ist, hätte er gerne weggewünscht. Die Hauptstreppe ist sehr groß, edel und bequem, aber sie hat noch kein Geländer; nur nach und nach läßt der kluge Herzog das nach einem allzu großen und prächtigen Plan angelegte Schloß, das mit dem kaiserl. Winterpallast in Petersburg viel Aehnlichkeit hat, vollenden. Der Herzog invitirte Hrn. B. für den Abend auf ein Koncert. Die zwar kleine, aber sehr auserlesene herzogliche Kapelle besteht aus 15 bis 20 Personen, und die Zierde derselben ist der Violinist, Adam Veichtner, ein Schüler des großen Benda, der schon unter die größten, in seiner Kunst zu zählen ist. (Man sehe unsre Biblioth. XXXV. S. 522). Auch besonders wohl war Hr. B. mit zween Krausen aus Berlin, die die Flöte blasen, zufrieden. Sänger und Sängerinnen unterhielt der Herzog damals nicht; doch war er welche anzunehmen gesonnen. Dieses Mal liessen sich die zwo Hofdamen der Herzogin Mutter mit Arien aus einer komischen Oper von der Komposition des Hrn. Veichtner, auf eine geschmackvolle Art hören.

Den 13ten September nach Tische verließ Hr. B. seinen gelehrten Freund. Kawno, auf deutsch Kauen, ein ziemlich großer Ort in Litthauen, der viele alte steinerne Häuser hat, davon aber einige durch eine Feuersbrunst sehr waren mitgenommen worden. Das Rathhaus war, doch nicht mit untadelhaftem Geschmack, wieder aufgebauet worden. Die Jesuitenkirche verdient, wenn man nichts bessers zu thun hat, besehen zu wer-

werden. Die schlechte Bewirthung in Litthauen. Die Polen von einigem Vermögen pflegen alle noch ihre Betten, Küchengeschirre, Lebensmittel, kurz eine halbe Haushaltung mit sich zu führen; und die Wirthe, wenn sie auch könnten, halten's nicht der Mühe werth, sich mehr anzuschaffen. Mit Essen und Trinken kamen sie noch erträglich fort; und alles ist sehr wohlfeil. Am wenigsten behagten Hrn. B. die hölzernen Löffel; sie werden bald rauch, und die beste Hühnersuppe auf einer solchen Bürste hinunter geschluckt, ist unschmackhaft; er aß sie lieber mit einem kleinen silbernen Theelöffel, oder trank sie aus einem Glase. Die Teller sind auch mehrentheils nur runde hölzerne Scheiben; denn Suppen und Zugemüse essen die Landeskinder einträchtig aus der Schüssel.

Bey Grodno, der größten litthauischen Stadt nach Wilna, wo Hr. B. den 20sten Sept. anlangte, und anderthalb Tage blieb, finden wir viel Merkwürdiges angemerkt. Gleich nach der Mahlzeit besuchte Hr. B. den königlichen Sekretair und Stadtpräsidenten, Hrn Stolinski, der ihm die Bekanntschaft des hiesigen Professors, Hrn. Gilibert, verschaffte; und dieser höfliche französische Gelehrte bot so verbindlich und dringend den Reisenden sein Haus an, daß es nicht auszuschlagen war. Hr. Gilibert ist ein Arzt von Lyon, Mitglied der daßigen Akademie, und durch verschiedne Schriften bekannt; er hat unter andern Les chefs d'oeuvre de M. de Sauvages heraus gegeben. Jetzt war er schon einige Jahre mit einem schönen Gehalte zu Grodno, als einziger Professor der Akademie oder Schule, die der weise Stanislaus August hier gestiftet hat, um 15 junge Leute in der Naturgeschichte und Medicin unterrichten zu lassen, da es bisher im Lande sehr elend um die Heilkunde aussah, und selbst die Hauptstadt fast nur fremde Aerzte hatte. Der Unterricht, ob gleich das Gebäude noch nicht ganz fertig war, hatte schon seit ein Paar Jahren angefangen, und die dazu nöthigen Sammlungen, an Büchern, Instrumenten, Naturalien, nebst einem botanischen Garten, waren bereits sehr weit gediehen. Der Bücherschatz war schon besonders kostbar. Eine besondere Merkwürdigkeit, die Hr. Gilibert zeigte, waren 300 Kupferplatten von Pflanzen, die Heinrich IV. von Frankreich, unter der Aufsicht des Richter de Bellaval hatte stechen lassen, und die niemals öffentlich bekannt gemacht worden. Die Kräuterkunde schien das Hauptfach dieses Gelehrten zu seyn, der auch an einer Flora Lithuanica arbeitet; und des-

wegen ist der sehr große botanische Garten schon in dem blühendsten Zustande. Auch zum Unterricht in der Wundarzney und Zergliederungskunst sind die nöthigen Instrumente, anatomische Bücher, u. s. f. vorhanden; und Hr. Gilibert, ein sehr hurtiger und arbeitsamer Mann, beschäftigte sich auch mit der Ausfertigung einer Anatomia comparata, zu welcher Hr. B. viele Zeichnungen schon vorfand. Das Naturalienkabinet ist zwar schon in verschiedenen Stücken sehr mangelhaft; jedoch im Steinreiche ansehnlich. Eine Merkwürdigkeit, die den Verf. am meisten vergnügte, war in einem kleinen Stalle im botanischen Garten ein lebendiger Bisonochs. Die von dem Könige für seine Rechnung hier angelegten Fabriken sind, wie die bisher beschriebenen Anstalten, außerhalb der Stadt. In allen sollen es 15 seyn, die zusammen 1500 Personen beschäftigen. Wir finden hier folgende genannt: eine Fabrike von seidnen Zeugen, Sammten, u. dgl. mit und ohne Gold und Silber, nach lyoner Art; eine Gold- und Silberdrathfabrike; eine Tuchfabrike; eine Wagenfabrike, um welche in den Gang zu bringen, der Graf von Tiesenhausen etwa 20 gut gearbeite, und zum Theil prächtige Wägen hatte aus England kommen lassen; eine seidene Strumpfmanufaktur; Weberstühle in allerley Sorten Leinwand; Spitzen und Kanten nach brüsseler Art, auch in Gold und Silber: ein Hutmachergewerk; ein Tischlergewerk; eine Spielkartenmanufaktur; eine Gewehrfabrik; und hernach noch Wachsbleichereyen; eine Fackeln- und Wachslichterfabrik, und eine Leinwandbleiche. Zu Mittage speiste der Verf., nachdem er einige dieser Anstalten besehen hatte, bey dem Schatzmeister von Lithauen, Grafen von Tiesenhausen, oder Tyzenhauz, dem obersten Aufseher dieser königlichen Stiftungen. Er besitzt einige gute Gemälde und andre Kunstsachen, insonderheit eine vortreffliche Kupferstichsammlung; auch ist er ein großer Liebhaber der Musik, und unterhält eine Kapelle von mehr als dreyßig Personen. Ueberhaupt lebt der Schatzmeister mit großer Pracht; es waren zum wenigsten 40 Personen am Tische, und die Mahlzeit war fürstlich. Er selbst ist dabey von einem sehr einnehmenden Charakter und von großer Leutseligkeit, und zugleich besitzt er eine ausnehmende Thätigkeit. Der Graf redete mit Hrn. B. von einer neu zu errichtenden Sternwarte, wofür schon kostbare Instrumente in England verfertigt wurden, unter der Aufsicht des künftigen Beobachters, Abbe Narwoisch, eines geschickten Scholaren der Astronomen in Wilna, der auch mit dem Grafen in Berlin gewesen war.

Von

Von der Stadt selbst hat der Verf. nur wenig gesehen. Das von August III. erbaute Schloß ist groß, aber von sehr einförmiger und wenig in die Augen fallender Bauart; der kleinere Pallast des Grafen nimmt sich viel besser aus. Daß das Schloß auch nicht sonderlich wohnbar war, erhellt aus dem Befehl, den der König dem Major von Gacco mit den Worten gab: er solle die nöthigen Einrichtungen und Ausbesserungen machen, weil er Willens sey, seine guten Diener öfters zu besuchen.

Der Weg bis Kusnika war gut, eine schnurgerade mit jungen Bäumen besetzte Allee; das Land wellenförmig, und der Boden schlecht, aber gut durch Buchweitzen benutzt. Die schönen Wege dauerten fort bis Bialystock. Dieses Städchen auf der Gränze von Lithauen und Polen ist sehr gut gebaut, und ihm dem kürzlich verstorbenen Krongroßfeldherrn, Grafen Branizki, dem es gehörte, und der es seiner Wittwe hinterlassen hat, sehr verschönert worden. Besonders sehenswerth ist der prächtige branizkische Pallast mit seinen schönen Gärten. Er enthält auch viele schöne Gemälde, und insonderheit herrliche Stücke von einem hier noch lebenden Maler, Hrn. von Mirys. Diesen merkwürdigen Künstler, der auch im allgem. Künstlerlexikon fehlt, besuchte der Verf. selbst, und fand in einer sehr demüthigen Wohnung einen sehr langen muntern und schönen Greis von beynahe 79 Jahren, (er ist ein Schottländer von Adel, den 8ten Februar 1700 geboren) der gut Französisch spricht, angenehm erzählt und noch fleißig arbeitet. Der wackere Mann hat sehr sonderbare Schicksale gehabt. Er beschenkte Hrn. B. mit seinem eigenen in Lebensgröße gemalten Brustbilde, in welchem jeder Kenner zu Berlin, obschon es flüchtig gemalt ist, eine freye und meisterhafte Manier findet.

Den 23sten September reiste der Verf. von Bialystock ab, und erreichte Warschau den 26sten. Vorläufig giebt er eine kurze Nachricht von Siematycze, dem merkwürdigen Landsitze der verwittweten Woiwodin von Bratzlaw, (falsch steht weiter unten Bractow) Anna Jablonowska, und ihrer ansehnlichen, aber wenig bekannten Kunst- und Naturaliensammlung. Die Fräulein von Gralath, eine vertraute Freundinn der Fürstinn, hatte Hrn. B. diese Sammlung, als eine der ansehnlichsten in Polen, schon in Danzig gerühmt; und bey seiner Ankunft in Warschau fand er eine eigenhändige Einladung der Fürstinn, sie in Siematycze zu besuchen. Hrn. B. war es nicht möglich, in der schon späten Jahrszeit noch einen Weg

von etwa 15 Meilen zurück zu machen, um das Kabinet zu sehen, dessen weder Hr. Carosi in seiner Lithographie de Mlocin, noch Hr. Dûbois in seinem Essai sur l'Histoire litteraire de Pologne gedenken, wiewohl der letztere nach S. 71 seine Auslassungssünde schon in einem spätern Zusatze erkennt hat; aber er giebt hier eine kurze Nachricht davon aus der Antwort, die er von der Fürstinn erhielt. Wir wollen die Worte in der Sprache, in welcher die Fürstin schrieb, auch hieher setzen; man wird daraus sehen, wie richtig diese gelehrte Dame schreibt. Schade sagt der Verf., daß er nicht auch eine Probe ihrer schönen Hand geben könne. „Il seroit difficile, Monsieur, de vous faire une description de mon Cabinet; les détails seroient trop grands et actuellement impossibles, puisque n'ayant pas encore un endroit assés vaste pour arranger et classifier tout cela, j'ai encore la moitié des choses en balots; néanmoins plusieurs savans curieux, qui ont pris la peine de l'examiner, ont trouvé le Coquillier très complet, et ne manquant d'aucune piece rare... Les Petrifications, les Agatisations en bois et autres végetaux; les Insectes, Oiseaux, Reptiles, et Quadrupedes exotiques, tant en esprit de vin que rembourrés, sont fort bien conservés, et la collection en est assés ample, du Mont Vésuve, en Laves, Pierres, Bitumes, Sels et differens Liquides ne l'est pas moins; à tout cela est encore joint plusieurs Vases et Urnes Etrusques avec d'autres antiquités, et l'Anatomie de 5 sens en cire artistement travaillée par la fameuse Manzolini de Boulogne. Voila à peu près le fond de mon Cabinet, auquel manquera déja quelque chose, c'est votre approbation, que j'aurois prisée autant que votre amitié." Gerne schrieben wir auch noch ein Paar dieses Kabinet betreffende Auszüge aus Briefen der Fr. van Gralath ab, weil sie angenehm zu lesen sind; aber wir haben gar sehr Ursache, uns der Kürze zu befleißigen.

Ehe die Reisenden in der königlichen Hauptstadt ankamen, mußten sie zuvor noch diesseits der Weichsel im Moraste durch die elende Stadt Prag (oder Praga) fahren, mit der aber vermuthlich auch bald eine vortheilhafte Veränderung wird vorgegangen seyn, weil sie der Sammelplatz der warschauischen Bürgerschaft zu seyn scheint, wenn sie sich etwas zu gute thun will, und diese täglich zunimmt. Sogleich nach seiner Ankunft suchte Hr. B. im Kadettenhofe den schon erwähnten Hrn. Dû-

bois

bois auf einen jungen Mann, an dem der Verf. zwo Eigenschaften fand, die ungemein selten junge Leute seiner Nation haben: eine sittsame Ernsthaftigkeit, und einen mit sehr weitläuftigen Litteraturkenntnissen ausgeschmückten Kopf, der dabey auch solider Studien und gründlicher Untersuchungen fähig ist. Er ist 1751. im Herzogthum Burgund geboren. Die Naturgeschichte ist sein Hauptfach; und er ward 1775. Professor der Staats- und Naturgeschichte zu Warschau. Aber im vorigen Sommer hat er eine Reise nach Frankreich gethan; und der Verf. glaubt, wegen einiges Mißvergnügens, das er gehabt hat, daß keine Rückreise nach Polen folgen werde. „Dieses, sagt er, halte ich für einen wahren Verlust für dieses Land: denn ich kann mir nicht leicht einen Menschen denken, der mehr Eigenschaften besäße, unter dem höhern Schutz eines selbst für die Aufnahme seines Landes bemühten Fürsten, eine günstige Revolution für Künste und Wissenschaften zu bewirken; jugendliche Kraft; große Arbeitsamkeit; uneigennützige Bestrebung für das gemeine Beste; natürliche Wohlredenheit; menschenfreundliche Freymüthigkeit; Geschmack und große Mannigfaltigkeit von Kenntnissen; alles dieses ist in Hrn. Dubois vereinigt. Ueberhaupt gebe ich ihn noch nicht für einen in irgend einer Wissenschaft schon wirklich großen Mann aus; aber im Ganzen für einen sehr merkwürdigen Mann, und der es insonderheit für Polen seyn könnte." Außer der Fortsetzung seiner Histoire litteraire wird man ungerne die darinn angekündigte Melange de litterature Polonoise missen; er hatte auch die Myszeide, ein schönes Gedicht des Fürstbischofs von Ermeland, aus dem Polnischen, und nur dem deutschen Abbts berühmtes Werk vom Verdienste ins Französische übersetzt. Seine vorgehabte Beschreibung von Warschau, die in den warschauer Almanach, der durch seine Abreise auch ins Stecken gerathen ist, kommen sollte, glaubt der Verf., würden die hier gelieferten Nachrichten ziemlich vollständig ersetzen; er hatte ihm selbst eine kurze schriftliche Anzeige zu seinem Unterrichte mitgetheilt. Wir wollen sie noch kurz durchlaufen, und nur hie und da einiges Merkwürdige und den Inhalt auszeichnen.

Zuerst nach des Verf. Gewohnheit allgemeine Nachrichten, Schriften und Grundrisse von Warschau. Hr. B. sah nur den Grundriß, der der prächtigen Carte de la Pologne auf 25 Bogen des Hrn. J. B. Rizzi Zannoni beygefügt ist; aber von 1739. hat man einen neuen Plan auf einem Folioboge.

Die

Die Bevölkerung der Stadt wurde nur auf 50 bis 60000 Seelen geschätzt. Sehr genau kann man sie nicht angeben; erst seit wenig Jahren hat man angefangen, Heyraths- Geburts- und Sterbelisten zu verfertigen, und diese Verordnung wird noch nicht sehr genau befolgt. Oeffentliche Denkmäler giebt es hier wenige. Die Standsäule K. Sigismund III. am krakauischen Thor ist von vergoldetem Erz, und nicht sonderlich. Die Inschrift, die Hr. B. einrückt, ist, wie Hr. Dübois richtig urtheilt, ein Muster der Schmeicheley, so wie des schlechten Geschmacks. Lazienki, ein kleiner, aber sehr niedlicher Sommerpallast des Königs mit einem weitläuftigen Lustgarten, ein überaus anmuthiger Ort zum Spatzieren. Eine Virtuosinn auf dem Flügel, Mad. Jernitz aus Dresden, die ehemalige liebenswürdige und witzige Leonora Derling, die Rabners Freundinn und Correspondentinn war. Man gab ihr auch in Warschau den ihr gebührenden Beyfall, ob schon die Polen in der Musik wenig Kenntniss haben, und die leichte gefällige Melodie eines air de Danse allen künstlichen harmonischen Stücken vorziehen sollen. Ihr Gemahl, Hr. Fr. C. Jernitz, auch aus Dresden, wurde hier meist in Finanzsachen gebraucht, und war der Sekretär und die rechte Hand des Grafen Alex. Moszinski, der des Königs gröstes Zutrauen geniesst. Aber bald nach Hrn. B. Abreise ist er zum zweytenmal in unglückliche Umstände gerathen; und Mad. Jernitz führte Hr. Dübois, dessen innigster Freund, nach Paris, wo sie Hoffnung hatte, bey einem Prinzen des königlichen Hauses, Unterhofmeisterinn der Kinder zu werden.

Den 28sten September erhielt der Verf. einen langen Besuch von dem General von Coceji, dem Sohne des preußischen Großkanzlers; er trug, vermuthlich aus patriotischem Stolze, keinen andern Orden, als den preußischen pour le merite. Der General war erst kürzlich von einer Reise durch Italien, Sicilien, Maltha, Griechenland, Kleinasien und Konstantinopel zurückgekommen, und hatte manche Merkwürdigkeit mitgebracht, die er gröstentheils dem Prinzen Stanislas, des Königs Neffen, geschenkt hat. Den Brydone hatte er für Sicilien sehr genau befunden. Bibrastahl, sagte er, sey ein Mann von grosser Lebhaftigkeit, meilleur copendant à lire qu'à interpreter, und der erst in Konstantinopel mit neuem Eifer das Arabische gelernt habe, weil man ihn, wenn er sein mitgebrachtes Türkisch und Arabisch am Mann bringen wollte, gefragt habe,

habe, als er Schwedisch spräche. Einige Kuriosa, in denen der Verf. die Gemälde mittelmäßig fand. Wir wollen noch einiges auszeichnen, aber der Kürze halber ohne, wie bisher, die Tage beyzusetzen.

Der Hauswirth des Verf. war der Hofrath Gröll, der um die polnische Typographie so verdiente Mann, der auch durch Schriften interessanten, litterarischen und artistischen Inhalts bekannt ist. Sein Buchladen ist reichlich mit den besten ausländischen Werken versehen, und in seiner gut eingerichteten, aus mehrern Pressen bestehenden Druckerey, ward jetzt eifrig an dem seitdem erschienenen Gesetzbuche gearbeitet. Hr. Gröll zeigte dem Verf. auch eine artige Sammlung meist seltener Medaillen. Unter den goldnen waren ein Paar, mit welchen er von seinem Könige und von seiner Vaterstadt war beschenkt worden. Es folgen Nachrichten von einigen Gelehrten. Hr. Thuillier, wie er nachher richtiger heißt, nicht Shuflier, ein junger, sehr geschickter Mathematiker von Genf, Bibliothekar des Fürsten Ad. Czartoryski, und Hofmeister seiner Prinzen, er hat sich in seiner Vaterstadt unter le Saye gebildet, und in Warschau den Preis der Erziehungskommißion von 150 Dukaten für den besten Entwurf eines mathematischen Lehrbuchs erhalten, mit dessen Ausarbeitung selbst er sich jetzt beschäftigte. Hr. Pfleiderer, Prof. der Physik und Math. beym Kadettenkorps, ein Würtenberger und geschickter Schüler des Hrn. Kies in Tübingen, der auch in Genf des Hrn. le Saye Unterricht genossen hat. Die erwähnte Anstalt zur Erziehung des jungen polnischen Adels ist eine der nützlichsten und denkwürdigsten des jetzigen Königs. Sie kam 1765. zu Stande, und besteht aus 100 Zöglingen. Die jungen Leute erhalten darinn umsonst alle Unterweisungen für das Angenehme, wie für das Nützliche.

Den 29. Sept. gegen Abend hatte Hr. B. Audienz bey dem Könige, von dessen unbeschreiblicher Herablassung und Freundlichkeit, schönen und ausdrucksvollen Gestalt, ausgebreiteten Kenntnissen und großen Eigenschaften er mit Empfindung spricht. Gut getroffene und charakteristische Porträte des Königs finde man in des Janotzki Excerpt. litt. Polon. T. I. p. 8? und T. II. Praef. und p. 225; nur darinn ist der Verf. nicht mit dem Domherrn zufrieden, daß er einen unverheyratheten, so liebenswürdigen und galanten Monarchen, als einen kenschen und blöden Joseph aufgeführt hat. Der König erkundigte sich nach Rußland, aber mehr als Hrn. B. lieb war, nach

auch Kommerz- und Finanzwesen. Hr. Nevesdil, Bibliothekar und Vorleser des Königs, zeigte ihm die königliche Bibliothek, die etwa 5000 Bände hat, und sich meist auf alle Wissenschaften beziehet, aber in Absicht auf Ordnung und Zierlichkeit nicht gut ins Auge fällt. Der große Gönner der Gelehrten, Fürst Ad. Czartoryski, und seine schöne, besonders an historischen und Alterthumsbüchern, an prächtigen Kupferstichwerken und an Mathematikern sehr reiche Bibliothek. Sein Vater und Onkel des Königs, Fürst Aug. Alex. Czartoryski, ein 81jähriger, aber noch munterer Greis; die über Verderbniß der Sitten klagen, nennen ihn den letzten unter den Polen; es ist nur eine Stimme über seine Rechtschaffenheit, Liebe zur Ordnung, Gutthätigkeit und andre vortreffliche Eigenschaften. Der junge Prinz Stanislas Poniatowski, Neffe des Königs, ist ein großer Liebhaber und Kenner des Schönen und Merkwürdigen von Produkten, sowohl der Natur, als der Kunst, und hatte bereits eine sehr ansehnliche Sammlung von beyder Art, auch einen starken Büchervorrath. Eine merkwürdige Nachricht, die eigentlich hieher gehört, wollen wir hier von der S. 170 einrücken. „Man denkt, schrieb kürzlich ein Freund dem Verf. aus Warschau, in Polen und Lithauen jetzt im Ernste daran, die Bauern von der Knechtschaft zu befreyen. Der Graf Zamoyski, gewesener Krongroßkanzler, der Urheber des neuen Gesetzbuchs, hat schon vor einigen Jahren seine Unterthanen in Polen gegen Bezahlung eines Erbzinses frey gegeben. Ein Gleiches hat in Lithauen der geistliche Großreferendarius, Paul Brzostowski gethan, und diesen zween Menschenfreunden ist in Masuren der Brudersohn des Königs, Fürst Stanislaus Poniatowski, rühmlichst nachgefolgt. Er hat auch zu Nowidwor an der Weichsel, 5 Meilen von Warschau, eine ganze dissidentische Kolonie aufgenommen, und ihr Freyheit gegeben, Kirchen und Schulen zu bauen."

Hr. Bacciarelli, königl. Hofmaler, nicht nur sehr glücklich im Portraitmalen, sondern auch ein guter Historienmaler. Seine Gemahlinn ist eine geschickte Miniaturmalerinn. Hr. von Carosi, Hauptmann in dem Regimente des Großfeldherrn von Lithauen, der sich durch die schon erwähnte Lithographie de Mlocin, und nemlich durch seine Beyträge zur Naturgeschichte der Niederlausitz (seines Vaterlandes) als einen gelehrten und der Naturgeschichte kündigen Mann gezeigt hat. Er war eben von einer auf königliche Kosten unternommenen Reise bis

Krakau,

Krakau, in dem südwestlichen Theile von Polen, zurück gekommen, er hatte in Vergessenheit gerathene Bergwerke und viel andre merkwürdige Naturprodukte entdeckt, und hoffte noch mehrere solche Reisen anzustellen. Hr. B. sah seine miozinsche und niederlausitzische Petrefakten, nebst einer großen Mineraliensammlung aus verschiedenen Ländern, und eine Menge andrer Naturseltenheiten; vornämlich auch zween kostbare Kistchen mit polnischen und andern Edelsteinen. Er machte die Anlage zu dem noch unansehnlichen königlichen Naturalienkabinet, das er jetzt bey sich hatte. Graf Moszynski, vielleicht unter allen Magnaten derjenige, der sich am meisten auf eigentliche Wissenschaften, als Mathematik, Physik und Astronomie, gelegt hat, und dabey auch ein Kenner der schönen Künste ist. Im Vorbeygehen nennt der Verf. einige polnische Damen, die sich durch Schriften bekannt gemacht haben. Ein kleiner Sommerpallast Favory des Fürsten Poninski, der vielen nicht gefallen will, machte Hrn. B. großes Vergnügen, weil die Einrichtung ihm ganz neu war, und Geschmackvoll vorkam. Hr. Blanchot, königlich preußischer Resident, und sein Nachfolger, Hr. von Arx. Die Wohnung desselben gehört dem Könige von Preußen, und heißt der preußische Pallast; ein altes, unansehnliches Gebäude.

Viele Nachrichten von der berühmten Jaluskischen Bibliothek, und ihrem gelehrten Vorsteher, Domherrn Janozki, einem kleinen schwächlichen Mann, der insonderheit sehr über Augenbeschwerden und Blödigkeit des Gesichts klagte. Die Bibliothek ist im Danielowiczer Sommerpallast, ein ganzes Labyrinth von Zimmern, und die Zahl der Bände mag selbst wohl gar auf 400000 Bände gehen. Nur ein einziger Saal zeigt zugleich Zierde und Pracht; er enthält die französischen, und andre sich durch Kupferstiche, oder sonst durch äußerliche Schönheit auszeichnende Werke. Eines Zimmers finden wir auch gedacht, in welchem die Bücher haufenweis auf einander liegen. Ueberhaupt sind viele Handschriften von den besten lateinischen Klaßikern vorhanden; man zeigte dem Verf. einen Longin und Makrobius, und eine sehr alte Handschrift von Ovids Verwandlungen. Der fleißige Stifter, Graf Joseph Andreas, hatte selbst einen Universalkatalog in fünf Foliobänden verfertigt, der aber nicht gedruckt worden.

Den 3. Oktober wohnte der V. einer Versammlung der Warschauischen Gesellschaft der Wissenschaften, oder eigentlich

gentlich physikalischen Gesellschaft, bey, die größtentheils ihren Ursprung Hrn. Dübois dankt, und erst gegen das Ende des Jahrs 1777. errichtet worden. Die Namen der Mitglieder, nach der Ordnung ihrer Aufnahme. Sie sind im Range alle gleich, und haben keinen Präsidenten, auch noch keine auswärtige Mitglieder angenommen. Ungefähr die Hälfte der Mitglieder besteht aus einigen der Vornehmsten des Hofes; und deswegen werden im Sommer, weil sie alsdenn auf Güter gehen, keine Versammlungen gehalten, und im Winter nicht mehr als einmal in jedem Monat. Hr. Dübois erzählte jetzt die bisherige Einrichtung der Gesellschaft, las ihre Gesetze, und neue Vorschläge zu ihrer Vervollkommnung vor. Sodann las er die Beschreibung eines metallenen mit einem Hygrometer versehenen Thermometers von des Grafen Moszinsky Erfindung ab. Der Graf selbst wies die Zeichnungen dieses sinnreichen Instruments vor, kündigte ein neues Anemometer von seiner Erfindung an, das der V. unten S. 180. beschreibt, und zeigte schöne Projektionen verschiedener Finsternisse, nebst den Resultaten der nachher auf der königl. Sternwarte gemachten Beobachtungen. Hr. von Carosi gab noch einen kurzen Bericht von seiner nach Krakau gemachten Reise, und insonderheit von den kalkarischen Hanggebirgen, die er entdeckt hatte. Man sieht aus dieser Nachricht, daß es der Warschauischen Gesellschaft nicht an Stoff fehlen würde, auch schon eine nützliche Sammlung ihrer Abhandlungen anzulegen. Sie war schon darauf bedacht gewesen, und hatte auch auswärtige Gelehrte um Beyträge ersucht; und Hr. Achard hat ihnen von Berlin eine Abhandlung zugeschickt. Aber vielleicht wird sich, wenn Hr. Dübois nicht wieder kömmt, die ganze Gesellschaft, wie es schon einigen ältern in Warschau ergangen, wieder zertrennen, die schon bey seiner Anwesenheit nicht eben auf einem sehr festen Fuße zu stehen schien. Noch von der königl. Kunstsammlung, die unter des Grafen Moszinsky Aufsicht ist, und der kleinen und sehr hohen Sternwarte; weswegen man nie wird äusserst genaue Beobachtungen machen können. Der gegenwärtige königliche Astronom heißt Bystrzysky. Nach einem spätern Briefe des Hrn. Prof. Hell soll eine neue Sternwarte nach der Angabe dieses berühmten Wiener Astronoms erbauet werden.

Bey dem rußischkaiserl. Großbothschafter, Grafen von Stackelberg, hörte der Verf. Hrn. Lolly, bekanntlich einen,

der

der drey größten Violinisten in Europa; er steht in rußischen Diensten, und war nur auf Urlaub in Warschau. Seine Talente beruhen nach Hrn. B. Urtheil hauptsächlich auf drey Punkten; 1) daß er überaus schwere Stücke ungezwungen und ohne Grimasse mit ausnehmender Fertigkeit spielt; 2) daß er besonders in muntern Stücken excellirt, und seine Musik, wenn er will, auch recht lieblich klingt, und er spielt nie was anders, als was er selbst gesetzt hat; 3) daß er gewisse ihm eigene ganz besondere Töne, z. E. die wie Pfeifchen klingen, herausbringt, die nicht leicht von Andern werden gehört werden.

Der Eröffnung des Reichstages wohnte der Verf. den 5. Octob. bey, und am 6. der Cerimanie, da sich nach der Wahl der Marschälle, die jetzt gleich den ersten Tag auf Hrn. von Tieskiewitz aus einem alten lithauischen Geschlechte fiel, der Ritterstand mit dem Senat und dem Könige vereinigen, und noch einer Sessiog am 7ten. Insonderheit war es unterhaltend, die Bischöfe zu betrachten; meistens galante, modische junge Herren, die in der Eleganz und Kostbarkeit ihres mit den prächtigsten Spitzen besetzten Kirchenornats, in der verschiedenen Art ihre Haare zu tragen, u. s. f. mit einander zu wetteifern schienen. Ein Ball bey dem Gr. von Stackelberg. Der König selbst war zugegen, der Großkanzler, verschiedene andere Bischöfe und Erzbischöfe, weltliche Magnaten und Ritter ohne Zahl; schöne und schön geputzte Damen nicht weniger.

Es folgen sehr angenehme und umständliche Nachrichten von der königlichen Münze. Seit 1663. war in Polen nicht gemünzet worden, und der König mußte seine Krönungsmedaille in England verfertigen und schlagen lassen. Aber eine der ersten Angelegenheiten des Königs war es, eine Münze zu errichten. Eine dazu aus den angesehensten Ministern angesetzte Commißion wurde schon zu Ende des J. 1765. mit der Errichtung einer Münze fertig, und überreichte dem Könige auf den Neujahrstag 1766. die Erstlinge der neuen Münze. Die gegenwärtigen Mitglieder der Münzcommißion, und Nachrichten vom polnischen Gelde. Die schönen vom Könige selbst erfundenen, und von Holzhäusers geschickter Hand trefflich ausgeführten Medaillen, wobey auch litterarische Nachrichten vorkommen. Mlozin, ein schönes Lustschloß des Generalfeldzeugmeisters, Gr. von Brühl, das durch die vom Hrn. von Cesosi beschriebenen Verstellerungen dieser Gegend berühmt ist. Ein Kamaldunserkloster Bielany. Marimonts, ein Lust-

ſchloß, dem ſächſiſchen Hofe zugehörend. Das Hempelſche Magazin, eine der größten Merkwürdigkeiten von Warſchau. Jetzt iſt daſelbſt auch eine anſehnliche Niederlage von Berliner Porzellan. Beyläufig von den polniſchen Damen; viele unter ihnen ſind Schönheiten, überhaupt nicht ſonderlich lebhaft, ſonſt aber höflich und anſtändig. Sie kleiden ſich mit Geſchmack, nicht immer ganz franzöſiſch; insbeſondere iſt ihre Kleidung im Hauſe nett, und der Taille gut anpaſſend. Der Fürſtin Czartoriska ſchöner Landſitz, Powansky; einige nachgeahmte Ruinen ausgenommen, nichts als Bauerhütten, die aber inwendig mit der geſchmacksvolleſten Pracht meublirt ſind. Unſtändlich von der Nationalerziehungscommiſſion; eine Anſtalt, dergleichen kein Land eine ähnliche aufzuweiſen hat. Ein Verzeichniß aller Druckereyen in Polen und Lithauen. Szolek, noch ein, auch wegen der ſchönen Gemäldeſammlung ſehr ſehenswürdiger Pallaſt des Fürſten Caſimir Poniatowsky. Den 10. Oct. wurde Hr. B. überraſcht durch einen Beſuch des Grafen Auguſt Moſzinsky; er überreichte ihm, als ein Denkmal der königl. Gnade, die oben beſchriebene große Medaille, mit der Aufſchrift: Merentibus. Der ehemalige Krasſinskiſche Pallaſt, das ſchönſte und edelſte Gebäude in Warſchau. Die Gemälde des königl. Schloſſes, und die gräflich. Oginskiſchen, und die Gr. Vinc. Potozky Sammlungen. Die neue und erſte evangeliſche Kirche, deren Bau 1777. angefangen worden. Noch von dem adelichen Kollegium der Piariſten und andern Kollegien, theologiſchen Seminarien und Bibliotheken, wobey wir uns nicht länger verweilen wollen. Den 14. Oct. reißte Hr. B. von Warſchau ab, fuhr über Poſen und Küſtrin nach dem in erſten Bande beſchriebenen ſchönen Gußow, wo er einen Tag ausruhte, und den 21ſten nach zurückgelegten 530 Meilen, zu Berlin glücklich ankam.

Mf.

11. Gelehrtengeſchichte.

Petri Lambecii Commentar. de Bibliotheca Caſarea Vindobonenſi. *Lib. VI.* — Edit. altera ſtu-

studio *Ad. Fr. Kollarii*, Consil. aulici — Vindobonae, sumptib. de Trattner. fol. 1780.

Das V. Buch von des *Lambecii* Commentarien ist noch in keinem Buchladen hiesiger Gegend vorhanden, und da es nirgend angezeigt ist, so vermuthe ich, es sey noch nicht heraus. Das VI. Buch ist in zwey Theile abgesondert. In dem ersten sind die griechischen Handschriften zur Rechtsgelehrsamkeit, und in dem zweyten Theile die zur Medicin befindlich. Die Nachrichten von jedem Codice sind auf gleiche Art, wie in den vorigen Büchern, beschaffen, und von uns schon angezeiget, daher wir uns darauf beziehen. Wir wollen also nur von einigen uns merkwürdig scheinenden Handschriften, und den dabey gemachten Anmerkungen, etwas auszeichnen. Der erste juristische Codex ist sehr alt auf Pergament von 346. Blättern, den Bußbeck zu Constantinopel gekauft hat. Der gröste Theil dieses ansehnlichen Codicis enthält bis *ad fol.* 281. LX. Libr. Basilicorum universi juris Romani, mit einigen griechischen Scholien, und scheinet demjenigen Codici gleich zu seyn, den Jacobus Cujacius auch aus Constantinopel durch den damaligen französ Gesandten erhalten hatte. Hinterher verschiedene Novellen, und andere Sachen, worunter auch eine geograph. Beschreibung — de Istro sive Danubio et Nilo — quod ambo sint fluvii Paradisi. — Der zweyte Codex ist ein chartaceus und lange nicht so alt, hat verschiedene Sachen, unter andern — Ius Navale Rhodiorum, hiernächst — Leges militares de poenis militum. Der 7. Codex ist ein chartac. von 207 fol. auch durch den Bußbeck angeschafft, und begreifft vielerley Sachen, unter andern verschiedene Sachen von *Constantino Harmenopulo*, und ein Testimonium Philothei Patriarchae Constantinopolitani de aetate Constantini Harmenopuli, woraus man siehet, daß Freher, Labbeus ꝛc. sich sehr geirret, wenn sie von der Mitte des XII. Jahrh sein Daseyn angeben, da er erstlich in der Mitte des XIV. Jahrh. gelebt hat. Ferner ist darinn Catalogus officiorum Aulae imperatoriae Constantinopolitanae. Ueberhaupt sind XVIII. Cod. graeci Iurid. recensiret, wovon etwa drey membranacei, die übrigen aber chartacei sind. Die mehresten hat Bußbeck, einige aber Sambuck angeschafft. Man findet auch nicht lauter juristische Sachen, sondern allerley darinn unter einander, worüber gleich hinterher ein weitläuftiger Index folget.

In dem zweyten Theil, worinn die medicinischen griechischen Codices beschrieben sind, ist die Anzahl stärker, und beläuft sich auf 52 Stück, davon aber der gröſte Theil nur Codices chartacei sind. No. 1. ist ein Codex membr. sehr alt in fol. aber defekt, worinn verschiedene Werke des Hippocratis z. B. de Affectionibus, de morbo sacro, de victus ratione &c. Der älteste unter allen ist der No. 5. in fol. auf Pergam. literis majusculis (mithin wird er mit Uncialbuchstaben geschrieben seyn) sine accentibus, so über 1200 Jahr alt ist, wie Lambecius behauptet (also müßte er aus dem VI. Jahrhunderte seyn, so allerdings ein äußerst rarer Codex auf Pergament wäre, man fürchtet aber, daß er sich um ein paar Jahrhunderte geirret haben kann; indem die *Juliana Anicia*, die ihn soll haben verfertigen lassen, im Anfange des VI. Jahrhunderts gelebt hat). Er ist auch von dem Buſsbeck in Constantinopel angeschafft. In demselben ist eine Descriptio plantarum alphabetica, so gröſtentheils aus des *Pedanii* (nicht *Pedacii*, wie er gemeiniglich genannt ist,) *Dioscoridis* 5 Büchern de Materia medica genommen, und mit vielen gemahlten Kräutern, auch mit den Bildnissen 14 berühmter griechischer Aerzte gezieret ist. Ferner findet man darinn *Eutecnii* paraphrasis in Nicandri Theriaca et Alexipharmaca. In den Noten *A.* und *B.* thut der Hr. von Kollar auf den Lambecium ohne groſe Ursach einen heftigen Ausfall, und schmeichelt hergegen in der Nota *B*, ohne, daß es sich recht hieher schickt, dem sel. Hr. von Swieten desto mehr. Lambecius war immer ein groſer Mann, und wird es auch wohl bleiben. No. 10. Codex membr. in 4to auch sehr alt, aber schlecht conserviret, hat viele Sachen von *Galeno*, seine Therapeutica, sein Buch — de febri — de pulsu &c. No. 34. ist ein Codex in 4to halb membr. halb chartac. In demselben findet man — Romani, Cubicularii Magnae ecclesiae Constantinopol. S. Sophiae, et primarii Inspectoris Imperatorii Hospitalis cognomine *Myrilaei*, Liber de acutis et diuturnis morbis, so unter die inedita gehört. Ferner Andromachi carmen de compositione Theriacae per admixtionem carnium viperinarum — ist die berühmte Theriaca Andromachi, die man Mithridatic. Antidotum genennt hat. Bey Gelegenheit der Recension des Codicis No. 51. hat Lambecius S. 416. u. f. w. sehr gründlich erwiesen, daß *Olympiodorus* des *Zosimi* Historiam von A. 407 bis 425. fortgesetzet, und also den ersten überlebt hat, obwohl er sonst mit dem *Zosimo*

zu

zu gleicher Zeit gelebt und auch mit ihm ein Freund der Chemie gewesen ist. Am Ende sind noch zwey Zusätze zu dem Codice No. 5. des Auszugs aus dem *Dioscoride*, wo er verschiedene Thiere, so er aus dem Codice in Kupfer stechen lassen, erkläret, und zu No. 34. worinn er weitläuftig von dem Basilisken Nachricht giebt. Hierauf folgt ein brauchbares Register über die Verfasser der Codicum, zu welchen Zeiten sie gelebt ꝛc. Wenn man das Alter der Handschriften auch bestimmt hätte, so würde es noch brauchbarer gewesen seyn.

Beyläufig muß man noch anmerken, daß der Hr. von Trattner zu diesem Werke ein vortreffliches starkes Papier genommen, so fast demjenigen, so im XV. Jahrh. zu den ersten Drucken gebraucht ist, gleich kommt. Hierinn beschämt er den größten Theil unserer Buchhändler in Deutschland, und seine gedruckte Sachen nehmen sich darinn vor allen heraus.

Hk.

M. Georg Wolfgang Panzers — Ausführliche Beschreibung der ältesten Augsburgischen Ausgaben der Bibel, mit litterarischen Anmerkungen. Nürnberg, bey Monath. 1780. 19½ Bogen in 4.

Es ist dies ein Pendant zu eben dieses Verfassers litterarischer Nachricht von den allerältesten gedruckten deutschen Bibeln und Geschichte der Nürnbergischen Bibelausgaben, eben so genau abgefaßt, als diese. Es sind 73 Stücke, und darunter viele rare, die alle zu Augsburg bis 1540. gedruckt worden; nach diesem Jahr hat er wenig oder gar nichts von Augsburgischen Bibeln gefunden, das des Anmerkens werth gewesen wäre. Mit einer lateinischen Bibel, die Joh. Bämler 1466. zu Augsburg soll gedruckt haben, wird der Anfang gemacht, und ihr Daseyn gegen viele Litteratoren, die aber freylich alle aus Einer Quelle geschöpft haben, in Zweifel gezogen. Eben dies gilt von einer andern Bämlerischen Bibel, die 1467. zu Augsburg herausgekommen seyn soll (S. 4 u. ff.). Günther Zainers Bibel, wovon Hr. P. schon in seiner Nachricht von den allerältesten deutschen Bibeln gehandelt hatte, wird hier noch einmal beschrieben, und durch neue Gründe dargethan, daß Zainer sie gedruckt habe (S. 14.) Von der deutschen Bibel, die Hanns Schönsperger 1490. zu Augsburg gedruckt hat

S. 29 u. ff. — Der Pſalter, Augsb. von Ant. Sorg 1492. in 8. iſt eine große Seltenheit, woven weder in Zapfs Annalen noch ſonſt irgendwo Nachricht zu finden iſt (S. 33 u. ff.) — Es würde uns zu weit führen, wenn wir Hrn. Panzer bis an das Ende ſeines Buchs begleiten und ein mageres Verzeichniß der von ihm ſorgfältigſt beſchriebenen Bibeln daraus machen wollten. Wir bemerken nur noch, daß manche Verſehen anderer Litteratoren, als Clement, Maſch, von Seelen, Zapf u. a. hier und da angezeigt und verbeſſert und brauchbare Nachrichten von einigen, unverdienter Weiſe vergeſſenen Gelehrten, als Kaſpar Amman, Joh. Böſchenſtein, Ottmar Nachtgall, eingeſtreut ſind. — Auch die Nachricht von den ſogenannten Wormſer oder Häzeriſchen Propheten und ihren 13 Ausgaben, davon zu Augsburg 7 gedruckt worden, iſt ſehr befriedigend (S. 105. vergl. mit S. 144.) — Auf dem letzten halben Bogen liefert Hr. P. noch Zuſätze zu ſeiner Geſchichte der Nürnbergiſchen Ausgaben der Bibel. — In der Vorrede meldet er, daß er jetzt mit einer Geſchichte der katholiſchen deutſchen Bibelüberſetzung beſchäftiget iſt, und bittet um Beyträge zu dieſer, gewiß wichtigen Arbeit. Beſonders wünſcht er die erſte Ausgabe von Ulenbergs Ueberſetzung, die 1630. in Folio zu Köln herausgekommen iſt, zu beſitzen. Nachrichten von einer zwiſchen 1534 und 1540. gedruckten Dietenbergiſchen Ausgabe werden ihm gleichfalls willkommen ſeyn.

Of.

Adumbratio eruditorum Baſilienſium, meritis apud exteros olim hodieque celebrium. Adpendicis loco *Athenis Rauricis* addita (Vergl. dieſe Bibl. in der ſechsten Abtheilung des Anhanges zum 24—36 Band S. 3268). Baſiliae, ſumtibus Serini. 1780. 11¼ Bogen in gr. 8.

Die Basler Gelehrten, die auſſer ihrem Vaterlande geſtorben ſind, und deren Leben, mit angehängtem Verzeichniß ihrer Schriften, in dieſen Bogen beſchrieben worden, ſind folgende: Reinhard Bartier (ſtarb zu Neuſalz in Schleſien 1779, als Landphyſikus des Herzogthums Schleſien und der Grafſchaft Glaz); Joh. Bauhin (der berühmte franzöſiſche Arzt

Arzt, der durch die Verfolgung der Hugonotten aus Frankreich nach Baſel getrieben wurde, wo er 1582 ſtarb); Joh. Kaſp. Bauhin (der 1705. als Leibarzt des Herzogs von Würtemberg ſtarb); Nik. Bernoulli (geſtorben 1726. zu St. Petersburg, wo er Prof. der Mathematick war); Joh. Bernoulli (das frühzeitige Genie, der Verdienſtvolle Gelehrte, der ſeit 1763. eine Zierde der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin iſt; Phil. Adam Brucker (geſtorben 1751, als Paſtor der franzöſiſchen Kirche zu Altona); Iſaak Bruckner (ein gelehrter Mechaniker und Mitglied der Akadem. zu Paris und St Petersburg † 1762); Nik. Copus (Leibarzt Franz des 1ſten, König von Frankreich); Joh. Copus (Prof. Juris zu Paris im 16ten Jahrhundert. Von ihm und dem vorigen ſind die Nachrichten mangelhaft); Leonh. Euler (der ehrwürdige, durch ſo vielfache Verdienſte große Mann, deſſen Biographie mich vorzüglich intereßirt und mir ſehr wohl gefällt); Joh. Albr. Euler, Karl Euler, Chriſtoph Euler, Leonhards würdige Söhne; Joh. Rud. Faſch (Baden-Durlachiſcher geheimer Rath † 1710); Nik. Fuß (Adjunkt der Petersburger Akad. der Wiſſenſch. ein trefflicher Schüler von Leonh. Euler); Joh Jak. Gantsviler (Prof. der Theol. zu Duisburg ſtarb 1691); Lukas Gernler (Paſtor der reformirten Kirche zu Strasburg † 1776); Joh. Jak. Graſſer (Profeſſor zu Nimes † 1617); Joh. Jak. Graſſer (Sohn des vorigen, war Pfarrer zu Dieth und Bielſtein, ward aber abgeſetzt, und unſer Verfaſſer konnte ſein übriges Geſchick und Todesjahr nicht erfahren); Nik. Gürtler (der als D. und Prof. der Theologie zu Franeker 1711 geſtorben, und durch mehrere Schriften z. B. durch eine Geſchichte des Tempelhertenordens berühmt worden iſt); Albr. Friedr. Gut (ſtarb als Kanonikus zu Como 1773; gehört wohl nicht ſo recht unter die Gelehrten: wenigſtens erhellet aus ſeiner kurzen Lebensbeſchreibung nicht, daß er den Wiſſenſchaften irgend einen Dienſt geleiſtet habe); Hieron. Harder (Prof. der morgenländiſchen Sprachen zu Leiden † auf einer litterariſchen Reiſe nach der Levante zu Konſtantinopel 1678); Sam. Heiland (ſtarb als Prof. der Moral zu Tübingen 1592); Ge. Andr. Hey (eine Zeitlang Profeſſ. bey der Ritterakademie zu St. Petersburg, hernach in Baſel; ſchweifte alsdann herum, trieb Quackſalberey, und ſtarb in Erlangen 1751); Joh. Huldrich Heyd (ſtarb als Profeſſ. der Theol. in Halle 1727); Maternus Heyder (Prof. der Theol. zu Duisburg zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der Verf.

weiß wenig von ihm zu erzählen); Joh. Heynlin a Lapide (ward im 15. Jahrh. aus einem Doktor der Sorbonne Kartheuser zu Basel; die Universitätsbibliothek hat ihm viel zu danken); Nikolaus der zweete von Hollstein (Abbt des Klosters St. Urban in Basel † 1480); Joh. Jak. Huber (starb in Cassel, als Landgräfl. Hessischer Hofrath, Leibarzt und Professor der Anatomie und Chirurgie zu Cassel, im J. 1778); Joh. Jak. Huber (königl. Preuss. Astronom und Mitglied der Akademie der Wissensch. zu Berlin; ist noch am Leben); Paul Mangold (D. der Medicin und Baden-Durlachischer Hofrath † 1758); Hans Bernhard Merian (Mitglied der Akad. der Wissensch. in Berlin); Ludew. Heinr. Mieg (starb als Hofprediger zu Berlin 1712); Joh. Heinr. Munzinger (Arzt zu Eichstett, † in der andern Hälfte des 16. Jahrhunderts); Cl. Passavant (Baden-Durlachischer Rath und Leibarzt, † 1778); Dan. Passavant (gegenwärtig Postmeister zu Basel); Felix Plater († 1705 als Privatperson, war vorher Obristlieutenant unter den im franz. Sold stehenden Schweitzern); Franz Plater (Leibarzt einiger Bischöfe von Basel, † 1714); Sebast. Ramspeck (Prof. der Philosophie auf der Universität zu Heidelberg im 17. Jahrhundert); Georg Ritter (Dominikaner, und Bischof, vielleicht in partibus infidelium † 1440); Jak. Rußinger (mangelhafte Nachrichten von diesem 1568 gebohrnen Historiker); Wernher Schaler (Bischof zu Basel im 14. Jahrh.); Lukas Schaub (ein Staatsmann, königl. Großbrit. Baronet und Gesandter am französischen Hof, starb in London 1758); Joh. Schönauer Prof. der Theologie und der hebr. Sprache zu Lausanne † 1671); Joh. Jak. Schrötberg (Inspektor der reformirten Kirchen und Schulen in Preußen † 1732); Abel Socin (jetzt Zweyhundertmann der Rep. Basel, vorher erster Hofrath und Leibarzt des Erbprinzen von Hessen Cassel und ordentlicher Prof. der Medicin und Physik an dem Lyceum zu Hanau); Joh. Steck (starb 1628, als Rathsherr zu Bern, nachdem er in mancherley öffentlichen Geschäften war gebraucht worden); Joh. der 2te Thür (Abbt zu Wettingen, starb 1472); Ernst Ludw. Stückelberger (Pastor emeritus zu Karlsruhe, geb. 1706); Leonh. Thurneiser zum Thurm (Ritter vom Berge Sinai, Leibarzte des Bischofs zu Münster und des Kurfürsten von Brandenburg, und Goldkocher dazu † 1596); Dan. Tossanus (Kurpfälz. Kirchenrath und Professor der Theol. zu Heidelberg, war zwar von Mümpelgard gebürtig, bekam aber das Bürger-

gerrecht zu Baſel, ſtarb 1655); Bernhard Verzaſca (ſtarb 1680 als Arzt, Senator und Scholarch zu Baſel); Kaſpar Wetſtein (Hofprediger der letzten Prinzeßin von Wales † 1760); Dan. Wolleb (Inſpektor der Kirchen und Schulen im Fürſtenthum Halberſtadt † 1763); Dan. Bernoulli, der im J. 1780. Profeſſor der Beredſamkeit zu Baſel geworden, iſt S. 171. beygefügt, als ein Nachtrag zu den Athenis Rauricis. Es iſt ein jüngerer Bruder des Berliner Hrn. Joh. Bernoulli, und war Inſtruktor des im J. 1779. verſtorbenen Erbprinzen von Sachſen Gotha. Zuletzt erſcheint noch der gegenwärtige Kirchenſtaat der Republick Baſel.

Wir empfehlen dieſe ganze Arbeit des Basler Hrn. Prof. Herzogs als einen brauchbaren Beytrag zur Litterarhiſtorie.

Mk.

12. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Ueber die allgemeine Geſchichte der vornehmſten Orakel, von M. Chriſtian Daniel Chriſtmann, Pfarrer zu Hirſchau im Würtembergiſchen. Zwote mit Berichtigungen und Zuſätzen vermehrte Auflage. Bern, bey Haller. 1780. in 8. 172 Seiten.

Nicht aus der Quelle ſelbſt geſchöpft, ſondern aus der allgemeinen Welthiſtorie, den Memoires de l'Acad. des Inſcriptions, Potters Archäologie, u. a. m., zuſammengetragen. Auch nicht kritiſch unterſucht, chronologiſch geordnet, ſelbſt durchgedacht; ſondern faſt wie es in die Feder kam, hingeſchrieben. Wie ſo ein Buch die zwote Auflage hat erleben können, würde uns wundern, wenn nicht das Sprüchwort ſagte: je weniger Verſtand, deſto beſſer Glück. Wer indeſſen von den Orakeln auch mitſprechen will, kann es zu ſeiner Erbauung leſen.

Dr.

C. Plinii Caecil. Secundi Epiſtolae, ex Recenſione Longolii.

Und deſſelben Panegyricus ex recenſione *Chriſt. Gottl. Schwarzii.* Norimbergae, ex officina libraria Rigeliana. 1780. klein Octav.

Was wir von den vorhergehenden Ausgaben der Claßiker in dieſer Buchhandlung geſagt haben, paßt auch auf dieſe.

Uz.

Joannis Jacobi Reiske Conjecturae in Jobum et Proverbia Salomonis cum ejusdem oratione de ſtudio Arabicae linguae. Lipſiae, typis Sommeri. 1779. 292 S. 8.

Ein Buch, das ſchon vor 31 Jahren zum Druck fertig lag (denn die Vorrede iſt mit dem Jahre 1749. unterzeichnet); das aber der ſelige Verfaſſer aus Furcht vor der damaligen theologiſchen Welt in ſeinem Pult bis nach ſeinem Tode verſchloſſen hielt. Seine Furcht war nicht ungegründet. Wäre es gleich nach ſeiner Ausarbeitung erſchienen: wahrſcheinlich würde es damals als gefährlich verſchrien worden ſeyn, und das halbe ſchreibende Publikum in Aufruhr gebracht haben: jetzt aber macht es vielleicht ſo wenig Aufſehen, daß vielleicht die vortreffliche Gattin des ſel. Verfaſſers, die es auf ihre Koſten hat drucken laſſen, durch eine beträchtliche Anzahl von Käufern nicht hinlänglich entſchädiget wird. So ſehr hat ſich zum Vortheil der Litteratur die Denkungsart unſers deutſchen Publikums innerhalb 30 Jahren geändert!

Aufrichtig zu ſagen, gefährlich iſt auch keine Sylbe des Buchs; doch wünſchten wir auch nicht, daß dieſe Weiſe, die Bibel kritiſch zu bearbeiten, Mode werden möchte. Der ſel. Verf. ſtudierte den Hiob und die Sprüchwörter, unterſtützt mit dem ihm eigenen kritiſchen Scharfſinn, und ſeiner ausgebreiteten arabiſchen Sprachkenntniß. Mit dieſer erläuterte er ſchwere Ausdrücke, Wörter und Bilder; mit jener ſpähete er die Stellen auf, wo ohngefähr ein Schreibfehler zum Grunde liegen und die Urſache der Dunkelheiten ſeyn möchte. Er zog keine Handſchriften, keine alte Ueberſetzer, kurz keine der vorhandenen kritiſchen Hülfsmittel zu Rath — ſein ganzer apparatus criticus war ſein eigener Kopf. Dabey konnte es nicht feh-

fehlen, daß er immer kühn, und zwar nicht immer, aber doch oft unglücklich rathen mußte. Man wird aber doch immer in den Fehlern noch den Mann erkennen, der bey seinem Leben einen der ersten Plätze unter den Kritikern, und wenn man allein auf seinen kritischen Scharfsinn Rücksicht nehmen dürfte, vielleicht den ersten Platz behauptete. Zu solchen Arbeiten wird allerdings weit mehr Gelehrsamkeit und Aufwand von Nervensaft erfordert, als zu der kindischen Art zu kritisiren, die in den neuern Zeiten beym A. T. Mode war, wo man sich ein Kritikus vom ersten Rang zu seyn dünkte, wenn man ein paar lectiones variantes aus einer Handschrift oder alten Ausgabe aufgestöbert, und derselben vor dem geneigten Publiko den Vorzug vor den masorethischen zugesprochen hatte. Diesem kritischen Unwesen soll aber, hoffen wir, bald durch einige der neuesten Arbeiten, in denen ganz andre Aussichten gezeigt werden, und jetzt im Publiko cursiren, gesteuert seyn!

Wir wollen aus einigen Kapiteln des Hiob Proben von dem Verfahren unsres Verf. geben, um das Publikum mit dem Geiste dieses Buchs bekannt zu machen, und jedesmal unser Urtheil beyfügen. Hiob III. 3. „Lege והלילה אמי הרת גבר et nox qua concepit mater mea verum nobilem et honestum.„ Freylich hätte aus אמר leicht אמי werden können; Allein hier ist doch die gedruckte Leseart offenbahr schöner, und auch leicht, so bald man weiß, wie oft die Morgenländer dem Tag und der Nacht das selbst beylegen, was nur in ihr geschieht. „Inter v. 11. et 12 inserendus v. 16. Aut quare non fui sicut abortus abditus sicut &c.„ Allerdings konnte zwischen V. 11 und 12 die Idee des 16ten V. stehen. Aber so ausgedrückt, wie wir sie jetzt V. 16. finden, hat sie in der ihr angewiesenen neuen Stellung offenbar nicht ihren richtigen Platz. Und in ihrer jetzigen Lage und in ihrem jetzigen Zusammenhang lassen sich die Verse alle recht gut erklären. V. 12. Quare acceſſerunt ad me *benedicentes* (benedicturi) ומה שדים קדמוני ומה שדים כי אינק et quare (venerunt ad me) primipes السرأة vel السريين laetantes, مسرورين propterea quod uber fugebam.„ Man sieht leicht, wie der sel. Verf. zu seiner Conjektur und Uebersetzung gekommen ist. Gleich anfangs faßt er ברכים falsch durch benedicturi, welches doch מברכים heissen müßte, da war es dann natürlich im 2ten Glied ein Wort aufzusuchen, das dem benedicturi entspre-

entspräche, und weil keines sich im gedruckten Texte fand, die Auslassung eines mit שרים verwandten Worts, שרים, zu argwohnen. V. 18. „יתר sequentis versus ad hunc pertinet. *Simul* impotentes et super vires suas afflicti ibi recubant.„ Sehr möglich: aber auch die gedruckte Ausgabe hat keine verwerfliche Abtheilung; sie füllt vielmehr, wenn wir nicht irren, das Ohr besser. Kap. IV. 5. „Leg. כי בזרה תבא ecce incursat in te terror.„ Sehr gut; wäre nur das שעה seinem ehemaligen Zustande nicht so schön entgegengesetzt! — V. 6. bey dem fast alle Ausleger anstossen, wäre allerdings sehr leicht nach der Reiskeschen Aenderung: „והם דרכיך תקותך annon sc verum est (wie hier übersetzt wird)? tua sobrietas et abstinentia (a pravis et voluptatibus) est confidentia tua.„ Doch schlägt der sel. Verf. auch noch einen andern Weg ein: „aut si ordinem receptum magis placeat servare, delendum erit ו ante חם aut inter ח et ם inserendum, sc: חום.„ Beyde Vorschläge sind so gut, als andere neuerer Ausleger, wenn man dieser Stelle lieber durch eine Emendation des Texts, als durch Interpretation zu Hülfe kommen will. — V. 13. בשעפי, بشعفي, in dementari me, in mea ταραχῇ φαντασίας, in dementatione mea, in turbatione mea propter visiones — cohorruit auris mea, tum quum extra me raperer propter visiones nocturnas. Allein warum sollte Eliphas gerade von seinem Schrecken beym nächtlichen Gesichte hier schon reden? Unsre Lesart läßt auf eine uns viel gefälligere Weise eine Dichtervorstellung von der Zeit des nächtlichen Gesichts vorausgehen; und dann erst den Eliphas sein obstupui steteruntque comae beschreiben. Auch das 2te Glied „da tiefer Schlaf auf den Menschen ruhete„ ist dieser Emendation entgegen. V. 19. wird so abgetheilt: ידכאו מלפני עש qui conteruntur ab ore tineae; proprie ab eo, quod ante est tineae, id est, ab anteriore parte tineae من قبل العث quod idem est Arabibus ac simplex من العث ab inde tineae, pro a tinea.„ Nicht ganz uneben; nicht nothwendig; und doch auch, wofern wir nicht irren, nicht ganz im Geiste des Dichters.

Wir haben hier nur aus 2 Kapiteln die Hauptänderungen bey einzelnen Wörtern ausgezogen. Anderwärts geht aber der Verf. noch weiter und statuirt größere Versetzungen. Nach ihm ist

ist z. B. Kap. XXXI. ganz sibyllinisch durcheinander geworfen. Wir wollen seine eigenen Worte davon hersetzen; kundige Leser mögen durch eine Vergleichung des Originaltextes selbst entscheiden, in wie weit der sel. Verf. recht habe. „Justificat se Jobus toto hoc capite (31) et 1) quidem interrogat, quid praemii Deus proposuerit malis, respondet malum. 2) infert, quare ergo affligor ego, qui semper bonus fui? Sed misere trajectum et luxatum hoc caput fuit, quo casu, quis dicat? Quo ordine circumferatur palam est; exemplaria monstrant. Meum est proponere, quomodo rectius digeri et in locum suum reponi membra distracta debeant. En schema, quomodo versus constituendi videantur

Qui sunt in libris debent esse nunc tandem.

XIV.	XVIII.	II.	III.	IV.	V.	I.	VI.
1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.
VII.	VIII.	IX.	X.	XII.	XIII.	XIV.	
9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	
XVI.	XVII.	XI.	XIX.				
16.	17.	18.	19.				

Eben so werden sich unsre Leser wundern, wie dem sel. Gelehrten Hiob XXXIV. 23 ff. so unzusammenhängend scheinen konnten, um eine so starke Aenderung vorzunehmen, wie folgende ist: Ab hoc versu inde vehementer turbatum est. Vere hic est πλοκὴς τεταραγμένος. Ego tamen οὐδὲ λαβὼν ὑπογυκὸν, φῶτα ἀτράκτοις (ut Aristophanes ait) τὸ μὲν ἐνταῦθι, τὸ δὲ ἐκεῖσε, τὰ δέσμα βρόχοι τοῦτον διαλύσω. Sed ut clarius ad oculos accidat et percipiatur, opus est, totum locum adscribere, eo ordine et nexu, quo constitui debet. En igitur illum.

כי לא על איש ישים עוד, ועל גוי, ועל אדם יחיד, להלך
אל אלוב משפט, להקריא עליו אעקות דל וצעקת עניים, מאלף
אדם חנף, ממקשי עם. וישמע, והוא ישגיח, ומי ידשנו?
וישמר פנים ומי ישורנו? לכן ידע כבדים לא חקר. ויעמד
אחרים תחתם, תחת רשעים ספקם במקום רואים: יכירם
מעבדיהם, והפך לילה וידכאו. אשר של פן סרו מאחריו וכל
דרכיו לא השכילו. כי אל אליו אמר. נשאתי ולא אחבל.
בלעדי אחזה. אתה הרני. Haec sic interpretor. „Ecce excelsus non est homo, qui ponit (praefinit) constitutum „judicii diem, tam integro populo, quam homini singulari, quo eatur in coetum judicii, quo afferatur ad ipsum „clamor tenuis, clamor pauperum, ob regem hominum „hypocritam, ob submersores populi.„ (Talis homo non est

eft Deus, non praefinit certa tempora ſuis judiciis, *er ſchreibt keine Landtage aus*). „Audit (Deus clamorem pauperum) „et ſilet at quis tamen illum propterea ne„quam appellet? Occultat faciem (prae clamore pauperum) at quis tamen illum propterea malum dicat? Op„portuno ſuo tempore confringet impotentes, abſque ut par„cat, et ſubſtituet humiles ipſorum loco, loco ſcilicet iſtorum „nequam, quos excuſſit in ſtationem ſilentum. Faciet il„los ignorabiles vel ſervis ſuis. Verterit nox, et contriti „erunt, idque propterea, quod deflexerunt ab ipſo, et nul„lam viarum ejus intellexerunt. Ecce ad Deum dic: Paſ„ſus ſui aliquid humani. dolo malo non egi. Pudore con„fundor ob nugacitatem meam. Doce tu me. Si fecerim „iniquitatem, rurſus non faciam. Eſtne, qui ab ira tua „ſalvus evadat, tum, quum tu ipſum aſpernaris? Diſputa, „quantum velis. ego non faciam. (ego tacebo). Ediſſere „quidquid noſti.„

Anderwärts kommen aber auch Stellen vor, wo die Emendation ſo wahrſcheinlich iſt, daß bald andre Kritiker auf dieſelbe Aenderung gefallen ſind, bald auch Handſchriften oder alte Ueberſetzer ihr beytreten, z. E. Kap. VIII. 21. ſchlägt der ſel. Verfaſſ. עי für עד vor, wie auch Michaelis emendiren will.

Unter den bloß philologiſchen Bemerkungen kommen manche vortreffliche vor, die man nur von einem Mann von Reiske's Stärke im Arabiſchen erwarten konnte. Zwar befolgt der ſel. Verfaſſ. bey Vergleichung einzelner Worte keine ſichern Regeln; ſie fällt daher zuweilen bey einzelnen Worten ins Harte. Hingegen wo ganze Redensarten, Bilder, Vergleichungen zu erläutern ſind, da iſt der Verf. ordentlich viel glücklicher. Ihm bot auch ſeine ausgebreitete arabiſche Lektüre Bemerkungen dar, die gewiß nicht gemein ſind. Wie wahr und zur Stelle paſſend iſt die Anmerkung Hiob XXXIX. 12. wo vom Strauß die Rede iſt, ohne daß ſein Name daſteht. „Sed illo quidem expreſſo nomine valde opus non eſt. Nam Arabum ille mos eſt, de re quadam, longe lateque diſſerere, et eam tamen non nominare. Interrogati, quare ſic faciat, reſpondent لعلم السامع بها *propter ſcire audientem* id; propterea quod audiens et proinde quoque legens ex epithetorum et praedicatorum et deſcriptionis

nis qualitate totoque filo sermonis allegai facillime queat, qua de re sermo sit. Ipse Jobus noster hoc schema supra adhibuit cap. XXVI. 5, ubi Deum describit absque ut illum nominet.„ Conf. XL. 10. — Wir müssen uns aber, um nicht zu ausführlich zu werden, enthalten, mehrere Stellen der Art auszuheben.

Denn noch müssen wir von einer schätzbaren Zugabe, der Rede eine Anzeige geben, welche das Studium der arabischen Sprache empfiehlt. Gewiß ist es, und schon oft und laut genug gesagt, daß eine neue Auferstehung der Wissenschaften zu erwarten sey, wenn man endlich einmal anfangen werde, die asiatische und besonders die arabische Litteratur mit Eifer und Geschmack zu kultiviren. Bey jedem Schritt lassen sich Lorbeern erndten! Und doch alles so träge! Unsre Orientalisten auf den deutschen Akademien glauben Wundergroße Pfeiler ihres Fachs zu seyn, wenn sie einige arabische Würzelchen aus dem Golius extrahirt, mit ihrem Stok und Simonis conferirt, und damit einen radix illustrirt haben. Das macht warlich den Einsichten dieser Herren wenig Ehre, und wenn das so fortgeht: kann noch ein Unterschied zwischen hebräischen Sprachmeistern, und diesen hebräisch-arabischen Professoren gedacht werden? Eine Sprache zu lernen, um das Lexikon aufschlagen zu können — kann ein Endzweck jämmerlicher seyn? Sein ganzes Leben mit ein Paar Wurzeln kramen — heißt das nicht sein Leben verträumen und verlieren? Wer noch Aufmunterung zur ächten und nützlichen Bearbeitung der arabischen Litteratur braucht, der lese diese Rede, welche die arabische Litteratur von sehr vielen schönen Seiten zeigt.

Briefe einiger holländischen Gottesgelehrten über P. N. Simons kritische Geschichte des Alten Testaments herausgegeben von Le Clerc. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt. Erster Band, 370 Seiten. Zweyter Band, 333 Seiten, in kl. 8. 1779. zwar ohne Druckort, aber doch wohl zu Zürich gedruckt.

Nach dem ersten Entwurf zu unsrer Anzeige wollten wir die Geschichte des hier übersetzten Buchs mit keinem Worte berühren, weil wir es für eine der bekanntesten Schrif-

ten

ten hielten. Nun sehen wir aber aus der Berliner Zeitung, daß es so gar Recensenten giebt, die da glauben, Le Clerc lebe jetzt, und die da bedauern, daß man in Holland jetzt noch von manchen theologischen Sätzen das glaube, was vor 30 Jahren allgemein geglaubt worden. Solchen Säulen unsrer Litteratur zu gefallen merken wir also an, daß diese Briefe schon vor 95 Jahren unter dem Titel Sentimens de quelques Theologiens d'Hollande erschienen sind, und daß Clerikus nachher, als über diese Briefe Lerm entstund, nicht Verfasser derselben, sondern blos ihr Herausgeber seyn wollte. Wahr ist es, daß sich Clerikus in andern Schriften zu ganz andern Meynungen bekennt, als die sind, welche in diesen Briefen vorgetragen werden. So behauptet er z. B. in diesen Briefen gerade zu, daß Mose nicht Verf. des Pentateuchs sey, sondern daß er in spätern Zeiten und zwar von einem Manne abgefaßt worden, der in Chaldäa gelebt habe, wahrscheinlich von dem Priester, der vom Assarhaddon den Samaritanern ist zugeschickt worden. Hingegen in seinen Prolegomenen zu seinem Kommentar über die historischen Bücher ist er der Meynung, daß Mose wirklich Verfasser von dem Pentateuch in der Form sey, wie wir ihn jetzt haben. Dieser Verschiedenheit ohnerachtet hat die Nachwelt andern Gründen zu Folge geglaubt, daß Klerikus wirklich Verfasser sey, und lieber angenommen, daß sich wirklich seine Einsichten geändert haben, als daß er andre Einsichten simulirt haben sollte, blos um vor dem gewaltigen Arm der Kätzermacher sicher zu seyn. Den Inhalt dieser Briefe setzen wir als bekannt voraus; nur ein Paar Worte von der Uebersetzung selbst, und dann zu den Anmerkungen.

Einer Uebersetzung war das Buch zu unsern Zeiten nicht mehr ganz werth. Zwar ist es viel besser und gründlicher als ein großer Theil der französischen Schriften geschrieben, welche man in unsern Tagen frisch übersetzt. Der V. spricht freymüthig und kühn, ja oft kühner, als jetzt bedächtige Forscher, wenn sie auch ganz ohne Rückhalt sprechen, zu entscheiden wagen, und war dabey um viele Jahre vor der damaligen theologischen Welt in seinen Kenntnissen voraus. Allein der Kern seines Buchs ist doch schon in neuern Schriften gebraucht, seine übertriebenen Behauptungen sind darinn berichtiget, und seine Entdeckungen weiter verfolgt worden — wozu nun noch die Uebersetzung von einem wirklich schon völlig verarbeiteten Buch? Inzwischen sollten diese Briefe einmal doch übersetzt werden, so hätte der Uebersetzer auf die Schriften zugleich Rücksicht nehmen sollen,

die

die mit ihnen in Verbindung stehen, und ohne die man nicht die volle Summe von Sätzen bekommt, welche durch die Streitigkeiten zwischen Richard Simon und Klerikus erläutert, berichtigt, und außer Streit gesetzt worden sind, ja, ohne die man nicht einmal Klerikus ganzes System kennen lernt. Sie sind alle zusammen gedruckt in der Ausgabe der Simonischen Histoire critique du V. T. à Rotterdam 1685. Ganz diese Streitschriften zu übersetzen, wäre freylich kein Dienst für das deutsche Publikum gewesen; aber in Auszug hätten sie gebracht, und an gehöriger Stelle die späterhin zugekommenen Erläuterungen und Berichtigungen können eingeschoben werden.

Die Uebersetzung selbst scheint richtig zu seyn; wenigstens sind wir auf keine Stelle gestossen, wo wir das Original um des Sinnes willen hätten zu vergleichen nöthig gefunden. Nur schreibt der Uebersetzer nicht ganz rein deutsch, und aus einigen Ausdrücken steht ein Schweizer durch. Z. E. Liecht statt Licht: er hat gebauen statt er hat gebauet. So S. 260 Altfodern für Altväter. Die Prophezey steht sehr oft für die Prophezeyung, sonder statt sondern. S. 154 für aus, wenn man bedenkt, statt: zumal, wenn man bedenkt. S. 210. Es ist viel Wahrscheinlichkeit zugegen, statt, es ist viel Wahrsch. da, u. s. w.

Wir kommen zu den Anmerkungen und Zusätzen. Der Anmerkungen unter dem Text sind wenig, und keine derselben ist von großem Belang. Mehrere Aufmerksamkeit verdienen die Zusätze und Bemerkungen zu den Gedanken über P. Simonis kritischer Geschichte des A. T. im 2ten Band von S. 221 — 333. Wir wollen sie in einem kurzen Auszug unsern Lesern mittheilen.

Zuerst über die historischen Bücher. Der Pentateuch sey wohl erst späterhin aus Sagen oder Ueberlieferungen zusammengesetzt; wobey alte Lieder die Hauptgrundlage gewesen, durch deren Hülfe die Hauptfakta und durch mündliche Ueberlieferung die Nebenumstände erhalten worden. Dies ist uns nun, die wir mehrmals in dieser Hinsicht die besagten Bücher studirt haben, gar nicht wahrscheinlich. Ihre Oekonomie setzt eine weit frühere Abfassung voraus; und was z. B. die ersten Kapitel im ersten Buch Mosis betrifft, so sind, dünkt uns, doch die Vorstellungen weit glaublicher, welche in der Urgeschichte im 4ten Bande des Repertoriums für biblische und morgenländische Litteratur angegeben sind. — Ueber

die Schwierigkeiten der bibliſchen Geſchichte, in der erſten Geſchichte der Menſchen und der Schöpfung, der Sündfluth, der Sprachverwirrung, bey Elias Himmelfahrt — die aus der poetiſchen Einkleidung zu erklären ſeyen. Auch die Kürze der Erzählungen ſey oft blos an den Dunkelheiten ſchuld. „Dichterische Beſchreibungen werden buchſtäblich verſtanden, und „Begebenheiten, die ohne erläuternde Umſtände und Anmerkungen erzählt werden, glaubt man, ohne anders in dieſer „Verbindung oder Umſtänden geſchehen zu ſeyn, in welcher ſie „erzählt ſcheinen und in denen ſie lauter Wunderwerke, aber „auch ungereimte und überflüſſige Wunderwerke werden mußten.“ — Eine Urſache der allzugroßen Kürze liege vielleicht in der Entfernung der Verfaſſer von der Zeit, da die Begebenheiten vorgefallen. Man ſey mit den ausführlichen Urkunden der Geſchichte nachläßig umgegangen, manche ſeyen verloren worden. — Alſo ſey es in ſpätern Zeiten unmöglich geweſen, eine ausführliche hebräiſche Geſchichte zu ſchreiben. — Schwierigkeiten der bibliſchen Geſchichte in Anſehung der Zahlen würden durch die neuerlich angenommene Hypotheſe am ſchicklichſten gelößt, daß die hebräiſchen Hiſtoriker Zahlbuchſtaben ſtatt Zahlwörter gebraucht hätten. — Dieſe Bemerkungen ſind zwar alle nicht neu, doch richtig. Gegen einzelne Beyſpiele, womit ſie belegt werden, ließe ſich manches einwenden; aber dazu iſt uns gegenwärtiger Raum zu enge.

Ueber die prophetiſchen Bücher. So wie ſie jetzt da ſind, haben ſie wohl nicht ihre Verfaſſer gleich Anfangs niedergeſchrieben — wie aus dem Mangel an Ordnung erhelle, der in allen aus einer Reihe von Abſchnitten beſtehenden Propheten des A. T. ſichtbar ſey. — Ueber den Begriff Prophete. Die älteren ſeyen Seher geweſen, die verlorne Dinge anzeigten, Träume auslegten, u. ſ. w. Oft bedeute das Wort blos Dichter oder Liederſänger, zuweilen auch Schwärmer. Eine Ekſtaſe ſcheine ein Haupterforderniß für einen Propheten geweſen zu ſeyn; Eliſa, der den Ausgang eines Kriegs wider die Moabiter voraus ſagen ſoll, laſſe ſich daher durch einen Tonkünſtler in eine Ekſtaſe verſetzen, 2 Könige III. 15. In ſpätern Zeiten wären es Perſonen, die bald in Träumen, bald in Erſcheinungen, bald in Verzuckungen göttliche Eingebungen und zwar zum Theil von fernen und wichtigen Weltveränderungen ſelbſt erhalten, da die vorhergehenden Propheten und ſogenannten Seher meiſt nur ſehr nahe, und den damals lebenden wichtige Erfolge weiſſagten. Dieſe κατ' ἐξοχὴν ſo genannten

Prophe-

Propheten wären es, deren Schriften unter dem Namen Nebiim noch übrig wären, Elisa und Elias wären keine solche Propheten wie jene; sie hätten nur nahe, jene ferne Dinge vorher verkündiget. (Hier wäre vieles zu berichtigen. Der von den Propheten, deren Schriften wir haben, angenommene Begriff, paßt sicher nicht auf alle. Joel z. B. hat doch auch blos von sehr nahen Begebenheiten gesprochen, und ist doch einer der Nebiim — doch zu Berichtigungen ist hier der Ort nicht.) Richtig ist die Bemerkung, daß manche Propheten blos allgemeine Strafreden und Ermunterungen vortragen, zu denen eben nicht nothwendig eine Offenbarung oder Gesicht nöthig gewesen. Im Folgenden dämmert auch dem Verf. ein schwaches Licht, von einer bessern Behandlungsart der Propheten, als gewöhnlich unsre Ausleger ihnen widerfahren lassen; aber es ist auch nur ein schwaches Licht. Wir wollen die Stelle hersetzen: „Freylich ist Idumäa nicht gleich Sodoma und Gomorrha verheert, keine Wohnung der Strauße, Schlangen, Eulen und „Feldgeister worden, auch sind nicht alle Einwohner mit Stumpf „und Stiel nach dem schrecklichen Gemälde des Jesaias ausgerottet, aber doch sind die Idumäer endlich von den Juden unterjocht und für ihre Bosheiten scharf von Zeit zu Zeit gezüchtigt „worden. Babylon war bis zu Alexanders Zeit im Flor und „wurde nicht geschleift, seine Einwohner wurden auch nicht in „die Pfanne gehauen, wie es die fürchterlichen Gemälde im „Jesaias (im 13ten) und des Jeremias (im 50sten und 51sten „Kapitel seiner Prophezeyung) zu verkündigen scheinen; aber zu „seiner Zeit wurde doch der wesentliche Sinn dieser Drohungen „erfüllt, und der Stolz der Babylonier gedemüthiget.“ Von dem Kleid, das die Propheten ihren Weissagungen zu geben pflegen — einige gute Bemerkungen — besonders über die Geschichte und Träume, und ihre bedeutende Handlungen. Zuletzt über die Aehnlichkeit der Vorstellungen der Apokalypse mit den Vorstellungen in den Propheten.

Endlich von den Lehrbüchern des A. T. Hiob soll aus den Zeiten nach dem babylonischen Exil herseyn, wegen der darinn sich findenden Spuren von Dämonologie. (Dafür ist doch die Sprache im Hiob zu schön, und zu gelehrt; auch scheinen die aus dem Buche selbst angeführten Stellen sich noch anders erklären zu lassen.) — Ob im A. T. die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und der Auferstehung zu einem bessern Leben vorkomme? Der Verf. führt Stellen für und dagegen an, und erklärt sich zuletzt dahin, daß es wahrscheinlich, beson-

ters in den spätern Zeiten Israeliten gegeben habe, die eine Erweckung aus dem Todtenschlafe hofften; nur streng lasse es sich nicht beweisen. Noch weiter hin habe die Bekanntschaft mit der Philosophie andrer Nationen den Juden die Lehre von einem künftigen Stande der Belohnungen und Strafen nach diesem Leben noch gewisser gemacht. Mit einer kurzen Betrachtung über die Vorstellung der Weisheit in den Proverbien wird geschlossen, wobey der Verf. Gelegenheit nimmt von den Begriffen zu reden, welche die Juden in die Ausdrücke λογος und νους gelegt haben.

Es wird niemand reuen, diese Zusätze gelesen zu haben. Der Verfasser zeigt darinn, daß er selbst denkt; oft aber ist er etwas zu kühn in seinen Behauptungen, und fordert Leser, die zu prüfen im Stande sind.

Probe und Ankündigung einer Ueberſetzung der kleinen Propheten. Mit Anmerkungen für Anfänger der bibliſchen Philologie. Kennern und inſonderheit Schulmännern zur Prüfung vorgelegt von M. Friedrich Rudolph Walther, Rector der groſſen Schule zu Stendal. Stendal, bey Franzen, 1779. 32 Seiten, 8.

In der Vorrede thut der Verf. Wünsche, in die jeder Patriot der morgenländischen Litteratur einstimmen wird! Er wünscht, daß man den Akademien lauter theologische Kolonisten der Art zusenden möchte, die schon in der hebräischen Philologie geübt sind, und einige Vorübungen in der Kritik gehabt haben. Allerdings, wenn der Ausleger der Schrift lauter Jünglinge so vorbereitet, erhielte, wie gesegnet würden seine Bemühungen seyn, da er itzt meist seinen Saamen auf ein felsigtes Land streut, das wenige Frucht trägt. — Damit nun Schullehrer zu einem Unterricht der Art geschickt seyn mögen, wünscht der Verf. Uebersetzungen des A. T., mit den nöthigen Erklärungen, philologischen, kritischen und Sachanmerkungen, in denen der Lehrer die Materialien beysammen findet, welche er beym Unterrichte selbst braucht. Ohne sie wird es ihm zu sauer werden, weil er nach der Einrichtung der meisten Schulen, zu vielerley lehren muß, als daß er zur jedesmaligen Vorbereitung das Nöthige aus vielen Büchern zusammen schleppen könnte,

konnte, auch bey allen seinen drückenden Arbeiten solten durch solche Glücksumstände gelohnt wird, daß er sich hinlängliche Hülfsmittel in den vielen Fächern, die er bearbeiten muß, anschaffen könnte. — Zu diesem Gebrauch will der Verf. eine Uebersetzung der kleinen Propheten herausgeben, und legt, um die Stimmen der Kenner und erfahrner Schullehrer zu sammeln, dem Publiko diese Probe vor.

Die Probe selbst setzt, wie uns dünkt, gar zu wenige Kenntniß bey den Lehrern voraus, denen das Buch zuerst, wenn gleich auch nebenher den Lernenden, bestimmt ist. Man lese einmal zur Probe, nur gleich den Anfang. Wir lassen abdrucken, wie da steht. „Nimm dir sogleich [gehe hin und „nimm] (nach erhaltenem Befehle) sprach der Herr „zum Hoseas, eine Hure (berüchtigte Person) zur Ehe „and (zeuge mit ihr) Hurenkinder; (wofür man sie „wenigstens wegen ihrer verdächtigen Mutter halten „wird) denn das Land (die Einwohner) hat sich so „gar von mir (dem Herrn) durch Ehebruch (gleich „deiner Ehebrecherinn) entfernet.“ — Wer solche Einschiebsel und Erklärungen erst braucht, um zu erklären, der sollte keinen Unterricht geben; er ist selbst noch Schüler. — Wir würden daher immer lieber eine richtige mit Geschmack abgefaßte Uebersetzung dem Lehrer in die Hände wünschen, denn die ist meist schwerer zu machen, als die Paraphrase der Art. Dem Schüler würde sie auch mehr nützen.

Die Anmerkungen sind im Ganzen genommen gut; ob gleich manches, unsern Einsichten nach, noch anders gefaßt werden könnte. Sie gefallen uns also ihrer Einrichtung nach besser, als die Uebersetzung.

G.

Commentatio in verba novissima Davidis e Sam. XXIII. 1—7. auctore *Jo. Ge. Trendelenburg*, Lubecensi. Goettingae, litteris Dieterich, 28 Seiten, 8.

Die angehängte deutsche Uebersetzung wollen wir ganz hersetzen. „Es spricht David, der Sohn Isai; es spricht „der erhabene Held, gesalbt vom Gott Jacobs, und durch Gesang bey Israel beliebt. Begeisterung Jehovens spricht aus

„mir, sein Orakel schwebt auf meinen Lippen. Es verkündigt „der Gott Israels, mir offenbart es Israels Gott. Sey der „Fromme der Welt ein Hohn, sey Frömmigkeit ein Gespött; „doch wird er wie Morgenroth hervorgehen, wie die Morgen„sonne ohne Gewölk, wie nach Sonnenschein und Regen Gras „aus der Erde. Sollte nicht so mein Haus seyn vor Gott? „Er schloß ja mit mir einen dauernden Bund, treu in allem „und unverletzt. Wie? meine Hoffnung und mein Glück, sollte „es denn nicht blühn? Aber die Frevler, wie ausgerissene Dor„nen sind sie alle; nicht mit der Hand greift man sie an. Nein, „wer sich ihnen naht, waffnet sich mit Eisen und Axt, und „Feuer verzehrt sie auf der Stelle.“

Wir geben dem jungen Verfasser dieser neuen Erklärung, von dem die kleine Schrift noch mehr Nützliches erwarten läßt, und der jetzt zum Professor der morgenl. Sprache nach Danzig berufen ist, sonst gerne in allem Beyfall; die geringe Aenderung aus den LXX, בנו für ישוב im dritten Verse, verbreitet viel Licht über die ganze Stelle; nur würden wir im fünften Verse, wo unser Luther sehr fehlerhaft ist, die Worte כי כל ישעי וכל חפץ כי לא יצמיח übersetzt haben: „Mein ganzes „Glück und meine Hoffnung ist er; (dieser Bund, den Gott „mit mir gemacht) wie sollte es (mein Haus) dann nicht „blühen?“

Qr.

Selecta Veteris Testamenti capita historici argumenti hebraice — Faciliori linguam hebraeam docendi discendique rationi accommodata. Curavit *Guil. Frider. Hufnagel*, in Acad. Erlang. Prof. Extraord. Philol. Norimbergae, sumtibus Zeh. 235 Seiten in 8.

Wider die Methode, welche der Verf. für den ersten Unterricht in der hebräischen Sprache vorschlägt, haben wir nichts; und eben so wenig dagegen, daß der angehende Theolog bey Zeiten in das Studium der Kritik eingeleitet werde. Thut man dies in der sogenannten Profanlitteratur, warum nicht auch in der biblischen? schärft dort die Kritik den Verstand, und die Beurtheilungskraft, befestigt sie dort den Geschmack und führt

führt sie dort zu einer tiefen Sprachkenntniß: warum nicht auch hier? Endlich ist es auch von sichtbarem Nutzen, wenn junge Studirende, so bald es thunlich ist, mit den wahren Hülfsmitteln, die hebräische Sprache gründlich zu erlernen, bekannt gemacht, und von den Vorurtheilen entfernt werden, die aus unsern rabbinisch gelehrten Köpfen, der ihnen vorgelegten dringenden Gründe ohngeachtet doch nicht weichen wollen. Dies ist wahre Wohlthat für sie und Verlängerung ihres Lebens!

Aber von der Nothwendigkeit solcher Chrestomathien, wie die gegenwärtige ist, sind wir nicht so stark überzeugt. Sollen sie dem Lehrer, oder Lernenden dienen? Dem Lehrer? vielleicht um der Wahl der Stücke willen, die er zuerst mit seinen Schülern lesen soll? Wozu aber da ein eigenes Buch, in dem die Stücke Wort für Wort abgedruckt sind? Wäre dazu nicht ein kurzes Methodenbüchlein für den Lehrer der hebräischen Sprache schon hinlänglich? Und sollten unsre Schulmänner wirklich so unmethodische Leute seyn, daß sie nicht mit gehöriger Wahl vom Leichtern zum Schwerern fortgiengen? — Oder sollen sie vielleicht Stoff zu Anmerkungen beym Unterricht bekommen? Ist aber der nicht zum Lehrer verdorben, der die Sprache, in der er lehrt, nicht so weit versteht, daß er die hier vorkommenden Anmerkungen aus sich selbst schöpfen könnte!

Also, für Lernende wohl? damit sie sich nicht eine theure hebräische Bibel kaufen müssen? Aber bedenkt man dabey auch, daß jeder junge Theolog sich dennoch einmal seine hebräische Bibel anschaffen muß, wenn man anders noch ferner, wie bisher, von ihm fordert, daß er sie im Original studiren müsse. Warum will man so sparen, daß dadurch die Ausgaben vervielfältigt werden?

Uebrigens verkennt man den Fleiß, und die guten Einsichten des Verfassers auch in dieser Schrift nicht. Unter dem abgedruckten Text stehen Anmerkungen, theils philologischen, theils exegetischen, theils kritischen Inhalts. In jenen werden die hebräischen Wörter aus den alten Bibelübersetzern und den verwandten morgenländischen Dialekten erläutert; in den exegetischen, die Hebraismen erklärt, und der Sinn ganzer Redensarten angegeben; in den kritischen endlich wird die Lesart des Textes nach Handschriften, alten Uebersetzungen, zuweilen auch nach einer Conjektur berichtigt.

Der Index, der von einem jungen Nürnbergischen Gelehrten, Herrn Jacobi, verfertigt ist, giebt die Bedeutungen der in diesem Bande vorkommenden Wörter an.

Nach der Vorrede haben wir noch einen zweyten Theil zu erwarten, der aus den prophetischen und poetischen Büchern A. T. gezogen werden soll.

Fm.

Basilii Magni de utilitate ex profanorum scriptorum lectione capienda ad studiosam litterarum iuventutem allocutio. In usum Scholarum ad editionem Potterianam denuo excusa. Lipsiae, ex officina Iacobaeerorum, 1779. 2 Bog.

Basilius war unstreitig einer der gelehrtesten Kirchenväter, und diese seine Schrift verdient es wohl, der Jugend bekannt gemacht zu werden, ob sie gleich in einem etwas geschwätzigen Ton abgefaßt ist, und manche schiefe Urtheile enthält. Man hatte von ihr schon, außer den Sammlungen aller Werke des Basilius, mehrere einzelne Ausgaben, z. E. eine von Potter Oxon. 1694, eine andre von Maius, Francof. 1714. — Dieser sehr saubre und ziemlich korrekte Abdruck ist nach der Potterschen Ausgabe gemacht; enthält aber blos den griechischen Text, ohne alle Anmerkungen und Uebersetzung. Da indessen diese Schrift hie und da nicht so ganz leicht zu verstehen ist, so würde eine Auswahl der besten und nöthigsten Potterschen und Majischen Anmerkungen gewiß nicht unnütz gewesen seyn.

Ik.

Ebräische Grammatik von August Friedrich Pfeiffer. Erlangen, bey Walther, 1780. (geschr. im Jun. 1779) 220 Seiten in kl. 8.

Einer Grammatik gereicht es allemal zur Empfehlung, wenn sie kurz, leicht und deutlich ist; und das kann man mit Recht auch von dieser rühmen. Die Lehre von den Accenten, die in manchen andern Grammatiken übergangen wird, und wovon doch wenigstens eine allgemeine Idee auch dem Anfänger nützlich ist, findet man hier gut, und zu diesem Zweck hinreichend,

reichend, vorgetragen. Von den vielen so genannten Conjugationen, deren Menge den Anfänger abschreckend vorkommt, macht der Verf. folgende Vorstellung. Er vermehrt erstlich die bekannten sieben Conjugationen noch mit der Conjugation Hothpaal, einem Paßivo von Hithpael (und das ist sehr zu billigen. Es ist Recht, und der Analogie aller Sprachlehren gemäß, solch eine Conjugation anzunehmen; sollte sie auch in der ganzen Bibel kein einzigmal wirklich vorkommen) und dann theilet er diese acht Conjugationen in zwo Klassen: Leichte Conjugationen, und vermehrte (graves.) Die Unterabtheilungen sind wieder, einfache Form (species,) und zusammengesetzte. Leichte Conjugationes einfacher Form sind Kal und Niphal; zusammengesetzter Form, Hiphil und Hophal: Vermehrte Conjugationen einfacher Form sind Piel und Pûal; zusammengesetzter Form, Hithpael und Hothpaal. Eine Idee, die Licht und Bequemlichkeit über die ganze Lehre von den Verbis verbreitet. Die Verba tertiâ radicalis heißen hier gleich Verba tertiâ radicalis Jod oder Vau (S. 70. 99, u. a.) Hierinn werden dem Verf. alle Kenner der andern morgenländischen Dialekte beytreten; nur muß man so billig seyn vorauszusetzen, daß die nöthige Erklärung hierüber dem mündlichen Vortrage zu überlassen sey. Insbesondere sind S. 141. u. f. die verschiedenen Arten, wie der Hebräer seinen Superlativum machen kann, fleißig gesammlet, und wohl aus einander gesetzt. Die beygefügte Syntax gehört wieder zu dem Vorzüglichen, da sie ebenfalls in andern Anweisungen ganz zu fehlen pflegt; und enthält in fruchtbarer Kürze, S. 177 — 280, ungemein viel Gutes und Brauchbares. Nicht weniger ist auch in der Vorrede, über die Methode in Erlernung dieser ausgestorbenen Sprache, viel wahres und richtiges gesagt. Hingegen scheint uns das, was S. 17. u. f. von Verlängerung der Sylben durch die ruhenden Buchstaben; und überhaupt von Verwechslung der Vokalen S. 21. u. f. vorgetragen wird, nicht vollständig und ausführlich genug. Von dem Patach gnubba heißt es, S. 24: es würde gesetzt „wenn ein langer vom A. „verschiedener Vokal, der den Ton hätte, vorher gienge." Das ist richtig. Aber hier ist erstlich nicht Rücksicht darauf genommen, daß es doch auch nach einem Kübbutz stehen könne; wie man in יוּשַׁע sehen kann. Und zweytens, daß es allerdings auch unter dem vorletzten, nicht bloß dem letzten, Buchstaben des Wortes (doch freylich nur unter einer gewissen Bedingung) stehen könne. Z. E. was in dem Worte אַרְצָ unter dem ר ste-

Gottes, erklärt Chandler so, daß damit ein Mann gemeynet sey, der die Absichten der göttlichen Vorsehung, und zwar als König oder Regent erfüllete, keinesweges aber, ein Mann, der in seinem Privatleben durchaus untadelhaft, oder in seinem Privatcharakter ein wahrer Heiliger, gewesen sey. Eine der stärksten Auslassungen betrifft den acht und sechzigsten Psalm. Chandler glaubt, dieser Psalm sey bey Gelegenheit der Abholung der Bundeslade nach Jerusalem verfasset worden, und ist, wie gewöhnlich, sehr weitläuftig in Behauptung dieser seiner Meynung, auch in Erläuterung und Umschreibung dieses Psalms. Der Uebersetzer hat diese ganze Stelle weggelassen; theils weil ihm jene Hypothese nicht recht einleuchten wollte, theils weil ihm, nach seiner besten Einsicht, doch noch in diesem heiligen Liede gar vieles dunkel und unerklärlich bleibt. Der Uebersetzer glaubt, Absalom sey nicht sowohl mit den Haaren, als vielmehr mit dem Kopfe, zwischen den Aesten, Zweigen und Gebüsche des Baums hangen geblieben (S. 189. Not. 37.) Worinn die Versündigung in Davids Volkszählung eigentlich bestanden habe, getrauet er sich nicht zu entscheiden; Chandler hingegen meynt hier alles erklären zu können. (S. 238. Not. 11.) Und so will er auch über die von dem sterbenden David befohlne Hinrichtung Simei's kein entscheidendes Urtheil fällen; sondern frägt ganz richtig: „muß man denn „alles Alte nach den Begriffen unsers Zeitalters beurtheilen?“ In der Vorrede erzählt der Uebersetzer die wahre Veranlassung der Entstehung des Originals (es war eine Streitschrift gegen einen ungenannten Gegner, der den David freylich auf der schwärzesten Seite vorgestellet hatte) setzt daher den rechten Gesichtspunkt fest, aus welchem man dies Buch beurtheilen müsse. (es ist keine eigentliche Biographie; sondern Apologie und Polemik, mit Kritik verbunden) und giebt einige gute Winke zu einer richtigen Erklärung, Beurtheilung und Bearbeitung der Geschichte dieses Königes. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen, und ist, so viel man ohne Vergleichung des Originals sehen kan, untadelhaft.

Er.

13. Sprachlehre.

Ehſtniſche Sprachlehre, für beyde Hauptdialekte, den revaliſchen und den dörptſchen, nebſt einem vollſtändigen Wörterbuch, herausgegeben von August Wilhelm Hupel. Riga und Leipzig. 1780. 536 S. gr. 8.

Hr. Hupel hat ohne Zweifel denen, welche die Ehſtniſche Sprache lernen müſſen, einen wichtigen Dienſt erwieſen, da er dieſe Sprachlehre und Wörterbuch zum Druck befördert. Je weniger man zu Erlernung einer ſolchen unbekannten und unausgearbeiteten Sprache Hülfsmittel beſitzt, deſto mehreren Dank iſt man denen ſchuldig, welche dieſelben zu verſchaffen ſuchen. Da der Recenſ. von der Ehſtniſchen Sprache gar keine Kenntniß hat, ſo kann er dieſe Arbeit des Verf. nicht beurtheilen, und muß ſich mit einer bloſſen Anzeige derſelben begnügen.

In der Einleitung wird 1) vom Leſen, 2) von den Dialekten, und 3) von Ableitung der Wörter gehandelt. Die Deutſchen, welche von den Ehſten die Sprache lernen mußten, haben ihnen die deutſchen Buchſtaben gegeben, es fehlt ihnen aber das f und ſch, welche Buchſtaben die Ehſten, nur nach langem Umgange mit den Deutſchen, erträglich ausſprechen lernen, und für das erſte p oder w, und für das letzte s oder ſt gebrauchen. Es ſind jetzt noch zwey Hauptdialekte dieſer Sprache gebräuchlich, nämlich der revaliſche und dörptſche, welche der V. beyde vereiniget hat.

Die Sprachlehre ſelbſt hat fünf Theile. 1) Von den Haupt- und Beywörtern. 2) Von den Zeitwörtern. 3) Partikeln. 4) Syntax. 5) Einige Uebungsſtücke. Bey dem vierten Theile iſt ein Anhang, von der Dichtkunſt oder den Volksliedern. Dieſe Lieder ſind theils ſehr alt, theils werden ſie aus dem Stegreif gemacht, wozu die meiſten Ehſten eine Anlage verrathen, ſobald ſtarke Getränke ihre Lebensgeiſter in Bewegung bringen. (Man hat dieſes auch an anderen nordiſchen Völkern bemerket.) Alle Lieder ſind reimlos und voller poetiſchen Freyheiten; man hat auch etliche mit Reimen, aber eben dieſe zeigen, daß ſie einen deutſchen Urheber haben. Geſang

sang ist der Ehsten ihr Lieblingszeitvertreib, selbst bey ihren Arbeiten. Die Hauptsängerinnen sind die Weibspersonen, welche sich gemeiniglich in zwey Chöre theilen, der eine singt eine Zeile vor, und der zweyte wiederholet sie.

Das Wörterbuch hat zwey Theile, in dem ersten stehet das Ehstnische, in dem zweyten das Deutsche voran. Der V. gestehet aber selbst, daß so vollständig er auch dieses Wörterbuch zu machen gesucht hat, ihm doch noch viele in der Hauptsprache vorkommende Worter unbekannt geblieben sind.

T.

Nouveaux principes de la langue allemande, ou nouvelle Grammaire allemande, à l'usage de la nation françoise en general, et en particulier à celui de l'Ecole Royale militaire, par Mr. *Junker*. 1 Alphab. 10 Bogen. Straßburg. 1780.

Die Junkersche Grammatik ist schon so bekannt, daß wir nur bloß diese neue Auflage anzeigen dürften; indessen da wir sie ganz durchgelesen haben, so wollen wir unseren Lesern auch einige Anmerkungen mittheilen, welche uns dabey sind eingefallen.

Von denen in dieser Ausgabe vorgenommenen Veränderungen giebt die Vorrede Nachricht daß nämlich hier, das Deutsche auch mit den gewöhnlichen deutschen Buchstaben gedruckt sey, anstatt daß in den vorigen die lateinischen dazu gebraucht worden, und der Verf. verschiedenes verbessert, berichtiget und erläutert, auch einige kritische Untersuchungen weggelassen habe, die er durch nützlichere Dinge ersetzet. Wir haben aber die vorige Ausgabe nicht vor uns, daß wir anzeigen könnten, worinn dieses eigentlich geschehen sey.

Bey den Deklinationen der Hauptwörter nimmt der V. nicht verschiedene Klassen an, und setzet weder mit den Alten, drey Deklinationen nach dem Unterschied der Geschlechter, noch mit Gottscheden fünfe, nach den verschiedenen Endungen des Plurals, sondern er unterscheidet bloß den Singular und Plural, und gibt gewisse Regeln, welchen man in beyden folgen soll. Durch diese Regeln kann sowohl die Bildung des Plurals, als die ganze Abänderung eines Worts mit ziemlicher Richtigkeit

zigkeit bestimmt werden. Eins und das andere aber möchte dabey noch zu erinnern seyn. Z. B.

A. d. 67 S. werden die Wörter angeführet, welche auf el, en und er ausgehen, und den Vokal im Plural verändern. Es würde aber bestimmter und richtiger seyn, wenn es hieße: von den Wörtern in er verändern nur folgende den Vokal: der Acker, Vater, Bruder, Schwager. Denn Klaffer, welches hier mit angeführet ist, muß entweder, weil es von klaffen herkommt, den Vokal unverändert lassen, wie alle andere verbalia in er thun, als die Bohrer, Maler, Zuschauer u. s. w. oder es muß im Singular schon der Kläffer heissen, wie der Säufer, Sänger, Zuhörer u. s. w. Von Hammer wird beydes die Hammer und die Hämmer gebraucht. Die Wörter des ungewissen Geschlechts in er verändern den Vokal niemals.

Die Masculina in el haben alle den Umlaut, ausgenommen der Pudel, Knorpel, Wadel, Jagel. Diese sind hier gar nicht bemerket. Die Neutra hingegen sind alle ohne Umlaut.

Die Wörter in en verändern ebenfalls den Vokal nicht; wobey aber zu merken, daß es von einigen in den Wörtern Boden, Bogen, Laden u. s. w. geschiehet, wiewohl andere, auch diese Wörter ohne Umlaut gebrauchen, und darinn analogischer handeln, indem sonst alle übrige Wörter welche den Plural in en haben, den Vokal nicht verändern. Die Knaben, Grafen, Pfosten, Balken, Kloben u. s. w.

72 und 73 S. Hier ist erstlich die Regel gegeben, daß die einsylbigen Wörter des männlichen und weiblichen Geschlechts, welche im Plural e haben, den Vokal verändern, die Wörter des ungewissen Geschlechts aber nicht. Diese Regel ist in Ansehung des weiblichen Geschlechts ganz allgemein, und leidet gar keine Ausnahme; aber in dem männlichen Geschlecht hat sie sehr viele Ausnahmen, und wenn es hernach davon heißt: En voicy les principaux, suivant le bon usage, so ist das Verzeichniß noch sehr unvollständig, denn es fehlen viele, welche eben so wohl zu merken sind. Z. B. der Bursch, Bord, Dolch, Huf, Laut, Luchs, Pfad, Stoff, u. a. m., und von den Wörtern des ungewissen Geschlechts hat das Floß, die Flöße.

Zoll hat als ein Maaßwort, im Plural nicht die Zolle, sondern bleibt, wie mehrere Maaßwörter unveränderlich. Man sagt zehen Zoll, eben wie zehen Fuß.

87. S.

87 S. sagt der V. richtig, daß die Eigennamen, welche auf ſ, ſch, ſt, z und tz ausgehen, imgleichen die ſo als appellativa im Genitiv es haben, wenn ſie Eigennamen ſind, die Sylbe ens bekommen. Eben das wäre auch von denen zu bemerken geweſen, die nicht von appellativis herkommen und im Nominativ auf e ausgehen, als Totze, Totens, Strowens, Schladens ꝛc. Daß er aber den Genitiv in ens auch ſolchen beylegen will, die als appellativa im Genitiv es haben, ſcheinet nicht ſo richtig zu ſeyn, und viele werden ihm darinn widerſprechen, denn man ſagt in dem größten Theile von Deutſchland Wolfs, Hechts, Bachs, Stroms, nicht Wolfens. u. ſ. w. Dergleichen Eigennamen werden gewöhnlich wie die appellativa declinirt, wenn ſie ſich nicht auf einen ziſchenden Buchſtaben endigen, in welchem Falle ſie ſich nach der erſten Regel richten, und im Genitiv das ens bekommen, als Lenz, Lenzens.

Auch die IV Regel 88 S., daß die Namen der Weiber im Genit. ens haben ſollen, Eliſabethens, iſt dem mehreſten Gebrauche zuwider. Man wird dieſes nur in einigen Provinzen hören, wo überhaupt eine ſchlechte Mundart herrſchet. Gewöhnlich und auch der Analogie gemäß, werden die weibliſchen Namen, ſo declinirt wie die männlichen, mit welchen ſie in der Endung des Nominativs übereinkommen. Es iſt richtig, Thereſens, Luiſens, Philomelens, weil auch die männlichen Namen, ſo auf e ausgehen, den Genitiv in ens haben. Aber wie man ſagt Ludwigs, ſo ſagt man auch Hedwigs, und ſo hat es Hr. Hemmer im Kern der deutſchen Sprachk. ganz richtig geſetzt, nicht Hedwigens. Von Loth iſt der Genitiv Loths. Luc. 17. v. 32. alſo auch von Eliſabeth, Eliſabeths nicht Eliſabethens, und dann iſt die Anmerkung s nicht nöthig, daß die in el und er ein bloſſes s annehmen, denn auch dieſe richten ſich nach den männlichen Namen in el und er. Man ſagt Bengels, Müllers, alſo auch Eſthers, Rahels, Michals.

116 S. Hier macht der V. einen Unterſchied zwiſchen den Süffixis ſälig und ſelig, von den erſten ſagt er, es bedeute, qu'on eſt gêné, qu'on eſt en danger de quelque choſe, armſälig miſerable, trübſälig calamiteux. Von dem zweyten: Cette terminaiſon qui vient de Sele, ſignifie de tel ſentiment, comme feindſelig ennemi (hoſtile.) Beydes möchte ſich wohl kaum beweiſen laſſen, und man hat gar kei-

nen

nen Grund, diese Endungen zu unterscheiden, wie sie denn auch von den besten Schriftstellern wirklich nicht unterschieden werden. Dieses Suffixum kommt entweder, wie Frisch dafür hält, von dem alten Worte sälen, sellen, tradere her, da es dann die Wirkung dessen, wobey es steht, und den Zustand, worinn man durch solche Wirkung kommt, bedeuten würde: oder, nach Hrn. Adelungs Meynung, von dem Worte Sahl, welches eine Zahl, Menge, Besitz u. s. w. anzeiget. Die Veränderung des a in e ist nicht ungewöhnlich.

125 S. Weil anderthalb nicht mehrere, sondern nur eins und ein halbes bedeutet, so soll es nebst der Benennung der Sache in dem Singular gesetzet werden, man soll also sagen: anderthalber Dukat: anderthalbe Stunde: anderthalbes Maaß, nicht anderthalbe Dukaten, Stunden, Maaßen. Freylich ist anderthalbe nicht recht, denn anderthalb ist indeclinabel. Allein die Sache muß deswegen im Plural stehen, weil der Singular nur von einem Dinge, oder einer blossen Einheit gesagt werden kann; hier aber mehr als eins oder mehr als die blosse Einheit, nämlich noch ein Halbes drüber angezeiget wird. So sagt jedermann: anderthalb Meilen: ein Kind, von anderthalb Jahren, und dergleichen, welches auch Hr. Adelung im Wörterbuche für recht erkläret. Es muß also auch heissen: anderthalb Dukaten, Stunden; hingegen anderthalb Maaß, weil dieses Wort, als ein Maaßname unveränderlich bleibt.

Bey den verbis neutris 210 S. hätte der V. die Regeln nutzen können, welche Hr. Hemmer im Kern der D. Sprachk. anführet, und welche schon vor ihm Hr. Stosch in den kleinen Beyträgen zur deutschen Sprache gegeben hat, sie bestimmen die Fälle deutlicher, in welchen die Hülfswörter seyn, oder haben erfodert werden.

228 S. Die Endung ern bildet zwar, wie hier gesagt wird, zuweilen verlangende Zeitwörter, Desiderativa, allein nur wenige von ihnen sind in der anständigen Schreib- und Sprachart gebräuchlich, auch das angeführte trinkern gehört bloß in die niedrige Sprechart einiger Provinzen. Es hätte also billig sollen bemerket werden, daß man sich solcher Wörter im Schreiben und anständigen Sprechen enthalten muß.

Bey den Interjectionen 274 S., begehet der V. noch den Fehler, welchen man schon Gottscheden vorgeworfen hat, daß

er ganze Redensarten zu Interjectionen macht. Z. B. „Wer „hätte das denken sollen. Ich muß auch dabey seyn. „Was gehet es euch an. Laß dich begraben,„ und dergl.

331 S. Es wäre richtiger gewesen, wenn der V. gesagt hätte: die Maaß- und Gewichtbenennungen, welche sich im Singular auf e endigen, imgleichen Krug, Glas, Kopf, Stab, Tag, Jahrhundert und Jahrtausend, stehen nach den Zahlwortern im Plural, alle übrige aber bleiben unveränderlich. Nur die Zeitmaaße werden, wenn eine Präposition vorhergehet, auch im Plural gesetzt. Man sagt: ein Kind von zwey Monaten, hingegen, das Kind ist zwey Monat alt, nicht Monate. Ich bin vor sechs Jahren da gewesen, und damals war dieser Knabe sechs Jahr alt, nicht sechs Jahre alt.

Wir könnten noch mehr auszeichnen, was berichtiget zu werden verdienet, allein wir wollen aufhören, damit wir nicht die Gränzen überschreiten, und auch diese Anmerkungen haben wir gar nicht in der Absicht gemacht, der Arbeit des V. das geringste von ihrem Werthe zu benehmen, sondern bloß zu zeigen, daß auch diese Ausgabe nicht von allen Fehlern frey sey, und der V. noch manches verbessern könne. Er hat für die Franzosen geschrieben, welche die deutsche Sprache lernen wollen, und in allem, was diesen vorzüglich nutzen kann, besonders in Ansehung des Unterschieds in der Wortfügung beyder Sprachen, finden wir viel Gründlichkeit und Gutes, so daß wir dieser Grammatik gern das Lob ebenfalls beylegen, welches sie schon längst gehabt hat, daß sie nämlich nicht nur für die Franzosen sehr brauchbar und die beste sey, sondern auch ein gebohrner Deutscher selbst noch manches daraus lernen könne, wenn er gleich hin und wieder eine Unrichtigkeit antrifft.

Eg.

Ueber deutsche Wörter-Familien und Rechtschreibung. Zürichau. 1780. 10 Bogen.

Diese kleine Schrift enthält zwey Briefe; der erste ist an Hr. Mätzken geschrieben, und der V. hat sich P. Antonius unterzeichnet; auf der Seite stehet: Lignet den 22. Merz 1779. Hieraus möchte man muthmaaßen, daß es eben der P. Antonius Lignet sey, dessen Grammatikalien wir im 42. B. 1. St. S. 212. angezeiget haben, der Styl und die Rechtschreibung

kommt

kommt auch damit überein. Er macht dem Hrn. M. einige Einwürfe gegen seine Wörter-Familien und Rechtschreibung. Der zweyte ist Hrn. M. Antwortsschreiben, worinn er diese Einwürfe prüfet und widerleget.

Was er von seinen Wörter-Familien sagt, müssen wir übergehen, denn wir würden es ganz abschreiben müssen, wenn wir dem Leser vorstellig machen wollten, wie er eine und dieselbe Ideenleiter durch sieben Regenten, fast auf solche Weise, wie Hr. Fulda gethan hat, durchführen will. Den Liebhabern solcher etymologischen Untersuchungen müssen wir das Werk selbst empfehlen: sie werden sehen, mit was für Sorgfalt und Genauigkeit der V. dem Gange unserer Sprache nachspüret. Er ist derjenige unserer Rechtschreibungsverbesserer, welcher am gründlichsten dabey zu Werke gehet, indem er diesen richtigen Grundsatz annimmt, die Rechtschreibung müsse beydes, sowohl die gute Aussprache als auch die Etymologie, so viel möglich ist, bezeichnen, und in dieser Rücksicht verdienen seine Vorschläge alle Aufmerksamkeit. Indessen scheinet er uns doch zuweilen die Sache zu übertreiben, und in seiner Rechtschreibung von der guten und richtigen Aussprache abzuweichen, wenigstens sie nicht einmal so gut zu bezeichnen, als es in der gewöhnlichen Rechtschreibung geschiehet.

Es ist hier der Ort nicht, wo wir unsere Gedanken völlig eröffnen können, indem solches zu viel Raum wegnehmen würde. Wir haben auch weder seinen Versuch in deutschen Wörter-Familien, noch seine grammatische Abhandlungen, worauf er sich verschiedentlich beruft, bey der Hand, daß wir sie nachschlagen könnten. Eine und die andre Anmerkung aber wird uns der V. erlauben, welche wir zugleich unseren Lesern zur Prüfung vorlegen wollen.

Das ch nennet Hr. M. a. d. 25 S. einen elenden Buchstaben, wofür er, so wie auch für das sch, andere Figuren zu gebrauchen vorschlägt. Diese Buchstaben aber haben schon seit Jahrhunderten ihre Stelle in unserem deutschen Alphabete behauptet, und können daher unmöglich ohne viele Unbequemlichkeiten abgeschafft werden. Als die lateinischen Buchstaben eingeführt wurden, fand man schon, daß die Römer ch anstatt des griechischen chi gebraucht hatten, und ohngeachtet man anfänglich im Deutschen diesen Laut zuweilen durch ein doppeltes h bezeichnete, so wurde doch bald das ch, so wie es im Lateinischen gebräuchlich war, ganz allgemein dafür ange-

nommen. Nun wollen unsere Rechtschreibungsverbesserer es wieder abschaffen, und sagen: es sey aus zwey Buchstaben zusammengesetzt, daher könne es nicht einen einfachen Laut bezeichnen.

Allein die Zeichen sind willkührlich, und sobald ein ganzes Volk darinn übereinkommt, daß es einen zusammengesetzten Buchstaben, zu Bezeichnung eines einfachen Lautes gebraucht, so ist der Wille desselben und die Uebereinkunft aller seiner Glieder schon ein Gesetz, wodurch dieses Zeichen hinlänglich gerechtfertiget und der Gebrauch desselben nothwendig gemacht wird. Jedermann weiß ja, daß es doch nur einen einfachen Laut andeuten soll, und jedermann spricht es als einen einzigen Buchstaben aus. Das Kind selbst, welches beym Buchstabieren diesen Buchstaben c h nennet, spricht doch in der Zusammensetzung nur den einfachen starken Hauchlaut aus. So haben wir alle lesen gelernet, und es ist uns so sehr schwer nicht geworden. Oder sollte ein Lehrer wirklich finden, daß es den Kindern leichter würde, wenn er diesen Buchstaben c h e oder Ech nennet, so mag er es immerhin thun, aber den Buchstaben selbst kann man ohne Verwirrung zu machen, nicht abschaffen.

Der gemeine Mann würde gewiß kein einziges Buch lesen können, wenn er für ch und sch andere Zeichen gebraucht fände, da es sogar geübteren schon schwer wird, eine Schrift fertig zu lesen, welche so wie die bey diesem Briefe hinten angehenkte Nachrede gedruckt ist, und wir würden durch Einführung neuer Zeichen, unseren Nachkommen, das Lesen aller vormals geschriebenen Bücher sehr erschweren.

Wenn wir alle zusammengesetzte Buchstaben abschaffen und andere Zeichen dafür einführen wollten, so würden wir unser geschriebenes Alphabet fast gänzlich umändern müssen. Z. B. das geschriebene kleine a ist aus o und i zusammengesetzt, das h aus zwey l, deren eins verkehrt gegen das andere stehet, das w aus i und v, u. s. w. Soll man deswegen sagen, es wären keine einfache Buchstaben? oder das a wolle uns vorlügen, daß es ein aus o und i zusammengesetzter Laut sey, wie H. M. hier von dem ch sich ausdrückt? Nein, es sind zwey Buchstaben in eins gezogen, welche aber nur einen einfachen Laut bezeichnen. Das gedruckte lateinische d, ist aus c und l zusammengesetzt, aber doch nur ein einfacher Buchstabe, und auf gleiche Weise ist das zusammengesetzte ch ein einfacher Buchstabe, welcher auch nur einen Laut, nämlich den starken Hauchlaut bezeichnet.

Wenn

Wenn Hr. M. für ch das ſ gebrauchen will, ſo handelt er wider die gute Ausſprache, indem dieſe Buchſtaben einen ſehr verſchiedenen Laut haben. Ja, lautet ganz anders als Cha, alſo auch nach, ganz anders als naj. Ja das j kann am Ende nicht einmal gut ausgeſprochen werden, daher es auch in keinem einzigen Worte am Ende gefunden wird.

Mit dem ſch hat es beynahe gleiche Bewandniß, es iſt zwar aus drey Buchſtaben zuſammengeſetzt, die Holländer und Weſtphälinger laſſen in der Ausſprache deſſelben, das ſ nebſt dem ſtarken Hauchlaute ganz deutlich hören, ſo daß ſie wirklich zwey Buchſtaben ausſprechen; allein im Hochdeutſchen wird es doch nur als ein einziger Buchſtabe angeſehen, welcher den ziſchenden Laut des hebräiſchen Schin bezeichnet, und wenn H. M. Grammattiſſen für grammatiſchen, ſieuen für ſcheuen und dergl. ſchreibt, weil das Eſch aus dem ſ, und dem Gaumenlaute entſtanden iſt, ſo ſehen wir gar nicht ein, daß dieſe Neuerung ſolchen großen Nutzen habe, der uns bewegen müßte, von dem bisherigen Schreibegebrauche abzugehen, welcher eben ſowohl die Entſtehung aus dem ſ und dem Gaumenlaute bezeichnet.

Für ie ſetzet H. M. ü, z. B. dü, hür, zühen, für die, hier, ziehen; allein dieſe Buchſtaben haben wirklich einen ganz verſchiedenen Laut, und nicht nur in Magdeburg, in der Mark und in Niederſachſen, wie er S. 73. meynet, ſondern wirklich von Preuſſen an, bis zum Niederrhein, auch in einigen Gegenden von Sachſen und Heſſen, beſonders unter denen, welche ſich einer guten Ausſprache befleißigen, wird ie wie ein langes i, ü hingegen wie das franzöſiſche u ausgeſprochen. Ich führe, lautet daher ganz anders als viere, die Thür anders als das Thier, die Bühne anders als die Biene, und es iſt gewiß zu viel geſagt, wenn er behaupten will, daß der größte Theil von Deutſchland i wie ü ausſpricht. Das ganze Alterthum iſt auch darinn wider ihn, welches dieſe Laute allemal unterſcheidet. Notk. ſchreibt Tier, Willer Dier, die Thür hingegen Duri, Düron. Vier iſt beym Otfr. Fiar, Fiarl, führen hingegen Fuoren, fuaren u. dergl., und man wird dieſen Unterſchied bey den Schriftſtellern zu allen Zeiten beobachtet finden. Wenn einige den Unterſchied dieſer Laute nicht empfinden, ſo möchte man wohl dasjenige auf ſie anwenden, was H. M. bey einer andern Gelegenheit von den Oberdeutſchen ſagt: „Ihre Ohren ſind zu hart und zu dick dazu. Darüber ſind die

„anderen Provinzen, besonders die Niedersachsen entscheidende „Richter.„ S. 87.

Um dasjenige zu beweisen, was wir vorher gesagt haben, daß es sogar geübteren schwer wird, die von H. M. vorgeschlagene Schreibart zu lesen, wollen wir die ersten Zeilen der 117 S. abschreiben, und sie unseren Lesern vorlegen:

Najrede.

Naj einer widerholten sorgfältigen Prüfung, düser Sendschreiben noj vor dem vollendeten Drukk derselben und naj beständiger Rükksijt dü ij seid der Zeit bei Ausarbeitung and'rer Deutsjen grammatisjen und lexikalisjen Sajjen auf dü ine denselben behaubteten Sätze gehabt habe, muss und kann ij nijt anders als düss alles bestätijen, u. s. w.

Dem gemeinen Manne würde dieses ganz unleserlich seyn, und eben so müßten ihm die alten Bücher vorkommen, wenn er von Jugend auf dieser neuen Schreibezeichen wäre gewöhnt geworden.

Doch wir haben uns hiebey schon zu lange aufgehalten, und müssen deswegen abbrechen. Was S. 51 u. ff. von Accent, Ton und Sylbenlänge gesagt, und hernach gegen Klopstocks Grundsatz der Rechtschreibung, welchen auch sein Gegner annimmt, erinnert wird, scheinet uns sehr richtig zu seyn, und überhaupt können wir nicht umhin, H. M. in den mehresten Stücken Beyfall zu geben.

Tz.

14. Erziehungsschriften.

Fragmente zur Erziehung und zum Unterricht, Kindern und Kinderfreunden gewidmet von M. J. F. Weißenstein. Drey Bändchen, jedes von 10 Bogen, und einer übelgezeichneten Titelvignette. Frankfurt a. M. bey Reisenstein. 1779 und 1780. in 8.

Wenn man beym Erziehungsgeschäfte, es sey als ein öffentlicher oder als ein Privatlehrer, entweder durch Bekanntschaft mit den neuern Erziehungsschriften und Vorschlägen zur Er-

Erleichterung des ländlichen Unterrichts, oder durch eignen guten Kopf und Jugendliebe, hie und da einen leichtern und kürzern Weg des ersten Unterrichts und der moralischen Bildung seiner Eleven einschlägt; und dann ein guter Erfolg die Abweichung von der gewöhnlichen Lehrart rechtfertigt und den Lehrer für sein darauf gewandtes Nachdenken belohnt: dann reizt das Wohlgefallen an eignem Werk, und die Freude über seine pädagogische Spekulation, sein Vergnügen auch mit andern zu theilen und den Beyfall des Publikums zu erwarten; da theilt man Proben seiner Lehrart mit, giebt Rechenschaft von seiner Lektion, unterhält sich öffentlich mit seinen Zöglingen — kurz, man wird ein pädagogischer Schriftsteller. Dies ist die Entstehungsart vieler unsrer seitherigen Erziehungsschriften, und vielleicht auch der gegenwärtigen, deren V. ein Hofmeister in oder bey Heilbronn zu seyn scheint; und weil denn die Titel von Kinderfreunden, Weynachtsgeschenken, Almanachen, Kinderbibliotheken, Unterhaltungen für Kinder, u. s. w. erschöpft sind: so kommt nun die Reihe an Fragmente — ein Titel, der übrigens dem Inhalt des Buchs, das wir anzeigen sollen, vollkommen gemäß ist. Wir wollen das vorzüglichste aus jedem Bändchen anzeigen.

Erstes Bändchen. Das Lernen; ein Gespräch eines Hofmeisters mit seinen Zöglingen. Sie betheuren es dem Hofmeister und dem Leser, daß sie bey ihm, nicht lernten, sondern spielten; Französisch nämlich durchs Exerciren, Naturgeschichte, biblische Geschichte und Kenntniß von Städten, aus Kupferstichen. Die Strafe. Die größte sey, ungezogene Kinder vom Lernen auszuschliessen. Unterredung mit Kindern über die ersten Begriffe zum Gebrauch eines Kalenders. Ueber die Frage, wer macht denn die Bücher? ein Unterricht vom Buchhandel und der Buchdruckerkunst. Unterredungen über Sellers Religion der Unmündigen. Probe einer geographischen Wiederholung — dergleichen freylich viele ohne vieles Kopfbrechen hingeschrieben werden können. Der Frühlingsmorgen; eine Ermunterung zum Genuß der Morgenstunden und Warnung wider das Ausnehmen der Vogelnester. Ludwig, der Charakter eines fleißigen Kindes — er ist aber auch empfindsam, wird hager und bleich, als seine Amalia wegen einer an ihm bemerkten Unart, nicht mehr freundlich gegen ihn ist. Worzu braucht es, Empfindungen für das zweyte Geschlecht mit unter die Motive zur Besserung der Kinder zu bringen? Wieder ein geogra-

phisches Examen von den Produkten Bayerns. Räthsel, nicht von der gewöhnlichen Art, sondern welches wir sehr loben, historische und geographische Fragen mit ihren Beantwortungen: z. E. wo handelt man mit Schnee? welches ist der längste Tag? A. der Reichstag in Regensburg. Nötiz einiger Bücher für Kinder, und von deren Verfassern, z. E. Raff, Miller u. s. w. Verzeichniß einer Kinderbibliothek. Franz und Heinrich; jener ein unartiger und verwöhnter, dieser, ein folgsamer Knabe; beyde wählen Kriegsdienste, mit einem Erfolg, wie ihn ihr anfänglicher Charakter erwarten läßt — lehrreich für junge von Adel, die unter dem Vorwand, einmal Soldaten werden zu wollen, sich der Disciplin und dem Unterricht entziehen. Schreiben einer abwesenden Mutter an ihre kleinen Söhne. Von der Thorheit, schon in der Kindheit seinen künftigen Stand bestimmen zu wollen. Vermischte Gedanken, z. E. S. 111. „Vorzüglich ist die Lateinische und Griechische Sprache zu empfehlen. Ohne diese unerschöpfliche Quellen und Hülfsmittel hat noch kein Mensch eine gewisse Stuffe der rechten Gelehrsamkeit und des praktischen Gebrauchs derselben erreichen können. Die meisten Zöglinge der heutigen Philanthropine und Erziehungsanstalten aber bleiben in diesem wesentlichen Stücke nur allzuweit zurück. Vielleicht weil man ehemals zu früh angefangen hatte und zu vielen Fleiß darauf verwendet; itzt zu spät und zu wenig.„ Fragmente aus dem Tagebuch eines Erziehers — leisten das nicht, was man unter dieser Ueberschrift zu erwarten berechtigt ist, nebst Tabellen zu Lektions- und Sittenverzeichnissen, und wie man die Summe des Erlernten von 14 zu 14 Tagen zu berechnen habe. Geographische Repetition aus dem Raff, von Wien. Wieder einige historische Aufgaben oder Räthsel. Vorschlag zu einem geographischen Spiel mit gewöhnlichen Karten — ein alberner Einfall. Doch werden im 2ten B. 2 Bogen eigene Kärtchen dazu geliefert.

Zweytes Bändchen. Etliche Büchlein, die sich Kinder selber machen sollen; eins, worinn sie von Jugend auf alle Tage schreiben sollen, an welchen ihnen Gott besonders Gnade erwiesen, z. E. Geburts- Tauf- Confirmationstage, Tage der Genesung und Errettung aus würklichen oder möglichen Gefahren, Tage, die ihren Eltern merkwürdig sind, u. a. Ein anderes Buch, zu Aufzeichnung dessen, was sie in dem Umgang mit andern neues und merkwürdiges hören, dann ein schwarzes und ein weisses Buch, für die bösen und guten Handlungen,

die

die dann an einem feyerlichen Tag zusammengerechnet werden müssen — ein sehr guter Gedanke. Historische und geographische Aufgaben mit ihren Beantwortungen. Einige Beyspiele, wie man kleine Geschäftgen dazu nutzen soll, gewisse Begriffe dauerhafter in die Seele zu drücken, z. E. von der hüpfenden Perücke, und dem zurückstossenden Thürklopfer, zum Begriff von dem Magnet und der Elektricität. Hänschen, eine Geschichte von den üblen Folgen des Hangs zur Gemächlichkeit und Abneigung gegen Anstrengung und Arbeit — folglich darf man aber auch Kinder nicht jung dadurch verwöhnen, daß man ihnen alles Lernen in Spiel verwandeln will. Gedächtnißreimen und Beweißsprüche zur Erlernung der Anfangsgründe in der Religion; ein nützlicher Aufsatz: z. E. von dem Sohne Gottes der Gellertsche Vers:

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken!
„Also hat Gott die Welt geliebt,
„Uns seinen Sohn zu schenken.„

nebst Joh. 3, 16. Also hat Gott ꝛc. Anmerkung über den Religionsunterricht für Kinder — man soll die Geheimnisse des Christenthums in dem Unterricht für Christenkinder, nicht ausschliessen, weil wir im Alter so wenig davon verständen, als in der Jugend — ja, zwar nicht ausschliessen, aber nicht damit anfangen. Von der neuangelangten Militairwaisenschule zu Ludwigsburg. Von der Militairakademie zu Stuttgardt. Eine neue Erziehungsanstalt zu Karlsruhe. Das ausgeübte Wiedervergeltungsrecht; eine fürstliche Mutter bestrafte ihren Prinzen auf eben die Art, wie er sich an den Gespielen seiner Jugend vergangen hatte. Von frühzeitiger Kenntniß der Buchstaben und Wörter — Man gebe einem Kind, ehe es noch recht reden kann, ein Kästchen mit 24 Schubläddchen, die mit den 24 Buchstaben des Alphabets bezeichnet sind, lege in jedes etwas von den Spielsachen oder Leckerbissen, das mit diesem Buchstaben anfängt, so werde das Kind hiernach den Buchstaben kennen, und wenn man das ganze Wort auf die Schublade schreibt, nicht nur den Buchstaben, sondern auch das Wort aussprechen lernen — als wenn es ein Wunder wäre, daß ein Kind, dem ich bey Reichung eines Stück Kuchens, das Wort Kuchen nenne und hinschreibe, das Wort Kuchen aussprechen lernt, ehe es buchstabieren kann? kann es deswegen aber auch andre Wörter lesen? Liebe gegen andre Reli-

gionsverwandte; das Geschichtgen aus dem Siegwart, von dem Friede stiftenden P. Anton, und dem Bauer Michel, der sein Weib wegen eines einem Lutheraner gegebnen Allmosens geschlagen habe. Von Erlernung der lateinischen Sprache. Wieder eine neue Methode, Kinder ohne Kopfanstrengen Latein zu lehren. Um das gehäßige Vocabellernen zu erspahren, läßt man gleich bey den ersten Schreibübungen, welche ohnedies in beyden Sprachen am schicklichsten zugleich geschähen, Vocabeln schreiben; damit sie aber auch im Köpfchen bleiben — denn man schreibt ja vieles, das man nicht bemerkt, werden solche Vocabeln zusammengesetzt, die sich im Deutschen reimen, z. E. coturnix, die Wachtel, capsula, die Schachtel, deren hier vier Blätter voll abgedruckt sind: (daß der Reim die Wiedererinnerung des andern Wortes befördere, ist ohne Zweifel, daß er es aber auch ohne wirkliches Memoriren in einer andern Sprache thue, wo sich die Worte nicht reimen, folgt daraus noch nicht) Paradigmen der Declinationen werden auch nicht memorirt, sondern geschrieben; der Lehrer pflegt überdem alle Namen der Stände, Künste und Handwerker (immer der entbehrlichste Apparat lateinischer Wörter zur gelehrten Kenntniß der Sprache) lateinisch zu nennen, schrieb zur Uebung im Declinirn Exempel an die Tafel, wie folgendes ist. „Flos, die Blume. Flos, du bist Florum schönste! Ich habe dich Florem im Garten gefunden, und dachte: Floris Geruch ist lieblich; ich will Florem abpflücken. Nein, dachte ich wieder, Flori will ich nichts zu leide thun, vom Flore sammelt die Biene Honig ꝛc.„ Vom Briefschreiben; Beyspiele von Kinderbriefen. Zwey Wiegenlieder; daraus eine Strophe:

Meynst ich sollt dich schütteln,
Und dich brav zerrütteln
In der Wiege hin und her,
Wie wenns Köpflein Eisen wär?
Nein, das laß ich bleiben.

Recensionen von Feddersens Erzählungen aus der bibl. Geschichte (die Sprache darinn, meynt der V., wäre für Kinder von gemeiner Erziehung, zu fein und geputzt, die Anwendungen aber unverbesserlich) von Raffs Naturgeschichte für Kinder, und der Geschichte Roms, mit einigen ganz guten Vorschlägen zu ihrem Gebrauch, von Campens Kinderbibliothek, und Erinnerungen zu der von Hrn. Feddersen versprochenen Kinderbibel. Ueber den spielenden Unterricht: hier lenkt der V.

wie-

wieder ein: „die Hauptabsicht der guten Erziehung, sprichts er, die Gewöhnung zum Gehorsam, zur Ordnung und Unterwürfigkeit, werde nicht erreicht, wenn man mit dem Knaben immer spielen wolle,„ sehr richtig. Von der Tugend, und kaum wohl zu thun — sie werde bey unsrer Erziehung etwas vernachläßigt und die Kinder gewöhnt, mit dem, was sie etwan gutes thun, zu prahlen und dafür Lob und Lohn zu erwarten — gleichfalls sehr richtig.

Drittes Bändchen. Die Vorrede enthält unter den lebhaftesten Freudensprüngen eine Danksagung an den Verehrungswürdigen, theuren Mann für seine Recension des ersten Bändchen in der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Wir haben uns in der Stille darüber geschämt, und wollen gerne dem V. nicht Gelegenheit geben, aufs neue vor den Augen des Publikums in eine so unmännliche Freude auszubrechen. Den Anfang machen Charaktere und Apekdoten von dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, von Preussen, von Alexandern, Philippen, seinem Vater, von Carl XII, von der Königinn Blanca von Kastilien, die ihre eilf Kinder alle allein stillte; von der Cornelia, der Mutter der Gracchen, dem Seneca, von Sophia Dorothea, der Mutter des Königs von Preussen. Von den Spielen zur Leibesübung für junge Knaben, und der darüber von dem Informator zu haltenden Aufsicht. Das Steckenreiten; oder von der Herablassung zur Theilnehmung an den Spielen der Kinder. Von der falschen Nachahmung und von der falschen Schamhaftigkeit, mit treffenden Beyspielen erläutert. Gespräch zwischen dem Strumpfweber Wagner und seiner Frau — veranlaßt durch eine gar zu medicinische Predigt am Weynachtfest, über die Niederkunft der Maria, bey der alle weiblichen Zuhörer die Augen niederschlagen mußten, und durch eine allzu sinnliche Zergliederung des sechsten Gebotes, durch denselben Mann, dann über das bedenkliche Studieren der Kinder armer Leute, und über die Gefahr des Mannes, der eine Kammerjungfer heyrathet — ein ganz drollichtes Gespräch. Unterredungen über das sechste Gebot, zur Probe, wie man unanstößig mit Kindern über dieses Gebot catechisiren soll. Wir geben ihr unsern ganzen Beyfall, und wünschen ihr unter Kinderlehrern viele Leser: der V. verräth viel Talent zur sokratischen Lehrart. Gewiß ist es, daß Kinder in diesen Unterredungen nichts verfängliches über diesen Gegenstand finden werden: aber eben so gewiß scheint es auch, daß wißbegie-

rige

rige Kinder sich nicht dabey beruhigen, sondern genauer zu wissen verlangen werden, worinn denn nun die Sünden des sechsten Gebotes bestehen; und wir sind der Meynung, daß sich doch darüber auch, ohne Verletzung der Scham und Klugheit, noch mehreres sagen lasse, als der V. zu sagen für gut befunden hat. — Beytrag zur Erklärung der vierten Bitte des Vater unsers, durch den Gedanken, daß Gott gleichsam alle Tage, für alle seine Geschöpfe, offne Tafel halte. Fortsetzung des Verzeichnisses einer Kinderbibliothek. Wiegenlied eines Vaters.

Daß der V. seine Kinder, da wo sie noch das ABC Buch in der Hand haben, durch meine Herren, anredet, hat uns mißfallen, wir sind darüber vollkommen Hrn. Campens Meynung. Das einigemal wiederhohlte Gelten Sie: statt nicht wahr, ist wider die Reinigkeit des Ausdrucks, in einem Kinderbuch. Daß so wenig für die Richtigkeit des Drucks gesorgt worden ist, ist gleichfalls seinem Gebrauche nachtheilig.

Pädagogisches Museum, herausgegeben von August Christian Borheck, Rekt. zu Salzwedel ꝛc. Fünftes Stück. Leipzig, bey Schneider. 1780. 8 Bogen in 8.

In diesem Stück ist befindlich 1) des Hrn. Rolland, Conseiller Präsident des Parlaments zu Paris, abgestatteter Bericht an die versammelten Kammern, über die verschiedenen Vorstellungen der Universitäten — in Rücksicht des Studienplans der Schulen, die nicht von den Universitäten abhangen, und der zwischen den Schulen und Universitäten zu errichtenden Uebereinstimmung, von 1768, das der Herausgeber, als ein wichtiges Aktenstück über die französische Erziehung ansieht, und zu dieser Bekanntmachung von Hr. Pr. Schlözer erhalten zu haben rühmet. So weit dieser Bericht hier geliefert wird, denn er erscheint nicht ganz, haben wir nichts gefunden, das einer Auszeichnung würdig geschienen hätte. 2) Leben und Charakter Johann Joach. Winkelmanns von Friedr. Rud. Walther, der als Rekt. zu Stendal (1780 im 32ten Jahr seines Alters verstorben ist.) Der sel. Winkelmann war 1717 zu Stendal von dürftigen und geringen Eltern gebohren, die er durch seine Chorelmnahme mit ernähren half. Seine Schuljahre

re zeichneten sich durch ungewöhnlichen Fleiß, und frühen Geschmack an Alterthümern und alter Literatur aus, dem er fast alle andre Kenntnisse aufopferte. Er bildete ihn zuerst durch die Bibliothek des damaligen Rekt. Trapperts, der ihn ins Haus nahm. Allein früh schon zeigte er eine gewisse Veränderlichkeit (vermuthlich eine Folge der Lebhaftigkeit seines Genies) und eine Neigung zu reisen, die ihn veranlaßte alle diejenigen zu beneiden, die Gelegenheit hatten, fremde Länder und insbesondre Italien zu sehen. Dies bewog ihn dann, nach Berlin zu gehen, wo er unter dem sel. Rekt. Backen das Cölnische Gymnasium besuchte, aber wegen Armuth seiner Eltern nach einem Jahr, nach Stendal zurück und 1738. nach Halle, und kurz darauf bey Vermählung der Königinn von Sicilien, nach Dresden gieng. Der sel. Ludewig bot ihm Gelegenheit an, in Halle bleiben zu können; er aber faßte, ob gleich von allem entblößt, den Entschluß, Frankreich zu sehen, und nahm eine Informatorstelle zu Halberstadt bloß aus dem Grund an, um sich etwas Reisegeld darzu zu verdienen. Er trat würklich die Reise dahin zu Fuß an, und kam bis Frankfurt. Da er aber wegen des ausgebrochnen österreichischen Erbfolgekriegs auf das am Rhein versammlete französische Kriegesheer stieß, änderte er seinen Entschluß, gieng zurück, wurde Hofmeister zu Osterburg, dann 1742. Conrektor zu Seehausen, und zwar wider seine Neigung, bloß um seinem alten Vater gutes thun zu können. Um hier Griechisch lehren zu können, mußte er seiner Jugend, beym Mangel an Büchern, selbst die schönsten Stellen der griechischen Schriftsteller, abschreiben. (Dabey macht der Herausgeber die Anmerkung, daß noch jetzt die attischen Musen in der Alten Mark so ausheimisch wären, als sie es kaum in ihrem itzt asiatischen Vaterlande seyn könnten, indem bloß die künftigen Altmärkischen Landgeistlichen etwas weniges Griechisch lernen wollten.) Dabey lehrte auch W. die Mathematik, welche er nebst dem Zeichnen und der französ. Sprache für sich allein und ohne Unterricht erlernt hatte. Alle übrige Zeit wandte er zum Privatstudieren an, schlief kaum 4 Stunden, und das vor seinen Büchern sitzend, indem er ein ganzes Jahr nicht in ein Bett gekommen seyn soll. Eine Verdrießlichkeit aber in seinem Amte und der Tod seines Vaters, der ihn bisher zurückgehalten hatte, veranlaßten ihn, 1748 Sechausen zu verlassen und zu dem Grafen von Bünau, als dritter Bibliothekar, nach Nennitz zu gehen, wo er ihm hauptsächlich Collectaneen zu seiner Reichshistorie machte. Aber auch hier war er, es sey aus

Ver-

15. Haushaltungswissenschaft.

Anweisung zur nützlichsten und angenehmsten Bienenzucht für alle Gegenden, bey welcher in einem mittelmäßigen guten Bienenjahre von 25 Bienenstöcken 100 Gulden, und in einem recht guten Bienenjahre 200 Guld. gewonnen werden können, und dennoch jeder Stock in gutem Stande bleibt. Geprüft und zum gemeinen Vergnügen herausgegeben, von J. L. Christ, evangelisch lutherischem Pfarrern in Rodenheim vor der Höh. Frankf. u. Leipz. 1780. 286 S. in 8. ohne Vorrede und Register.

Ein viel versprechender Titel: und eben also die Vorrede. Diese machten uns mehr Erstaunen, als das Buch selbst. In beyden kömmt vieles schon oft gesagte, viel unnöthiges, viele Gelehrsamkeit am unrechten Orte ausgekramet vor. Wir wollen von einem und dem andern, und auch von dem Guten etwas unsern nach Bienenschriften begierigen Lesern anzeigen.

Zuerst aus der Vorrede; die ziemlich lang, nur XXXV Seiten lang ist. S. V wird Plüche's Erzählung, der eine Schnecke im Bienenstock überbaut, gesehen, sofort wiederholet, weil es der Verfasser auch beobachtet hat. Rec. hat dieses, und auch eine Maus in wenigen Minuten von den Bienen in einem Stock getödtet, und mit Wachs sehr bald überzogen gefunden. Warum? Weil die Mutter Natur es lehret und gebeut, solche einzubalsamiren: indem, ohnverwahrt gegen die Luft, dergleichen Körper in Fäulniß übergehen, und der Gestank folglich die Bewohner aus dem Stocke treiben würde.

S. VII — X. Anmerkungen von etlichen Seiten; darinn spricht der Verf. Gelehrsamkeitsvoll über die Entwickelung der Bienen- und Menschen-Seele. Ob nicht Bonnet uns schon alles dies und schöner gesagt habe; und ob solches hier am rechten Platze stehe; und obs einem Oekonomen (denn für den Physiker will der Verf. noch besonders in einem andern Buche auftreten) Bezahlungsweise auf etlichen Seiten gesagt werden müsse, „die Biene bringt ihre Geschicklichkeit und Fähigkeit mit auf die Welt, der Mensch hingegen erlangt

„diese

„diese durch Jahre, Fleiß ꝛc. ꝛc.“ Dies stellen wir den Lesern anheim.

Der Beweis S. X. daß 25 Bienenstöcke 100 bis 200 Gulden jährlich eintragen, ist nicht genung erhärtet: so wenig als uns die Anmerkung S. 231 darüber befriediget hat: und kann auch nicht allgemein, noch für alle Gegenden angenommen werden. Alle Jahre und nur manche Jahre sind zwey Dinge. Will man dasselbe noch strenger betrachten, so wie es auf dem Titel verheißen wird, nämlich: daß in mittelmäßig guten Jahren von 25 Stöcken 100 fl., und in einem recht guten Bienenjahre 200 fl. gewonnen werden könnten; dann muß im erstern Falle ein Stock 4 fl., im letztern aber 8 fl. einbringen. Das ist aber wirklich allzuviel versprochen. Nimmt man auch an, daß in guten Jahren ein Stock 4 bis 8 fl. eintragen könne, wenn man die erhaltenen jungen Schwärme hoch anschlägt, und Honig und Wachs theuer rechnet; so kann dies unmöglich für alle Gegenden passen. Noch mehr: daß es wohl oft nur einzelne Stöcke giebt, die so außerordentlich viel bringen; so kann man sich dasselbe doch nie von einer ganzen Anlage aus 25 oder mehrern Stöcken versprechen; oder es müßte, wenn ein geringerer Stock nur 2, 3 oder 4 fl. einträge, der bessere bis 10, 11 oder 12 fl. einbringen. Wo ist aber diese Seltenheit allgemein anzunehmen? — Gewiß ist es, daß oft bey einer Anlage die besten Stöcke durch Zufälle, und leider, wo mehrere Stände sich befinden, diese guten Stöcke nach eines schlechten Bienenpflegers matten, oft weiselosen Stöcken eindringen, daselbst gefangen, verbrennt, oder mit üble Futter vergeben, folglich hiedurch und durch 100 andre unvorgesehene Zufälle entvölkert, faulbrütig, und wo nicht ganz ruinirt, doch für dieses Jahr kaum wieder in guten Stand gebracht werden. Sind das nicht Dinge, die in Erwägung kommen müssen, bevor man für alle Gegenden schreibt? Würde der Verf. seinem Titel nach nicht für alle Gegenden geschrieben haben, wir würden die Sache nicht so streng genommen haben. Aber eben aus dieser Ursache sehen wirs für Pflicht ums Publikum an, es so zu betrachten, wir führen den Verf. daher noch in Gegenden, wo wir in einem Bezirke von mehr als 100 Meilen, den wir der Bienen wegen bereißt haben, nicht einen Ort fanden, der für des Verfassers Berechnung in den allerbeßten Jahren das Wort reden könnte. Wie würde es erst da aussehen, wenn wir ihn auf einen Platz anstellten, wo er im Umkreise von 15 bis 20 Meilen kaum 1 Gulden Einkommens von einem Stock

rechnen dürfte; wo die Bienen selten mehr Zeit, als die Monate Julius und August, oftsim halben Junius bis halben August nur Nahrung finden; Nahrung, die ihnen mehr als das tägliche Brod liefern kann; wo sie kaum im halben Julii erst anfangen Schwärme oder Ableger zu geben, die nun bis halben August schon ihren Wintervorrath gesammlet haben, oder wo diese Paar Wochen nicht günstig Wetter geliefert, dem Untergange blos stehen müssen; würde er da nicht mit seiner Berechnung Schiffbruch leiden? — Selbst dann sind nur diejenigen glücklich, die ihre Bienen auf eine halbe bis 1 Meile von andern Bienenstöcken entfernt stellen können: damit ihnen durch einzelne schlechte Bienenstöcke, und deren Bienenmeister kein Nachtheil veranlaßt werden könne; dann ist nur Nutzen von Bienenanlagen im Großen zu hoffen: eher nicht. Also rathen wir dem Verf. um seines und des Publikums willen an, in bescheidenen Tone mit 1 bis 2 fl. Nutznießung zufrieden zu seyn, wenn er seine Autorschaft mit Ehre behalten will, denn oft wird kaum 1 fl. Nutzen bezogen.

Wir gehen weiter. Wer hat denn aber dem Verf. beredet, daß da, wo mit Gyps gedünget werde, die Bienen nicht gedeihen wollten! Recensent hat das Gegentheil erfahren: und an vielen Orten gesehen, daß die Bienen so gut gedeyheten, wo recht fleißig gegypset worden, als da, wo man keinen Gyps anwandte. Da der Gyps dem Klee, den Wicken und Erbsen vorzüglich gute Dienste im Düngen leistet; und alle diese Blüte, besonders der weisse Klee, den Bienen Honig in Menge liefert, so war es eine Lust, die Bienen Ladungen aussaugen, und ihren eingetragenen Ueberfluß, in unsere Honigtöpfe und Tonnen abnehmen sehen. Uns dünkt, der Verf. habe hiemit nur etwas neues, oder mit andern etwas gegen den Gyps sagen wollen.

S. XIV. wundert uns, daß der Verf. alles für eigene Erfindung ausgeben will, da doch andre vor ihm, z. B. Palteau, Gelieu, Riem, Büchet, u. a. m., seine wirklich vortheilhafte Gattungen halb Kästen beschrieben haben: und diesen Autoren doch nur so obenhin gedenken mag! Wir übergehen daher das, was er von dem bekannten Verfahren der Schweizer anführet, da es Büchet und Gelieu nebst andern schon weit besser beschrieben haben. Wir fügen aber hinzu: daß die schwedische Bienenzucht der sächsischen und schlesischen gleiche: woselbst man auch anfängt (laut Riems neuesten Anzeigen) die Bienenstöcke durchs umwenden zu erneuren: und selbst Riem den Beweis seiner Vortrefflichkeit mit etlichen 70 Bienenstöcken, die

in

in einem Bienengarten beysammen stehen, bewähret, und diesfalls diese Verfahrungsart für die Klotzbeuten Gegenden zuträglicher wie die Transplantation in Kästchen gefunden, und angerathen hat.

Im Buche selbst finden wir zwar nichts neues: und es muß Korrums, Ramdohrs, und anderer Bienenbücher weit nachstehen. Die Wartung in Bienenkästchen ist das einzige, was wir als Bestätigung andrer Verfahren loben können. Vom Wunderharem müssen wir also nur noch einiges betrachten. S. 4 will der Verf. der Bienenrepublik etwas andichten, und hat unrecht, wenn er glaubt, das Tüten der Königinn (welches ein Geschrey der Bienenmutter ist, wenn mehrere da sind, und sich beneiden) rühre von keinem Verfolger her. Des Verf. Beweis besteht darinnen, weil er gesehen, daß die Mutter nicht rief, wenn ihr eine andre auf den Hals kam. Desgleichen, daß eine Mutter gerufen, wenn man einen Schwarm ausgetrieben. Ueberdenke der Verf. doch, was das erste belangt, daß wenn einem der Feind nahe auf den Hals kömmt, der einem beym ersten Handgemenge das Leben nimmt, ob einem das Schreyen und Trotz bieten, (denn das ist eigentlich jener Ruf) nicht oft vergeht, und eine stille Flucht das heilsamste ist? Denn, wenn man etwas wieder entfernt und sicher ist, hat der furchtsamste auch wieder Herz, und so gehet, wie man unzähligemal bey Glasstöcken sehen und hören kann, von neuem das Trotzbieten durch Geschrey an: kommt der Feind wieder nahe, der sich durch gleiches Geschrey verräth, so ist stille Flucht die Folge. Allerdings wird eine sichre Positur bey diesem Rufen erfodert. Dies ist aber eben der Beweis, der den Verf. das Gegentheil belehren soll. Sah er, daß eine Mutter nicht rief, als ihr eine andre auf den Hals kam: so war ja eben die Nothwendigkeit, die zum Rufen gemachte Positur zu verlassen, und zu fliehen, die einzige Schuld, wenn solche nicht in dieser Positur und während dem Rufen erhaschet zu werden befürchten wollen. Entfernt wird sie schon wieder rufen, und ihr Gefolg, das sie liebet, anlocken, und gleichsam um Hülfe bitten. Das zweyte betreffend. Auch wir haben oft beym Austrommeln der Schwärme die Mutter rufen hören: und doch verfolgte sie keine Nebenbuhlerinn. Dies beweißt aber dem V. wieder nichts gegen das natürliche Rufen. Hier ist Zwang: die Mutter merkt Unruhe, Verlassung seines treuen Volkes, das gezwungen wird, in einen leeren Stock aufzusteigen, und seine Brut und Vorräthe zu verlassen. Hier probirt sie das Aeußerste,

ihr Volk durch eben dieses Geschrey anzulocken. Wer hier nicht Unterschied zwischen Natur und Zwang entscheiden kann, ist noch kein großer Bienenkenner, noch Autor.

S. 6. Warum den Irrthum annoch einem Reaumur nachgebetet, daß das Ey, woraus eine Königinn wird, von der Mutter in eine königliche Zelle geleget, oder von andern Bienen hinein getragen würde? Das erste ist immer falsch, und nur das letzte wahr.

S. 7. Eben so falsch ists, daß die Bienen nie in der Mitte, sondern nur an den Rändern königliche Zellen aufführten. Hätte der Verf. nur die alten Schwammerdam und Reaumur mit Bedacht gelesen: so würden sie ihn schon das gelehrt haben, was er von neueren, einem Schirach, Riem und anderer Nachrichten und sogar bey Kupferstichen übersehen haben dürfte! Schirachs sächsischer Bienenvater zeigt dergleichen im Kupferstiche an: und bey seinem Ableger-Kästchen werden Königinnen in der Mitte genug erzeugt angetroffen: eben also bey Riems Erfahrungen. (s. Churpfälzische Bemerkungen von 1770 erster Band S. 192 und 193 vornämlich nach.)

S. 12. Will Hr. Ch. den gemeinen Bienen eine ewige Jungferschaft oder Unfruchtbarkeit, in der sie nichts zeugen konnten, zueignen. Sie können ja aber Droneneyer legen und Dronen erzeugen: mithin sind sie keine ewige Jungfern, sondern nur unvollkommene Weibchen, die nicht ihres Gleichen zeugen können, zu benennen. Obgleich der Verf. hier sich auf Riems Erfahrungen von 1770. bis 1774. berufet: so empfehlen wir ihm doch dieses Bienenforschers neuere Erfahrungen bis 1780. nachzulesen, besonders dessen Bienenbibliothek 2ten Bandes 1stes Stück, Erklärung der Titelvignette: wo Riem sich deutlich erkläret, und jenes widerrufet.

S. 20 ists unrichtig, daß die Königinn von einer Leibwache begleitet werde: dies ist schon oft genug als ein alter Satz entkräftet worden. Ueberall trifft sie Leibwache an: jeder Bienentrupp ist sogleich dazu bereit, ihr Platz zu machen, einen Kreiß um sie zu schließen, und ihr zu dienen; ohne daß andere nachgelaufen kämen.

S. 22 wundert uns, daß der Verf. 1780. als ein auftretender Autor es noch nicht weiß, was außer Reaumur und Riem noch andre entscheidend von der Begattung der Bienenmutter mit den Dronen gesehen. Der Hr. von Lütrichau

(man

(man sehe dessen Bienenschriften, und auch Riems Bienenbibliothek, 1sten Bandes 2te Lieferung, S. 174 nach) Verfasser der Anmerkungen zur Verbesserung der Bienenzucht in Sachsen hat die Begattung allzudeutlich gesehen, und getreu beschrieben, als daß man hieran noch einen Augenblick weiter zweifeln sollte. Noch mehr wunderts uns hier, daß der Verf. dergleichen physikalische Wahrheiten bestreitet, da er doch laut seiner Erklärung nichts physikalisches in seinem Buche, sondern besonders beschreiben wollen.

Richtig ists, was der Verf. S. 37 sagt: daß das Blumenmehl auch etwas weniges Wachs enthalte, aber meist das Ausschwitzen des Wachses aus dem Honige befördere. Nur der Honig ist Wachsreich: das Blumenmehl aber kaum mehr als für Schwitzpulver anzusehen.

Im 3ten Kapitel will uns die Lehre zum Transplantiren nicht gefallen: weil sie nach des Verf. Art oft schädlich wird. Wir und andre habens mit Schaden beprobt. Besonders fällt uns hierinnen auch S. 99 auf: die Bienen im Herbste aus einem Stock in den andern zu versetzen; da sie dann noch ihr Haus voll bauen, und 8 Maas Honig (macht 40 Pf., das Maas Honig zu 5 bis 5½ Pf. rheinisch gerechnet) eintragen, das abgenommene aber 7 Maas Honig und 2½ Pfund Wachs abgegeben haben soll? Dies muß eine Gegend seyn, deren wenige andre gleich kommen, und auch nur wenige Jahre, die es liefern. Eine Lehre, die ohnmöglich auf alle Gegenden, und alle Jahre tauget.

Am 4ten Kapitel, besonders der Art Ableger zu machen, würden wir gar vieles auszusetzen haben: wenn wir nicht fürchteten zu weitläuftig zu werden. Der Raum unsrer Blätter verstattet solches nicht: zumal da wir schon über obige Sätze uns umständlich erklären müssen. Die Leser werden auch schon schadlos gehalten seyn: wenn wir ihnen sagen, daß Gelieu und Riem das Ablegen schon weit besser beschrieben haben.

Ueber das Schwärmen müssen wir allen Gegenden zu Liebe noch bemerken: daß das, was der Verf. S. 121 sagt, nicht für alle Gegenden passe: nämlich, daß die Schwärme vom Julius nicht so gut, wie die vom May und Junius würden. Wir haben schon oben gesagt, daß es Gegenden gebe, wo die Bienen erst im halben Junii volle Nahrung erhalten: wie wollen sich dann dergleichen Gegendsbienen schon im May zum

Schwärmen anschicken und Schwärme sich alsdann sicher nähren? Gewiß hierüber haben wir Erfahrung über Erfahrung, daß Schwärme vom Julius jene einholen und übertreffen. So wenig als man aus dieser Gegend eine Lehre für des Verf. Gegend schreiben, und sagen wollte: Schwärme vom Julius werden besser, wie die im May und Junius; eben so wenig darf der Verf. für diese Gegenden, und damit für alle Gegenden das Gegentheil sagen.

Uebrigens gesteht der Verf. selbst, daß er nicht so tief in die Natur der Bienen gedrungen sey, wie seine Vorgänger, und das Geständniß ist rühmlich; nur muß man auch nicht für alle Gegenden in diesem Falle schreiben wollen. Er hat hölzerne Magazinskästen, die 4 Maas jedes hält, d. i. ein Raum, worinn 5 Maas rheinisch oder 20 Pfund ausgelaßner Honig (berlinische Pfunde) gehen können. Jeder Aufsatz ist mit einem Glase versehen: eine Sache, die wir jedem empfehlen, der seine Stöcke nicht abwiegen kann, noch geübt genug ist, das Gewicht durchs Aufheben abzuschätzen. Man kann an den Fenstern den Ueberfluß und Mangel jedes Stockes bald entdecken.

Wider den Bienenstich empfiehlt der Verf. noch Eau de lavende. Wir erinnern uns in den schlesischen Intelligenzblättern, den angeführten ökonomischen Bögen vom Jahre 1777. S. 15 ein noch untrüglicheres Mittel vom Hrn. Prediger Weseler aus Haminkeln bey Wesel gelesen zu haben, das die Quintessenz von Roßmarienöhl seyn soll: und Riem fügt daselbst in einer Anmerkung hinzu, daß ihm Lavendelöhl eben diese Dienste geleistet. Lavendelspiritus, oder Eau de lavende ist schwächer wie das Oehl, und leistet auch Stadtweiß schwächere Wirkung.

Mehreres Merkwürdiges finden wir in diesem Buche nicht: es wäre dann das, was der Verf. aus der Oeconomia Forensis abgeschrieben hat. Das werden aber die Leser daselbst finden, oder schon gefunden haben.

Th.

16. Ver-

16. Vermiſchte Nachrichten.

Beyträge zur Oekonomie, Technologie, Polizey- und Kameralwiſſenſchaft, von Joh. Beckmann. Erſter Theil. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhoeck, 1779. 10 Bogen in 8.

Herr Prof. Beckmann hat ſich vorgeſetzt, in das politiſche Magazin, das wir ankündigen, keine andre Aufſätze aufzunehmen, als die gradezu zu den oben genannten Wiſſenſchaften gehören. Zuweilen ſollen auch Ueberſetzungen, oder nur wirklich nutzbarer Abhandlungen, und die noch nicht überſetzt ſind, eingerückt werden. Zuletzt ſtehen Auszüge aus Briefen, die ökonomiſche Nachrichten enthalten. Drey Theile, jeder von zehn Bogen, werden mit fortlaufender Seitenzahl gedruckt, und mit einem gemeinſchaftlichen Regiſter verſehen. Wir wollen kurz den Inhalt des erſten Theils dieſer nützlichen Sammlung anzeigen.

I. Genaue Beſchreibung der Landwirthſchaft auf einem Landgute in Suffolk. Der wichtigſte und auch gröſſeſte Aufſatz in dieſem Theile iſt von einem ungenannten Schüler des Herausgebers; der auch einige erläuternde und verbeſſernde Anmerkungen hinzugefügt hat; der Ort, wo das beſchriebene Landgut liegt, heißt Benhall, ein Dorf, das 6 engl. Meilen von der See, 16 von Ipswich, dem Hauptorte der Grafſchaft, und 87 von London liegt. Der Verf. hat alles, was ihm vorgekommen iſt, das ganze landwirthſchaftliche Verfahren, ſo viel ihm in drey Sommermonaten davon bekannt worden, genau aufgezeichnet: wir können hier nur einiges Merkwürdigere oder weniger Bekannte auszeichnen. Zuerſt die Vortheile des engliſchen Ackerbaues vor dem deutſchen überhaupt. Der Sommer iſt nicht ſo heiß, und der Winter nicht ſo kalt, als in Deutſchland; die Luft auf dem Lande weit heiterer und geſünder, als in London; nur in den drey letzten Monaten iſt ſie faſt immer dickneblicht. Der gröſſte Theil des Feldes beſteht in großen Gütern, deren Stücke an einander liegen, alſo ſehr bequem gebaut werden können. In vielen Grafſchaften ſind die Felder durch Gräben und lebendige Zäune eingeſchloſſen, das viele Vortheile hat. Ein ſehr wichtiger Vortheil iſt auch die Schiffahrt,

vermittelſt welcher der Ueberfluß leicht ausgeführt, und hinwiederum die Nothwendigkeiten leicht können erhalten werden. Endlich die vorzügliche Güte der Werkzeuge. Doch verfertigt die neue Stahlfabrike zu Raſtatt, im Markgrafthum Baaden, die Inſtrumente für den Ackerbau und die Handwerkszeuge ſind ſchon faſt in eben der Güte, wie die engliſchen. Ueberdies muß man bey dem großen Pachtzins, den manche engliſche Pächter geben, nicht bloß auf den ſehr verſchiedenen Preis aller Dinge, ſondern auch auf andre Vortheile ſehen, die ein engliſcher Pächter oft nebenher hat; z. E. ein zum Malzen eingerichtetes Gebäude, oder er kann mit der Vieh- und beſonders der Pferdezucht viel gewinnen. (Auch ſelbſt auf die Größe der meiſten engliſchen Pachtgüter; auf den kleinen Pachten gewinnet auch nothwendig der Pächter weit weniger.) Das Land iſt um Benhall, wie ein großer Theil der ſüdlichen Grafſchaften, platthügelicht, meiſtens gut angebauet. Der größte Theil des Guts iſt ein fruchtbarer, weder zu ſchwerer, noch zu leichter Boden, der vornämlich aus einer Erde beſteht, die man Clay nennet, eine Art Mergel. Man hält die Veränderungen im Anbau für nützlich. Die gewöhnliche Ordnung iſt, im leichten Lande: Sommerland, und darinn Rüben, die man für keine Erndte hält, Gerſte, Klee, Erbſen, Weizen; oder auch Sommerland, Gerſte, Klee, Weizen. Und in ſchwerem Boden: Sommerland, Gerſte, Bohnen. Weizen; oder Sommerland, Weizen, Haber, Bohnen. Das Sommerland wird ſo oft als möglich gepflügt, und um das Unkraut beſſer zu erſticken, wird Einmal das Feld nur halb umgeackert, wovon der Verf. das Verfahren angiebt. Um es zu beſſern, vornämlich wenn Weizen darein kommen ſoll, überführt man es mit Clay, das hier überall nur zween Schuhe unter der Oberfläche liegt, und, wie geſagt, ein Mergel iſt. Anderswo nennt man dieſe Erde auch Marl; hierunter aber verſteht man in Suffolk diejenige Art Clay, wovon die meiſten Kalktheile ſind, die man ſonſt Kalkmergel nennen könnte. Wenn der Mergel verworfen iſt, ſo geht eine ſchwere Rolle darüber, um die Schollen zu zerdrücken; und alsdenn wird er gleich untergeackert. Seine Wirkung zeigt er erſt bey der zweyten oder dritten Erndte, und dann bis ins zehnte Jahr; doch macht er den Stalldung nicht unnöthig. Zu gleicher Abſicht, und mit noch größerem Nutzen in ſchweres Land, wird in andern Gegenden Crag gebraucht, eine mit feinem Sande und feiner Kalkerde vermiſchte, und viele Bruchſtücke von Muſchelſchalen in ſich haltende Eiſenoker. Die Rüben

ben (Turneps) werden in der ersten Hälfte des Junius in ein wohl bearbeitetes Feld, und das lange nichts getragen hat, auch weitläuftig genug gesäet; daher ists kein Wunder, daß sie so groß und schwer werden. Sie sind hier nicht so sehr der Gefahr des Frostes ausgesetzt, wie in Deutschland: man läßt sie so lange man will, unbesorgt im Boden stehen, und weiß nichts vom Abschneiden des Krautes und vom Vergraben in Löcher; doch waren in dem harten Winter von 1775. bis 1776. viele verfault. Nach den Rüben wird zu Ende des Märzen Gerste gesäet. Man hat hier nur zwo Arten; die gemeine, auch bey uns gebaute, (hordeum distichon L.) und die Reißgerste (hordeum zeocriton L.) Die letzte wird der gemeinen nachgesetzt, und im Verhältniß mit dieser, nur wenig gebauet. Auf Gerste pflegen bald Bohnen, bald Erbsen zu folgen; doch wird meistens gleich, oder etliche Wochen darnach rother Kleesenklee, der hier allein gebräuchlich ist, darauf gesäet. Eine darüber gehende Walze drückt den Kleesaamen ein, wenn gleich die Gerste schon aufgegangen ist, welches auch geschieht, wenn Klee in Haber oder Weitzen gesäet wird. Das Kleeheu wird im Winter den Pferden gegeben; denn für diese soll es besonders gut seyn, wenn sie zum Pflügen oder Fahren gebraucht werden, aber nicht für Reitpferde. Man leugnet nicht, daß es gut sey, Kühe mit grünem oder gedörrtem Klee zu füttern: aber es sey eben so nützlich, wo nicht besser, wenn sie auf freyer Weide ihre Nahrung suchen. Vom Winterweitzen hat man verschiedene Gattungen; weissen, (white weat, triticum turgidum L.) rothen, (Red wheat) rothen in weissen Hülsen, (Red wheat whit white chaff) und Glockenweitzen, (Clock-wheat, revet-wheat) eine Abart des ersteren. Der Verf. hat Hrn. B. so wohl Aehren als Saamen von jeder Art gesandt, die er in den ökonomischen Garten gesäet hat, und in der Note genauer beschreibt. Der rothe soll, nach seiner Anmerkung aus Hunters Georgical Essays, vortheilhafter seyn, weil er mehr Wasser annimmt, also auch mehr Brod giebt, als der weisse. Der weisse taugt besser in schwerern Boden, der rothe besser in Sand- und leichtes Land. Der Mohn, wenn er im Korne überhand nimmt, wird dadurch ausgerottet, oder doch unterdrückt, daß man Erbsen in ein solches Feld säet. Man hat hier auch Versuche mit dem Setzen des Weizens angestellt, wo man kaum die Hälfte der sonst gewöhnlichen Aussaat braucht; aber der Erfolg entsprach 1776. der Erwartung nicht, und man hat keine weitere Probe angestellt. Indessen wäre doch zu wünschen, daß

der Versuch auch in Deutschland gemacht würde. Auch die Windsorbohnen, aber noch stärker die Gattung, die man Pferdebohnen nennt, werden hier gebauet. Man setzte sie schon zu Ende des Hornungs, sie sind gemeiniglich die erste Anpflanzung im Jahr, und die letzte Erndte. Von Erbsen werden im Großen zwo Gattungen gebaut: Quick-halsten-peaſe, die grün und dürre gegessen werden; und Grey-peaſe, die größer als jene, grün und von unordentlicher Gestalt sind, und die man vornämlich für Schweine futter baut. Endlich noch Haber, nämlich den gemeinen weissen und schwarzen: Roggen bauet man in Benhalls-Feldern gar nicht. Auf andern Aeckern in hiesiger Gegend findet man auch Roggen, Buchweizen, Weiden von verschiedenen Gattungen, Grundbirnen. Reps, Hanf und Flachs; hingegen ganz unbekannt ist das Welschkorn und der Krapp. Das Getreide wird mit Flegeln gedroschen, auf Estrich oder steinernen Platten, oder auf einem mit Dielen wohl belegten Boden, den man für die beste Tenne hält. Es wird alsdenn geworfen, gesiebt, und läuft noch, die Bohnen ausgenommen, über ein Drahtgitter, wodurch der Unrath fällt. Das Unkraut, das auf den hiesigen Feldern am meisten wächst, sind: Quecken, zu deren Ausrottung man ein eigenes unten beschriebenes Instrument braucht, Mohn, Disteln, diese besonders häufig, u. a. m. Wegen der Disteln im Weizen bekommen Knechte und Tagelöhner, jeder ein Paar lederne Handschuh vom Herrn zur Erndte. Auf einigen Wiesen hat man statt der offenen Abzugsgräben, die vielen Platz nehmen, und sonst Unbequemlichkeiten haben, bedeckte Wassergänge gemacht, die man kaum an der verschiedenen Farbe des Grases erkennt. Sie kosten viel, und erfodern einen Fall des Wassers, der nicht allemal leicht zu erhalten ist; aber sie halten lange aus. Die Pferde, ihre Wartung und Arbeiten. Zu Landwirthschaftlichen Arbeiten braucht man vielleicht noch nirgends in Suffolk und Esser Ochsen. Die Kühe; ein Mittel wider eine Krankheit, Garget, da sie ein geschwollenes Euter haben, und schlechte knollichte Milch geben; bisweilen wird es gar schwürigt; und die Kuh alsdenn gemästet und geschlachtet. Die suffolkische Butter wird für die beste im Königreiche gehalten, und weit verschickt. Die Verfertigung derselben. Man macht zweyerley Butter: von Milchrahm, und vom Rahm, der sich auf der Käsmolke erzeugt. Die letzte Art ist für die Armen. Käse von verschiedener Güte, und seine Bereitung. Die Schweine, und ihr Futter. Sie werden geringelt, wenn sie anfangen das

Land

Land umgepflügt. Schafe hält man in B. nur, wenn man sie eben auf einem Rübenacker fett machen will; oder man kauft alsdenn noch lieber junge Lammer, läßt sie die Rüben aufzehren, und verkauft sie ums doppelte wieder. Man überläßt wohl auch das Feld, gegen Bezahlung der Rüben, einem andern für seine Schafe. Sonst ist die Schafzucht stark in Suffolk, und der Schafmarkt zu Ipswich sehr beträchtlich. Die Schafe bleiben beständig im Felde; aber in einem harten Winter, wenn Schnee liegt, fallen auch viele. Eine Schafkrankheit, Rot, schreibt man hier dem langen Aufenthalt der Schafe auf feuchten Boden zu; hingegen nach Youngs Behauptung in seinem Farmer's Tour through the East of England Vol. 1. p. 117, entsteht sie einzig nach Ueberschwemmungen, wenn die Schafe von der überschwemmt gewesenen Wiese fressen. Unter den Dung mischet man Clay, Asche, die nach der Pottasche zurück bleibt, Asche von verbrannten Rasen und Ameisenhaufen, auch gute fette Erde aus geputzten Gräben, mit Clay vermengt. Andre künstliche Mischungen kennt man nicht, und hält den Stall- und Viehofsdung für den besten Dünger, und nach diesem den Clay. Das Gesinde wird sehr gut gehalten, ißt meistens, was der Pächter ißt, hat manche Vergnügungen; doch ist es in der Arbeit fleißig und anhaltend. Auch die beständigen Taglöhner, die auf jedesmaliges Verlangen sich zur Arbeit stellen müssen, und nicht ohne Erlaubniß für Andre arbeiten dürfen, sind gutes Essen gewohnt, und überhaupt kann der englische genuine Mann wohl weniger Mangel ertragen, als der Deutsche. Die Werkzeuge zum Landbau. Zweyerley Pflüge; einer mit hohen Rädern, (Wheel-plough) ein anderer ohne Räder und Vordergestell, (Foot-plough) der Räderpflug kostet neu drittehalb Guinees, und der andre nur eine. Doch sieht man mehr Räderpflüge, weil sie fürs Vieh leichter sind. Die Egge besteht aus mehreren, bis auf vier kleineren Eggen, die locker neben einander zusammen gekettet sind. Sehr von den unsrigen unterschieden ist die Sichel, und genau hier beschrieben; aber Zeichnungen würden bey einigen dieser Instrumente angenehm gewesen seyn. Sie hält ungeschärft drey bis vier Erndten aus, und die Schnitter brauchen nicht zu wetzen. Wenn sie stumpf geworden, kann man sie zwar wieder schärfen lassen; aber diese Schärfung hält nicht mehr so lange. Ein Zugrechen, (Drag-rake) womit man Feld von den Quecken reiniget. Noch eine Maschine, womit man das Getreide reiniget, der Egge ähnlich, welche die Brauer zur Reinigung des

gedörr-

gedörrten Malzes von den Keimen gebrauchen. Das Getreide läuft aus einem Behältniß über ein Drahtgitter herunter, durch welches der Unrath fällt. Die Arbeit unsrer Beutelmühle wird hierdurch erspart. Den englischen Namen finden wir hier nicht angemerkt. Die Getränke. Die meisten Landwirthe und Landhaushaltungen, selbst der Taglöhner, machen ihr Bier selbst. Die Verfertigung des Malzes und des Bieres. Man darret das Malz nicht mit Steinkohlen, sondern mit daraus gebrannten Kohlen, Cinders. Auf einem nahen Salzwerk zu Woodbridge verbrennen die Steinkohlen, deren Feuer das Salzwasser sieden macht, nicht ganz, sondern zu Cinders, wodurch also ein gedoppelter Zweck erhalten wird. Man könnte auch bey uns, sagt der Verf., die Feurung einiger Gewerbe so einrichten, daß das Holz nicht zu Asche, sondern zu Kohlen verbrennte. Das Bier wird bey weitem so lange nicht, als bey uns, gesotten; man hält das lange Sieden für schädlich, und erspart Holz oder Kohlen. Das Steinkohlenfeuer, das eine anhaltende Hitze giebt, trägt vielleicht auch zur Güte des Biers etwas bey. In geringerm Maaße werden auch verfertiget Obstweine, (Cider) Wein von Johannisbeeren, Gruselbeeren, Himbeeren, Erdbeeren und Holderbeeren. Ein Recept zu Johannisbeerwein wollen wir doch, weil vielleicht auch unsre Bibliothek von einigen Damen gelesen wird, abschreiben. „Man nehme zu drey „Gallons (etwas über neun Maas) Johannisbeeren zwey Gallons Wasser, zerdrücke die Johannisbeeren, lasse sie im Wasser „zween Tage stehen, und rühre sie oft um. Alsdenn presse „man den Saft aus, thue zu jedem Gallon Saft drey Pfund „feinen Zucker, und lasse es zween Tage in einem Zuber treiben. „Dann seihe mans durch Flanel, und thue es in ein Fäßchen. „Wenn die Gährung vorüber ist, so thue man guten Branntewein hinzu, eine Bouteille zu zehen Gallons Wein, stopfe das „Fäßchen zu, lasse es sechs Monate liegen, versuche dann den „Wein; und ist er nicht süß genug, so kann man noch ein wenig Zucker hineinthun.“ Reinlichkeit herrscht nicht blos in den ökonomischen Arbeiten, auch in allem Uebrigen, beym Taglöhner sowohl, als beym Pächter, und beym Grundherrn. Doch gehen sie nicht so weit hierinnen, wie die Bewohner einiger holländischen Dörfer und Städte. Der Verf. empfiehlt den Gebrauch der Essen zum Abputzen der Schuhe, die man in England auch vor den Hausthüren der Taglöhner findet, die Ueberschuhe der Weiber, Cloggs und Patins) den meistens braunen Anstrich der Thüren, die gleichwohl oft gewaschen werden,

den, die Bodenteppiche, die man auch bey den Pächtern antrifft. Dem Gesinde erleichtern das Kehren und Reinigen, nicht nur die bequemen dazu eingerichteten Werkzeuge, sondern auch selbst die Simplicität des Schreinwerks, das nicht mit so vielen Schweifungen, Hohlkehlen, Rundstäben, Füllungen und andern unnützen Zierrathen, wie bey uns, überladen wird. Auch bey Tische ist alles zur Reinlichkeit eingerichtet, und die dabey beobachtete Ordnung und Bedienung bey geringen bürgerlichen Personen, so groß, wie bey unsern Vornehmen. Das Leinenzeug wird mit Sorgfalt gewaschen sehr schön weiß, und die Waschart, die der Verf. beschreibt, ist von der unsrigen ganz verschieden. Die Waschmaschiene (Doll) ist völlig dieselbe, die Hr. Schäffer als eine Erfindung bekannt gemacht hat. Die reinliche Küche ist in den meisten landwirthschaftlichen Häusern zugleich die Wohnstube. Sehr im Gebrauch sind die Bratenwender, (Imock-lacks) die vom Rauche und der Hitze oben im Kamin umgetrieben werden. Die jährlichen Abgaben und Armensteuer ist sehr beträchtlich, weil es viele Armen giebt, und das gute Leben eine fast angeborne Nothwendigkeit ist. So viele Arme giebt es in England, weil es viele Reiche giebt; doch sieht man hirgends so selten betteln. Das englische Maas und Gewicht, verglichen mit dem Durlacher. In England sind die Landstrassen gemessen, und jede Meile durch einen Stein angezeigt, auf welchem die Weite von London und den nächsten Hauptorten angeschrieben ist; eine Bequemlichkeit, die in dem größten Theile von Deutschland noch fehlt. Die Preise verschiedner Dinge, und eine Ertragsberechnnng von 1776, das ein Mitteljahr war. Nach Abzug aller Kosten bleibt übrig 38 Pf. 6 S. 10½ pf. und davon geht ab der Zehende und andre Auflagen, 29 Pf. 18 S. 8 pf. So einen großen Theil des selbst ungemein geringen reinen Ertrags nehmen der Zehende und andre Auflagen hinweg, besonders in nicht fruchtbaren Jahren, wo die Auflagen die nämlichen bleiben. Der ganze Ertrag, wie ihn der Verf. berechnete, war 405 Pf. 15 S. 6 pf., und die Kosten, 367 Pf. 8 S. 7½ pf. (aber wie leicht kann eine solche Berechnung fehlen) Das Gut das vom Eigenthümer selbst verwaltet wird, ist angeschlagen, 100½ Acres, (1 Acre ist, nach des Verf. Anmerkung, etwas weniger als 1⅓ Morgen, oder 1210 Toises pariser Maaßes, wie er im Supplement à l'Encyclopedie Vol. I. bestimmt wird.) sammt den Gebäuden und Gerechtsamen, zu 3517 Pf. 10 S. Fahrniß an Vieh, Schiff und Geschirr zu 200 Pf.

II. Ueber die Nebengewerke der Landleute. Der Verf. Hr. Prof. B. hat in dem gegenwärtigen Abdrucke seiner Preisschrift verschiedene Zusätze und Verbesserungen gemacht. Durch allgemeine und besondere Regeln sucht er hier zu entscheiden, welche Arbeiten man dem Landmann, der im Winter gemeiniglich nur verzehret, ohne zu erwerben, anweisen solle. Das Nebengewerbe darf nicht die Landwirthschaft stören; es sey nicht zu bequem, nicht zu ergiebig, von der Art, daß es ohne Nachtheil könne zurück gelegt, und ohne Weitläuftigkeit wieder vorgenommen werden; es sey auch leicht zu erlernen. Die alten Göttinger waren halb Handwerker, halb Landwirthe, wie sie es meistens auch noch sind; und wie die Universität dahin kam, waren von Schustern keine Schuhe, von Schneidern keine Kleider zu erhalten, wenn beyde zu ackern hatten. Zweytens die Nebengewerbe der Landleute dürfen nicht die Stadtwirthschaft, oder die Gewerbe der Stadtleute stören. Man darf dem Bauer keine Nebengewerbe zugestehen, die städtische Zünfte oder Innungen unterhalten sollen. Doch gestrt der Verf. einige Ausnahmen. Alle Nothwendigkeiten bereite er sich, so viel möglich, selbst. Auch in dem Falle kann man dem Bauer zunftmäßige Arbeiten erlauben, wenn die Waaren dem einheimischen Verbrauch entzogen, und durch Verhandlung an Ausländer können zu Gelde gemacht werden. Der Staat wird den Vortheil haben, diese Waaren wohlfeiler zu liefern, und sicherer abzusetzen, als wenn sie in theureren Werkstätten gemacht wären. Hieher gehören grobe Arbeiten der Tischler, Drechsler, Rademacher, Posementierer, Bandmacher, u. dgl. Drittens, nur grobe Arbeiten muthe man dem Bauer zu, doch muß man ihm auch nicht zu wenig trauen. In einigen Gegenden, z. E. um Nürnberg und in Schlesien, verfertigen die Bauern sehr feine und künstliche Waaren. Die Künste pflegen sich mit der Zeit zu verfeinern, sie mögen von Bürgern oder Bauern getrieben werden; und der Industrie ist auch der Landmann fähig. Sonderbar ists, daß seit dem Anfange dieses Jahrhunderts im Dorfe Krumhübel, im hirschbergischen Kreise von Schlesien, Arzneyen und chemische Waaren verfertigt, und in Menge verschickt werden. Sowohl inländische als ausländische Produkte könnten vom Landmanne, für die benachbarten städtischen Handwerker und Künstler, aus dem Groben vorgearbeitet werden. Viertens, die Nebengewerbe müssen auch die Bauerkinder, wenigstens von acht bis zwölf Jahren, beschäftigen können. Die gesundeste, stärkste Menschenart findet man auf dem Lande.

Aber

Aber noch verzüglicher würde sie ausfallen, wenn sie nicht schon in der ersten Jugend zu den schwersten landwirthschaftlichen und andern Arbeiten gezwungen würde, die dem jungen Körper nicht zuträglich sind. Der Verf. versichert, zwey Obrist zu kennen, die ehedem baumstarke Kerls gehabt; aber seit zween Zeugungen haben sie die Frachtfuhren zu ihrem herrschenden Gewerbe gemacht; und seitdem, weil jetzt jeder Vater seinem Jungen Brandtewein in der Schenke zutrinke, verkleinert sich diese Race sichtbarlich von Zeugung zu Zeugung. Aber was er hinzusetzt, daß in einem Dorfe an einem breiten reissenden Strome, wo die häufige Ueberfahrt der Reisenden Verdienst giebt, und der Bauerjunge schon in den ersten Jahren und oft zudern muß, alle Einwohner männlichen Geschlechts einen Bruch hätten, und daran alle frühzeitig zu Hause absturben, ist doch wohl so allgemein wahr nicht. Das Nebengewerbe der Eltern also sey so beschaffen, daß auch die Kinder dabey helfen und verdienen können, ohne ungesund zu werden. Fünftens, das Nebengewerbe erfordre nicht viele, große und kostbare Geräthschaften und Werkzeuge. Sechstens, kann es seyn, sowähle man solche Nebenarbeiten; wozu der Landmann selbst die rohen Materialien gewinnen kann. Durch die Verarbeitung wird er zur Gewinnung, und durch diese zu jener aufgemuntert werden, weil sein Vortheil sich vervielfältigt. Endlich siebentens, nur solche Nebenarbeiten suche man einzuführen, zu deren Produkten man gleich sichere Abnehmer weiß. Aber tausend Vorschläge, welche die ersten Untersuchungen ausgehalten haben, werden an dieser Bedingung scheitern. Die hochlöblichen Landstände oder eine Gesellschaft von Patrioten müßten denn dem Bauer seine Waaren abkaufen, auf Gewinn und Verlust damit handeln, bis die Kaufleute selbst sich erböten, den Handel zu führen. Die letzte Frage ist noch; Welches sind die schicklichsten Nebengewerbe für Krain? Diese kann kein Ausländer, kaum ein Inländer, der nicht die allergenaueste Kenntniß des Länder besitzt, beantworten. Und für ein Herzogthum von solcher Ausdehnung, Verschiedenheit des Bodens, der Produkte und der Einwohner, ist es unmöglich, die Nebengewerbe allgemein zu bestimmen. Statt dessen räth der Verf., um ein ausgewähltes Gewerb irgendwo einzuführen, sollte man einen Meister in das Dorf setzen, und den Bauerkindern Belohnungen verheissen, die am besten die Kunst des Meisters erlernen, und die meisten Waaren liefern würden. Am Ende nennt der Verf.

noch

noch alle die Nebenarbeiten, die nach seinem Urtheil die schicklichsten für den Landmann sind.

III. Nachricht von der Verfertigung der Spitzen im Erzgebürge. Aus einem Briefe des Hrn. Landbauverwalters C. L. Zieglers, zu Hannover. Gewiß wird man diesen Aufsatz, der aber keinen Auszug erlaubt, mit Vergnügen lesen.

IV. Aufhebung der Naturaldienste im Amte Calenberg. Der ganze Vergleich und Recess, mit der königlichen Bestätigung, abgedruckt.

V. Verdienste der Kaufleinenweber in der Gegend um Göttingen. Der ganze wöchentliche Verdienst des Webers, wie ihn Hr. B. im Herbste 1778. fand, und der nach seiner Angabe der größte mögliche ist, und der nicht immer, vielmehr aus verschiedenen Ursachen, nur selten erreicht wird, ist 1 Rthr. 24 Mgr.

VI. Kurzer Unterricht vom Hopfenbau. Diese kurze deutliche Anleitung zum Hopfenbau hat die Churmärkische Kammer 1772, und zum andern male 1776. drucken und austheilen lassen; und sie verdiente, damit sie gemeinnütziger würde, diesen neuen Abdruck.

VII. Auszüge aus Briefen. Zu Bielefeld in der Grafschaft Ravensberg wird jährlich für 33600 Rthlr. Leinwand gebleicht. Hr. Prof. Pallas meldet, daß in Asien die Nessel eben so gebräuchlich sey, als der Hanf; nicht allein die hanfblätterige, sondern auch die gemeine große perennirende. Diese wird auch in der Bulgarey statt des Hanfes genommen, den man daselbst doch so wie auch in Persien, säet, und der auch ums Kaspische Meer häufig wild wächst. Die gemeine Urtica dioica ist es, woraus die Baschkirischen Weiber Leinwand zur Kleidung, und die Ostiakinnen Netze weben. Die Chineser hintergehen die Russen mit Damasten, wovon der Aufzug von Nesselgarn, und der Einschlag allein von Seide ist. Aber nie wird die Nessel zu so feinem Gewebe, wie Nesseltuch, in Asien gebraucht; und der Name Nesseltuch scheint durch Mißverstand entstanden zu seyn. Eben das scheint auch von dem Namen Seidenpapier zu gelten; die Seide ist zu dieser Verarbeitung ganz untüchtig. Alles Papier der Chineser fand Hr. P. vom gröbsten Packpapier an bis zum feinsten geleimten Postpapier, allezeit vegetabilisch, und übersandte Hrn. B. Proben von allerley chinesischem Papier. Aus einem groben Packpapier erhellte deutlich, daß schon die Chineser allerley Pflanzentheile

Hefle und Baumwolle zu Papier nutzen, ohne Herrn P. Schäffers Papierproben zu kennen. Ein andrer Korrespondent aus Petersburg giebt Nachricht von dem glücklichen Fortgang der mineralischen Entdeckungen in Sibirien. Die Weinlese war auch in den beßten Gegenden am Rhein 1778. sehr geringe. Einige Regen sind in der Zeit der Blüthe zur Güte des Weins sehr nöthig. Viele Trauben waren in der unmäßigen Hitze des Julius und Augusts verdorret. Wir wünschen, diese Nachrichten immer wahr zu finden: wenigstens können wir es schwer glauben, daß ein Landmann zu Altenbruch im Lande Hadeln, zu seiner Hochzeit, von Hamburg vier Orhöfe rothen, und zwey Orhöfe weissen Franzwein, sechs Tonnen Bier für die Zuschauer, 400 Paar Kaffetassen und 400 Trinkgläser verschrieben habe, und für die Zuschauer ein ganzes Ochse geschlachtet worden. Der Mann wird auf ein Paar Tonnen Goldes geschätzt.

Mf.

Frankfurter Beyträge zur Ausbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften. 1780.

Unter diesem Titel giebt Hr. Hofrath Rühl in Frankfurt eine Wochenschrift Bogenweise und Heftweise auf Pränumeration heraus, wovon in dem Jahre 1780. der erste Jahrgang geendiget, und nun der zweyte im Gange ist. Der Inhalt besteht in Abhandlungen und kleinen Aufsätzen, in Anekdoten, Anzeigen und Recensionen neuer Bücher, die in Frankfurt von dortigen Gelehrten herausgegeben werden, in Kunstsachen, in Abhandlungen, die in Cameral- Finanz- Policey- Staats- Handlungs- und Haushaltungswissenschaft einschlagen, Anzeigen neuer Erfindungen, in Erzählungen und Geschichten, Gedichten, Nachrichten, die Frankfurt betreffen, in Lebensbeschreibungen Frankfurter Gelehrten und Künstler, Naturgeschichte, Theaternachrichten, Tonkunst. Unter den Lebensbeschreibungen kommen Maria Sibylla Merian, Jakob Marrel, Johann Lingelbach, Christian Stöcklin, nebst ihren gestochenen Porträts vor. In der Naturgeschichte findet man illuminirte Abbildungen des Sphynx Aliformis et Spheciformis mit Anmerkungen, Abbildung der Phalaena noctua ludifica Linnei, der Phalaena Geometra diversata, der Phalaena Geometra conspicuata, der Phalaena Bombyx maculosa, mit Anmerkungen.

Einige Compositionen von neuen Liedern. Man kann es nicht läugnen, daß man in dieser Sammlung manche artige Verschen und manche unterhaltende und wichtige Abhandlung zu lesen bekömmt. Papier und Druck sind sauber, freylich die Lettern schon etwas abgenutzt.

Der rothe Magen, eine universelle Wochenschrift. Offenbach und Leipzig. 1780. in der Schröckischen Buchhandlung.

„Glücklich ist der, meine Herren und Damen, der Pasteten isset, und die gelehrte und politische Welt gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bey seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseyns übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit!„ So fängt der Herausgeber sein erstes Stück an, welches den 22. November 1780. seinen Anfang nahm. Vermuthlich hat er es selber aber noch nicht zu diesem Glücksstande bringen können: sonst würde er sicher nicht neuerdings als Magenmeister bey dem Publikum erschienen seyn. Verfasser und Verleger sind hier einerley. Vorher schrieb er die Avis-Comtoir-Zeitung in Frankfurt, welches ihm, soviel wir wissen, verboten wurde. Nun fabricirt er in Offenbach nahe bey Frankfurt gegenwärtige Wochenschrift. Es ist eine embsige Sammlung aller Anekdötchen, welche in anderen gelehrten und politischen Zeitungen enthalten sind. Ausser diesen kommen noch Erzählungen, Briefe und kurze Abhandlungen vor. Gelehrte werden zu Beyträgen gegen einen Dukaten für den Bogen eingeladen. Druck und Papier sind schlecht — Sie eben vernimmt man aus Zeitungen, daß dieses Wochenblatt mit Anfange des Junius sein Ende genommen habe.

Rg.

Die Brieftasche aus den Alpen. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßlin. 1780. 117 S. in 8.

Die Feyerstunden der Grazien. Ein Lesebuch. Bern, bey Haller. 1780. 412 S. in 8.

Un-

Unterhaltende die Menschheit interessirende Merkwürdigkeiten aus verschiedenen Fächern. Erster Theil. Frankf. und Leipz. 1780. in 8.

Die Brieftasche ist auf der Stube gemacht, und nicht in den Alpenthälern gefunden worden: die Hirten in diesem Gebürge machen selten Querstriche und Exclamationen, denn sie sind Männer von gesundem Verstande. Spude, spüken, an die Brust hinbeben, ist ihnen auch nicht geläufig. Ihre alte Geschichte verstehen sie, daher nennen sie nicht, wie dieser Verfasser, diejenigen Helden, welche bey Sempach nicht ohne ein moralisches Wunder besieget werden konnten, Jünkerlin; doch gewöhnlich verachtet man, was man nicht kennt. An einigen Orten will der Verfasser populär seyn; dann erniedriget er sich unter das Volk; die Alten, wenn sie für das Volk schrieben, erhoben es zu sich.

Zum Verstande der Titel ist nothwendig anzumerken, daß in Brieftaschen, Feyerstunden und Unterhaltungen diejenigen erbaulichen Betrachtungen vorkommen, welche die vormalige Welt in moralischen Wochenblättern und Monatschriften-Form bezahlte. Der Nutzen dieser unschuldigen Bücher ist weder nichtig noch auch gröser als negativ: sie können bey gegenwärtiger Epidemie der Lesesucht Leuten, die lesen weder können noch sollen, ohne Gefahr in die Hände gegeben werden, und wenn die guten Leser und Leserinnen keine Leidenschaften haben, so wird ihr Herz auch durch diese Moralpredigten gebildet werden.

Einige in den Feyerstunden sind von der Frau Reclam, Herrn Engel und verschiedenen Engländern, werden also durch die Namen, und auch durch ihr Verdienst empfohlen: in den übrigen ist nicht Eine Beobachtung neu, noch irgend eine charakteristische Schilderung.

Die Unterhaltungen sind eine Sammlung sogenannter Anekdoten zum Gebrauch leerer Köpfe, welche ein solches Buch nachschlagen, ehe sie wagen, in Gesellschaften zu gehen. Sie sind nicht ordentlicher als die Essais des Herrn von S. Foix, so gelehrt aber auch nicht. Ihre Sprache ist das beliebte und geschmackvolle deutschfranzösisch: da ist von Regierungen voll Catastrophen, von Luxe, Lustre, Eclats, Etablissemens, Entrepot, Acquisitionen und allen Partien Europens öftere Mel-

dung: Himpelbrum heißt juſteſſe d' eſprit von Geiſt gerecht, un petit coin aber ein Grundſtück; von dem rußiſchen Hofe wird gemeldet, er lebe ſehr einlaut; um zu verbergen, in welche Sprache jedes Wort gehöre, wird wohl eher ein unſchuldiger Ausdruck, ſo wie Actritze, durch die Schreibmanier vermummet. Mit unter ſind viele tiefe Verbeugungen gegen alle Potentaten, als welche alle die Unterhaltungen kaufen werden. Ueber die Regierungsveränderung in Schweden wird wie billig ebenfalls deklamirt, über das rußiſche Reich ein Artikel aus den Chronologen abgeſchrieben; dem Kaiſer aber das gehörige Kompliment über deſſen Beſuch bey dem Herrn von Haller gemacht. Ohne Zweifel werden wir mit noch mehreren Bänden heimgeſucht werden: bey Artikeln wie das über die Tempelherren iſt, kann der Verfaſſer ſeine Lebensgeiſter ſparen; er darf nur den Lavocat abſchreiben; der wird eine Unterhaltung werden wo nicht für uns, doch für ihn.

A.

Nachrichten.

Unter den Handſchriften der Herzogl. Wolfenbüttelſchen Bibliothek befinden ſich von *Rhabani Mauri* Werken folgende:

Commentar. in Paralipom. 21. *Mſt. Weiſſ. fol.*

— — in Exodum, Leviticum et Numeros. 29. *Mſt. W. fol.*

— — in Joſuam, Judices et Ruth. 31. *W. fol.*

— — in Libros Regum Vol. I. et II. 53 *et* 54. *W. fol.*

— — in Evangel. Joannis, in Geneſin, Libros Maccabaeor. et Paralipom. 87. *W.* 4to.

— — in Ezechielem. 92. *W.* 4to.

* * *

Zu Zweybrück wird von einer französischen typographischen Gesellschaft eine neue Ausgabe von J. J. Rousseaus Werken besorgt. Die ganze Sammlung wird in 24 Bänden, jeder Band etwa 300 bis 350 Seiten stark, bestehen. Man verlangt keine Vorausbezahlung; sondern nur Subscription, die bis zu Ende dieses Jahrs offen ist.

* * *

Ebendaselbst wird auch auf Pränumeration oder Subscription ein Werk für Cameralisten, die sich mit Anschlägen, Theilungen, Tausch und Verkauf ganzer Aemter und Herrschaften zu beschäftigen haben, unter dem Titel: Abhandlung von Vertheilung ganzer Aemter und Herrschaften, herauskommen.

* * *

Auf bevorstehende Ostermesse 1782. wird im untenstehenden Verlage in groß Octav herauskommen: Eine deutsche Uebersetzung von Andreas Sparrmanns, Doktors der Arzneygelahrheit zu Stockholm, und Mitglieds der dasigen Akademie der Wissenschaften, in schwedischer Sprache verfaßten, und erst kürzlich in Stockholm gedruckt erschienenen Beschreibung seiner Reise, 1) von Gothenburg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, im Jahr 1772; 2) von diesem Vorgebirge mit Capitain Cook und dem Herrn Forster auf dem südlichen Weltmeere, und nach den darinn belegenen bisher wenig gekannten Inseln und Ländern, in den Jahren 1772 bis 1775; und 3) in dem Innern des südlichen Afrika, als dem Lande der Hottentotten, der Kaffern, und andern tief hineinliegenden Gegenden, in den folgenden Jahren. Rostock 1781.

Koppensche Buchhandlung.

* * *

Mit des XLIV. B. 2. St. ist eine Nachricht von drey Werken ausgegeben, welche zu Ostern 1782. herauskommen sollen, und worauf bey dem Verleger dieser Bibliothek, und in allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlandes, Pränumeration angenommen wird. Nämlich: 1) auf Hrn. Consistorialrath Hermes Predigten über die evangelischen Texte an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres,